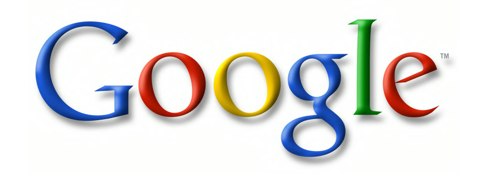



Google






JOHANN FRIEDRICH
MECKEL.
Geb. zu Wetzlar 1724. Gestorb
zu Berlin 1774.
A. Graf pinx.
Schleuen sc.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des vier und zwanzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai, 1775.

Verzeichniß

der in diesem ersten Stück des vier und zwanzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

4) Schö-

4) Schöne Wissenschaften.

5) Schöne Künste.

Musik.

6) Romanen.

7) Weltweisheit.

8) Mathematick.

9) Naturlehre, Naturgeschichte, Chymie und Mineralogie.

10) Geschichte, Staatsrecht, Diplomatick und Erdbeschreibung.

11) Gelehrte Geschichte.

12) Philologie, Kritick und Alterthümer.

13) Erziehungsschriften.

Schu-

14) Kriegswissenschaft.

15) Finanzwissenschaft.

16) Handlungswissenschaft.

J.

17) Haushaltungskunst.

Ab-

18) Vermischte Nachrichten.

Ein-

I.

Magazin für die neue Historie und Geographie, angelegt von D. Anton Friedrich Büsching, königl. Preuß. Oberconsistorialrath 2c. Siebenter Theil. Halle, 1773. bey Joh. Jac. Curt. 3 Alphab. 5 Bogen 4.

Rußland nimmt fast diesen ganzen Theil ein, welcher folgende Artickel enthält:

S. 3-188. Beschluß der Uebersetzung von Herrn Staatsraths Peter Rytschkow Orenburgischen Topographie, von M. Christian Heinrich Hasen.

Nachdem der Verfasser den Ursprung des Orenburgischen Gouvernements, die dasselbe umgebenden und darinn wohnenden Völker, und die Beschaffenheit des Landes beschrieben hat; *) so giebt er weitere Nachrichten von den übrigen Merkwürdigkeiten, die ihm darinn vorgekommen sind. Unter den Orenburgischen Gewässern, mit deren Beschreibung schon im vorigen Theile der Anfang gemacht ist, sind einige Salzseen, in welchen ein vortrefliches Salz in heissen Tagen von selbst anschießt. — Der größeste Fluß ist die Wolga, welche vielleicht alle andern an Menge und Mannigfaltigkeit der Fische übertrifft:

*) Man sehe die A. d. B. im XVIIten Bande S. 14, und im XIXten S. 517.

wiewohl die in dem Jaik viel besser von Geschmack sind. — Das größeste und berühmteste Gebirge nicht allein in dem Orenburgischen Gouvernement, sondern im ganzen Russischen Reiche ist der Ural. Die Tatarn geben ihm diesen Namen, welcher einen Gürtel bedeutet. Bey den Russen heißt er Obtschei-Syrt, d. i. der allgemeine Bergrücken, und bey den Alten ist er unter der Benennung der hyperboräischen und riphäischen Berge bekannt. Nach Strahlenbergs Meynung macht dieses Gebirge die beste und natürlichste Grenze zwischen Europa und Asien *). Es theilet sich in drey große Arme, welche ganz Asien gegen Süden, Osten und Westen, nachdem sie sich wieder in verschiedene Arme getrennet haben, unter andern Namen durchstreichen. — An vielen Orten findet man in den kleinen Flüssen und in den Bergen, zuweilen auch auf den Ebenen; Krystalle, Topase, Jaspis und Agate, und in der Isettischen Provinz eine Art von weißem Thon, der zum Porcellan sehr tauglich ist, und an die Porcellanfabrik in Petersburg geliefert wird. Ausser verschiedenen Salzseen giebt es auch Salzberge, besonders an dem Flusse Ilek. Das Salz bricht in großen Stücken von 30 bis 40 Pud. **) In Orenburg kommt das Pud der Krone mit allen Kosten 6 Kopeken zu stehen, und wird für 35 verkauft. Salpeter, Alaun, Schwefel, Naphta, verschiedene Färberden, Kupfer und Eisen werden hie und da, und die zwey letzten Metalle häufig gefunden. — Von zahmen und wilden Thieren, Vögeln und Fischen giebt es manche seltene in Europa unbekannte Arten. — Da man bey Erbauung der Stadt Orenburg, unter andern, die Beförderung des Handels mit

*) Phil. Joh. von Strahlenberg nord- und östlicher Theil von Europa und Asien, S. 105. ꝛc.

**) Ein Russisches Gewicht von 40 Pfunden.

mit den nahen und entfernten Asiatischen Völkern zur Absicht gehabt hat; so ist derselbe in einigen Jahren schon beträchtlich geworden. Der dortige Zoll, nebst dem in Troizkaja-Krepost, welcher 1738. nur 546. Rubel betrug, ist in zwölf Jahren auf 40000, und hernach bis 70000. Rubel gestiegen. In 1751. belief er sich auf 85123. Rubel. Die Zolleinkünfte würden weit größer seyn, wenn die Asiatischen Kaufleute, statt des Goldes und Silbers, welches, wie die Edelsteine, zollfrey ist, andere Waaren mitbrächten. Der Verfasser hoffet in der Zukunft einen noch blühendern Fortgang dieses Handels. Und hiemit beschließt er den ersten Theil seiner Orenburgischen Topographie.

In dem zweyten giebt er eine ziemlich umständliche historische und politische Beschreibung der unter das Orenburgische Gouvernement gehörigen Provinzen, und der darinn befindlichen Festungen, Städte und Flecken; worinn wir ihm aber, ohne Weitläuftigkeit, nicht folgen können. Am Ende ist ein Verzeichniß der in dem Gouvernement angelegten Kupfer- und Eisenbergwerke. Der erstern sind, vor etwann zwölf oder dreyzehn Jahren, 15, der andern 13 gewesen.

Der Uebersetzer dieser Topographie, Herr M. Hase, hat die Russische Sprache, von sich selbst, mit sehr wenigen Hülfsmitteln, erlernet, und dennoch, nach dem Zeugnisse eines sachekündigen Richters, des Herrn Collegienraths Müller, in der Uebersetzung so wenige und geringe Fehler gemacht, daß sie nur von denen, die des Rußischen vorzüglich mächtig sind, bemerkt werden können; welches wir zu des Uebersetzers wohlverdientem Lobe, hier noch haben anmerken wollen.

S. 189-232. Reise von St. Petersburg nach der Moldau und zurück über Kiew und Moscau:

cau: angetreten am 28sten May 1770, und beschlossen am 16ten Febr. 1772.

Der Verfasser, welcher aber nicht genannt ist, hat sich eine Zeitlang bey der Russischen Armee, die Bender belagerte, aufgehalten. Er bezeuget die hartnäckige Vertheidigung der Türken und den beträchtlichen Verlust der Russen in dieser zweymonatlichen schweren Belagerung. Bey dem Hauptsturme, wodurch die Festung am 16ten Sept. 1770. erobert ward, versprach der den Oberbefehl führende General, Graf von Panin, den Truppen, besonders denen, die dem Wall am ersten ersteigen würden, große Belohnungen und Beförderungen, die aber von Hofe nicht bewilliget wurden. Hierüber, und daß er nicht, wie Romanzow znm General-Feldmarschall ernannt worden, ward Panin unzufrieden, und nahm, nach dem Feldzuge, seinen Abschied. — In der Pest, die in der Moldau gewütet hat, sind etliche tausend Russische Soldaten gestorben. Die Juden brachten die Pest aus der Moldau nach Polen. Von hier kam sie nach Kiew, wo sie, wegen der nicht zeitig genug gemachten Gegenanstalten, bald überhand nahm und sich weiter in die umherliegenden Städte und Dörfer, und zuletzt nach Moscau verbreitete. Weil aber die meisten Aerzte die Krankheit nicht für die Pest erkannten; so wurden auch hier die Anstalten dagegen vernachläßigt, und die Pest griff immer weiter um sich, das Uebel ward ärger durch einen schrecklichen Aufruhr des Volkes, dessen aus Aberglauben herrührende Ursache aus öffentlichen Nachrichten bekannt ist. Die Aufrührer trieben die Kranken aus den Lazarethen; sie mißhandelten die Aerzte, und der Tummult konnte nicht ohne Blutvergießen gestillt werden. In demselben waren die Leute aus gesunden und angesteckten Häusern zusammengelau-

fen,

ken, und durch diese Vermischung die erstern auch angesteckt worden. Man hat die Anzahl der Gestorbenen vom August bis in den December, da die Pest allmählig aufhörte, über 60000. gerechnet, ungeachtet nur der vierte Theil Menschen in Moscau geblieben war. Verschiedene Anmerkungen von Oertern und Gegenden, wo unser Reisender sich aufgehalten, müssen wir, der Kürze wegen, übergehen.

S. 233-240. Schreiben des Feldmarschalls, Grafen von Münnich, an den Fürsten von Lobkowitz, vom 14ten (25) Sept. 1739.

Der Inhalt dieses Schreibens besteht in einer Erzählung der rußischen Kriegsthaten wider die Türken, und in heftigen und bittern Vorwürfen wegen des von dem Röm. Kaiser am 18ten Sept. 1739. geschlossenen übereilten Belgradischen Friedens.

S. 241-244. Schreiben Kaysers Peter des dritten an den Geheimen Rath von Mirbach, Starosten von Polangen ꝛc. ꝛc. betreffend das kaiserliche Vorhaben den Herzog Georg Ludewig von Holstein zum Herzoge von Curland und Semgallen zu machen.

Dieses Vorhaben ist, bekanntermaßen, durch die Entthronung und den Tod Peters III. vernichtet worden.

S. 245-248. Schreiben der Kaiserinn Catharina II. an den Rußischen Senat vom 4ten Jun. 1763.

Unter den Gliedern des Rußischen Senats herrschete eine große Uneinigkeit, wodurch die Reichsangelegenheiten litten. Eine rührende Ermahnung zur Eintracht macht den Inhalt dieses Schreibens aus.

S. 249-298. Beytrag zu der Geschichte des Zaren Boris Gudenow.

Er besteht in einigen kleinen Verbesserungen und Ergänzungen etlicher Umstände in Herrn Müllers im fünften Bande seiner Sammlung Rußischer Geschichte befindlicher Lebensbeschreibung dieses Zars. Der Herr Herausgeber hat sich dazu einiger alten seltenen Schriften bedient, nemlich 1. der Reisebeschreibung einer 1602. nach Persien durch Rußland gegangenen Römischkaiserlichen Gesandtschaft; 2. der Relation von der Moskowitischen Reise und Einzuge des dänischen Prinzen Johann (Bruders des Königs Christian IV.), welche diesem Artickel angehängt ist, und 3. einiger Archivnachrichten, welche den folgenden Artickel ausmachen, und näher angezeigt werden sollen. Der Zar wollte seine Tochter Axinia mit dem Prinzen Johann vermählen. Dieser starb aber am 28ten Oct. 1602., nach einem kaum sechs wöchentlichen Aufenthalte in Moscau. Herr Müller meldet (S. 153.) aus Herrn Schlegels Geschichte Christians IV. daß der Prinz sich mit der Axinia wirklich verlobet habe. Herr B. merkt hiebey an, daß dieses, wie aus gedachter Relation erhellete, nicht geschehen sey. Herr Schlegel selbst hat diesen an sich unbedeutenden Fehler, an einem andern Orte *) mit Beziehung auf die Relation, die nichts von einer Verlöbniß erwähnt, angezeiget. Er gesteht zugleich, daß er, bey Verfertigung der Geschichte Christians *IV.* diese Relation nicht selbst gehabt, sondern einem von Lackmann **) gemachten Auszuge gefolgt sey, und sie erst hernach zu lesen bekommen habe. Sein Exemplar, dessen vollständigen

gen

*) In seiner Sammlung zur dänischen Geschichte rc. rc. in des 1ten Bandes 1tem St. S. 167.

**) In der Einleitung zur Schleswig-Holsteinischen Historie Th. II. S. 195. rc. rc. Lackmann sagt jedoch auch nichts von einer geschehenen Verlöbniß.

gen Titel er anführt, ist zu Hamburg 1604., und also in eben dem Jahre als das von dem Herrn Herausgeber gebrauchte Magdeburgische gedruckt. — Der Verfasser der Relation ist voll Verwunderung über die Pracht des Rußischen Hofes und die große Menge des Gold- und Silbergeschirres, das er daselbst gesehen hatte.

S. 299-346. Archivnachrichten von alten Unterhandlungen, welche zwischen dem Rußischen und Dänischen Hofe von 1554. bis 1677. gepflogen worden.

Viel brauchbares zu der Dänischen und Rußischen Geschichte ist in diesen Nachrichten enthalten. Die Unterhandlungen zwischen den beyden Höfen betreffen theils Handelssachen, theils Streitigkeiten, die über die Grenzen des Norwegischen Lapplandes, durch Beeinträchtigung der Rußischen Beamten, wie man von dänischer Seite behauptete, entstanden waren. Seit 1571. ist an gütlicher Beylegung derselben gearbeitet, aber so viel man sehen kann, nichts geschlossen worden. Es kommt bey den Unterhandlungen auch etwas von Ceremonielhändeln vor. Die Russen beschwerten sich über den Dänischen Gesandten Malte Juul, der 1631. die alten zwischen beyden Reichen errichteten Verträge erneuern sollte, daß er in seinem Exemplar des neuen Vertrages den Namen des Königs vor dem Zarischen gesetzt hatte. — Der Zar hielte also seine Würde höher als die Königliche. — Als im Jahre 1643. Christian IV. über eine Heyrath seines aus ungleicher Ehe mit Christina Munk gezeugeten Sohnes, des Grafen Woldemar Christian mit des Zars Michael Romanow Tochter Irene handeln ließ, und bey dieser Gelegenheit ein Schreiben an den Zar abgelassen hatte; so ließ dieser die darauf gegebene Antwort,

unter seinem Siegel, aber nicht mit seiner Unterschrift ausfertigen, unter dem Vorwande, daß eine solche Unterschrift mit eigner Hand, weder bey seinen Vorfahren, noch ihm selbst jemals gebräuchlich gewesen sey. Sonst findet man in einer von vier dänischen Gesandten unterzeichneten Urkunde von 1595., daß der Zar darinn etlichemale Kaiser genannt wird. — Der Verfasser der im vorigen Artickel erwähnten Relation nennt ihn auch allezeit Kaiser und kaiserliche Majestät. Aber dies thut er aus Unwissenheit, eben so als er den Rußischen Patriarchen immer Pabst nennt. — Ein Zug aus dem Charakter des Zars Iwan Wasiljewitsch II. verdient noch angemerkt zu werden. Unter den Geschenken, welche Christians III. Gesandten für ihn mitgebracht hatten, war eine Uhr (die vermuthlich den Lauf der Planeten zeigte.) Er nahm sie zwar an, schickte sie aber am dritten Tage zurück, mit dem Compliment, „daß das Geschenke ihm, als dem christlichen Kai„ser der an Gott glaube, und mit den Planeten und „Zeichen nichts zu thun habe, undienlich sey.„ — So ein rechtgläubiger Christ war der grausame Iwan Wasiljewitsch II.!

S. 347-360. Rangverordnung Peters I. vom Jahre 1722. — P. v. Haven hat in seinen neuen und verbesserten Nachrichten von dem Rußischen Reiche (Kopenhagen 1747. 2 Theile 8.) diese Rangordnung (Th. I. Cap. 14.) schon bekannt gemacht. Weil dieses Buch aber in dänischer Sprache geschrieben, und, so viel wir wissen, nicht übersetzt ist; so wird es dem Leser nicht unangenehm seyn sie hier deutsch zu lesen. Sie hat noch ihre Gültigkeit, ausser daß einige, besonders Hofbediente zuweilen, durch besondere Rescripte, einen höhern Rang bekommen haben, als ihnen diese Rangordnung giebt.

S.

S. 361 - 392. Landrolle des Herzogthums Liefland vom Jahre 1765., oder Verzeichniß der zu dem Herzogthum Liefland gehörigen publiquen und Privat-Güter, derselben Größe und Besitzer.

S. 393 - 416. Landrolle des Herzogthums Esthland vom Jahre 1765., oder Verzeichniß der zu dem Herzogthum Esthland gehörigen publiquen und Privat-Güter, derselben Größe und Besitzer.

In beyden Landrollen sind die Güter, nach den Kirchspielen, worinn sie liegen, verzeichnet, die Größe ist nach der Zahl der Haken, d. i. der zur Arbeit tüchtigen Bauersleute männlichen Geschlechts von 15. bis 50. Jahren geschätzet. In Liefland rechnet man zehn dergleichen Bauern, in Esthland nur fünf auf einen Haken. Im Jahre 1765. zählte man in dem letztern Lande 6240. Haken, folglich 31200. Bauern; welches in Betrachtung seiner Größe sehr wenig ist.

S. 417 - 474. Des Herrn Kapitains Nicolaus Rytschkow Tagebuch über seine Reise in die Kirgiskaisakische Steppe, im Jahre 1771. Aus der Rußischen Ausgabe zu St. Petersburg, bey der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1772., übersetzt von M. Christian Heinrich Hase.

Die Flucht der Wolgischen Kalmyken, welche aus dem Rußischen Gebiete wieder nach ihrem alten Vaterlande Szjnegorien *) zogen, gab Anlaß, daß aus dem Orenburgischen Gouvernement einige Kriegsvölker in die Kirgiskaisakische Steppe gesandt wurden, die den Flüchtigen den Weg versperren sollten. Dem Verfasser ward bey dieser Gelegenheit aufgetragen, die merkwürdigen Oerter und Gegenden in dem Gebiete der Kirgiskaisakischen Nation zu beschreiben und

*) S. A. d. B. Band XVII. S. 14.

und die Produkte der Natur zu sammlen. Der Zug der Truppen war fruchtlos und sehr unglücklich. Nachdem sie auf 840. Werste, d. i. 126. deutsche Meilen von der Orenburgischen Grenze durch manche wüste Gegend, wo zuweilen weder Wasser noch Futter für die Pferde war, bis an das Gebirge Uly-Tau, mit großer Beschwerlichkeit fortgerückt waren; so mußten sie, um dem gänzlichen Verderben zu entgehen, zurückkehren, um so viel mehr, als die flüchtigen Kalmyken zehn Tagereisen voraus hatten. Auf diesem Rückzuge stunden die Rußischen Truppen den schrecklichsten Hunger aus, wovon und den ungewöhnlichen Nahrungsmitteln, deren sie sich in dieser Noth bedienten, mehr als die Hälfte der Mannschaft erkrankete. Doch sind nur vierzig davon gestorben. Die Flucht der Kalmyken verursachte mancherley Uebel, die Zerrüttung des Ruhestandes, der in dem Orenburgischen Gouvernement wohnenden Völker, die Stöhrung des Handels dieser und anderer benachbarten Nationen und die daraus folgende Verminderung des besten Theils der Orenburgischen Kroneinkünfte, nebst dem Verluste des Nutzens, welchen man von diesen die Viehzucht stark treibenden Kalmyken selbst gehabt hatte. — In dem Striche, welchen die Truppen durchzogen, waren zwar einige unfruchtbare Wüsteneyen, aber auch viele vortrefliche Gegenden, die das beste Ackerland, Wiesen, fischreiche Gewässer, Wälder nebst allen andern Bequemlichkeiten hatten, und zum Anbau überaus geschickt waren. Der Verfasser konnte wegen des geschwinden Marsches der Truppen, nicht viele Untersuchungen anstellen. Er entdeckte jedoch an einem kleinen Fluß, der in einen andern Kamyschla genannt, fällt, in dem dort befindlichen Gesteine, vornemlich in weissem Quarz und rothem Bimmssteine, eine Anzeige

von Goldadern, und gegen den Ursprung des Kamyschla eine Art sehr weißen und glänzenden Marmors, auch sonsten Bruchstücken von Krystall, worunter nicht selten gelbliche durchsichtige Topase in Stücken von ziemlicher Größe fielen. Er fand auch Spuren von Aeckern, die man in alten Zeiten durch Canäle gewässert hatte, die Trümmern alter Gebäude und einer mit weitläuftigen Wällen und Graben befestigten Stadt, besonders aber sehr viele Grabhügel, die theils von Steinen und Erde, und theils als große Gebäude von Holz und Feldsteinen aufgeführet waren. Die Russen kommen in ganzen Haufen aus Sibirien, um sie zu durchwühlen und Schätze darinn zu suchen. Aber die im Lande wohnenden Kirgisen halten es für eine große Missethat. Diese beschreibt der Verfasser, als ein eigennütziges, diebisches, tückisches und betrügerisches Volk, sie haben, ob sie sich gleich äusserlich zum Mohamedanischen Glauben bekennen, doch keine Kenntniß davon, und eben so wenig Gesetze als Gerichte. Nur auf den Todtschlag und Raub sind, nach einem alten Herkommen, Strafen, aber keine Lebensstrafen gesetzt. Ein Todtschläger giebt dem nächsten Verwandten des Erschlagenen hundert Pferde, einen Sklaven oder Gefangenen, zwey Kamele, nebst einigen andern Thieren und Sachen. Wenn ein Dieb mit einem Pferde oder Schaafe ergriffen wird, muß er 27 Pferde oder Schaafe dafür erstatten. Von andern Merkwürdigkeiten, deren wir viele übergehen müssen, wollen wir nur noch einer, wegen ihrer Seltenheit erwähnen. Es ist eine Salzquelle, welche an einem Salzsee, Karasai genannt, ihren Ursprung hat, und einen allmählig sich erhebenden Landrücken hinauf, bis auf seine Höhe fließt. „Die Ursache,„ sagt der Verfasser, „weis „ich nicht, und woher das komme, daß das Was-

„ser-

„ſerberg an laufen könne; aber daß es wahr iſt, da-
„von bin ich ſelbſt Zeuge.„

S. 477 - 484. Mark Brandenburg und Herzogthum Magdeburg.

Als der König 1772. bey der gewöhnlichen Muſterung zu Pitzpuhl war, bemerkte er, daß die meiſten Dörfer des Zauchiſchen Kreiſes der Mittelmark, zu weit von Berlin entfernt, hingegen der Stadt Magdeburg viel näher waren. Er urtheilte alſo, daß es zur Erleichterung der Unterthanen dienen würde, wenn man ſie unter die Collegia des Herzogthums Magdeburg legte. Und da es mit dem Luckenwaldiſchen Kreiſe des Herzogthums Magdeburg eine ähnliche Bewandtniß hatte, indem derſelbe von dem Magdeburgiſchen abgeſondert, und von der Mittelmark großentheils eingeſchloſſen war; ſo beſchloß der König ihn zu der Mittelmark, und dafür den größeſten Theil des Zauchiſchen Kreiſes zum Herzogthum Magdeburg zu legen. Dies geſchahe durch einen Cabinetsbefehl vom 18ten Sept. 1772., jedoch ohne Nachtheil der in jeder Provinz hergebrachten Rechte. Ein Verzeichniß der Oerter des Zauchiſchen Kreiſes, die zum Herzogthum Magdeburg, und der Oerter des Luckenwaldiſchen Kreiſes, die zu der Mittelmark gelegt worden ſind, iſt dieſem Befehle beygefügt.

S. 487 - 496. Einkünfte der königlichen und churfürſtlichen Kammer aus den Aemtern der Fürſtenthümer Lüneburg, Grubenhagen, Calenberg, Sachſen-Lauenburg, und der Grafſchaften Hoya und Diepholz, im erſten Viertel des 18ten Jahrhunderts.

Die

Die jährlichen Einkünfte aus den Aemtern des

Fürstenthums Lüneburg waren	285725 Thlr.
die Elbzölle	90666
des Fürstenthums Grubenhagen	57103
des Fürstenthums Calenberg	212500
des Herzogthums Sachsen-Lauenburg mit dem dortigen Elbzolle	92074
der Grafschaften Hoya u. Diepholz	141036
des Amtes Wildeshausen	5866
Koppenbrügge	6400
zusammen	891370

Die Verzeichnisse der Einkünfte aus den Aemtern der Herzogthümer Bremen und Verden, des Landes Hadeln, und des Sachsen-Lauenburgischen Amtes Steinhorst fehlen.

S. 499-560. Genaue Beschreibungen einiger Städte des Fürstenthums Calenberg.

Diese Städte sind Hameln, Eldaasen, Münden, Uslar und Hardegsen. Das merkwürdigste daraus findet man in des Herrn Herausgebers Beschreibung des Fürstenthums Calenberg, im 3ten Bande des dritten Theils seiner neuen Erdbeschreibung.

S. 361-368. Verzeichniß aller Domainenämter und der dazu gehörigen Meyereyen, Mühlen und Dörfer, auch aller adelichen Güter im Herzogthum Mecklenburg-Strelitzischen Antheils. Aufgesetzt 1772.

Durch dieses Verzeichniß hat der Herr Herausgeber, der schon ein gleiches von dem Schwerinschen Antheile im 3ten Theile des Magazins geliefert, diesen zur geographischen Beschreibung des Herzogthums Mecklenburg nützlichen Beytrag vollständig gemacht.

S. 571-580. *Tableau historique et politique du Commerce d'Angleterre tel qu'il fut en* 1772.

Aus diesen wenigen und theils nicht unbekannten Anmerkungen über den Ackerbau, den Fischfang, die Manufacturen und den auswärtigen Handel der Engländer wollen wir nur dasjenige anführen, was der Verfasser von ihrer Handelsbalanz bekannt gemacht hat.

England gewinnet in seinem Handel

Mit Portugall	=	=	2,000000	Pf. Sterl.
Spanien	=	=	1,600000	
Der Türkey	=	=	400000	
Holland	=	=	1,200000	
			5,200000	

Es verlieret dagegen im Handel

Mit Frankreich, ausser dem Schleichhandel	=	=	500000
Mit den Niederlanden überhaupt, und besonders den Französischen	=	=	1,200000
Deutschland	=	=	400000
Italien	=	=	150000
Dänemark u. Norwegen			100000
Schweden	=	=	150000
Rußland	=	=	400000
bleibt also Gewinn			2,300000

Im.

Kurze



Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Erbauliche Betrachtungen über den Brief Pauli an die Ebräer in Predigten von Dav. Gottfr. Gerhardt, Diak. zu St. Elisabeth in Breßlau. Erster Theil. Breßl. bey Meier, 1771. gr. 8. 2 Alph. 1 B. Zweyter Theil, 1772. 2 Alph. Dritter Theil, 1773. 1 Alph. 20 Bog.

Der erste Theil enthält 23 Predigten über die vier ersten Kap. Der Zweyte 25. über das 5te bis 9te, der dritte 24. über das 10te und 11te Kap. Es fehlt ihnen nicht an Deutlichkeit und Ordnung, nur der doppelte Eingang, den jede Predigt hat, will uns nicht gefallen. Was auch wider die Auslegung mancher Stellen einzuwenden wäre, so wird doch in der Anwendung auf die Heiligung ernstlich gedrungen. Ueberhaupt aber würden wir den Brief an die Ebr. nicht eben zur Grundlage in Wochenpredigten vorzüglich wählen, weil er zu vieler Erklärungen bedarf, die der Zuhörer selten behält. Indessen gestehen wir gerne, daß solche Betrachtungen als diese sind, dazu beytragen können, daß den Leuten manches daraus verständlicher und nützlicher werde; als es ihnen sonst gewesen seyn würde.

Sismotheologie oder physikalisch-theologische Betrachtung über die Erdbeben, von J. Samuel Preu, Pred. und Conrektor zu Weißenburg. Nördlingen, bey Bekken, 1772. 8. 19 B.

Die Erdbeben sind das größte aber auch fürchterlichste Schauspiel der Natur. Unsere Erdkugel, voller Hohlungen und unterirdischen mit Luft, Wasser und Feuer angefüllten Gänge, ist beständig in Gefahr aufzuberſten und in sich selbst zu stürzen. Und dennoch hat die weise Vorsehung sie so lange eine sichere Wohnung für uns seyn lassen. Hat hier und dort

die gepreßte Luft Risse gemacht, so ist eben dadurch die Erde im Ganzen erhalten worden; und damit dergleichen betrübte Zerstörungen nicht öfters nöthig seyn möchten, hat Gott die feuerspeyende Berge angelegt, durch welche die gepreßte Luft ihren Ausgang findet.

Der V. hat diese Materie gut und ordentlich abgehandelt, und viele Merkwürdigkeiten, die hieher gehören, beygebracht. In der Einleitung erzählet er die verschiedene Meynungen vom Erdbeben und die vornehmsten Schriften davon. In der ersten Abtheilung untersuchet er die Ursachen desselben, und in der zwoten wendet er sie an, die Eigenschaften Gottes zu bewundern, und die Nichtigkeit aller irdischen Dinge zu erkennen. Auch selbst der Boden, worauf ich wohne, ist nicht sicher, er kann einstürzen und mich und das meinige verschlingen. Glücklich ist, der dauerhafte Güter besitzet.

Vernünftiges Gespräche eines guten Bürgers mit einigen Freunden auf seinem Gartenhause über wichtige Wahrheiten der natürlichen Moralität und Religion von M. Joh. Karl Götzingern, Pfarr. zu Sebnitz. 3tes und letztes Stück nebst Titul und Register über alle 3 Stücke. Dreßd. und Leipz. 8. 1772. 1 Alph. 1 B.

Wir haben unser Urtheil über die beyden ersten Stücke in dieser Bibliothek angezeiget, und finden die bemerkten Fehler auch in diesem.

Joh. Gust. Herwigs vorläuffige Nachricht wegen seiner Religionsveränderung. Mit dienlichen Anmerkungen. 1772. 8. 4 B.

Beleuchtung der vorläuffigen Nachricht des H. Herwigs, wegen seiner Religionsveränderung. Frankf. und Leipz. 1772. 8. 2½ B.

Herwig, ein Evangelischer Prediger in Hohenlohischen, gehet zum Pabstthum über, und wird Commerzienrath in Würzburg. Ehrenhalber sucht er diesen Schritt zu rechtfertigen, und giebt die vorl. Nachricht heraus, welche von einem Evangelischen mit Anmerkungen wieder aufgelegt wird.

Die

Die andere Schrift ist eine kurze Widerlegung der Herwigischen Nachricht. Es würde gut seyn, wenn der neue Katholik sich nicht die Mühe gäbe, mehr zu schreiben. Er kann doch nichts thun, als hundertmal gesagte und widerlegte Sachen noch einmal zu sagen.

Briefe eines sächsischen und polnischen Geistlichen den innern Zustand der Dißidenten in Pohlen betreffend. 1 Stück. Hamburg, bey Harmsen, 1770. 8. 4 B.

Dies ist eine Lästerschrift. Ein Prediger zu Schniegel in Pohlen, Herr Riedel, hat auf die Krönung des jezigen Königes eine Predigt drucken lassen. Ein niederträchtiger Amtsbruder ergreift diese Gelegenheit, ihm wehe zu thun, verdrehet seine Worte, und sezt ihn bis zum Gotteslästerer herab. Zugleich streuet er Lästerungen aus wider den dißidentischen Adel und Lehrstand. Um seiner Scharteke Leser zu verschaffen, erdichtet er einen Brief-Wechsel, und macht einen falschen Titul. Sie hat Aufsehen in Pohlen gemacht, und zu zwo Gegenschriften Anlaß gegeben. Der Titul der ersten ist:

Kann man bey einem seichten Kopf und bösen Herzen ein guter Kritikus seyn? In einigen Briefen an einen Freund in Pohlen durch das Beyspiel des V. der Briefe eines Sächs. und Poln. Geistlichen erläutert. Frankf. und Leipz. 1771. 8. 6½ B. Wo die widerlegten Briefe mit angehängt sind.

Der V. ist unpartheyisch, entschuldiget mehr den Hn. Riedel, als daß er ihn strenge vertheidigen sollte; zeigt aber nachdrücklich das böse Herz seines Tadlers. — Die zwote Schrift, die gewiß lesenswürdig ist, führet den Titul:

Briefe eines Sächs. und Poln. Geistlichen den innern Zustand der Dißidenten betreffend. Ein anderes Stück. Köln, bey P. Marteau 1772. 8. 6½ B.

Diese Briefe entschuldigen die Predigt des H. Riedels noch mehr, und enthalten wirklich merkwürdige Anekdoten. Man findet Nachrichten von den Generalsenioren der Evange-

lischen und von ihrer Kirchenzucht. Es ist merkwürdig, daß der V. den Zeitpunkt der Evangelischen Gemeinen in Pohlen für den glücklichsten hält, da sie durch den Sendomirschen Vergleich in kirchlicher Vereinigung mit den Reformirten und Böhmischen Brüdern gestanden haben. Zuletzt wirft er die Frage auf: ob der jetzige Krieg in Pohlen ein Religions-krieg sey? Er beantwortet sie mit nein. Die Konföderirten, sagt er, kränken weder unsere Kirchen noch Schulen. Wenn sie an Oerter kommen, wo wir eben Gottesdienst halten, beobachten sie die anständigste Sittsamkeit. Er gesteht, daß die Barische Konföderation die Worte: Für den Glauben und die Freyheit in ihr Manifest gesetzt, er zeiget aber, daß sie zu diesen Ausdruck eine ganz andere Ursach gehabt habe. Die Evang. Kirche in der Stadt Lobsenz ist abgebrannt, aber vor Anfang der Konföderation von heimlichen Mordbrennern. Der Reform. Pfarrer Majewski, in Dorfe Zechlin, ist in seinem Hause ermordet; aber die Thäter waren keine Konföderirte, und die Ursache scheinet eine persönliche Feindschaft gewesen zu seyn. Ueber die in den Zeitungen gemeldeten Ausschweiffungen giebt er ziemlich gute Erklärungen, und versichert, daß auch bey der Oberhand der Konföderirten die Evangelische Religionsübung nichts zu besorgen hätte. Wenn wir aber alles dieses dem V. als einen ehrlichen Mann zuglauben, so hat doch die Religion an dem itzigen Polnischen Kriege auch Theil. Die Absicht eines solchen Krieges darf nicht geradezu auf die Ausrottung einer gewissen Religionsparthey gehen. Führt man ihn mit darum, daß man dieser Parthey ihre rechtmäßige Gerechtigkeiten, und Freyheiten zu nehmen, sie dadurch zu schwächen, und nach und nach zu unterdrücken suche, so dünkt er uns auch schon von dieser Seite Rel. Krieg zu seyn. Die Dißidenten haben ohnfehlbar durch die feyerlichsten Verträge und Reichsgesetze Recht zu allen Würden, und Aemtern ihrer Republick. Dies alte Recht ist auf dem letzten Reichstage erneuert worden. und dieser Umstand war doch keine der kleinsten Ursachen, daß der verwüstende Krieg angieng. Er hatte also die Unterdrückung der Dißidentischen Rechte mit zu seiner Absicht.

Fortsetzung der Anmerkungen über 1 Joh. V, 7. von Joh. Balth. Lüderwald, d. H. Schr. Doktor, Superint. und Past. zu Vorsfelde. Braunschweig, bey Schröder, 1772. 6 Bogen in 8.

Der

Der Verf. vertheidiget das kanonische Ansehen dieser Stelle aufs neue. Seine Bescheidenheit verdienet Nachfolge. Der Streit wird wohl schwerlich ausgemacht werden, und ist auch von keiner Wichtigkeit. Denn was aus den Worten: Diese drey sind eins, folgen soll, würde auch aus Joh. 17, 22: daß sie eines seyn, gleichwie wir eines sind, folgen müssen. Die Worte sind an beyden Orten völlig einerley. Alle Christen müssen also unam numero essentiam haben, da doch nichts anders, als Einigkeit des Sinnes angezeiget wird. Es ist ein eigenes Elend unter den Gelehrten, daß so viele unter ihnen keine Verschiedenheit der Meinungen gestatten wollen. Verwirft einer den Spruch, so seufzet die andere Parthey über ihn, als einem Socinianer. Nimmt ihn einer an, so erklären ihn die Gegner für einen seichten Gelehrten. Das Verfahren der leztern ist so niedrig, als das Verfahren der ersteren.

Die Offenbarung des H. Johannes erläutert. Zweyter Abschnitt. Halle, 1772. gr. 4. 1 Alph. 3 B.

Wir beziehen uns auf dasjenige, was in dieser Bibl. bey dem ersten Stück gesaget worden. Dieser Abschnitt gehet mit dem 14 Kap. an bis zu Ende der Offenb. So viel Achtung wir für das gute Herz und die übrige Wissenschaft des unbekannten V. haben, so müssen wir doch gestehen, daß durch alle Erläuterungen die Offenb. uns dunkel bleibe. Eine Weissagung muß bey ihrer Erfüllung deutlich werden. Dies zeigt sich hier noch nicht. Wenn es auch bisweilen scheint, als ob der Anfang einer Weissagung nach des V. Deutung so ziemlich zu der Geschichte stimmte, so schickt sich doch das folgende wieder nicht dazu. Wir wollen eine Stelle nehmen, wie sie uns vorfällt.

Das 14te Kap. soll die Reformation vorstellen. Der Engel mit dem Evangelium möchte sich passen, wer wird aber bey der Erndte und Weinlese v. 15 - 20 an die Sekularisation der Stifter und Bisthümer denken? Freylich die protestantischen Fürsten erndteten reichlich, und es wäre besser gewesen, wenn sie in manchen Kreisen Deutschlandes nicht so viel geerndtet, sondern die Stifter zu Waisen- und Armenhäusern, zu Schulen, zu besserer Besoldung der Lehrer, und zum Unterhalt alter wohlverdienter Staats- und Kriegesbedienten angewendet hätten. Aber wie kann man von den eingezogenen geistlichen Güthern sagen, daß sie in die Kelter des

lischen und von ihrer Kirchenzucht. Es ist merkwürdig, daß der V. den Zeitpunkt der Evangelischen Gemeinen in Pohlen für den glücklichsten hält, da sie durch den Sendomirschen Vergleich in kirchlicher Vereinigung mit den Reformirten und Böhmischen Brüdern gestanden haben. Zuletzt wirft er die Frage auf: ob der jetzige Krieg in Pohlen ein Religionskrieg sey? Er beantwortet sie mit nein. Die Konföderirten, sagt er, kränken weder unsere Kirchen noch Schulen. Wenn sie an Oerter kommen, wo wir eben Gottesdienst halten, beobachten sie die anständigste Sittsamkeit. Er gesteht, daß die Barische Konföderation die Worte: Für den Glauben und die Freyheit in ihr Manifest gesetzt, er zeiget aber, daß sie zu diesen Ausdruck eine ganz andere Ursach gehabt habe. Die Evang. Kirche in der Stadt Lobsenz ist abgebrannt, aber vor Anfang der Konföderation von heimlichen Mordbrennern. Der Reform. Pfarrer Majewski, in Dorfe Zechlin, ist in seinem Hause ermordet; aber die Thäter waren keine Konföderirte, und die Ursache scheinet eine persönliche Feindschaft gewesen zu seyn. Ueber die in den Zeitungen gemeldeten Ausschweiffungen giebt er ziemlich gute Erklärungen, und versichert, daß auch bey der Oberhand der Konföderirten die Evangelische Religionsübung nichts zu besorgen hätte. Wenn wir aber alles dieses dem V. als einen ehrlichen Mann zuglauben, so hat doch die Religion an dem itzigen Polnischen Kriege auch Theil. Die Absicht eines solchen Krieges darf nicht geradezu auf die Ausrottung einer gewissen Religionsparthey gehen. Führt man ihn mit darum, daß man dieser Parthey ihre rechtmäßige Gerechtigkeiten, und Freyheiten zu nehmen, sie dadurch zu schwächen, und nach und nach zu unterdrücken suche, so dünkt er uns auch schon von dieser Seite Rel. Krieg zu seyn. Die Dißidenten haben ohnfehlbar durch die feyerlichsten Verträge und Reichsgesetze Recht zu allen Würden, und Aemtern ihrer Republick. Dies alte Recht ist auf dem letzten Reichstage erneuert worden. und dieser Umstand war doch keine der kleinsten Ursachen, daß der verwüstende Krieg angieng. Er hatte also die Unterdrückung der Dißidentischen Rechte mit zu seiner Absicht.

Fortsetzung der Anmerkungen über 1 Joh. V, 7. von Joh. Balth. Lüderwald, d. H. Schr. Doktor, Superint. und Past. zu Vorsfelde. Braunschweig, bey Schröder, 1772. 6 Bogen in 8.

Der

Der Verf. vertheidiget das kanonische Ansehen dieser Stelle aufs neue. Seine Bescheidenheit verdienet Nachfolge. Der Streit wird wohl schwerlich ausgemacht werden, und ist auch von keiner Wichtigkeit. Denn was aus den Worten: Diese drey sind eins, folgen soll, würde auch aus Joh. 17, 22: daß sie eines seyn, gleichwie wir eines sind, folgen müssen. Die Worte sind an beyden Orten völlig einerley. Alle Christen müssen also unam numero essentiam haben, da doch nichts anders, als Einigkeit des Sinnes angezeiget wird. Es ist ein eigenes Elend unter den Gelehrten, daß so viele unter ihnen keine Verschiedenheit der Meinungen gestatten wollen. Verwirft einer den Spruch, so seufzet die andere Parthey über ihn, als einem Socinianer. Nimmt ihn einer an, so erklären ihn die Gegner für einen seichten Gelehrten. Das Verfahren der leztern ist so niedrig, als das Verfahren der ersteren.

Die Offenbarung des H. Johannes erläutert. Zweyter Abschnitt. Halle, 1772. gr. 4. 1 Alph. 3 B.

Wir beziehen uns auf dasjenige, was in dieser Bibl. bey dem ersten Stück gesaget worden. Dieser Abschnitt gehet mit dem 14 Kap. an bis zu Ende der Offenb. So viel Achtung wir für das gute Herz und die übrige Wissenschaft des unbekannten V. haben, so müssen wir doch gestehen, daß durch alle Erläuterungen die Offenb. uns dunkel bleibe. Eine Weissagung muß bey ihrer Erfüllung deutlich werden. Dies zeigt sich hier noch nicht. Wenn es auch bisweilen scheint, als ob der Anfang einer Weissagung nach des V. Deutung so ziemlich zu der Geschichte stimmte, so schickt sich doch das folgende wieder nicht dazu. Wir wollen eine Stelle nehmen, wie sie uns vorfällt.

Das 14te Kap. soll die Reformation vorstellen. Der Engel mit dem Evangelium möchte sich passen, wer wird aber bey der Erndte und Weinlese v. 15 - 20 an die Sekularisation der Stifter und Bisthümer denken? Freylich die protestantischen Fürsten erndteten reichlich, und es wäre besser gewesen, wenn sie in manchen Kreisen Deutschlandes nicht so viel geerndtet, sondern die Stifter zu Waisen- und Armenhäusern, zu Schulen, zu besserer Besoldung der Lehrer, und zum Unterhalt alter wohlverdienter Staats- und Kriegesbedienten angewendet hätten. Aber wie kann man von den eingezogenen geistlichen Güthern sagen, daß sie in die Kelter des

Zorns Gottes geworfen worden? Dieser Ausdruck zeiget ein schweres Strafgericht Gottes an, und womit hatten diese Länder und Güther es vor andern verdient, oder wie haben sie es empfunden? Statt geistlicher Herren bekamen sie weltliche. Sind sie mit Auflagen jezt mehr als unter den geistlichen Herren beschwert, so gehets den weltlich gewesenen Oertern nicht besser. Doch dahin gehet die Meynung des Verf. auch wohl nicht. Das Blut gieng durch 1600 Feldweges. Dies bestimmet die Weite des Raums, und der V. will es als eine Bestimmung der Zeit ansehen, und das 16te Jahrhundert bezeichnen, da durch den westphälischen Frieden noch mehr Stifter weltlich wurden. Durch die Enthaupteten K. 20, 4. welche lebendig worden, sollen moralisch, die hingerichteten Bekenner des Evangeliums, deren Lehre nun völlig siegen, und 1000 Jahr von Verfolgung frey seyn solte, verstanden werden. Von den andern Todten, die nicht auferstunden, soll es in physikalischem Verstande zu nehmen seyn, daß die Zeit ihrer eigentlichen Auferstehung noch nicht da sey. Wie schlecht paßt dieser Gegensatz!

Versuch in freundschaftlichen Briefen einer genauern Bestimmung des Geheimnisses Gottes und des Vaters, und Christi von M. Joh. Aug. Urlsperger. 3tes Stück. Frankf. und Leipz. 1771. 4. 16 Bogen.

Die beyden ersten Stücke sind im ersten Stück des 15 B. dieser Bibl. recensirt, worauf wir uns beziehen. In diesem 3ten Stück entdeckt der V. seine Meinung völlig, und zugleich die Ursachen, die ihn sie zu suchen bewogen haben. Der V. fühlt das widersprechende in der gewöhnlichen Athanasischen Erklärung der Dreyeinigkeit, und scheuet sich nicht als ein Freund der Wahrheit solches öffentlich zu bekennen. Wir sind auch mit dem V. in dem Erkenntniß-Grunde völlig eins. Da die Lehre von der Dreyeinigkeit ein Articulus purus ist, muß sie blos aus der Bibel gelernet werden, und was in der Bibel nicht deutlich stehet, ist uns zu wissen unnöthig. Daß der V. von der Zweyeinigkeit eher geredet wissen will, als von der Dreyeinigkeit, darinn hat er auch Recht. Ein verständiger Bibelleser findet Vater und Sohn eher und leichter als den heiligen Geist.

Der

Der V. suchet also eine neue Erklärung und meinet sie gefunden zu haben. Er ist so billig, daß er seine Erfindung für nichts anders als eine neue Hypothese angiebt. Aber ist seine neue Hypothese besser als die gewöhnliche? Gewiß, sie hat eben so viel Widersprüche in sich, als jene. Hr. U. nimmt in einem göttlichen Wesen drey für sich subsistirende Kräfte an, die in der Gottheit eine jede für sich völlig gleich, und unabhänglich eine von der andern von Ewigkeit gewesen, ehe Zeugen, gezeugt werden, und ausgehen gedacht worden. Drey für sich subsistirende Kräfte sind drey Substanzen, und wenn sie alle drey denken, welches der V. ihnen nicht absprechen wird, so sind sie drey Geister. Drey unabhängige Geister, sind drey Götter und der Tritheisinus fällt hier noch deutlicher in die Augen als in der gewöhnlichen Athanasischen Hypothese.

Der V. sagt ferner: die zweyte und dritte Kraft haben sich in Schöpfung der Welt und zu dem Heil der Menschen besonders beschäftiget: und indem sie also ausser einander, und neben einander gedacht werden, so wären sie dadurch von einander ausgegangen. Die erste Kraft habe die andern zum Ausgehen bestimmt, und heiße daher der Vater, die zweyte, und dritte die zum Ausgehen bestimmet werden, hießen der Sohn und Geist. Aber in dieser Idee liegt ebenfalls schon eine Subordination. Es muß doch eine Ursach seyn, warum die erste Kraft die andern zum Ausgehen bestimmet, und warum die zweyte, und dritte Kraft nicht die erste bestimmen. Die völlige Gleichheit der Personen wird hierdurch sowol aufgehoben als durch das Verhältniß des Vaters und des Sohns.

Der V. sucht den Grund seiner Hypothese blos in den biblischen Ausdrücken gezeuget werden und ausgehen. Diese Wörter, sagt er, bedeuten nicht sein Daseyn und Wesen empfangen, sondern sie setzen ein Daseyn voraus. Er schließt also, daß die zweyte und dritte Person schon da gewesen, ehe sie gezeuget worden, und ehe sie ausgegangen. Hr. U. bedenkt aber nicht, daß, wenn gezeugt werden und ausgehen von geistigen Wesen gesaget wird, sie nicht körperlich erkläret werden müssen. Bey Geistern sind keine Partes extra partes, in Geistern sind keine Keime, die entwickelt werden können. Bey geistigen Wesen heißt zeugen nichts anders als die Ursach wovon seyn. Dies ist auch der Verstand bey allen unkörperlichen Dingen. Man sagt das Glück gebieret, oder zeuget den Hochmuth; was heißt das anders, als es ist die Ursach des Hochmuths?

Ausgehen im eigentlichen Verstande setzt zwar ein Daseyn voraus; aber es heißt oft auch so viel als seinen Ursprung haben. Dieser Verstand ist bey dem Ebräischen Wort nicht ungewöhnlich, als Gen. 10, 14. wie auch 17, 6. und also fällt aller biblischer Beweiß für die neue Hypothese hinweg. Der V. hält sich mit dem Wort Geburt am meisten auf, und will darinn alles finden, und dies Wort findet sich in Absicht der göttl. Natur des Meßias gar nicht in der Bibel.

Der V. sucht bey Gelegenheit einigen Sprüchen eine neue Erklärung zu geben, die aber nicht trift, als 1 Kor. 15, 28. Er siehet seine Wesens-Dreyeinigkeit als ewig an, aber die Offenbarungs-Dreyeinigkeit Vater, Sohn und Geist nur als ökonomisch; und setzt ihr nach dem angeführtem Spruch ein Ende. Er sagt: am Ende der gegenwärtigen Verfassung der Welt werde das Vater- und Sohns-Verhältniß ganz aufgehoben werden. Aber 1) vergißt sich der V. selbst. Das Sohns-Verhältniß gieng nach seiner Hypothese an bey Schöpfung der Welt. Die Welt aber höret mit der Seligkeit der Geschöpfe nicht auf, sondern erscheinet alsdenn erst im vollem Glanz. Konnte nun Gott mit ihr sich nicht beschäftigen, ohne von sich selber auszugehen, wodurch Vater- und Sohns-Verhältniß entstand: so muß dieser Ausgang und also auch dieses Verhältniß so lange währen, als Geschöpfe sind, 2) stehet in dem Spruch nicht, der Sohn werde aufhören, sondern er werde unterthan seyn, also muß er noch ferner als Sohn existiren. Der Verstand des Spruchs ist offenbar und kein anderer als dieser. Wenn der Meßias die von Gott ihm aufgetragenen Zurechtbringung der Menschen vollführet, und alles sich vor ihm gedemüthiget hat: so werde er die ihm besonders aufgetragene Macht dem Vater wieder zurück geben und alles wieder unmittelbar unter der Regierung Gottes stehen. Wir beziehen uns noch einmal auf die Recension der beyden ersten Stücke, und freuen uns, daß der V. der von der athanasischen Hypothese gleichfalls abgehet, noch nicht das Unglück gehabt hat, deshalb verketzert zu werden. Wie viel ist es sonst gewagt, öffentlich zu schreiben, daß die Athanasische Hypothese etwas widersprechendes habe. Selten pflegen hier die Wächter Zions zu schweigen.

Es sind noch einige Bogen von Einwürffen angehängt, die gelehrte Freunde gegen diese Versuche gemacht haben. Aber es scheinet, als ob es diesen Freunden kein rechter Ernst gewesen, Einwürffe zu machen.

Wm.

Drey

Drey Lobreden auf den seligen Paulus Buralis von Arezzo, aus dem Orden der regulirten Priester sogenannten Theatiner der heil. röm. Kirche Cardinales unter dem Titel der Heil. Pudenzianen, vorhin Bischof zu Placenz, nachmal Erzbischofes zu Neapel, gehalten von den nachfolgenden dreyen geistlichen Rednern bey Gelegenheit seiner feyerlichen Seligsprechungsbegängniß, in der Churfürstlichen Hofkirche der Wohlehrwürdigen PP. Theatiner zu den heiligen Adelhaid und Cajedan zu München, den 13. 14. und 15. Jenner im Jahre 1773. Mit Genehmhaltung der Obern. München und Regensburg, verlegts die Montagische Buchhandlung, 4. 96 Seiten.

Die drey Redner sind Hr. P. Scheerer, ein Jesuit, Hr. P. Franz de Paula, ein Kapuziner und Hr. Wasenau, ein Theatiner. Man kennt ohngefehr den Geist, und den Styl, in welchem die katholischen Geistlichen bey solchen Gelegenheiten zu reden pflegen. Die eben genannten Herren sprechen in dem neinlichen.

Ez.

Empfindungen und Erfahrungen im Christenthum. Neue Auflage. Halle, zu finden bey Johann Heinrich Hesse, 1772. 8. 232 Seiten.

Bey dieser neuen Auflage ist unter dem vorigen Titel eine andere Schrift eben dieses Verf. nemlich: Schrift- und Erfahrungsmäßige Gedanken über wichtige Stücke des praktischen Christenthums hier mit beygedruckt worden. Dieser Zusatz ist mit den Empfindungen und Erfahrungen von ähnlichem Inhalte nach der nemlichen Methode und mit gleichem Geiste geschrieben. Wir können uns also auf dasjenige beziehen, was wir im XVI. B. d. a. d. B. S. 224. von der ersten Auflage gesagt haben.

Gespräche über den Werth der Gefühle im Christenthum. Erstes und zweytes Gespräch. Bützow und

und Wismar, in der Berger und Bödnerischen Buchhandlung, 1772. 153 Seiten in 8.

Diese Gespräche beziehen sich auf einige Sätze, die in gewissen wöchentlichen Beyträgen zur Beförderung der Gottseligkeit, und zwar in dem 54 und 55sten Stück derselben behauptet werden. Die Materie der Gespräche ist unter den beyden Unterredenden Philemon und Timotheus so vertheilet, daß der erste die verdächtigen Lehrsätze dem andern zur Untersuchung vorlegt, ohne sie jedoch zu vertheidigen, sondern sich nur sein Bedenken darüber ausbittet, und sobald er es vernommen, mit aller der Gelehrigkeit, womit in dergleichen Gesprächen der zur Niederlage prädestinirte Theil so reichlich ausgerüstet wird, nachzugeben weis. Timotheus giebt sich ein grösseres Ansehen von Gründlichkeit, spricht vom auseinandersetzen der Begriffe, genauer Bestimmung derselben u. s. w. aber diese Gründlichkeit ist nur scheinbar, es ist noch zu viel Verwirrung und Unbestimmtheit in seinen Begriffen und Sätzen, als daß er allem Wortstreite vorgebeugt und die Sache ins Reine solte gebracht haben. In seinem Urtheile ist er so sehr schwankend, daß einerley Satz am Ende des Gesprächs eine ganz andre Bedeutung und Bestimmung erhält, als er im Anfange hatte, und daß der Leser zulezt zweifelhaft wird, was der gute Timotheus eigentlich behanpte, oder worinn er von dem Text, den er commentirt und widerlegt, eigentlich abweicht.

Philemon eröfnet die erste Unterredung mit der Frage: Sind deutliche Erkenntniß, Rechtschaffenheit und gute Werke Sachen, die dem Trost und der Freudigkeit, welche aus den blutigen Wunden des Erlösers zu suchen (sind), entgegen gesetzt werden müssen? Timotheus antwortet: Dies müssen keinesweges entgegengesetzte, sondern mit einander bestehende Dinge seyn. So solte es freylich seyn, aber es ist die Frage, ob nach dem Sinne derer, die da singen: Wir rühmen uns einzig der blutigen Wunden, die Jesus an Händen und Füssen empfunden, diese Dinge nicht wirklich entgegengesetzt werden. Die Rechtschaffenheit, behauptet Timotheus, könne dem Trost und der Freudigkeit, so aus dem Verdienste Christi zu schöpfen (sind), nicht entgegenstehen, indem vielmehr das Antheil an diesem das Herz eigentlich rechtschaffen mache, um durch bewilligte Unlauterkeit die Gnade nicht wieder zu verlieren. Ich würde auf die Frage so antworten: Nicht an sich, nicht nach der Lehre der Schrift, sind Trost aus dem Verdienste

Christi und Rechtschaffenheit einander entgegengesetzt. Sie sind es so wenig, daß vielmehr Niemand, ohne rechtschaffen zu seyn, einen wahren Trost aus der Erlösung Jesu schöpfen kann, und daß der H. Petrus Ap. Gesch. 8. dem Zauberer Simon allen Theil und Anfall am Evangelio abspricht, weil sein Herz nicht rechtschaffen vor Gott sey. Allein, wenn man voraussetzt, daß Glaube an Jesum, Trost und Freudigkeit des Glaubens ohne alle vorläufige Rechtschaffenheit (d. i. ohne eine solche Beschaffenheit, die erfordert wird, damit der wahre Glaube entstehen könne) ohne Erkenntniß und aufrichtige Bereuung der bisherigen Unordnung des Herzens und Lebens, ohne redliche Neigung davon befreyet zu werden, ohne ernstlichen Vorsatz, dazu alles, was von uns abhangt, zu thun, ohne alle Liebe der Wahrheit und Tugend, statt finden könne, und daß alles dieses nur allererst hinten her aus diesem Glauben, diesem Trost und dieser Freudigkeit des Glaubens entstehen solle, obgleich zu allen diesem noch keine Anlage gewesen; nach dieser Vorstellung können Rechtschaffenheit und Trost, wo nicht einander entgegengesetzt, doch von einander so getrennt seyn, daß Glaube, Trost und Freudigkeit in einem von Rechtschaffenheit ganz leerem Herzen wohnen können. — Und vermuthlich ist es dieser rohe Herrnhuthische Lehrbegriff, diese unglückliche Bekehrungsmethode, nach welcher der ganz unveränderte, ungebesserte, aber in die Wunden Jesu eingetauchte, mit seinem Versöhnungsblut bedeckte Sünder vor Gott rein und gerecht erscheinet, und der Gnade Gottes und seines Wohlgefallens theilhaftig werden soll, der in den angeführten wöchentlichen Beyträgen zur Beförderung der Gottseeligkeit bestritten wird. Diesen hat nun der Verf. dieser Gespräche wohl nicht vertheydigen wollen: ist dies aber seine Absicht gewesen, so ist die Vertheydigung sehr schlecht gerathen.

Viele, sagt Philemon, halten diese Methode, da man sich um deswillen für begnadigt hält, weil man eine freudige Versicherung von der Vergebung der Sünde empfindet, für fehlerhaft. Timotheus antwortet: Sie kann es darum nicht seyn, weil sie auf einem wahren Vernunftschluß beruhet, nemlich auf diesen: wer eine freudige Versicherung von der Vergebung seiner Sünden hat, der ist begnadigt. Der Obersatz ist aus Gottes Wort klar. Röm. 5, 1. Ebr. 4. Der Untersatz beruhet auf die innere Empfindung, welche zu unterdrücken, dem der sie hat, unmöglich ist. Also ist der Schluß gegründet. Aus diesen Worten und aus dem folgenden muß man urtheilen, daß Timotheus die Stärke der

Ver-

Versicherung und die Lebhaftigkeit der Hofnung für einen Beweis und für ein Pfand der Wahrheit halte. Daß dies seine Meinung sey, muß man auch aus dem vermeinten Beweise seines Satzes schliessen. Es ist dieser: die freudige Versicherung des Christen muß wahr seyn, denn nur der H. Geist kann sie wirken, gerade als wenn nicht eben darüber gestritten würde, ob eine solche starke Versicherung nothwendig eine Wirkung des H. Geistes seyn müsse, und ob sie nicht eine leere ungegründete Einbildung seyn könne. Die Erfahrung lehret uns in andern Fällen, daß die Stärke und Lebhaftigkeit einer Ueberredung oder Hofnung die Wahrheit und Zuverlässigkeit derselben keinesweges bewähre, und warum solten schlecht unterrichtete und übel geleitete Christen von diesem allgemeinen Loose schwacher Menschen, sich selbst durch falsche Hofnungen zu täuschen, ausgenommen seyn, wenn sie gewohnt sind, die Lehre von der Genugthuung Christi so zu verstehen, daß er alles für sie gethan habe und sie selbst nun nichts thun dürften, als sich seiner zu getrösten? Auch ist es unnöthig zu zeigen, daß die angeführten Schriftstellen das gar nicht beweisen was sie beweisen sollen. Ja, am Schluß des Gesprächs scheinet es, daß Timotheus seinen Satz selbst nicht mehr behaupte. Er giebt zu, daß wenn ein Christ aus der Uebereinstimmung seines Verhaltens mit dem Worte Gottes auf seinen Gnadenstand schliesse, dies ein vernünftiger Schluß sey; und im zweeten Gespräch S. 62 heißt es: Nicht das Lebhafte, nicht die Stärke des Trostes soll mir mein Christenthum beweisen, sondern die Empfindung des Trostes, wenn ich auf eine rechte Art dazu gekommen bin. Nun merkt er an, daß man dieser Uebereinstimmung seines Verhaltens mit dem Worte Gottes doch gleichfalls nur vermittelst einer Empfindung sich bewußt seyn könne, und daß folglich zuletzt doch alles auf Empfindung hinauslaufe und sein Gegner mit ihm einer Meynung sey. — darinn freylich wird man ihm Recht geben, daß das Bewußtseyn der Rechtschaffenheit oder der Uebereinstimmung des Verhaltens mit dem Worte Gottes eine Empfindung sey; aber dies wird ihm kein vernünftiger Gegner einräumen, daß sich auf diese Empfindung oder dies Bewußtseyn der Rechtschaffenheit die Empfindung von Hoffnung und Freudigkeit nicht so gründen dürfe, daß diese nicht zuletzt auf jenes zurückgebracht werden müsse, wenn man von ihrer Wahrheit und Zuverläßigkeit mit Grunde überzeugt seyn will. Und eben dies ist der streitige Punct nehmlich, ob die Stärke, Lebhaftigkeit und Freudigkeit, oder auch die bloße

Em-

Empfindung der Versicherung von unserm Gnadenstande ohne in irgend eine andere Empfindung oder Bewußtseyn gegründet zu seyn, uns ein hinlänglicher Beweis und ein Unterpfand von ihrer Wahrheit sey; oder ob wir uns durch einen anderweitigen Grund, nemlich durch das Bewußtseyn unsrer Rechtschaffenheit von der Zuverläßigkeit dieser Versicherung überzeugen müssen. Diese Frage hat der Verf. dieser Gespräche, so wie viele andre, nur verwirret und zur Entscheidung derselben wenig mehr als nichts gesagt.

Bs.

Kurzgefaßte Geschichte des A. Testaments, wo man so viel als möglich war, die eigenen Worte der heiligen Schrift beybehalten hat; samt Erklärungen und Gedanken. Aus dem Französischen übersetzt, von Marx Anton Wittola, Theol. Doktor, Hochf. Passauischen wirkl. geistl. Rath, Pfarrer zu Schörfling. Erster bis zehnter Theil. Wien, bey Johann Thomas Edlen von Trattnern, k. k. Hofbuchdruckern und Buchhändlern, 1770. 1771. gr. 8., jeder Theil beynahe 600 Seiten.

Wenn eine funfzehn Alphabeth starke Geschichte des A. Testaments eine kurzgefaßte seyn soll, so möchten wir das Werk sehen, worinn die alte biblische Historie weitläuftig und umständlich erzählt würde. Der V. hat nicht blos als Geschichtschreiber, der die Bibel excerpirt, sondern auch als Exeget, Dogmatist, Moralist und Ascet geschrieben. Jeder dieser zehen Theile, deren letzter eigentlich Sittenlehren oder Auszüge aus den Weisheitsbüchern und den prophetischen Schriften enthält, hat seine Bücher und jedes Buch seine Kapitel. Ein Abschnitt der biblischen Geschichte nach dem andern steht in gehöriger Zeitfolge unter jedem Kapitel voran, und dann werden über die darinn vorkommenden Wörter, Redensarten, Sachen und Begebenheiten aus den Kirchenvätern und andern katholischen Büchern Erklärungen gegeben, und mit unerträglicher Weitschweifigkeit andächtige Reflexionen darüber angestellt. Wenn Hr. Wittola dieses Werk nicht zu dem Ende übersetzt hat, damit auch deutsche müßige Mönche, wenn sie nicht wissen, wie sie ihre Zeit in den Klöstern zubringen sollen, was zu lesen haben: so sehen wir nicht, warum

er sonst eine so mühsame Arbeit übernommen hätte; denn andern Leuten ist es wahrhaftig nicht zuzumuthen, daß sie ein solch Werk durchlesen. Wo sollten sie Zeit dazu hernehmen, wenn sie ihre Geschäfte haben? Was sollten einem Laien alle die Dinge, die darinn vorkommen, auch nutzen? Und wie soll er sie behalten? — Eben dieser Hr. W. hat auch folgendes Buch übersetzt:

Geistlicher Gewissensrath für die, welche keinen eignen haben. Aus dem Französischen des Herrn Simon Michel Treuvé ꝛc. Wien, gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern ꝛc. 1771. gr. 8. 396 Seiten.

Eine Sammlung christkatholischer Lebensregeln für Leute aus allen Ständen, insonderheit von denen zu gebrauchen, die gerade nicht den gewissenhaftesten und ehrlichsten Beichtvätern in die Hände gefallen sind.

B.

M. Christ. Gottl. Steinbergs biblische Erzählung nebst ihrer Vertheydigung. 3ter und letzter Theil. Breßlau, 1774. 8. 1 Alph. 5 Bogen.

Diese Erzählungen enthalten die Geschichte von der Geburt Johannis des Täufers bis zum Tode der Apostel. So viel Achtung wir für das gute Herz und die gute Absicht des V. haben: so wünschten wir, daß er mehr die Schwierigkeiten bey der gewöhnlichen Erzählung eingesehen und dazu die Schriften der Feinde nützlich gebraucht hätte. Dieses würde ihn aufmerksam auf das, was eigentlich in der Bibel stehet, gemacht haben. Wie auffallend ist zum B. es nicht, wenn er den göttlichen Erlöser von einem bösen Geist durch die Luft wegführen läßt, bey Matth. 4. Im Text steht es nicht. Daß er die lange Reden Christi nur kurz angeführt hat, ist sehr gut. Bey jeder Geschichte aber hätte er billig anzeigen müssen, an welchem Ort der Bibel sie stehet.

Reden bey der Konfirmation der Jugend von M. Christoph Christ. Sturm, Pred an d. H. Geist Kirche zu Magdeburg. Magd. 1774. 8. 15 B.

In der Vorrede giebt der Verf. eine Nachricht von der Ceremonie der Konfirmation, wie sie in der ersten Christenheit entstanden, im Pabstthum verunstaltet, und in der Evangelischen Kirche wieder verbessert worden. Wir hätten gewünschet, daß der geschickte Verfasser bey dem letzten Punkt etwas ausführlicher gewesen wäre. Seitdem die Kindertauffe eingeführet ist, ist die Konfirmation eine nützliche und fast nothwendige Handlung geworden: damit Kinder, die ohne ihr Bewußtseyn getauffet worden, ihr Tauffgelübde öffentlich bestätigen. Nur geschicht die Konfirmation an den mehresten Orten zu frühe. Sie sollte bis ins 16te, 18te Jahr und noch später nach Befindung der Einsicht verschoben werden: erst tauffen wir Kinder, und Kinder sind es, die den Taufbund bestätigen. Es ist auch zu bewundern, daß in vielen Oertern nichts von der Kirche darüber verordnet ist. Was geschicht, ist eine willkührliche Veranstaltung treuer Lehrer.

Die Reden sind schön, die Materien gut gewählt, die Gedanken richtig und der Ausdruck lebhaft ohne Schwulst. Nur bey der 3ten Rede S. 63. druckt der V. sich zu allgemein aus. Der Recens. ist überzeugt, daß nicht alle Kinder den Taufbund brechen. Fromme Eltern und Bewahrung für leichtsinnigen Umgang erhalten manches Kind bey guten Gesinnungen. Der R. hatte vor vielen Jahren einen besondern Vorfall. Er predigte von der Wiedergeburt, und sagte: daß ein jeder Christ einmal einen ernstlichen Kummer wegen seiner Seligkeit gehabt und sich geändert haben müsse. Eine junge Person gerieth darüber in die größte Bestürzung, sie entdeckte ihn unter vielen Thränen. Nie hätte sie Aengstlichkeit, nie eine merkliche Aenderung erfahren. Rec. fand bey genauer Untersuchung, daß sie als ein frommes Kind in der Liebe Gottes, in Folgsamkeit gegen ihre rechtschaffene Eltern und in den besten Gesinnungen gegen ihrer Nächsten aufgewachsen war, und das beste Herz hatte. Er fand sich also verpflichtet, nicht nur diese tugendhafte Person aufzurichten; sondern den Sonntag darauf in einer besondern Predigt die nöthige Einschränkung zu machen, und das Glück früher Gottseligkeit zu preisen.

Abhandlungen über einige wichtige Stellen des N. T. und Beantwortung einiger Fragen aus der Lebensgeschichte Jesu von Georg Jak. Pauli, Consistorialr. zu Halberstadt. Riga, 1772. 8. 1 Alph.

Der Verfasser tadelt in der Vorrede, daß viele Erklärungen aus dem System in die Bibel getragen worden, er beklagt aber auch, daß einige Gelehrte ihrem neuem System zu Gefallen, einige eigenthümliche Wahrheiten der Chr. Religion weg zu erklären suchten. Die Seligkeiten Math. 5, 3. u. f. erkläret er von denen, die leibliche Armuth und Trübsal um der Gottseligkeit willen übernehmen, πτωχοι τω πνευματι verglichen mit Apost. Gesch. 20, 22. sind Arme der Entschliessung nach. Noch waren die Jünger nicht arm, aber sie waren entschlossen, Armuth nach dem Willen Gottes zu übernehmen. V. 6. übersetzt er dursten um der Gerechtigkeit willen. Es ist der Accusativus und δια ist darunter zu verstehen. Verglichen Luk. 6, 25. 1 Kor. 4, 11.

Die Stelle 2 Kor. 10, 5. erkläret er sehr natürlich. Wir Apostel zerstöhren alle Höhen die wider die Erkänntniß Gottes und Christi sich erheben, wir widerlegen die Trugschlüsse, womit die Weisen dieser Welt die Wahrheit zu hindern suchen. Alle Vernunft, alles was Vernunft und Nachdenken hat, suchen wir zu gewinnen, zu überzeugen und zu bewegen, daß sie das Evangelium annehmen. In des Herrn Grafen von Lynar Umschreibung der Apost. Briefe, findet man schon eine ähnliche Erklärung. Wo bleibt nun die ungereimte Forderung sowol einiger Spötter als strengen Gottesgelehrten, daß ein Christ dem Gebrauch seiner Vernunft entsagen müsse? Die Kürze erlaubet uns nicht, mehr anzuführen. Wir empfehlen die Lesung der Schrift selbst, und der V. wird wohl thun, wenn er nach seinem Versprechen, die Abhandlung fortsetzet.

Modesta de baptismo et fide infantum disquisitio. M. *Joan. Christoph. Erbstein*, V. D. M. Berolini, 1773. 8. 5½ B.

Der Verfasser hat diesen Aufsatz auf Verlangen einer vornehmen Standesperson gemacht: und man siehet es ihm an, daß er Verstand und Gelehrsamkeit genug besitze, die Sache gründlich zu entscheiden; wenn er nicht unnöthige Komplimente gegen die Symbolischen Bücher machte, zu welchen er sogar die Articulos visitatorios rechnet. Er sagt, „die „Verfasser dieser Bücher lehren nichts, welches nicht einem „jedem, der Ehrerbietung gegen die heilige Schrift hat, und „nicht ohne Noth von dem eigentlichem Verstand der Worte

„ab-

„abgehen will, gleich in die Augen falle.„ Der Recens. hat eben die Ehrerbietung für die Schrift, als der V. und gehet nie ohne Noth von dem eigentlichem Verstande ab: und dennoch fällt ihm zuweilen das Gegentheil in die Augen. Noch gefälliger erzeigt sich der Verf. wenn er fortfähret: „Gesetzt „auch — daß sie in diesem oder jenem, worinn die Haupt„sache nicht bestehet, geirret hätten: so wird doch Gott, der „unsre Vernunft dem Glauben zu unterwerfen befohlen hat, „weder uns noch ihnen dieses zum Verbrechen anrechnen.„ Bester Herr Verfasser, wenn auch die gewöhnliche Erklärung des angeführten Spruchs richtig wäre, die es doch nicht ist: sollte Paulus bey dem Glauben wohl die Form. concordiae und die Sächsischen Artic. vis. im Sinne gehabt haben?

Der V. macht 4 Fragen. Die erste ist, ob die Taufe eingesetzet sey den Glauben in den Kindern zu wirken? Er führet alle gewöhnliche Sprüche nach dem Lutherischen System an, untersuchet sie, und gestehet, daß die Mittheilung des Glaubens in der Taufe mit klaren Worten in der Bibel nicht stehe: giebt auch §. 13. nicht undeutlich zu verstehen, daß sie überhaupt nicht erwiesen werden könne. Er meynet also, daß man von dem Kinderglauben abstehen könne, wenn Gott ohne Glauben das Verdienst Christi den Kindern zurechnen könne und wolle. Und daher entstehet nun die zwote Frage: kann und will Gott dieses thun? Der Verf. bejahet und beweiset diese Frage, ob er gleich ohne Noth viele Schwierigkeiten aus dem System sich machet. Hierauf folgt die dritte Frage: Ob die Kinder Nutzen aus der Taufe haben? und die 4te Frage ist: ob die Taufe auf solche Art mehr als eine bedeutende Kraft habe? Hier schlägt der V. vor, die Taufe also zu erklären, daß durch sie auch ohne Glauben die durch Christum erworbene Gnade den Kindern angeboten, geschenket und versiegelt werde. Der Verfasser meinet, daß die Taufe auf diese Art ein Sakrament im lutherischen Verstande bleibe, weil beym Sakrament nicht bloße Zeichen, sondern etwas wirkliches seyn müsse. Der Recens. wird dieses gerne zugestehen. Die Sakramente sind Pflicht auf Seiten des Menschen, der dadurch Christum öffentlich bekennet. Aber da Christus Verheissungen damit verknüpft, so erhalten wir dieselbe auch wirklich. Bey der Taufe erhält der Mensch die Vorrechte eines Christen auf feyerliche Art, und beym Abendmal eine Versicherung seines Antheils am Versöhnungstode des Erlösers. Es sind also keine leere Zeichen, sondern prägnante Zeichen, wie sie Leßing in seinem Berengarius nennet. Dies werden

aber die Reformirten leicht eingestehen: und bey einer vernünftigen Erklärung wird der Streit als ein bloßer Wortstreit von selbst wegfallen.

Der Verf. sagt mit Recht, daß diese Erklärung der Taufe mit der Augsp. Confeßion übereinkomme: weil sie aber wider die Articulos visitatorios ist: so will er sie nicht behaupten: sondern den Gelehrten zur Ueberlegung überlassen. Es ist doch gut, daß der V. es für erlaubt hält, etwas aufs neue zu untersuchen, was in den Articulis visit. schon fest gesetzt worden ist.

Wir bitten alle unsere liebe Amtsbrüder, die so steif auf den Kinderglauben bestehen, diese Schrift zu lesen. So viel Ehrfurcht der ehrliche V. für die Symb. Büch. hat und so sehr er sich windet, kann er doch denselben in der Bibel nicht finden. Die Sache selbst aber läßt sich leicht entscheiden. Bey Stiftung der christlichen Kirche wurden Erwachsene getauft. Diese wurden erst unterrichtet, und, wenn sie überzeuget und also wirkliche Christen waren, wurden sie feyerlich durch die Taufe in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen. Mit der Kindertauffe hat es eben die Bewandniß. So bald jemand ein Mensch wird, ist er ein Erlöseter. Er hat Antheil an den Gütern des Heils, er ist ein Christ, er kann und muß durch die Taufe dafür feyerlich erkläret werden. Nach der alten Magdeb. Kirchenagende, die mit der Chursächsischen eines seyn muß, wird der Prediger angewiesen, einer Frau, deren Kind vor der Taufe gestorben ist, also vorzubeten. „Ich „weis, daß dein lieber Sohn Christus Jesus in Mutterleibe „alle Leibesfrucht geheiliget — für dieselben sein heiliges „Blut vergossen, und als seine Bundesgenossen nicht ewiglich „verstossen lässet.„ Ist das Kind im Mutterleibe ein Bundesgenosse Christi, so kann es auch öffentlich dafür erkannt werden: und die Taufe der Kinder ist wie bey den Erwachsenen nicht eine innerliche Aenderung, sondern nur eine feyerliche Erklärung. Der ganze Unterschied ist, der Erwachsene wird vorher unterrichtet, und das Kind nachher, so bald Kräfte und Alter es zulassen.

Wozu war nun nöthig eine Mittheilung des Glaubens bey der Kindertaufe zu erdichten, von welcher die Bibel nichts weis, die sich nicht denken lässet, weil sie ein Unding ist, und worüber Luther gar nicht disputirt wissen will, wie er sich deutlich genug im großen Katech. erkläret hat?

Bey einer geschenkten Gnade ist die Annehmung derselben nur denn nöthig, wenn sie möglich ist. Kein Fürst nimmt

nimmt dem Kinde seines Lieblings ein geschenktes Gut, weil das Kind nichts davon empfindet. Und Gott sollte so handeln? Es wäre eine schlechte Ehre für unsre Kirche, wenn ihre Bekenner so gedacht haben sollten. Wenn die Augsp. Konfeßion sagt, daß die Kinder durch die Taufe in die Gnade Gottes aufgenommen werden: so ist dieses von der feyerlichen Aufnahme eben so wie bey den Erwachsenen zu verstehen. Wenn hinzugesetzt wird: Damnant Anabaptistas, qui affirmant, pueros sine baptismo salvos fieri, so ist dieses blos in der damaligen Noth geschehen, um sich von den so sehr verhaßten Schwärmern zu unterscheiden. Melanchthon braucht deswegen das Wort pueros, welches auch Erwachsene bedeutet. Luther und Melanchthon haben nie die vor der Taufe verstorbene Kinder verdammet: und das angeführte Gebet aus der Agende ist ein unverwerfliches Zeugniß von der Lehre unserer Kirche.

Nur die Articuli visit., die erst 1592. in Chursachsen und Meißen eingeführet wurden, erklären die Sätze

die Taufe wirkt den Glauben nicht, und

die Kinder im Mutterleibe stehen schon im Bunde der Gnade

für kalvinische Irthümer. Wehe uns armen Predigern, die wir bey Einsegnung der Sechswöchnerinnen, denen die Kinder gestorben sind, auf Ordre und Befehl der Kirche kalvinische Irthümer Gott ins Angesicht vorlügen müssen. Wie sind doch der gute Hunnius, Mirus und ihre Gehülfen auf solche Grillen gerathen? Sie wollten die Kalvinisten aus Sachsen heraus haben, es koste was es wolle. Hätten sie vernünftige Artickul aufgesetzt, so hätten diese gute Männer unterschrieben. Es mußte also etwas seltsames und unglaubliches ausgedacht werden. Daher mußten Kinder von etlichen Stunden an Christum glauben, daher mußten wir Christi natürlichen Leib, der am Kreutz gehangen, genießen. Der ehrliche Verfasser siehet dieses selbst. Er schließt mit diesen Worten: Nec profecto id, quod Lutherus et Melanchthon arbitrabantur, esse merum problema eruditorum dijudicationi relinquendum, ad fidei capita retulissent: si de meliori Reformatis et Anabaptistis occurrendi ratione constitisset.

Gebäte zum Gebrauch beym häuslichen Gottesdienst, von Wilhelm Enfield. Aus dem Engl. übersetzt und mit einigen Communionandachten und Gebäten für Kinder vermehret, von Friedr. Ernst Wilmsen, zweyten Pred. der deutsch-reformirten Gemeine in Magdeburg. Halle, bey Trampe, 1773. 8. 190 Seiten.

Enfield's Antheil enthält Morgen- und Abend-Gebäte auf jeden Tag der Woche; Fürbitte für Kranke u. a. Danksagungen wegen Wiederherstellung von einer Krankheit u. dgl. und vier allgemeine Gebäte. Gegen die Materie und gegen den Ausdruck ist wenig zu erinnern. Meistens sind die Gedanken wahr, richtig und würdig — und der Ausdruck, einfach, edel und deutlich; die Gebäte überhaupt geschickt, nützliche Betrachtungen zu erwecken, und zu unterhalten. Nur hätten wir hin und wieder mehr Feuer und Inbrunst gewünscht. — Im Anhang S. 93. bis zu Ende hat der Uebersetzer einige Communion-Andachten und Gebäte für Kinder; Morgen- und Abendgebäte für Kinder von drey bis sechs Jahren, von sieben bis zehn, und von mehrern Jahren, auch ein Gebät eines Erwachsenen bey Erinnerung seines Taufgelübdes, und Ablegung seines Glaubensbekenntnisses, hinzugefügt. Die Andachten vor dem Gebrauch des H. Abendmahls, und die Unterhaltungen nach geendigter Communion, hätten von verschiednen blos dogmatischen Sätzen und Bestimmungen, von vielen eigentlich biblischen Redensarten, so wie von etlichen minder genauen Schriftauslegungen gereinigt, überhaupt um mancher Leser willen, noch fliessender, simpler und deutlicher abgefaßt seyn können. Dieses abgerechnet, enthalten sie, wie die übrigen Gebäte, manche überaus angemessene und erhebliche Vorstellungen, die recht benutzt, dem praktischen Christenthum bey der Jugend allemal ungemein förderlich seyn müssen. — Verschiedne Ausdrücke z. B. Gewissenhaftigkeit und Fertigkeit S. 168. hätten doch, als zu wissenschaftlich, mit faßlichern verwechselt werden können. S. 139. steht vor mich, statt für mich. Auch sagt man wohl nicht Unrecht an den Vortheilen, wie es S. 140. heißt, sondern an die Vortheile. — Mit Recht will Hr. W. S. 162., daß man Kinder früh mit dem Gebät bekannt machen soll. „Dies erweckt „in ihren zarten Seelen ein Gefühl ihrer Abhänglichkeit von

„Gott,

„Gott, und der Ehrfurcht, die sie ihm schuldig sind, welches „immer besser ist, als sie ganz ohne Gebät aufwachsen zu „lassen, bis sie, was bäten heisse, recht verstehen könn„ten.„ — Den Beschluß macht Hrn. Lavater's Gebätlied christlicher Eltern für Kinder. Noch müssen wir der Vorrede des Uebersetzers gedenken. Sie hat uns sehr wohl gefallen. Der Einfluß des häuslichen Gottesdienstes in die Ausbreitung christlicher Rechtschaffenheit wird darinn richtig, gründlich und mit Wärme gezeigt. — Wir wünschen allemal, daß diese Sammlung von Gebäten, ungeachtet sie noch nicht völlig unsrer Erwartung entsprochen, doch die Seelenapothecken, Himmelsposaunen ꝛc. (und wie alle dergleichen Namen heissen mögen, welche die Gebätbücher an der Stirne führen,) verdrängen möge. Und gewiß wird sie solche verdrängen, wenn die Prediger sie den Gliedern ihrer Gemeinen auf eine gute Art empfehlen wollten. Dazu müßten aber freylich die Köpfe mancher aus diesem großen Orden selbst heller und gesunder seyn. N.

Predigten zur Befestigung im Glauben und heiligen Wandel, über verschiedene Texte von D. Georg Friedr. Seiler, Anspach-Bayreuthl. Geheimen Kirchenrath ꝛc. Zwote Sammlung, Bayreuth, Lübeck 1773. 331 S. in 8.

Lessing, Mendelsohn, Jerusalem ꝛc. setzen das Publikum durch die Verzögerung der Herausgabe ihrer Schriften, öfters in Ungeduld. Der Verf. läßt es nicht so lange warten. Hier ist schon die zwote Sammlung seiner Predigten. — Der Rec. hat die Hauptsätze nicht immer erheblich, noch minder neu, die Ausführung derselben aber nie hervorstechend gefunden. Ueberhaupt scheint das Theologische und Philosophische Wissen des Verf. noch ziemlich Stückwerk zu seyn. — Ungewöhnlicher ist seine Orthographie. Anstatt Uebel, z. E. steht immer Uibel, Uibung.

W

Predigten über die Evangelia auf alle Sonntage und Festtage im Jahre, von Joh. Aug. Schlegeln, Pred. in Rehburg. Leipzig, Dyck, 8. Erster Theil 1773. 402 S. Zweyter Theil 1774. 366 S.

Wir können nicht absehen, was diese Predigten würdig machen könnte, vor andern; „bey dem öffentlichen Gottesdienste auf dem Lande, in Ermangelung eines Predigers vorgelesen zu werden,„ wozu sie der Verf. bestimmt. Die Themata sind oft unwichtig und unangemessen, der Ton, in dem der Verf. spricht, durchweg nicht einfach und treuherzig — die ganze Behandlung nicht zweckmäßig — genug.

N.

D. Friedrich Eberhard Boysens, Oberhofpr. Consistorialraths und des Fürstl. Gymnas. zu Quedlinburg ersten Inspectors practische Erklärung des Briefes Pauli an die Colosser. Zweyter Theil. Quedlinburg und Blankenburg, bey Christoph Aug. Reußner, 1773. 1 Alph. 3½ Bogen in 4.

Im Jahr 1766. hat H. Boysen zur Erklärung der 9 ersten Verse des Briefes an die Colosser 35 Bogen in 4. abdrucken lassen; und hier folgen wieder beynahe eben so viel Quartbogen zur Erklärung des übrigen ersten Kapitels und der 5 ersten Verse des zweyten. Wenn das so fortgeht, so kann sich die Welt noch auf verschiedene Quartanten über diesen kleinen Brief freuen. Der Himmel lasse ihn so lange leben, daß er die ganze Bibel auf gleiche Art commentiren könne: wenn dann ihre Auslegung nicht erschöpft ist, so wird sie es niemals; aber wie wird die Welt alle die Quartanten fassen können, die dann zum Vorschein kommen werden. Doch eben blicken wir in die Zuschrift, und sehen, daß der dritte Theil das Werk endigen soll. Der wird denn freylich eine Pygmeengestalt gegen die beyden andern haben; aber was schadet das? es ist ja denn doch vollendet.

Was steht denn nun auf diesen vielen Quartbogen? Ohngefähr eben solche Sachen und eben so gesagt, als im 1 Theile, worüber wir das Urtheil in dieser Bibliothek V. B. 1 St. S. 254. nachzulesen bitten. Es giebt Leute, die bey den Worten der Bibel alles zu sagen wissen, was eine nahe und entfernte Aehnlichkeit, oder auch gar keine damit hat; die von einem aufs andere kommen, man weis nicht wie; die manchmal viel zu sagen scheinen, und ehe man sichs versieht, wieder was anders sagen, und wenn man nun auf die rechte, eigentliche Auflösung hofft, davon wischen, und einen mit

wässerndem Munde da stehen lassen. Das ist einem denn freylich nicht so ganz recht; aber was soll man thun? Der Mann ist einmal so: es mag für manche gar tröstlich und erbaulich seyn: wer es nicht so findet, der schweige still und gehe davon.

„Keine Kraft unserer Seele, sagt er S. 254. bedarf „der Weisheit mehr, als unsre Einbildung.„ Unsre Einbildung und Weisheit, wie mögen die zusammenkommen? Sind die Leser nicht neugierig zu wissen, wie man eine weise Einbildung bekömmt? Ja wir sind es auch. Aber kein Wort hievon. Was für Böses diese Einbildung thun könne, das sagt er uns wohl; aber wie wir diesem großen Bedürfniß abhelfen sollen, da mögen wir selbst zusehen: die ganze Kunst müßte denn in den für uns unerklärlichen Worten stecken, womit er diese Materie kurz und gut beschließt; „der Mensch muß „durch das Licht der Wahrheit seine Vernunft aufklären, und „durch dies reine und starke Licht dem bethörenden Vermögen seines Geistes zu steuren suchen.„

Noch eine Stelle S. 434. „falsche Begriffe von Gott und von unserm Verhältnisse gegen ihn beflecken die Eigenschaften des Willens, und ergießen sich in das Leben der Menschen. Alle Wahrheiten unsers Glaubens können einen Einfluß in unser Herz und in unsern Wandel haben, und alle sind in dieser Absicht offenbaret worden. — Diese große Absicht wird nicht bestehn, wenn diese Lehren anders eingerichtet, oder beschnitten werden. Man werfe die Lehren von der ewigen Gottheit des Erlösers, — aus unserm Lehrbegriffe heraus, oder erkläre sie anders, als sie in der Schrift (nicht doch! im Lehrbegriff) stehen: Wird man nicht durch diese Veränderung das ganze Gebäude der christl. Religion umstossen? — Wird man nicht allen Trost und alle Ruhe wegnehmen, die nur der Glaube an Jesum, und sein verdienstliches Blut wirken kann? Unsere Religion besteht nicht aus einzelnen Lehren, die mit einander keine Verbindung haben, — sondern aus Lehren, die durch eine untrennbare Ordnung aneinander hangen. — Das müssen diejenigen wohl nicht wissen, oder wohl nicht recht erwogen haben, die in unsern Tagen so viel von der Gelindigkeit, vom Nachgeben, und von der Friedfertigkeit in der Religion reden. Sie müssen wohl nicht wissen, was Glaubenslehren sind, und was diese Lehren vor ein Ansehn haben u. s. w.„ So! wer das also recht weis, wie der Verf. der muß sich wohl sorgfältig hüten, mit Paulo von Gelindigkeit, Nachgeben und Friedfertigkeit in der Religion zu reden? Wie schielend und zweydeutig klingt

das alles; weder halb noch ganz wird man klug daraus. geht aber den Leuten allezeit so, die auf der Kanzel immer mit andern Männern zu thun haben, von denen ihnen etwa nicht Ehre genug wiederfahren ist, anstatt daß sie die armen Leute, die vor ihnen stehn und nach Unterricht begierig sind, zu unterrichten bemüht seyn sollten. Auch das ist nicht sehr practisch für die Christen, noch zur wahren Rechtschaffenheit wirksam, die doch der Verf. so oft zu erwähnen sucht.

R.

Caussam succinctam dogmatis de Obligatione Reverentiae erga sacra maxime contra conversi ac Hafniae plexi capite Comitis Ioannis Friderici Struensee primi ordinis Deismum in lucem profert *M. Ioannes Carolus Goetzingerus* coetus sacri Sebnitiensis Pastor Societatis Charitatis ac Scientiarum Dresdensis Collega. Wittenbergae litteris Caroli Christian Dürrii, Academiae a typis ohne Jahrzahl 1[illegible] Bogen in 4.

Der Herr M. Goetzingerus, von dem vor einiger Zeit eine Abhandlung vom Arianismus, oder vielmehr invective gegen den Arius in unsrer Bibliothek angezeigt worden, fährt fort der gelehrten Welt Specimina eruditionis vorzulegen. Jezt hat er die lateinische Sprache gewählt, aber er mag sich dieser oder seiner Muttersprache bedienen, so schreibt er so verwirrt, so unverständlich, bringt so viele unverdaute Belesenheit, und so wenig zur Sache gehöriges vor, daß die äusserste Geduld erfordert wird, sein gelehrtes Mischmasch zu lesen, und eine ausserordentliche Aufmerksamkeit herauszufinden, was er eigentlich hat sagen wollen. [illegible] für alle diese Geduld und Aufmerksamkeit findet sich der [illegible] herzige Leser am Ende, wenn er so lang aushalten kann, [illegible] nichts belohnet.

Von der frühen Bildung künftiger Prediger einige Gedanken geschrieben, als das Prediger-Seminarium auf der Friedrich Alexander Akademie [illegible] höchsten Befehl errichtet wurde von D. Georg Friedrich

drich Seiler. Erlangen, bey Wolfgang Walther, 1773. 3 Bogen in 8.

Dieser Aufsatz enthält einige gute aber bereits bekannte Vorschläge, wie bey der frühen Unterweisung der zum Predigtamt bestimmten Jugend die zur Wohlredenheit erforderlichen Gaben des Geistes und Geschicklichkeiten des Körpers angebauet werden sollen. In der Art und Weise wie die Classischen Schriftsteller mit der Jugend zu lesen sind, stimmt der Verf. wo ich nicht irre, mit Hn. Sulzer überein.

Die Philosophie der Religion. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg bey den Gebrüdern Veit, 1772. 372 Seiten in 8.

Die ächte Philosophie,„ sagt der Verf. in seinem Vorbericht, „wohlangewendet, ist eine der mächtigsten Beschützerinnen der Religion. Dies unwidersprechlich darzuthun, ist die Absicht der gegenwärtigen Blätter.„ Wenn es also, wie es dem Recensenten scheint, nicht unwidersprechlich dargethan worden, so muß wohl die Philosophie des V. nicht ächt, oder nicht wohl angewandt seyn, oder es liegt auch an beyden Fehlern zugleich. In der That, wenn die Religion den Freydenkern keine gründlichere und genugthuendere Philosophie entgegenzusetzen hat, als die, so hier vorgetragen wird, so dächt ich wär es immer besser für sie, wenn ihre Freunde sich gar nicht aufs philosophiren einliessen. Vergebens nimmt der V. seine schwache Philosophie zu verstärken, Witz und Satyre zu Hülfe, und stellt, als ob er ein Mistrauen zu seinen Argumenten hätte, Verse aus Uz, Withof, insonderheit aus Hallern ins Hintertreffen. Wenn sein Witz auch noch so glücklich, und die Verse die er zur Bestätigung anführt, auch die schönsten von der Welt wären, so würde dies alles doch seine Philosophie nicht gut machen; wie vielweniger können, gesuchte sichtbar nachgeahmte Einfälle, schlecht genutzte Wendungen, schale Spöttereyen, und mittelmäßige Verse ausrichten? Von dieser letzten Art hat der V. aus Hallern eine beträchtliche Anzahl, mehr gewiß, als man bey einem so großen Dichter anzutreffen vermuthen sollte, mit sonderbarer Geschicklichkeit auszuwählen gewußt.

Anti Febronius vindicatus seu suprema Romani Pontificis Potestas adversus Iustinum Febronium

nium ejusque vindicem Theodorum a Palude iterum adserta et confirmata Pars I. Francofurti et Lipsiae, ex officina Eslingeriana, MDCCLXXII, superiorum facultate 8. 543. Pars II. 8. 517 Seiten.

Der Jesuit Zaccaria hatte dieses Buch zuerst in Italiänischer Sprache geschrieben, jetzt erscheint es, von ihm selbst ins Lateinische übersetzt, mit Antworten auf die Vertheydigungen des Febronius und Theodorus a Palude und einigen Zusätzen vermehrt. Der Hauptstreit zwischen Febronius und dem Jesuiten, betrift nicht den Primat des römischen Pabstes, sondern die Ausdehnung desselben. Der Jesuit behauptet, daß aus eben den Gründen, woraus man den Vorrang des Pabstes vor allen andern Bischöffen schließt, auch seine höchste Macht und Jurisdiction über dieselbe, die Febronius und seine Anhänger, wie bekannt, durchaus nicht zugestehen wollen, folgen müssen. Es kömmt hiebey ausser den bekannten Schriftstellen, die zum Beweise des Vorzugs Petri vor den übrigen Aposteln angeführt werden, insonderheit auf Kirchen-Nachrichten, wie es hiemit in den frühern Zeiten gehalten worden, auf Aussprüche der Kirchenväter u. d. m. an. Hier bringt nun der Jesuit alle Spitzfindigkeiten einer sophistischen Auslegung und Schlußkunst an, um seinem Gegner alle die Beweise, die er aus solchen Nachrichten und Aussprüchen zur Begünstigung seiner Meynung führet, zu entkräften und zu entreissen. Wir wollen ein Beyspiel zur Probe anführen. Febronius hatte sich auf die bekannte Stelle Cyprians berufen, worinn derselbe mit deutlichen Worten behauptet, daß der Vorzug, den Christus Petro vor den übrigen Aposteln eingeräumet, nicht ein Vorzug der Macht, sondern blos des Ranges gewesen, denn dadurch, daß Christus sie alle Joh. 20. angeredet hatte; wie euch mein Vater gesendet hat, so sende ich euch u. s. w. habe er sie in Ansehung ihres Amts alle gleich gemacht, ob wohl er durch die Worte Matth. 16. Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine u. s. f. und durch den Zuspruch Joh. 21. weide meine Schaafe, Petro den Vorrang und die Oberaufsicht über die ganze Kirche anvertrauet habe, um dadurch die Einheit der Kirche zu sichern und dieser Einheit in dem Vorrang Petri eine Quelle zu geben. Wie hilft sich nun hier der Jesuit? Er erklärt den Ausspruch Cyprians, daß die Macht aller Apostel nach der Verordnung Christi, der doch bey ihm, nachdem er die

drey obigen Schriftstellen bereits angeführt hatte, ganz zuletzt stehet, so, als ob er blos auf die Stelle Joh. 20. gehe und der Kirchenvater nur behaupte, daß nach dieser Stelle eine Gleichheit der Macht unter den Aposteln statt finde, aber daß aus Matth. 16. und Joh. 21. allerdings eine Macht und Jurisdiktion Petri über seine Mitapostel folge und an Cyprian eingestanden werde. Wir wollen um mehrerer Deutlichkeit willen, Cyprians Worte mit der Auslegung des Jesuiten hersetzen: „Loquitur Dominus ad Petrum: ego tibi, inquit, dico. quia tu es Petrus etc. Et iterum eidem post resurrectionem suam dicit: pasce oves meas. Super unum aedificat ecclesiam suam et quamvis Apostolis omnibus parem potestatem tribuat et dicat: sicut misit me Pater et ego mitto vos etc. tamen ut unitatem manifestaret, unitatis ejusdem originem ab uno incipientem sua auctoritate confirmat„ — Nun höre man den Commentar des Jesuiten. Quibus verbis Cyprianus Ioh. XX. collatam Apostolis omnibus parem potestatem fuisse significat, Petro tamen deinde Ioh. XXI. longe majorem, ut qui unitatis origo disponeretur. Pergit Cyprianus: *hoc erant utique et caeteri Apostoli, quod fuit Petrus, pari consortio praediti et honoris et Potestatis* (honoris inquam et potestatis, de quibus Ioh. XX. sermo est) *sed exordium ab unitate proficiscitur, ut ecclesia una monstretur*, atque ea de caussa ampliore donatus est Petrus et honore et potestate, quia locutus est dominus ad Petrum: ego tibi dico etc. Und nun wird um die Petitionem Principii völlig zu machen, ein Ausspruch Bellarmins angeführt, zum Beweise, daß ohne diese Macht und Jurisdiktion Petrus nicht origo unitatis hätte seyn können.

Johann Otto Wichmanns Abhandlung von dem thuenden Gehorsam Christi. Hamburg, gedruckt und verlegt von Dietrich Anton Harmsen, 1772. 8. 400 Seiten.

„Ueberhaupt,„ heißt es S. 81. dieser Abhandlung, „nehme ich dies als einen unwidersprechlich wahren Satz an, „daß jemand nicht allein leidend durch Büßung für andere, „sondern auch thuend durch Uebernehmung seiner Verbindlichkeiten für den andern genugthun könne. So kann jemand für mich eine Arbeit übernehmen, oder eine Pflicht er„füllen

„füllen, die eigentlich meine Pflicht war. — Um so viel-„mehr muß es aber einem denkenden Christen wunderbar vor-„kommen, daß man eine Sache im gemeinen Leben als wahr „gelten läßt, ohne darüber die geringste Schwierigkeit zu „machen; dagegen solche, sobald sie als ein Glaubensartickel „erscheint, mit unendlicher Schwierigkeit durchwebt. Ge-„wiß, ein gar zu deutlicher Beweis von dem natürlichen Ver-„derben des Menschen.„ Dem Verf. ist es ein gar zu deut-licher Beweis von dem natürlichen Verderben der Menschen, daß man eine Sache im gemeinen Leben als wahr gelten läßt; dagegen solche, sobald sie als ein Glaubensartickel erscheint, mit unendlichen Schwierigkeiten durchwebet; mir hingegen scheinet die ganz uneingeschränkte Uebertragung desjenigen, was unter Menschen, im menschlichen Verkehr und Gerich-ten, schicklich, billig und nöthig seyn kann, auf die Gottheit und deren Verhältniß gegen die Menschen; die Verwandlung der popularen figürlichen Schriftsprache von Gott und diesem Verhältnisse in philosophische Sprache und strenge Wahrheit, die schulgerechte Auswickelung aller nur möglichen Folgerungen aus Figuren, Vergleichungen u. s. w. als wenn dies die ei-gentlichen genauen Grundbegriffe wären, und die Aufstel-lung solcher fein gesponnenen Folgerungen zu Glaubensarti-ckeln; dies alles scheinet mir ein gar zu deutlicher Beweis von der natürlichen Schwachheit der Menschen zu seyn, nach wel-cher sie sich die Gottheit menschlich, mit menschlichen Affekten, Bedürfnissen und Schranken vorzustellen geneigt sind; ein gar zu deutlicher Beweis von der mangelhaften Kenntniß der menschlichen Natur und Seele, einer zu seichten Einsicht in das, was ihre Vollkommenheit und Glückseligkeit ausmacht, und endlich ein gar zu deutlicher Beweis einer unaufgeklärten und unphilosophischen Auslegungskunst, einer unvollständigen Bekanntschaft mit dem ganzen der Gottheit so würdigem Plan des schriftmäßigen Christenthums; einer abergläubigen Exe-getik, vermöge der man am Buchstaben klebt, und den Geist der Schrift aus der Acht läßt, und jene populare Sprache und die bildlichen Vorstellungen der Bibel, womit sie uns dasje-nige, was Gott durch die Sendung Jesu zu unserm Besten veranstaltet, nicht mit philosophischer Präcision ausdrückt, son-dern einigermaßen erläutert, und zur etwanigen Fassung ge-meiner Fähigkeiten, nach der Denk- und Sprachart der da-maligen Zeiten herunterbringt, auf eine nicht ganz unschuldige Weise mißbraucht. Daß mir dies alles nicht ohne Grund so scheine, liesse sich ganz wohl beweisen, wenn ich es gerathen

finde, nach den angegebnen Abtheilungen eine Dissertation hier zu liefern. Allein damit will ich die Leser verschonen, und sie allenfalls auf das was über diese Materie in unsrer Bibliothek hin und wieder vorkommt, insonderheit auf die Prüfung der Freseniusschen Abhandlung von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott, auf die Recension des Töllnerschen Buchs vom thätigen Gehorsam Christi, und die Anzeige der zweyten Sammlung der Schinmeyerschen Predigten verweisen. Nur etwas weniges will ich noch zur nähern Beleuchtung der obenangeführten Stelle hinzusetzen.

Auch in menschlichen Verkehr kann jemand für einen anderen zum Vergnügen und Wohlgefallen eines dritten, eine Arbeit nur in dem Fall übernehmen und leisten, wenn diesem dritten nur um die Arbeit selbst, oder um das, was durch diese Arbeit hervorgebracht wird, zu thun ist, und wenn dies von den einem so gut, als von dem andern beschaffet werden kann. Allein wenn nicht sowol das Produkt der Arbeit, als die Uebung bey der Arbeit, ein mit der Arbeit selbst für den Arbeitenden verknüpfter und nur durch seine eigne Arbeit zu erhaltender Vortheil von demjenigen, der sie einem gewissen Subject aufträgt, gesuchet wird; alsdann findet keine stellvertretende Arbeit statt, und kann dem Zweck desjenigen, der sie verordnet, kein Genüge thun. Wenn es mir z. B. nur darauf ankommt, daß mein Garten bestellt werde, damit ich Blumen oder Früchte daraus ziehe, so kann es mir gleichviel seyn, ob Cajus, dem dies Geschäfte eigentlich obliegt, oder an seiner Statt Titius, wenn er es nur eben so gut macht, als jener, den Garten bearbeitet. Hingegen wenn ich bey der dem Cajus aufgetragnen Bestellung des Gartens diese Absicht habe, daß er die Gärtnerkunst lerne, sich darinn übe, und sich darein zum geschickten und fleißigen Gärtner vervollkomme, oder wenn ich seinem Gesundheits- und Gemühtszustande diese Beschäfftigung vor allen andern zuträglich und nöthig achte; in diesem Fall kann es mir unmöglich gleichgeltend seyn, ob Cajus selbst, oder an seiner Statt Titius die Arbeit übernimmt; sollte auch dieser letztere die Arbeit weit besser verrichten. Man mache nun hievon die Anwendung auf die den Menschen von Gott befohlne Geschäfftigkeit in der Tugend, hat Gott hiebey bloß die Absicht, daß gute Werke geschehen, damit sie geschehen, und ist sein letzter Endzweck, warum er den Menschen das Gebot gab: sey fleißig in guten Werken, irgend ein Vortheil, den er durch die Vollbringung guter Werke, für sich selbst gewinnt, irgend ein eigennütziges Vergnügen,

ver-

verschieden von demjenigen, das ihm das Anschauen der senden Vollkommenheit seines vernünftigen Geschöp giebt. — Gut — dann ist es möglich, daß er sich st unsrer Tugend und Gerechtigkeit mit einer stellvertreten Tugend und Gerechtigkeit Christi befriedige und bezahlt che. Ist aber die Vollkommenheit der Menschen bey sein Geboren sein Zweck; will er, daß durch jede Uebung des Gehorsams der Mensch vollkommen zu allem guten Werke geschickt werde; so kann er uns nie der eignen Uebung der Tugend weder ganz noch zum Theil überheben, ohne seine liebreichen Absichten mit uns ganz oder zum Theil aufzugeben: so kann es ihm nicht gleichgültig seyn, daß ihm nur von irgend einem Fremden, sollte es auch auf die vollkommenste Weise geschehen, Gehorsam geleistet werde, sondern er muß schlechterdings von dem Menschen selbst geleistet werden; ohn alles was ein andrer für ihn thut, kann ihm eben so wenig zu gute kommen, als es mir die nöthige Fertigkeit und Geschicklichkeit in irgend einer Kunst erwerben kann, daß ein andrer sie für mich lernete, oder als es mich vom Fieber befreyen und mir zur Gesundheit verhelfen kann, daß ein Gesunder an meiner Statt die Fieberrinde einnimmt, und die Diät hält, die der Arzt mir vorgeschrieben hatte.

Bs.

---

2. Rechtsgelahrheit.

D. Nicolai Hieronymi Gundlings rechtliche Ausarbeitungen, bestehend in consiliis, responsis und deductionibus, nebst einigen andern gelehrten Abhandlungen dieses Verfassers, welche noch niemalen gedruckt worden, mit einer Vorrede von Hn. Carl Ferdinand Hommel. Halle und Leipzig, bey Faber, 1773. Erster Theil 504 Seiten. Zweyter Theil, 460 Seiten in 4.

„Wir würden diese rechtliche Gutachten gänzlich entbehret haben, (sagt Hr. Hommel in der hier und da wieder „ziemlich harlekinisirenden Vorrede) wann solche nicht die mit

„ein

„einem löblichen Eifer überall alles ausspürende Wißbegierde „des berühmten Advocati Reg. Ord. Hrn. Christoph Weidslichs entdecket und zum Druck befördert hätte.„ Sie lagen nemlich in einem Coffre, der dem abwesenden ältesten Gundlingischen Sohne zugehörte, und seit 30 Jahren in gerichtlicher Verwahrung stand. Nachdem der Abwesende endlich pro mortuo war erklärt worden, wurde der Coffre geöfnet, man fand die Papiere, und Herr Weidlich läßt sie nun drucken. Unser Urtheil ist: entweder hätte er sie in ihrem Kasten ruhig sollen liegen lassen, oder sie in einer andern Gestalt herausgeben. als er gethan hat. Die Auswahl taugt, so viel Rühmens auch Hr. Hommel davon macht, durchaus nichts. Bey verschiedenen merkwürdigen Stücken stehet auch eine Menge solcher, die nichts als die bekanntesten Dinge enthalten, und weder in Ansehung der Materie noch der Behandlung auf einige Art des Drucks werth waren. Dazu kommt, daß sich Herr Weidlich die Mühe nicht gegeben hat, specielle Summarien, wie in solchen Sammlungen zur Brauchbarkeit unumgänglich nöthig ist, vor jedes Stück zu setzen, sondern nur den allgemeinen Inhalt in einigen Zeilen angegeben hat. Herr Hommel und Weidlich mögen also in der Vorrede so viel Kränze vor ihr Haus hängen, als sie wollen: zum Theil taugt ihr Wein nichts, und den, welcher genießbar ist, setzen sie in einem Gefäße vor, das zum trincken so unbequem ist, als die Bouteille dem Storch und dem Fuchs die platte Schüssel.

Vg.

Unterricht vor Vormünder von D. Justus Claproth. Homburg vor der Höhe, bey Göllner, 1773. 55 S. 8. (ein Nachdruck.)

Des V. Absicht ist, den Vormündern, welche der Rechte unkundig sind, mit diesen Bogen eine Anweisung in die Hände zu geben, aus der sie sich von ihren Pflichten unterrichten können. Das erste Capitel enthält Regeln, die ein Vormund bey Uebernehmung der Vormundschaft zu beobachten hat, denen man aber mehr Ordnung und Vollständigkeit, auch hier und da mehr Richtigkeit wünschen möchte. Das zweyte handelt von Errichtung des Inventarii; das dritte von der vormundschaftlichen Verwaltung; das vierte von der Einrichtung der Vormundschaftsrechnung. Am Ende ist ein Formular einer solchen Rechnung angehängt. So viel siehet man,

man, daß der V. praktische Kenntnisse in Vormundschaftssachen hat. Alles aber was ein Vormund wissen muß, wird er freylich aus dieser Schrift nicht lernen, und viele unstudirte Vormünder werden, so deutlich sie auch geschrieben ist, doch schwerlich im Stande seyn, sie recht zu benutzen. Indessen für die wenige Groschen, die sie kostet, wird doch jeder genug daraus lernen.

T.

Joh. Rudolf von Waldkirchs I. V. D. et Profess. Basil. gerechte Folterbank, oder Anweisung für Richtere und Examinatoren in peinlichen Fällen. Zweyte mit Anmerkungen vermehrte Auflage. Basel, bey Schweighäuser, 1773. 168 Seiten in 8.

Dies Büchlein tritt, laut der Vorrede, „lediglich in der „Absicht an das Licht, damit diejenigen, welche die Criminalrechte nicht studirt, und dennoch Amtshalben sich damit abgeben müssen, von dieser so wichtigen Materie einen „Begriff erlangen und ihre diesortigen Handlungen sowol „zur Ehre der edlen Justitz und Bestrafung der Missethaten, „als auch zur Befreyung und Schützung der Unschuld und „ihres eignen Gewissens anwenden mögen.„ Wann sich jemand, der die Criminalrechte nicht versteht, sich doch Amtshalben damit abgiebt: so wird die edle Justitz schlecht dabey fahren, gesetzt, daß er auch Johann Rudolf von Waldkirchs gerechte Folterbank auswendig wüßte. Das Schriftchen ist äusserst schlecht. Das erste Capitel untersucht, ob eine christliche Obrigkeit mit gutem Gewissen die Malefitzpersonen peinlich fragen könne? Mit seichtern Gründen ist wohl die Folter nie vertheydigt worden als hier, z. E. das Evangelium billigt die Folter, dann es wird ja im Gleichniß vom Schalksknecht ausdrücklich gesagt: und sein Herr ward zornig, und überantwortete ihn den Peinigern. Zweytes Capitel: von den Malefizrichtern, Schreibern rc. deren Beschaffenheit, Pflicht und Amt. Drittes: von allerhand Gattungen der Tortur. Viertes: von der Weise und den Graden der T. Fünftes: von der Zeit, da sie vorgenommen werden soll. Sechstes: von den allgemeinen Anzeigungen. Siebendes: von den sonderbaren Anzeigen. Achtes: wie die Anzeigen und neuntes: wie die Unschuld eines Gefangenen erwiesen werden soll. Alles, von Anfang zu Ende, ist zusammengerafft, nirgends ist

Bestimmtheit und Ordnung, häufig Einmischung der trivialesten Allotrien und endlich durchaus eine Sprache voll schweizerischer Provincialismen.

Sr.

---

3. Arzneygelahrheit.

Phil. Fermin's d. A. D. höchstnöthiger Unterricht an das Landvolk von der thierischen Haushaltung, enthaltend eine allgemeine Beschreibung aller Theile des menschlichen Körpers — nebst den hiewider dienenden Arzneymitteln, als eine Fortsetzung von des Hn. Tißot's Unterricht für das Landvolk — 1ter Theil von dem gesunden Zustande des Menschen. A. d. französis. übers. mit einigen Anmerkungen erläutert von D. M. F. A. Frankf. und Leipz. 1773. 8. Hertel, 2ter Theil, ebendas. auf 255 S.

Tißot hatte bey seinem Werke den großen Plan gemacht, nicht sowol auf die Cur der Krankheiten zu sehen, dem Landmanne seine Sammlung von Recepten zu vergößern und ihn dadurch noch mehr zu verwirren, sondern vorzüglich die Ausrottung alter eingewurzelter Vorurtheile zu bewerkstelligen. Der negative Vortheil, den ein Arzt bey dieser Absicht stiftet, schien ihm eben so wichtig, als der bey der Cur der Krankheiten selbst, weil die Vorurtheile nicht nur zuweilen die Cur verzögern, sondern oft ganz unmöglich machen. Unter unzähligen Tißotischen Papagoyen, denen dieser große Mann die Zunge gelöset, unter den vielen Nachahmern die ber sich nacher einen Beruf gefühlet haben, auch für den Landmann zu schreiben, haben die meisten diesen Gesichtspunkt verfehlet, und jenem Plane ungetreu, sich bloß mit einer trockenen Abhandlung von Krankheiten beschäftigt, da sie ihren Lesern eben so oft hätten sagen sollen, was schadet, als was hilft. Zu dieser Absicht konnten nicht genug Hände in Bewegung gesetzt, und nicht zu viel practische Aerzte aufgefordert werden, Beyträge zu liefern, da der Umfang zu groß für einen ist, der unmöglich alle Vorurtheile kennen lernen, oft nicht Gelegenheit genug finden kann, seinen Kranken, für den er schreibt,

in der Nähe zu beobachten, und also seine Irrthümer zu bestreiten. Herr Fermin, den man aus der Naturgeschichte von Surinam kennet, gehöret unter die ziemlich mittelmäßigen Nachfolger von Tißot, der seinem Leser oft Wahrheiten predigt, wozu dieser selten Lust und noch weniger Zeit haben wird, sie zu lesen oder zu überlegen; er ist auch bey weiten kein so scharfer Beobachter als sein Vorgänger. Das Werk begreift bloß die im Tißotischen ausgelassene Krankheiten, und sollte wenigstens darinne der semiotische Theil hervorstechen, und der rohe Leser mit dem Character eines jeden beschriebenen Uebels so bekannt gemacht werden, daß er es sogleich von allen andern unterscheiden könnte, weil ihm dadurch die Anwendung der Mittel ungemein erleichtert wird; wenn z. E. nun einmal eine eigne Rubrick von beschwerlichen Schlingen S. 97. sollte gemacht werden, so war es auch nöthig alle dahin gehörige Arten anzugeben und die Mittel gegen jede derselben besonders anzuzeigen, allein zu geschweigen, daß nicht allein viele Arten dieses Uebels ausgelassen sind, so hat der V. wider die verschiedenen beschriebenen nur einerley Mittel angegeben, die offenbar zuweilen ganz widersprechend sind. Lieber in solchen Fällen die ganze Rubrick weggelassen, als den Leser verwirrt! und wie mager ist der Abschnitt von Kinderkrankheiten! die Physiologie in dem ersten Theile ist in der That für den Leser, dem das ganze Buch bestimmet ist, viel zu genau, man bedenke nur, sie macht ganze 194. Seiten aus. Freylich ist es schwer, ohne etwas vorläufiges von physiologischer Art jemand die Pathologie zu lehren, aber es wäre ungleich besser und von tiefern Eindruck gewesen, bey einer jeden Krankheit eines Theils des Körpers zugleich das allgemeine physiologische — das interessanteste mit anzuführen. Wer wird hier die umständliche anatomische Beschreibung des Mundes S. 74. erwarten? ein medicinischer Leser wird auch schwerlich glauben, daß der Mund bey der Frucht in den ersten 5 Monaten sich bis an die Ohren spaltet, und im 7ten Monate noch größer ist, wenigstens findet der Rec. bey aller seiner kleinen Familie im Weingeiste, der er bey dieser Gelegenheit schärfer ins Gesicht gesehen, als jemals, keine einzige Bestätigung. — Daß die Fische ein kaltes Blut haben, kommt nach des V. Meynung S. 57. daher, weil sie platte Kügelgen, und weit mehr Blutwasser als wirklich Blut besitzen. Eine Entdeckung die gewiß dem Hn. von Haller neu seyn wird! Merkwürdiger ist der Beweis einer Ueberschwängerung mit einem Exempel S. 62. wobey der V. beyläufig aus seinem Aufenthalte

in

in Surinam zeigt, daß die Kinder der Schwarzen, wenn sie gebohren werden, fast eben so weiß sind als Europäer, und ihre Farbe erst nach 8 Tagen verändern; die Zeugungsglieder haben aber sogleich von der Geburt an die Farbe, die sie behalten.

Wir gehen zum 2ten Theile über, welcher sich allein mit Heilung der Gebrechen beschäftigt. Die Gemählde der Krankheiten sind größtentheils gut, und die Cur nach den Vorschriften einer vernünftigen Theorie eingerichtet, wenn man gleich nicht mit dem V. allzeit einerley Meynung seyn wird, z. E. bey der Schwermuth S. 65. Eselsmilch 2c. zu rathen. Einige Kapitel scheinen bloß der Titul wegen da zu stehen, z. E. von der Taubheit S. 92. von der Kopfwassersucht S. 187. und fast das ganze Kap. von Kinderkrankheiten. Zuweilen verspricht der V. auch ein wenig zu zuversichtlich die beste Würkung von seinen Mitteln, so soll man nach S. 105. bey der Brust-Wassersucht an der gänzlichen Herstellung des Kranken gar nicht zweifeln. Die Pillen N. 92. wird der V. hoffentlich auch nur in Abwesenheit des Fiebers geben, wenn er gleich nicht die Vorsicht dabey angiebt. S. 184. ist der böse Kopf und die Milchrinde gar zu nahe zusammengesetzt, erstres Uebel wird auch wohl selten von selbst vergehen. Sonst sind die Arzneymittel größtentheils gut gewählet, aus bewährten und würksamen Theilen zusammengesetzt. Der Uebersetzer hat das Verdienst, daß seine Anmerkungen treffend und richtig sind, oft aber ist er sehr unverständlich und scheint noch nicht Uebung genug zu haben, nennet die Hirnschale eine Büchse — Pfeiffengeschwüre am Hintern — geilsüchtige und schaarböckische Fehler — die Fälle und Hiebe auf den Kopf verursachen einen Gegenbruch, den man Erschütterung nennet, heißet ein wenig buchstäblich übersetzen; man sagt auch nicht: der Kranke klagt Schmerzen. S. 52. die Schweiße stellen sich ein, soll ohne Zweifel das Gegentheil heißen, sie verliehren sich.

Ein unendlich wichtiger Pendant zu dem Tißotischen Werke ist das folgende von G. S. Offterdinger. Es ist ganz im Tißotischen Geschmacke, und der V. dringt auch tiefer in den Haushalt des Landmannes, in seine Vorurtheile ein, als andre sclavische Nachfolger von Tißot, die oft nicht mögen aus der Studierstube, oder wenigstens aus der Stadt gekommen seyn. Man siehet daß er mit seiner Materie, und mit der Classe von Kranken bekannt ist, für die er schreibt, wie er sich für sie mit wahren Eifer interessiret, mit ihnen gleichsam

sich selbst unterredet, ihnen ihre Irrthümer ohne Gelehrsamkeit begreiflich macht, sie von ihren Vorurtheilen überzeugt. Der Titul ist:

Georg Gottlieb Offterdinger, Med. Lic. Anleitung für das Landvolk in Absicht auf seine Gesundheit, oder Fortsetzung der Heilungsart derjenigen hitzigen und geheimgehaltenen Krankheiten, welche von Herrn Tissot nicht ausgeführet worden. Zürich, 1773. Orell, Geßner und Compagnie. Mit Einleitung und Register 720 Seiten in 8.

Der Verf. beziehet sich durchgehends auf das Tissotische Werk, um nicht unnöthig zu wiederholen. Seine Methode ist durchgehends so einfach, so faßlich, der Erfahrung und Vernunft so angemessen, daß wir in der That aus diesem und dem Tissotischen Werke ein drittes zusammengesetzt oder einige Stücke ganz in die Calender eingerückt wünschen möchten, da der eigentliche Leser dieses Buchs selten Zeit oder Geld hat, dicke Bücher zu lesen. H. T. zeichnet sich dadurch vor andern Schriftstellern dieser Art aus, daß er mehr auf die fast bey jeder Krankheit vorkommenden Vorurtheile und moralischen Hindernisse der Cur siehet, den Charakter der Krankheit mit den unzertrennlichen Kennzeichen angiebt, keine künstliche, pralerische, oder gelehrte Erklärungen davon macht, die sein einfältiger Leser so selten aufgelegt ist, anzuhören oder begreiffen zu wollen. Denselben Ton behält er in der ganzen Schrift ohne jemals zu vergessen, für wen er schreibt. Die Entwickelung der Ursachen — verkehrte Anwendung der Mittel — Universal-Mittel — Arcana — allgemeine Diätetik, alles was hierüber gesagt worden, vortreflich. Doch zum Werke selbst. Die Einleitung von 85 Seiten enthält die allgemeinen Begriffe und Vorschriften. Neu ist uns gewesen, daß der V. das Extract aus dem Napellus S. 50. als ein würksames Mittel befunden, stockende Säfte wieder aufzulösen, und z. E. chronische Ausschläge wieder heraus zu treiben. Die Regul, daß eine genaue Beobachtung des Befindens nach dem Genusse von Speisen oder Getränken der beste Lehrmeister sey, hat den Rec. nicht so sehr S. 501. als vielmehr S. 78. im Lesen aufgehalten, und scheinet ihm so schlechtweg für den Leser dieser Classe nicht anzunehmen zu seyn; nur selten ist er im Stande, von der Wirkung die wahre Ursache zu finden,

oder

oder über medicinische Begebenheiten zu philosophiren. Bey und kurz nach dem Genusse z. E. des Weins ꝛc. fühlet er sich ausserordentlich heiter und gestärket, wird er also nach jener Regul des V. nicht glauben können, daß ihm eben dieses Getränk unschädlich, ja vielmehr dienlich sey? Wenn diese geschwind erlangten Kräfte bald nachher wieder verlohren sind, wenn er einige Stunden nachher erst die schädliche Würkung und auf die Stärke eine desto größere Schwäche folgen siehet, soll er diese alsdenn noch erst von jener Ursache herleiten? wird er in seiner Philosophie so weit zurückgehen, und nicht vielmehr von neuen da wieder Stärkung suchen, wo er sie vorher geholet zu haben schien? §. 220. wird der Unterschied des Steckflusses vom Schlagflusse gehörig auseinander gesetzt, bey jenem unter andern würksamen Mitteln ein Aufguß von der Arnica mit Honig und Salpeter gerathen, dagegen alle unter die Nase gehaltene, und zum Niesen reitzende Mittel verworfen, weil eben dieses Niesen tödtlich werden kann. Bey einem allzustarken Blutspeyen, wo die Gefahr dringend ist, giebt der V. S. 383. alle 2 Stunden die Fieberrinde in Substanz, oder wenn das Blutspeyen nicht zu heftig ist, anstatt derselben kleine Dosen von Eisen-Vitriol; stiptische und Opiat-Arzneyen werden als Gifte verworfen. S. 386. wird noch die nicht ganz seltne Art dieses Uebels beschrieben, da das Blut nicht aus der Brust kommt, und dagegen Eisenfeile ꝛc. angepriesen. Bey einem Schwindfieber der Gedärme, der Mutter, des Magens, hat der V. oft bessre Würkung vom Schierlings-Extrakte als von der Fieberrinde S. 403. wahrgenommen. Das 8te Capitel von den Folgen eines kalten Trunks gehöret mit unter die wichtigsten, und das von Hämorrhoidal-Krankheiten an den geheimen Theilen, welche den venerischen gleichen S. 471. wird für manchen viel Trost, und viel neues enthalten. Das Cap. von den Zufällen der monatlichen Reinigung ist voll interessanter praktischer Vorschriften, z. E. daß man bey dem Mangel dieser Ausleerung mehr auf das sich dazuschlagende gefährliche und dringende Uebel sehen, und nachher erst jenem Mangel abhelfen müsse. — Die Gefahr des Tanzens während des Flusses ꝛc. Unter die geheimgehaltenen Krankheiten zählet der V. auch das Mutterweh mit dessen verschiednen Graden, wo er das Extrakt aus dem Bilsenkraute oft als das Kräftigste befunden hat, das Uebel mag hauptsächlich in den Nerven, oder in einem körperlichen Fehler der Geburtstheile bestehen S. 554. eben dasselbe Mittel soll auch zuweilen die sehr verschiednen Krampf-

haften Zufälle aufs geschwindeste lindern, und S. 572. hat es dem V. unter 30 Fällen nur einmal in der Melancholie fehlgeschlagen. Ueberhaupt ist dies letztre Kapitel eins der vortreflichsten und ausgearbeitetsten, und der V. scheinet hier die stärkste Erfahrung zu haben. Bey den venerischen Krankheiten verbindet der V. gemeiniglich den Spiesglas-Schwefel mit dem versüßten Quecksilber. Doch man müßte ganze Seiten abschreiben, wenn man alles wichtige aus diesem wahrhaftig nützlichen Werke ausziehen wollte. Die angehängten Arzneyen sind, ausser den schon genannten, den Umständen des Landmannes gemäß, sehr gut gewählet, ohne deswegen aus unkräftigen Hausmitteln zu bestehen. Den Beschluß macht die Wiederholung der Fragen aus dem Tissot, worauf ein Kranker antworten muß, wenn er an einen abwesenden Arzt schreibt. Das Register ist von Nutzen. Bey allen diesen großen Verdiensten des V. übersiehet man seine hin und wieder gebrauchten Provincialismen leicht, z. E. eine Blatter setzen, Blatterpflaster, anstatt Blasen oder spanische Fliegen, Knöpfe für Klöße, Trank für Aufguß besonders zu Clystieren gebraucht. Auch drücket das Wort Dünste wohl nicht völlig aus was man mit Vapeurs haben will.

Lm.

Arztneykundige Abhandlungen, herausgegeben von dem Collegio der Aerzte zu London, aus dem Englischen übersetzt, von Carl Christ. Krausen, der Anat. und Chir. Prof. Zweyter Band. Leipzig, bey Fritsch, 1773. 391 Seiten in 8.

W. Heberden vom Unterschiede des hektischen und Wechselfiebers. Der Nutzen der Fieberrinde in jenem wird bezweifelt. Derselbe versichert die Pulsschläge eines Kindes nach der Geburt seyn in der Minute 130-140.; im ersten Monate 120.; im ersten Jahre 100-120.; im zweyten 90-100; nachher schwebten sie zwischen 80. und 100., bis sie im siebenten Jahre bis 72. fallen könnten und nachher zwischen 60 und 80. blieben. Man soll den Kindern den Puls im Schlafe fühlen, weil er wachend sich alle Augenblicke verändert. Schlägt er 15-20mal weniger, als sein natürlich Maas ist: so ist das Hirn behaftet und Gefahr da. Allemal ist die Schnelligkeit des Pulses bey Erwachsenen das Maas der Gefahr nicht. Vor kritischen Ablagern und in Rheumatismen ist

ist er ohne Gefahr sehr schnell. Bis 180. hat Hr. H. gezählt. Allemal muß man auf die andern Mitzeichen dabey sehen. Beym sehr langsamen Pulse der Greise muthmaßt er, er sey von ungleicher Stärke und man fühle nur die schwächern nicht. Derselbe beschreibt auch eine Art von Stickfluß (Brustbräune nennt er sie) da der Kranke bey einer geringen Bewegung in Gefahr zu ersticken geräth, weil ihm die Luft vergeht. Steht er nur still: so ists vorüber. Im höhern Grade befällt es ihn auch bey andern Erschütterungen der Brust und selbst im Schlafe. Fast alle, sagt der Hr. H., waren Männer über 50. Jahr, hatten einen kurzen Hals und waren zum Fett werden geneigt; starben auch plötzlich. Bey einigen schreibt ers einem Krampf, bey andern einem innern Geschwür zu. (Hr. H. hält diese Krankheit für neu und hat sehr viel unter einander gemischt. Gewiß ist sie genug beschrieben, wenn man auch nur den Sauvages nachsieht. Mechanische Hinderniße seyn immer dabey, oft nur Fett, auch wohl Verknöcherungen, Blutsackungen (aneurysmata) Schleimpfropfen, kleine Steine u. d. gl.) Ueber die Krankheiten der Fieber hat Hr. H. viel Anmerkungen aus seiner eignen Praxis mitgetheilt. In der Abh. desselben von der Nesselsucht ist besonders der Fall von D. Monsey sonderbar, da ein Mann, wenn er an die Luft kam, da die Sonne überm Horizonte war, sogleich eine sehr juckende Röthe der Haut an allen dem Zugange der Luft blos gestellten Theilen bekam. Bey Nacht geschah es nicht; am Feuer auch nicht: aber im Winter, da die Sonne nicht hitzte, geschah es eben, wie in der Sommerhitze. Er ward mit Laxanzen und Kalomel befreyt. Aus einem Falle von genossenen giftigen Schwämmen schließt er, (noch immer H. Geberden) sie wirkten nicht, wie scharfe, sondern wie narkotische Gifte und erfoderten nicht Oele, Brühen s. w., sondern den weißen Vitriol, der nach den traurigen Wirkungen des Mohnsaft noch Wirkung äussert, wenn alle andre Brechmittel es versagen. Noch zuletzt wirft eben H. H. verschiedne Fragen auf, ob die Blutschwarte (crusta inflammatoria) in der Cur von so großem Nutzen sey? Er scheint daran zu zweifeln. Mit Recht zweifelt er, daß die Flechsen des schiefen Bauchmuskels viel zur Einklemmung des Bruchs beytragen. Nächst Aderlassen und Tobacksklystieren rühmt er warme Bäder, Blasenpflaster, Pillen aus Extr. Catharl. mit Mohnsaft und alle halbe Stunden ein Quentchen Purgiersalz in Brühe oder Haberschleim. Vom Quecksilber und metallenen Kugeln hoft er nicht viel. Auch zweifelt er, daß feuchte Kleider so viel schaden, wenn die Nässe ohne Fäul-

 niß

niß ist; wie auch, daß Blutlassen in Blutverlüsten so viel zur Stillung des Bluts beytrage.

Ein hartnäckiger Speichelfluß eines jungen Mädchens nahm keine Hülfe an, bis H. Power eine Menge stinkender Wolle aus dem Gehörgange gezogen hatte, von da aus sie immer die Speicheldrüse gereizt hatte.

Nach einer Wunde am Fußknöchel erfolgte eine Versteifung der Schenkel und des Rückgrades, eine Rückwärtsbeugung des Haupts und ein Krampf des Kinnbackens, der den Mund verschloß. Bis 28 Gran Mohnsaftextrakt und 50 Gran Bisam in 24 Stunden waren vergeblich gebraucht. H. Carter hat die Krankheit durch Zugpflaster, wiederholte Purganzen und zwischen ein durch den stinkenden Asand mit Bernsteinöl gehoben.

In einer tödtlichen Wasserscheu hat H. Munkley bemerkt, daß die Zunge dürre, der Mund voll zähen klebrigen Schleims, die Kehlknorpeln hervorragend und daß der Schall des Räusperns heftig und von so sonderbarem Geläute gewesen, daß man dies wohl für das Bellen halten kann, welches man sonst wasserscheuen Leuten beylegt.

H. Warren vom Darmweh der Pictavier. Der Sitz scheint in der Herzgrube zu seyn, doch wechselt er und spiegelt am Steinschmerzen, dann Gliederreissen vor: kommt aber bald wieder zu den Därmen zurück. Krämpfe sind immer dabey, die auch oft die Blase und den After behaften. Er liebt die gelinde Purganze mit besänftigenden Mitteln. Zur Nachcur empfiehlt er Salze mit Stahlwasser oder Stahlarzeneyen. Brechen vermehrt das Uebel, wenn gleich die grüne Galle es zu erheischen scheint. Ein Aufguß von Kamillen reicht hin, den Magen zu reinigen. D. Percival hat eine Schwierigkeit im Schlingen von Krämpfen durch antispasmodische Mittel gehoben. Dawson hat gefunden, daß auch aussern Körper einige Steine durch die kaustische Lauge, andre durch den sauren Salzgeist aufgelöset werden. Wrightson hat die Tollheit vom Hundsbiß mit Mohnsaft hauptsächlich bezwungen. Es brach sich mit einem Schweiße. Lysons hat in Ausschlägen der Haut den Absud der innern Ulmenrinde mit Kalomel und Bädern sehr wirksam gefunden. Falkener hat in der Wasserscheu das Quecksilber bis zum Speichelfluß glücklich angewandt. H. Henry lehrt die Magnesia aus Bittersalz bereiten, dem er den vitriolischen Theil durch Pottasche nimmt. H. Baker theilt einige seltne Curen der Wassersucht mit durch Wasser- und Cidertrinken und die bekannte

kannte Cur des Ch. Wood, der sich von einem hohen Grade der Kachexie durch Enthaltsamkeit befreyte; setzt auch den eigentlichen Werth der neuern Inoculation fest. H. Donald Monro erzählt 7 rare Fälle. H. Quier hat auf Jamaika 700 Schwarze glücklich inoculirt. Selbst Schwangere unter 6 bis 7 Monate überstanden die Pocken ohne Gefahr. H. Bäker bestätigt seine im I. Band behauptete Meynung, das dürre Bauchgrimmen entstehe öfter vom aufgelöseten Bley, als von andern Ursachen. Der Aufsatz ist merkwürdig. Er redet der gelinden Curart mit Recht das Wort. H. Milmann fand zwo Frauenspersonen, die eine Weile vom bloßem Thee und Brod gelebt hatten, aus Mangel guter Nahrungsmittel also, mit einem schweren Scorbut behaftet, der durch die Fieberrinde und nährende Diät gehoben ward. H. Collet beschreibt einen Fall, da mit Husten 135 Hydatiden von der Größe einer Erbse bis zum Hüstern aufgebracht sind.

Ueber der Geflissenheit treu zu seyn, wird die Uebersetzung oft zu buchstäblich und thut unsrer Sprache, auch oft dem Verstande der Sache Gewalt an, z. E. S. 74. wenn diese Krankheit so bestätigt (confirmed) ist, daß sie für unheilbar gehalten wird. S. 350. ihr Athem war so entsetzlich beleidigend (horribly offensive) S. 349. unverheyrathete Frau (unmarried woman). S. 93. geringer weißer Wein (small white wine) S. 145. Ueber das alles erhellete auch (upon the whole it appeared) doch dergleichen gienge noch hin. S. 30. heißt es: sein Gefühl (war) des Tages über unversehrt, doch zuweilen in der Nacht täuschend. Wer versteht das? Das Original sagt: his senses in the day time intire, though sometimes wandring in the nigth. S. 167. sie gieng wie eine Irrende zu Fuß, as she was going on an errand on foot. S. 173. Perlasche für Pottasche, vornemlich deutsche von der weißern Art (Pearlashes) S. 173. das Ansehen eines vollkommen geronnenen Wassers. Das versteht keine Seele. Das Original sagt, appearance of a compleat coagulum. Eben da. lasse man es in solcher Bewegung let it be so agitated. S. 39. wird hawking Aufräuspern und S. 148. retching Würgen beydemal durch Racksen übersetzt. S. 197. ist der Ueb. ungewiß, ob die exercise of dumbbele das Ziehen an einer Glocke sey, dessen Klöppel ausgenommen oder gebunden ist. Das ist gewiß. S. 203. heißt es: zu Billericay (ein Flecken in Großburstead) Greatburstead selbst ist das Flecken und Billericay ein hamlet d. i. ein Dörfchen, eine kleine Anzahl Häuser darneben. In

der

der Vorrede dieses Theils thut der Herr Uebersetzer zwar sehr böse, daß wir die Uebersetzung des ersten Theils getadelt haben. Aber, mein Gott, wer kann helfen? Wir nehmen es ja, wie wir es finden.

R.

Der Arzt des Frauenzimmers, oder die Kunst, dieselben gesund zu erhalten, aus dem Französischen. Leipzig, Müller, 1773. 1 Alph. 3 Bogen.

Der Uebersetzer macht S. 66. folgende Anmerkung: „Man muß dem Verf. zuweilen einen kleinen Widerspruch verzeihen. Denn obgleich er vorher die Vögel und Fische als dem Magen zuträglich gelobt: so zieht er doch hier die vierfüßigen Thiere vor. Ich will meinen Leserinnen rathen, sich, wenn sie gesund sind, nach ihrem Geschmack und wenn sie krank sind, nach dem Urtheil eines erfahrnen Arztes zu richten.„ Vortreflich! aber warum ließen Sie denn das ganze Buch nicht lieber unübersetzt? Es ist eine solche Mischung von guten und schlechten Sachen, von Raisoniren und Aberglauben, daß was Seichters wohl schwerlich selbst in Frankreich heraus kommen kann. Die Mittel die Schönheit zu erhalten, hat der H. Uebersetzer weggelassen. Uns wundert, daß der Verleger es gelitten, das ist doch sonst ein Artickel der abgeht und den die Pariser Encyklopädisten zu bearbeiten für würdig gehalten haben. Ein paar Proben, gegen die zu häufige Reinigung wird S. 373. der Stein im Karpenkopf empfohlen; auch ein schönes sympathetisches Mittel. Gegen die Krätze soll man Sauerampf oder Kohlwurzel (Aerzte nur rathen, was hier wohl gemeint wird) mit Butter zu Salbe machen. Er curirt auch das heilige Feuer. Genug von einem schlechten Buche!

Der Arzt der Frauenzimmer. Eine medicinische Wochenschrift. I. B. Leipz. 771. II. B. 71. III. B. 72. 1½ Alph. Bey Sommer.

Alles leicht und seicht, doch für den großen Haufen des Geschlechts mehr unterhaltend und minder gefährlich, als das eben angezeigte Werk. Er warnt doch mehr, als er curirt. Und das ist schon Lob.

Der Arzt der Mannspersonen von ihrer Mannbarkeit an bis in das höchste Alter. Aus dem französischen. Leipz. Müller, 1773. 1 Alph. in 8.

Von demselben Verf., von dem der Arzt des Frauenzimmers ist. Auch dieser Uebersetzer spricht von schlecht verordneten Curen, nicht genauen Bestimmungen und unrichtigen Urtheilen seines Originals. Desto schlimmer. Warum gab er denn ein Buch, das diese Fehler hat, denen in die Hände, die es nicht prüfen und sich dafür nicht bewahren können? Nur ein Exempel, wie roh und verworren alles da steht: S. 162. „Gegen den Magenhusten schlägt man nach Brech- und andern Ausleerungsmitteln Bisamkugeln, Theriak, Opiat Salomonis, Kermes minerale u. a. m. vor.„ Noch eins eben da. „Salpetertränke, Fleischbrühe, eröffnende Tränke sind beym Leberhusten gut: Aloe aber wird besonders hiebey gerühmt.„ So ein Buch zu übersetzen! S. 276. spricht der H. Uebersetzer von H. Ludwig, einem sehr geschickten Wundarzte. Dieser H. Ludwig ist H. Louis. Man denke, wie treu der Verdeutscher ist. S. 98. versichert der Verf. der Rotz in der Nase sey im natürlichen Zustande ganz süße: in den Krankheiten aber, welche die Haut angreifen, die das Innre der Nassenlöcher bekleidet, sehr bitter. Welch ein Beobachter!

Der Arzt der Reisenden. Langensalze, Martini, 1774. 208 S. in 8.

Auch dies Werk, wie so viel andre, haben H. Unzer und der sel. Rosenstein auf ihre Seele. Der Verf. selbst sagt es in einer litterarischen Vorrede über seine Collegen die Aerzte. Ueber die Reisen zum Vergnügen, der Gesundheit wegen, über gelehrte Reisen, über Reisen sogar in öffentlichen, oder in eignen Geschäfften werden besondre Regeln gegeben. Es ist so allerhand, Gutes und Mäßiges, ohne und mit Beurtheilung zusammen gestoppelt und wird dem Leser in Pausch und Bogen zu beliebiger Untersuchung und Richtung überlassen.

Va.

Jo. Sim. Lindinger D. et Prof. Theol. de Ebraeorum veterum arte medica, de daemone et

daemonacis Servest. et Leucor. Zimmermann, 188 S. in 8.

Sehr eingenommen ist H. L. für die hebräische Medicin nicht, Adam, Ham, Jakob, Joseph, Moses und Salomon gehen alle rein aus der Zahl der medicinischen Väter ab. Auch die Priester, die doch die Opferthiere schlachteten und über dem Aussatz urtheilten, sollen nichts davon verstanden haben. Den Aussatz hält er auf Tourneforts und des Zerbstischen Wundarzt Königs Ansehen, der in Batavia und Ceilon gewesen ist, (wo man doch sicher nicht dieselben Krankheiten, wie in der Levante und Arabien hat) für einerley mit der geilen Seuche, wenigstens für keine der Arten, die Niebuhr beschreibt, doch hatten die Priester unter sich einen Arzt, der für die übrigen Sorge trug. Mehr Aerzte findet man unterm zweyten Tempel, die aber meistens magische Künste brauchten und ein ungemeines Zutrauen sich erwarben.

Das ganze heidnische Alterthum schrieb die Pest, verrückte Sinne und alle Krankheiten, die ohne sichtbare Ursache die Menschen befiele, den Göttern (Daemoniis) zu. Sie nannten die Krankheiten selbst Daemones und die damit behafteten a daemoniis vexatos. H. L. verliert sich hier in weitläuftige Untersuchungen. Bey den Juden herrschte eine ähnliche Art zu denken und zu reden. Sauls böser Geist, den David wegmusicirte, war eine schwarze melancholische Stunde. Immer werden die Austreibungen des Teufels als eine Heilung beschrieben. Und wenn der Erlöser sagt, sie sollten hingehn und sagen, was sie gesehen, so heißt es, die Blinden sehen, die Lahmen gehen s. w., aber nie, die Teufel werden ausgetrieben. Auch wie man in den ersten Zeiten des Christenthums in diesem Puncte gedacht, wird auseinader gesetzt.

S.

Joh. Thadd. Klinkosch progr. quo hydrocephalum rariorem ejusque causam proponit etc. Prag, 1773.

Ein äusserst seltner Fall eines Wasserkopfs 22 Zoll im Umkreise und 7 Zoll hoch. Die untere Wand machte die harte Hirnhaut: die obre die Beinhaut des Schedels. In etwa 3 Pfund klaren Wasser schwommen die völlig ausgebildeten und von den gedachten Häuten getrennten Stirn: Hinter:

Hinterhaupt- und Schlafbeiner. Alles war sonst am Kinde vollzeitig und ausgebildet. Die Beiner mußten bis nahe vor der Geburt ihren Zusammenhang mit den Häuten und ihre Nahrung gehabt haben. Es war auch keine andre Ursache zu finden, als der häufige und heiße Beyschlaf des jungen von einer langen Reise zurück gekommenen Ehemanns in den letzten Tagen der Schwangerschaft.

Diss. med. de natura crustae inflammatoriae in sanguine misso apparentis, eruditorum exam. submittit. Franc. Ioh. Kraus. Prag, 1773. 104 Seiten in 8.

Eine wichtige auf eigne Versuche und Bemerkungen gebaute Abhandlung, worinn die Natur der Blutgallert untersucht wird. H. Hewsons neue Theorie wird mit Fleiß geprüft. Sie soll völlig mit dem Eiweiß, dem käsichten Theile der Milch und des Beccari Leim aus Spelt und Weizen übereinkommen. H. Klinkosch scheint viel Theil daran zu haben.

X.

Anmerkungen über die Einimpfung der Blattern, durch Beobachtungen erläutert von Pet. Camper, Prof. s. w. zu Gröningen. Leipzig, 1772. Weidmann, 142 Seiten 8.

So viel man auch über diese Materie geschrieben haben mag: so bleibt dem guten Beobachter noch immer Stoff genug übrig, alte Bemerkungen zu berichtigen und neue hinzuzufügen. H. Campers aus dem Holländischen übersetztes Werk verbreitet, nebst Glaß, Watsons, Gatti und Dimsdales Schriften ein vom bisherigen so verschiedens Licht übers Blatterbelzen, daß jeder, der in diesem Fache mit Nutzen arbeiten will, diese mehr als einmal lesen muß. Kinder unter einem Jahre bekommen im Ganzen die meisten Pocken: zwischen 2. und 20. die wenigsten. Es ist durch Berechnungen dargelegt. Grind, Krätze, Flechten, Knochenbeulen (spina ventosa) stören den Lauf der Pocken nicht, und machen sie nicht ärger. Engbrüstigkeit und Husten auch nicht. Aber Säuglinge inoculirt er nicht gern. Von der Vorbereitung ist er kein Freund und hat keinen Nutzen davon gesehen. Sehr genau beschreibt er die Veränderung der Wunde und erläutert

sie

sie durch ein paar Kupferstiche. Zweyte Pocken hält er für wahr: aber für sehr selten. Ganz sichre untrügliche Kennzeichen der Ansteckung giebts nicht. Mit Recht eifert er gegen die neuern Inoculisten, die so ohne Behutsamkeit der Kälte ihre Kranken aussetzen. Es ist fast kein Punkt der Kenntniß, Vorzeichen und Cur der Krankheit, das nicht aus diesen Bemerkungen neue Zusätze erhält. In Gröningen war man vor 20 Jahren so weit zurück, daß die Prediger gegen das Blatterbelzen sich setzten. Von 1769. beförderten die Geistlichen es gegentheils am meisten und dankten Gott auf den Kanzeln für die Wohlthat, die ihre Vorweser zur Sünde rechneten. So wirds noch an vielen Orten gehen.

X.

Sal. Schinz Sendschreiben an H. Ant. v. Störk die Einimpfung der Kindsblattern. Zürich, np. 73. 5 B. 8.

ch ein merkwürdiges Exempel bestätigt er den Schaoen der zu ängstlichen Vorbereitung und schränkt diese auf ein, deren kränkliche Umstände eine Complication mit Pocken veranlassen könnten. Mit Recht wünscht H. S. mäßigen Grad vom Fieber zu glücklichen Pocken und ist scheu, die gepriesne Kälte der Luft so unbedingt zu empfehlen, da in Helvetien die Luft so leicht abwechselnd sehr kalt und sehr schwül ist, und die Kinder durch Verzärtelung zu wenig härtet sind, diesen Wechsel ohne Schaden zu ertragen. er Dimsdale, der während des Ausbruches laxiren will. ist genug den Leib offen zu halten. (Doch wird in der ersten Fieberzeit ein kühlend Laxativ, das gelinde wirkt und die Spannung des Unterleibes hebt, sehr viel zur Mäßigung des ebers und einem ruhigen Ausbruche beytragen.) Die alte Art zu belzen, mit der eine mehrere Eiterung der größern Wunde verbunden ist und die ein paar Tage länger dauert, als die neuere, hat doch auch ihre Vorzüge und Herr Tissot ist entschlossen, bey der alten zu bleiben. Herr Schinz selbst scheint sie den kältern Orten und in der kühlern Jahrszeit vorzuziehen; auch würde er sie bey schwächlichen mit Schärfe behafteten und etwas phlegmatischen Subjecten empfehlen.

Franz Jac. Arands Maynz. Raths und Obereichsfeld. Physicus s. w. Abh. von drey Krankheiten

des

des Volks im J. 1771. 72. Göttingen, Vandenhoeck, 232 S. in 8.

Die erste war ein Faulfieber, oder wie unsre Väter und H. A. sagen, bösartiges Katarrhalfieber, ungeachtet der Sitz offenbar im Magen und den Därmen war. Die größte Gefahr entstand von einem Krampfanfalle, der mitten im Laufe der Krankheit sich äusserte, der in einer allgemeinen Erstarrung, Sinnloßigkeit und Zusammenziehung bestand. Die Ursache war gewiß nicht bloß die naßkalte Witterung, sondern vornehmlich der Mangel guter Nahrungsmittel, der sich um die Zeit fast durch ganz Deutschland äußerte. H. A. belegt die Möglichkeit davon mit vielen Zeugnissen und rechtfertigt seine Ideen und sein Verfahren sehr oft und umständlich, gegen allerhand üble Auslegungen und Verleumdungen. (Uns dünkt H. A. hätte dgl. schon im gemeinen Leben verachten und sie noch weniger öffentlich rügen sollen.) Brechmittel, Kampfer, China und gelind abführende (H. A. wählt die drastischen in sehr kleinen Gaben) Mittel machten die Hauptsache der Cur aus. Besonders nützlich waren die Zugpflaster. H. A. rechtfertigt seine Schritte und bey den medicinischen Kunstrichtern auf dem Eichsfelde mag es wohl nöthig seyn. Nur sehr im Anfange und nur bey sehr Vollblütigen konnte eine Aderlässe von Nutzen seyn. In zwo Leichenöfnungen zeigen sich in einer der Brand und eine große Auflösung des Bluts, auch Stockung davon in Haut und Hirn: in der andern sind die Krampfzufälle sichtbarer. Ansteckend ist die Krankheit gewiß, wenn nur irgend eine Disposition dazu da ist. V. S. 121. an viele Seiten durch hat H. A. es mit einem Elenden zu thun, den er am besten durch den Fiscal belangt hätte. Sehr thätig erwies sich der Churfürst von Mainz, um der Noth des Landes zu steuern, und es war nicht seine Schuld, daß es etwas spät kam und nicht allerwegen der Noth abhalf. Es folgen nachher noch verschiedne Betrachtungen über die Pflichten eines Landphysici, die theils allgemein sind, theils auf besondre Vorgänge sich beziehn und zur Hauptsache nicht gehören.

Die zweyte herrschende Krankheit waren die Pocken, die an der Natur des epidemischen Fiebers ihren Antheil nahmen und eine ähnliche Behandlung erfoderten. Den Ausbruch beförderte er mit großen Nutzen durch Mohnsaft. Frieselartige und brandige Pocken fanden sich auch. Mit letzten waren Blutflüsse und fast immer der Tod verbunden. Einen

des Todes, worüber S. 35. 67. f. sehr richtige Anmerkungen gemacht werden.

Die Theorie des H. C. ist wirklich nicht neu: aber sie ist aus einem eignen und guten Gesichtspunkte dargestellt. Des Fieberausbruchs unmittelbare Ursache ist gewiß der Kramz der Gefäße: aber die prädisponirende Ursache ist doch fast allemal im Blute und in den Unreinigkeiten des Darmcanals. Diese können lange da seyn, ohne zum Fieber zu werden, wenn nicht eine gelegentliche Ursache einen Krampf der Gefäße erregt. Und wiederum können die Gefäße, wie bey Nervenzufällen, zu einen höhern Grade der Spannung kommen, als je zum Fieber erfodert wird und es wird doch kein Fieber, weil der Körper nicht im Fieberzustande ist. Dieser Fieberzustand ist guten Aerzten schon oft in den Prodromis febrium sichtbar und kann sicher zu Zeiten abgeholfen werden. Auch liegt oft lange ein Zunder im Körper und kommt durch eine starke und plötzliche Erschütterung nicht zum Ausbruche und dies ist oft der Fall bey schleichenden und bösartigen Fiebern, bey dem der frühere Fieberausbruch oft ein Glück wäre, anstatt nachher die langsame Verderbniß an den edeln Theilen naget und alle endlich ein symptomatisches Fieber von innrer Schärfe erregt, wogegen die Natur durch ein ursprüngliches Fieber die kräftige Gegenanstalt nicht machen kann.

Dazu kommt noch dies, daß H. C. wenn er eine Ursache angeben soll, warum auf einen Krampf der Gefäße bey einem ein Wechselfieber, bey einem andern ein faules, bey einem dritten ein Entzündungsfieber entsteht, doch durchaus zu einer Disposition der Säfte, zu Fülle des Bluts, oder Unreinigkeiten verschiedner Art zurück kommen muß. Man kann seine Theorie billigen, ohne daß man allen seinen Folgen beystimmt.

Auf diese Theorie indessen baut H. C. seine Heilart der Fieber, sie mögen seyn, von welcher Art sie wollen. Man soll nur gleich im Anfange eine Revulsion machen, die Zusammenziehung der äussern und die Anfüllung der innern Gefäße eiligst heben. Letzteres geschieht durch Erregen eines Bauchflusses, und jenes durch Erregen eines Schweißes, nicht durch heisse Mittel, sondern durch warme Steine an den Füßen, warmen Thee und dünne warme Suppen. Die kleine, aber nothwendige Cautelen dabey muß man selbst nachlesen.

Besonders erklärt H. C. sich hart gegen das häufige Blutlassen in Brustentzündungen und gegen die Coctionen und

und Krisen, die man abwarten will. Was S. 55. bis 60. darüber gesagt wird, bitten wir wohl zu überlegen. Das haben schon viel denkende Aerzte bemerkt, daß der verschloßne Leib in Brustentzündungen oder höchstens die Eröfnung durch ein Klystier, um die Coction des Schleims und den Auswurf nicht zu hindern, eine wirklich langwierige und was noch schlimmer, mißliche, wenn gleich gepriesne und schön theoretisch bewiesne, Methode sey; daß auf diesem gewöhnlichen Wege des starken Blutlassens, wenig gesagt, die Hälfte der Kranken Brustfehler oder doch solche Schwäche nachbehalten, die zu chronischen Krankheiten den Grund legen und daß unmittelbar nach einer reichlichen Aderlässe gute Gaben Glaubersalz und Manna, auch Zugpflaster die folgenden Aderlässen meistens ersparen und das mäßige Nachfieber ziemlich leicht zu heben ist. Unser H. C. scheint freylich etwas zu weit gehen. Doch verwirft er S. 90. doch auch ja nicht alles Blutlassen. In dieser Warnung gegen Blutlassen und Brechmittel spricht auch gegen letztere sehr. Doch kommt alles auf den Fall hinaus, wenn der Kranke von der Anhäufung des Bluts im Hirne dumm und schläfrig ist. Ein Fall, den der gute Arzt von dem häufigern, da der Magen Schuld ist, doch wohl unterscheiden wird, und wenn der Fall complicirt ist, doch auch jener Anhäufung durch vorhergehende oder nachfolgende Revulsion abzuhelfen weis.

Was H. C. zuletzt von der Crise der kalten, hitzigen und Entzündungsfieber sagt, thut wohl am wenigsten Gnüge. Aber wie wenig reingedachtes hat man von den Coctionen und Krisen. Daß doch endlich einmal jemand die Regeln für die heroische Hebung des Fiebers und für die curationem per exspectationem fest setzte.

Uebrigens wird es nicht leicht jemand gereuen, dies kleine vortrefliche Buch eines selbstdenkenden amerikanischen Arztes zu lesen. Allerwegen veranlaßt er Nachdenken, wenn man ihm auch nicht immer beyfällt.

X.

Dr. Joh. Chr. Dan. Schrebers Beschreibung der Quecke, nebst ihrer Abbildung nach der Natur. Leipzig, 1772. 3½ Bog. in 4. 1 Kupf.

Wie alle bisherigen Schriften des Hrn. Hofr., so ist auch diese kleine Abhandlung gründlich. Erst die Namen und Spielarten des Queckgrases. Der Hr. V. nennt es Tri-

ticum repens, glumis mucronatis aristatisve, aristis spicula brevioribus, und diese Beschreibung ist deutlicher als die Linnäische; denn beschreibt er sie vollständig, nebst der Art wie sie sich vermehrt, wie sie auszurotten (S. 13. fgg.) nemlich durch wiederholtes tiefes Pflügen und zwar parallel mit der Diagonale des Ackers zum erstenmale, (weil dadurch verhütet wird, daß nicht so leicht eine Reihe übergangen werde; mit dem Queckenrechen werden die losgemachten Wurzelhalme herausgezogen. Ihr Nutze besteht darinn, daß sie zum Futter kann zerschnitten werden fürs Vieh, daß sie den lockern Boden, ja den Flugsand, fest macht, daß sie in der Arzney nützlich gebraucht wird, wenn man lang damit fortfährt. Ein Verzeichniß der Grasarten, die der Quecke in der Art des Wachsthums ähnlich sind und zum Theil daher denselben Namen haben, von 49 Arten macht den Beschluß. Die ganze Abh. steht in

Dess. Vers. botanisch-ökonomischen Beschreibung und Abbildung der Gräser, 2ten Th. 2ten Ausgabe, die von Bogen F. bis O. und von Platte 25-29. geht, daselbst 1772. Fol. worinn sie die 26. Platte hat.

In dieser Ausgabe sind ausser der Quecke noch folgende Arten beschrieben:

25. Panicum glaucum. 27. Fig. 1. Dactylis pungens. — Fig. 2. Aegilops squarrosa. — Fig. 3. Agrostis pungens. 28. Fig. 1. Andropogon sanguinarium. Fig. 2. Milium paradoxum. Fig. 3. Carex bohemica. 29. Zizania palustris.

Unter diesen ist die Dactylis pungens und Agrostis pungens nach Exemplaren des Hebenstreitischen herbarii in Dresden gemacht, welches zu sehen der Recensent sich einst ein paar Tage in Dresden aufhielt, und für welches ihm einige Bände Pflanzen gezeigt wurden, wo im Aufschlagen des einen sich ihm Lychnis dioeca, Cerastia die auf allen Wegen wachsen ꝛc. mit einem Wort nichts darstellte, das afrikanisch aussah. Da nun Hr. Hofr. Schreber (so viel ihm bekannt) der Erste ist, der aus dem Hebenstreitischen Schatze die Bo-

tanick bereichert, und eben er auch S. 53. des Hrn. Hofmeis dieus Reise daselbst als eines der Kräuterkunde sehr erfahrnen Arztes gedenkt: so kann der Rec. sich nicht enthalten, beyde Gelehrte zu bitten, ferner das Mögliche beyzutragen, damit nicht dieser Schatz zuletzt, wie so manche andre, ein Raub der Motten werde. Denn Hebenstreit war gewiß aufmerksam genug und Kenner genug, um zu sehen, was neu wäre oder nicht und wird sich schwerlich mit deutschen Pflanzen in Afrika bemüht haben. Privatpersonen müssen es thun, da die Erwartung des Publici durch die damalige Veränderung des Hofes kurz nach dem Anfang der Reise so gescheitert ist (wie bey mehrern ähnlichen Reisen) daß wir nichts als — Antiquitates romanas in Africa repertas — aufzuweisen haben, und der Hof es vergessen zu haben scheint, daß solche Seltenheiten im Cabinet stecken. Von den Beschreibungen und Abbildungen wäre es überflüßig etwas zu sagen, da der Werth dieses Schreberschen Werks so entschieden ist, daß auch auswärtige Buchführer sogar die nationalstolzen Engländer, es in ihre Verzeichnisse setzen und zwar ohne Preis, wie sie bey denen zu thun pflegen, die zwar nicht viele Käufer aber desto mehr innern Werth haben. Deswegen wünscht auch der Rec., daß die anderweitigen Arbeiten des Hrn. Hofraths so nützlich sie der Naturgeschichte auch seyn mögen, doch dieses vorzügliche Werk desselben nicht allein nicht stören, sondern auch nicht aufhalten möchten; und eine gute Anzahl Kenner wünscht es mit ihm.

Dr.

Antonii Goüan. Reg. Consil. Prof. reg. in Ludovicaeo Monspeliensi Illustrationes et Observationes botanicae, ad specierum historiam facientes, seu rariorum plantarum indigenarum, pyrenaicarum, exoticarum Adumbrationes, Synonymorum Reformationes, Descriptionum Castigationes, varietatum ad species genuinas redactarum Determinationes, cum Iconibus ex naturae typo et magnitudine naturali ab auctore delineatis; Tiguri ap. Orell et Soc. 1773. fol. maj. plagg. 21 Tabb. aen. 26.

Quot verba, tot pondera! zu deutsch: der Titel sagt alles und doch noch nicht genug. Die Vorrede erklärt ihn, und die wollen wir — nicht abschreiben, sondern zu Hülfe nehmen. Denn bey einem dergleichen Buche darf man nicht nur, muß man umständlicher seyn, wenn man der Wissenschaft nichts vergeben will. — Aber das Werk eines Franzosen in einer allgem. deutschen Bibl. recensiren, ist das nicht widersinnig? Es ist nicht ohne Exempel (s. des 1ten Bandes St. 2. S. 1.;) es ist in der Schweiz gedruckt, und wenn auch keine einzige in diesem Werke beschriebne Pflanze in Deutschland wild wüchse, und keine in dortigen botanischen Gärten vorkäme, wo man des Verf. Anmerkungen bey nutzen könnte, (und wer wird das behaupten?) so verdient es seiner Wichtigkeit wegen allein schon, auch durch unsre Anzeige bekannter zu werden. Freylich ist es für die französischen (noch viel mehr als die deutschen) Tändeleyen druckenden Buchhändler eben keine Ehre, daß ein solches Buch, und vom Gouan, einem schon berühmten Botanisten, einen deutschen Verleger suchen mußte.

Hr. G. bereisete mehr als einen Sommer die Pyrenäen, und schon längst weis man wie reich diese an Pflanzen sind. Clusius und Tournefort haben dies schon gezeigt; aber keiner hatte die schöne Gelegenheit von da sie so bald in einen botanischen Garten zu schaffen, der so nahe gewesen, als der zu Montpellier. Keiner von beyden konnte seine Reisen so wiederholen, die gemachten Beobachtungen erneuern, berichtigen und mit andern vergleichen, als Hr. Gouan. Dazu kommt, daß unser Verf. selbst zeichnet, allemal ein Vortheil mehr für ein Werk über die Naturgeschichte, mit so viel Zeitverlust es auch für den Verfasser verknüpft ist.

In der Zuschrift und am Ende der Vorrede wird dies der erste Fascikel genannt, und schon dadurch Hofnung zu folgenden gemacht, welches Botanisten nicht anders als angenehm seyn kann. Er ist 5 Jahre in der Arbeit gewesen (denn 1766. gieng Hr. G. zuerst nach Perpignan, und die Vorrede ist 1771. datirt) und dies giebt abermals ein gutes Vorurtheil für die Genauigkeit, die so wenig Landsleute des V. sonst haben. Aber wenn man nun lieset, was er gethan hat, so bewundert man den Fleiß des Mannes! „Da ich aus den Fehlern anderer und meinen eignen (das ist redlich!) gelernt „habe, wie sehr die Pflanzen nach Boden, Himmelsstrich, „Geschlecht und Alter abändern, mit welcher Genauigkeit „man die für neu gehaltnen bestimmen muß: so habe ich ge-

„wissenhaft (scrupulose kann hier mit Recht so heissen) meine
„Beobachtungen, Zweifel, ja vollständige Exemplare, den be-
„rühmtesten Kennern, (Linne, Jußieu, auch dem jüngern,
„Seguier, Hallern) mitgetheilt. Daher kann ich zuverläßige
„Aussprüche über Arten, Spielarten und Synonyma thun;
„trennen, vereinigen auch der Gattung nach, und die Strei-
„tigkeiten über Benennungen entscheiden.„ — Wie gerne wartet man fünf Jahre um ein Werk zu haben, worinn dies auch nur bey 20 Pfl. geleistet wäre! und hier ist es bey mehr als 80. geschehen.

Die Folge der Pflanzen ist nach dem Linnäischen System; auch seine Namen oft; doch werden die specifischen oft geändert. Wenig Pflanzen sind ohne Note vorbeygelassen, worinn so viel Kritick ist, ohne Ansehen der Person, daß wir nur wenig botanische Schriften kennen, die wir diesem Werke gleich schätzten. Unsre Leser aber werden wohl von dem auf dem Titel gesagten Exempel verlangen und wir wollen sie geben. Zwar wenn adumbrationes Abbildungen hiessen: so könnten wir das nicht, wie sich von selbst versteht, aber wenn es das heißt, was in der Philos. bot. angegeben wird: so können wir auf alle die verweisen, die wir unten als neue Arten auszeichnen werden. Was die Synonyma anlangt, so wählen wir S. 15. Seseli pumilum, das mit der Pimpinella glauca L. vereinigt und also einige von ihren Namen mit bekommt; so das Seseli ammoides, das mit dem Sisaro Ammi oft verwechselt und ihm sehr ähnlich ist, wenn man nicht wie Hr. G. erinnert, auf die involucella achtet, die bald borstig, bald spatelförmig, bald dreyspaltig sind, und zwar an derselben Pflanze, und dieses Merkmal ist ihr allein eigen. So auch beym Seseli elatum werden die Magnolschen Synonyma beurtheilt und zum Theil verworfen. Ferner zu der Athamanta Libanotis werden reducirt Apium petraeum album und Apium pyrenaicum Thapsiae facie; und hingegen die Synonyma Rivins und Gmelins, die Haller der Atham. Liban. beygesetzt, von ihr getrennt und der folgenden Art Ath. sibirica zugeeignet; welche Verwechslung daher kam, daß die erste Art im fettern Boden Blätter erlangte, wenigstens nach oben zu, die denen von der zweyten gleich waren. Fast am einleuchtendsten aber bey der Pastinaca Opoponax, wovon der Verf. selbst ehedem zwey gemacht hatte, und nach Correspondenz und wiederholter Untersuchung bezeuget, es sey kein Laserpitium chironium um Montpellier, und eben daraus nebst der Vergleichung mit dem Ueberbleibsel des C. Bau-

hinischen Herbarii durch Hr. von Haller, dessen (C. B.) panax costinum und panax fol. pastinacae zu eben dieser Pflanze bringt. Sie nimmt mit der Beschreibung und Noten über eine ganze Seite Großfolio ein! Möchten doch unsre leichten Truppen, wir nennen die fertigen Floristen, an solchem Exempel lernen, was Kenntniß einer Species sey.

Wir würden ehe die Leser ermüden als fertig werden wenn wir mehr Exempel hersetzen wollten, und diese werden zureichen, um Kennern zu zeigen, daß es für sie ein unentbehrlich Werk sey. Eins müssen wir doch noch sagen. Hr. G. ist fast der Einzige, der innerhalb 10 Jahren, da die zweite Auflage der Specc. Plantt. herauskam, (bis 1771.) sich die Mühe gegeben, die darinn hin und wieder gesetzten Aufgaben zu untersuchen, da man hätte denken sollen, jeder Botanikus würde es sich zum Ruhm gemacht haben, Fragen von einem solchen Meister zu beantworten, nicht etwa um ihm, Linné, ein Compliment zu machen, sondern um in der Wissenschaft Lücken auszufüllen, die Er nicht füllen konnte. So ist z. E. die Untersuchung der Carlina und der Weiden (wovon Hr. du Roi auch verschiedne hat) hier vorgenommen, und Hieracium ein vortreflicher Artickel. — Hin und wieder bewundern wir den Scharfsinn des Verf., der die kleinsten aber insgemein sichersten Merkmahle der Arten seinem geübten Auge nicht entwischen ließ, und der nicht ruhte, bis er gewiß war, sollte er auch eine Reise deswegen thun (s. Saxifraga petraea S. 129.) Die Kupfer haben nicht alle gleiches Ansehen; einige sind sehr gut, z. E. Tab. V. VI. VII. (nitidae icones) andre nicht so sehr überhaupt so wie die Allionischen, brauchbar, botanisch und hin und wieder genau, aber nicht schön. Und diese Schönheit wollen wir schenken, wenn die Beschreibungen so sind wie diese. Ueberhaupt werden 290 Arten beschrieben und erwähnt (denn etliche haben nur kurze Anzeigen) ausser den Mooßen, wovon gegen 80. neu sind. Der Recensent kann sich nicht enthalten, das Tab. IV. Fig. I. vorgestellte Bupleurum (pyrenaeum Gouani) für das longifolium Linnaei zu erklären, welches Hr. G. in der Vergleichung mit den andern Arten, als angulosum, ranunculoides und petraeum ganz übersieht. Zwar ist er, Rec. nicht so glücklich gewesen, die Pyrenäen zu besteigen, wo planta quaestionis, auch nicht den Jura, wo nach den Spec. Pl. Bupl. longif. wächst, eben dies hat er aber von Göttingen, da es auf der Plesse sich findet, nach eben den Spec. Plantt. Exemplar, Beschreibung, Kupferstich, alles trift ganz genau zusammen.

Die

Die erwähnten neuen Pflanzen a) sind folgende: Veronica *Ponae*. Aira *media*; Poa *divaricata*; Festuca *phoenicoides*; Galium *pyrenaicum*. Plantago *Columnae*; — *Cornuti* Solanum *Zannoni*; Gentiana *pyrenaica*; Eryngium *Bourgati*; (*Bupleurum Pyrenaeum*;). — *spinosum*; Daucus *hispanicus*; — *polygomus*; Angelica *Razulii*; Ligusticum *pyrenaeum*; Seseli *fragile*; — *ammoides* Carum *Bunius*; Pimpinella *orientalis*; — *major*. b) Narcissus *dubius*; — *hispanicus*; Allium *monspess*. Lilium *pyrenaicum*; Ornithogalum *pyrenaicum*; — *minimum*; Scilla *hyacinthoides*; Daphne *dioica*. Saxifraga *media*; — *Clusii*; — *retusa* (Silene *porrigens*;) c) Rosa *pyrenaica*; Delphinium *hybridum*; d) (Ranunculus *pyrenaeus*;) (Betonica *Monnieri*; e) Antirrhinum *pygmaeum*; *aerugineum*; Lepidium *procumbens*; Thlaspi *alpestre*; Biscutella *intermedia*; Sisymbrium *Erucastrum*; Brassica *Tournef*. Lavatera *maritima*; Ononis *striata*; — *Morisoni*; f) Orubus *Asphodeloides*; Indigofera *articulata*; Astragulus *Narbonensis*; g) — *stella*; — *cristatus*; Psoralea *palaestina*; Scorzonera *eriosperma*; — *pinifolia*; Leontodon *Raji*; — *pirenaicum* Hieracium *sylvaticum*; — *lampsanoides*; — *prunellae folium* — *conyzaefolium*; Crepis *nemausensis*; Carduus *carlinoides*; — *medius*; — *pyrenaicus*; Cnicus *ferox*; Onopordum *graecum*; Carthamus *mitissimus*; — *carduncellus*; Cacalia *Alliariae*; Erigeron *tuberosum*; Senecio *Barrelieri*; Inula *provincialis*; Bellis *droseraefolia* h) Chrisanthemum *alpinum*; Anthemis *tomentosa*; Orchis *Rivini*; Salix *pyrenaica*. —

Näher bestimmt sind ausser den erwähnten, Carlina Hieracium, und Salix noch folgende:

Ve-

a) S. allgem. d. Bibl. B. XIX. S. 428. die Erklärung davon.

b) Pimpin. magna Linn. Mant. II. p. 219. obgleich die Synonyma da unrichtig sind.

c) Saponaria porrigens ibid. p. 239. „deleatur inter Silenes, substituatur haec descriptio e viva.„

d) Vielleicht Delphin. Aconiti Linn. Mant. I. p. 77.?

e) Betonica hirsuta, Mant. II. p. 248.

f) Ononis pubescens ibid. p. 267.?

g) Astragalus hypoglottis, ib. 274.

h) Bellium bellidioides — 285.

Veronica *nummularia;* Agrostis *arenaria;* Iris *spuria;* Galium *glaucum;* Daucus *muricatus;* Bulbocastanum *majus* et *minus;* Laserpitium *Panax;* Seseli *pumilum* — *elatum;* Pastinaca *Opoponax,* Narcissus *odorus;* [illegible]fraga *petraea;* Adonis *vernalis* et *apennina;* Erysi[illegible] *cheiranthoides* — *hieracifolium;* Tragopogon *aspe*[illegible] — *pieroides,* Chondrilla *juncea;* Serratula *babylo*[illegible] Buphthalmum *salicifolium* et *grandiflorum;* Cen[illegible] *glastifolia.*

Verbannt werden Anthoxanthum paniculatum et Le[illegible]ium petraeum. — Aber einen frommen Wunsch und [illegible]ie Vorschläge des V. zu seiner Erfüllung müssen wir noch hersetzen, ob es möglich wäre, einige Männer in der Wissenschaft zu seiner Ausführung zu bewegen; denn den mittelmässigen schreiben wir dabey: desistant, qui impares sunt! (Linn. class. [illegible] 87. 11.) Er steht in der Vorrede Note *) „[illegible] illos (qui ex Synonymorum copia „obscu[illegible] nam illustrari specierum historiam „evi[illegible] non minimi momenti fore ad [illegible]tionem Synonymorum omnino ela[illegible] *Maximus* certe, sed necessarius labor, [illegible] *oceribus solum* suscipiendus, ab his ex[illegible], imo petendus; neque praestandus nisi eo[illegible] [illegible]mmercio, ac *singula antiquorum recentiorumve* [illegible]*varia evolvendo, conferendo.* Hinc fiet ut dubia [illegible]nodentur; species aliae forte in alia migrabunt ge„nera; plures suis sedibus remansurae; varietates accu[illegible] [illegible]ptae coibunt certius aut sparsae redibunt in [illegible] Atque hac sola cura minui poterit aut [illegible]m numerus." — O utinam!

[illegible]*ofr. Baldinger* Index plantarum horti [illegible]gri Ienensis, Gött. & Gothae, ap. Dieterich. 1773. 8. 5 Bogen.

Die Zuschrift an Hr. Dr. Wolf in Schweinfurt, erzählt die neueste Geschichte des botanischen Gartens zu Jena, und die Verdienste des Hrn. Dr. Baldinger um denselben. Zu der Absicht des V. ihn zu seiner Correspondenz zu brauchen, mag dieses Register ganz gut seyn; sonst aber sehen wir gar nicht, wie diese Blätter den Studenten auch nur die geringste Erleichterung geben sollten. Im Jenaischen Garten hat

hat jede Pflanze durch Hr. B. Einrichtung die Nummer die ihr im Jacquinschen alphabetischen Verzeichniß des Regni veget. gegeben ist, (S. 10. Zuschrift) recht gut! und hier — auch alphabetisch ohne Nummer, ohne Unterscheidungszeichen, ob sie wild oder im Garten nur wächst, ausser da, wo Rupp sie auch hat; sollten aber nicht Cicuta virosa z. E. und Clinopodium vulgare da sowol wild wachsen als in der Nähe von Göttingen und fast jeder andern Gegend, davon wir floras, indices etc. haben und nicht haben? Da steht nun keine Seitenzahl vom Rupp bey; der Student sucht also im Jacquinschen Index Cicuta virosa auf und findet No. 1869. frägt den Gärtner wo die Nummer stehe? — hätte er das nicht auch ohne den Jenaischen Index können? Das einzige also ist, daß dieser Jenaische die Ruppischen Namen der wildwachsenden Pfl. auf Linnäisch reducirt. — Warum schreibt Hr. B. immer Linneus statt Linn*æ*us? Hätte Hr. B. seine floram Ienensem zu Stande gebracht: so würden wir etwas bessers als dieses Verzeichniß ist, zu hoffen gehabt haben, die wir nun so viel mehr von Hrn. Schmidel erwarten, jemehr derselbe schon Verdienste um die Botanick hat; und wir wollen einen Mann, für den wir so viel Achtung haben, keine Vorschläge über deren Einrichtung thun. Hr. Dr. Wolf aber möchten wir ersuchen, die Aufmunterung des Hn. Prof. B. eine floram Suinfurtensem bald zu ediren, nicht zu geflissentlich zu befolgen (ut collectas jamjam obss. botan. *mox* in lucem edere possis.) Denn es sind der Register und ausgeschriebnen Verzeichnisse nicht nur genug, sondern schon längstens zu viel, und es ist schwerlich möglich, etwas anders zu liefern, wenn man so sein bald liefert. Hr. Dr. W. kann dies unmöglich misdeuten, da er den Rec. so wenig als dieser ihn kennt, und es würde höchst ungerecht von diesem seyn, über etwas einen Ausspruch sich anzumaßen, das noch ungedruckt ist; aber wenn jene Gegend, davon uns eine flora versprochen wird, auch so reich wie Eden wäre, so würde nur desto mehr Zeit erfordert werden, um Anmerkungen davon zu machen. Scopoli's flora 2te Auflage kann ein Muster seyn. Aber noch ist er unter den Deutschen fast der Einzige.

Fr. Cas. Medicus Index plantarum horti elect. Manhemiensis. Manhemii, 1771. 2 Bog. in 36stel und 1 Kupfer.

Sehr kleine Schrift, sehr klein Format, ein sehr wohl gemachtes Kupfer, so das Treibhaus vorstellt, und sehr entbehrliche Leisten jeder so kleinen Seite. Warum will man doch in wissenschaftlichen Büchern den gothischen Geschmack der vor 200. Jahren herrschte, wieder erneuern? Wir dächten man liesse ihn immer tändelnden Schriftstellern. — Aber sonst ist es ein Index, den weiter niemand brauchen kann, als wer in Mannheim Botanick studirt, und ein Correspondent der von dort her was haben will, oder was dahin zu schicken gedenkt; vielleicht auch weiter niemand brauchen soll. Und in der Absicht ist es gut, daß keine Synonyma dabey sind, noch alle die ausgeschriebnen Citationen so mancher ähnlichen Bücher. Die Zahl der Arten geht auf 1067. — Wir hoffen Hr. Hofrath Medicus wird uns mit der Zeit eine nähere Beschreibung der Pflanzen mittheilen, die wie die Vorrede sagt, noch nicht nach Linné reducirt werden konnten, in der kurzen nervichten Sprache desselben mittheilen, so wie sie in seinen Mantissen oder den Bergischen plantis capensibus sind; dies ist desto mehr zu wünschen, da verschiedne in der Vorrede erwähnt werden, die wohl selten in Europa blühen, z. E. Mimosa nilotica, Theobroma Guazuma u. s. f. — Druckfehler wollen wir dem Verf. nicht hoch anrechnen. Z. E. Panacem (Vorr. zweymal) statt pinacem; fructicosum für fruticosum, Tanacetum cryspum und andre.

T. C. Hoppens Abhandlung von der Begattung der Pflanzen, mit einer Vorrede von Dr. G. H. Königsdörfer. Altenburg, 1773. 4 Bogen gr. 8.

Hätte immer können wegbleiben; denn für den Kenner ist es zu seicht und zu unordentlich, für den Unwissenden zu unvollständig und nicht selten unrichtig. Das entschuldigt nicht, daß der Verf. kein Gelehrter von Profeßion ist; denn so löblich es ist, wenn jeder sich um die Werke des Schöpfers bekümmert, und so gewöhnlich es ist, daß man seine Einsichten andern denn am eifrigsten mitzutheilen sucht, wenn sie noch unreif sind, so muß man doch nicht über seine Sphäre hinausgehen, und gleich schreiben wollen. Von der Schreibart wollen wir einmal sagen. Was ist das z. E. S. 50. für ein Gewäsche: „hier an diesem Gewächse (Equisetum) kömmt aus der Wurzel ein Gewächse hervor ꝛc. Bey dem Equiseto sylvatico kommt dieses Gewächs gar nicht zum Vorschein. —

Das

Das thut es doch! aber erst im zweyten Jahr. Und wer versteht S. 51. das: Acorus hat einen florem irregularem digitiformem? — Linne, den der Verf. doch kennen will, nennt dies digitiforme einen Spadix, das ist eine um und um dicht mit Blüten besetzte Linie; und florem irregularem zu nennen was incompletus heißen soll! wo aber doch alle 6 Theile jeder Blüte sich einander gleich sind. Und so ists auf allen Seiten. Die Vorrede führt andre Schriften des Verf. an, die nach dieser Anzeige besser seyn mögen, die aber der Recensent nicht gesehen hat. Im übrigen ist sie moralisch, und zeigt am Ende, aus Michaelis, daß schon Hiob der Befruchtung der Palmen erwähne und Herodotus gleichfalls.

Dr.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Alexander Popens Versuch am Menschen in 4 Br. an Hn. St John Lord Bolingbrocke. Aus dem Engl. übersetzt, von Joh. Jac. Harder, Past. zu Sonsel in Liefland. Herausgegeben, von H. Klotz. 8. 79 S. Halle, bey Curt, 1772.

Der Herausgeber, der mit Lobeserhebungen gegen seine Freunde eben nicht haushälterisch war und den Uebersetzer als einen mit Ruhm bekannten Gelehrten preiset, behauptet, daß dieser dem Leser die Worte seines Originals zugezählt, und von Popens Philosophie sowol als seiner Sprache die treueste Abbildung zu geben gesucht. Gesucht? Warum legte er sich denn den Zwang des Reims auf, unter welchem eine Uebersetzung, zumal eines solchen Dichters als Pope ist, nothwendig verliehren muß? Und würklich hat diese auch dadurch unter andern verlohren. Worte zählt die Uebersetzung genung zu, und sehr oft mehr, als wir haben wollen; aber wenig von den starken, glänzenden, reichen und ausgewählten Gedanken, wenig von den männlichen und kraftvollen Ausdrücken des Originals. Die Hardersche Sprache ist fast durchgängig wässerigt, oft hart und unbiegsam, und zuweilen gar poßierlich. Wer davon Beyspiele sehen will, der kann sie leicht selber finden. Sehr gut ist es, daß der Text beygedruckt

druckt worden, wodurch der Kenner nun fähig ist, gleich die Vergleichung anzustellen, Pope und Harder zu unterscheiden, und dabey zu bemerken, wie dieser zuweilen nicht einmal sein Original verstanden hat. Und dies ist schon mehrern Uebersetzern unter uns begegnet, die sich an diesen Dichter gewagt haben.

Hn. Alex. Popens Lockenraub, ein scherzhaftes Heldeng. aus dem Engl. in deutsche Verse übersetzt, von L. A. V. Gottschedinn. In dieser 2ten Auflage durchaus verbessert und beynahe ganz umgearbeitet. Mit K. gr. 8. 56 S. Leipzig, bey Breitkopfen und Sohn, 1772.

Der Vorredner meynt, daß diese neue Ausgabe, wovon die erste 1744. erschien, nunmehr eine günstigere Aufnahme finden werde, da man angefangen allmählich von den Vorurtheilen gegen Gottsched zurückzukommen. Aber wenns auch wahr ist, daß einige erst jetzt das in Gottscheds Bemühungen schätzen lernen, was sie oder andere ehemals unbillig verachteten, so ist es doch noch eine ganz andere Sache mit einer Uebersetzung im Gottschedischen Geschmack. Und daß diese es ist, kann jeder sehen, der nur Augen hat. Warum ward sie denn noch einmal aufgetragen, da sie noch nie schmackhaft befunden worden, als etwa von einem, der nie etwas gutes gekostet oder zu kosten fähig war? Wer das Gedicht nicht in der Originalsprache lesen kann, der wird sich aus dieser gereimten und durch die unausstehliche Monotonie des schleppenden trochäischen Verses ermüdenden Uebersetzung einen schlechten Begriff davon machen. Wie weit Verbesserungen angebracht sind, kann der Recensent nicht anzeigen, da die erste Uebersetzung zu denjenigen Büchern gehört, die nicht leicht in seine Bibliothek kommen. Der Ausfall, den der Vorredner noch auf den alten abgelebten Krieger Bodmer thut, ist jetzt eine unerlaubte Streiferey, da lange schon Friede geschlossen und der Krieg selbst fast eben so lange schon vergessen ist. Die Kupferstiche sind steif und hart, und verdienen kaum eine Erwähnung.

Versuche in Gedichten, von Friederika Maria Charlotte von Schenck, aus dem Hause Lemsell. 8.

61

61 S. In Commißion der Fürstl. Waisenhaus-Buchh. in Braunschweig, 1772.

Das gute Herz der V. das überall hervorleuchtet, verdient alle Hochachtung; aber ihre Gedichte werden bey Kennern keine Aufmerksamkeit erregen. Durchgängig matte und alltägliche Gedanken, ohne eine Stelle, die irgend einen Anschein des Neuen hätte; hin und wieder ein fehlerhafter Bau des Verses und sogar Unrichtigkeit des Reims. Die V. gesteht selbst ihren Mangel an dichterischen Fähigkeiten; sie will diese Sammlung auch nur allein als ein Denkmal für ihre Freunde betrachtet wissen. Von uns andern, deren Herz, wie sie sagt, eine Freude daran findet, mehr gütig als strenge zu seyn, erwartet sie Nachsicht und Verzeihung.

Kindermoral in Bildern. Berlin, 1771. bey Winter, 4 Bogen kl. 4.

Ein sehr unbedeutender Beytrag zur Bildung der Jugend, obgleich überhaupt die Idee nicht verwerflich ist und schon oft empfohlen worden. Schlechte Holzschnitte, die ein junges Auge an unrichtige Verhältnisse und Carricaturen zu verwöhnen sehr geschickt sind, ohne gehörige Auswahl der Gegenstände, die dadurch bezeichnet werden sollen, geben den Text an, worüber in Versen moralisirt wird; wie die Moral ausfällt, ist leicht zu erachten, nemlich fast gar nicht für die Bedürfnisse des kindlichen Alters, zuweilen blos spielend, oft poßierlich, und meistens ganz unerheblich und überaus erzwungen. Der Setzer hat den Recensenten zu viel Mühe zugemuthet, da er die Seitenzahlen ganz weggelassen; man kann also weder auf die noch erträglichen, noch auf die schlechten Stellen hinweisen, sondern müßte abschreiben, wenn es nur den Platz verdiente. Verständige Eltern und Erzieher werden ohnehin leicht sehen, wie weit etwas aus dieser Kindermoral brauchbar ist. I.

Abhandlungen und Poesien. 192 Seiten in gr. 8. Königsberg, bey Zeisens Witbe und Hartungs Erben, 1771.

Das Geständniß, daß man hier nur Versuche und mehrentheils von jungen Männern (nemlich aus der deutschen Gesellschaft zu Königsberg) zu suchen habe, ist aufrichtig und

die Wahrheit desselben wird bey der Durchlesung empfunden. Das erste und das beste noch in dieser Sammlung sind die kleinen Abhandlungen, die manche gute Einsichten verrathen, und sich hin und wieder mit Vergnügen lesen lassen, nur wäre dabey zu wünschen, daß die Gedanken nicht, was sie größtentheils sind, aus dem alltäglichen Vorrath genommen und daß sie überdies mehr verbunden wären. Selten ist auch der Ausdruck anpassend genug, und die ganze Schreibart wird dadurch mißfällig, daß sie überaus weitschweifig und in einigen Stellen neologisch ist. — Die Gedichte sind zwar von dem Fehler der Nachahmungssucht frey, aber doch so schlecht, daß kein einziges eine genaue Kritick aushält, nicht einmal im Detail, viel weniger im Plan. Und doch werden hier vorgelegt geistliche Lieder, die matte und zum Theil unrichtige Gedanken, keinen ächten Ausdruck und manche falsche Zusammensetzungen haben; Oden, von denen die V. nichts verstehen; Sinngedichte, wovon keins erträglich ist, als allenfalls das, welches: der Modedruck überschrieben ist. An das Lob des einzigen Monarchen sollten sich die V. gar nicht wagen, wenn gleich
ch ihrer Versicherung S. 168. sein heiliges Salböl sich
sie ergossen haben soll. Lebenskranz, Gottesblut, sap-
rne Auen, eiserner Purpur, durch Hofnung wird die
tre Hofnung süsse, hier verstummt mein Kiel, und viele andere mehr sind Dingerchen, deren sich doch auch ein Mitglied einer deutschen Gesellschaft schämen sollte.

Kurzer Unterricht in den schönen Wissenschaften für Frauenzimmer. Erster Th. 513 S. Zweyter Th. 654 S. 1771. 1772. 8. Chemnitz, bey Stößel.

So weitläuftig auch dieser Unterricht in beyden Theilen ausgedehnt ist, so kurz kann doch davon unsre Anzeige seyn. Die Absicht des V. der sich in der Zueignungsschrift Hohl unterschreibt, geht dahin, das Frauenzimmer mit den verschiedenen Gegenden der schönen Wissenschaften, und mit den besten Mustern darinn bekannt zu machen; und die Ausführung könnte weit nützlicher seyn, wenn sie mit mehr eigener Einsicht, Geschmack und Auswahl unternommen wäre, als man hier sieht. Er handelt in 22 Briefen, die weitschweifig und nachläßig genug geschrieben sind, von den verschiedenen Fächern der Poesie und mit unter von der Malerey, und eine solche Verwirrung herrscht fast durch die ganze Schrift, worinn

len Nachrichten, eingerückte Gedichte, Zergliederungen, kritische Erläuterungen, aus dem Ramlerschen Batteux, Meinhardt, Clodius, den Bibliotheken der schönen Wiss. und vielen andern, wo der V. nur etwas antreffen können, oft bogenweise Wort für Wort ausgeschrieben sind. Wie leicht es sey, eine solche Kompilation zu verfertigen, fällt in die Augen, und eben so sehr, wie verschieden daher hin und wieder die Urtheile über den Werth der Dichter ausfallen müssen; ein Fehler, der eben nicht zur Befestigung des Geschmacks gereicht. Was dem V. ausser der Arbeit des Zusammentragens gehört, sind einzelne übersetzte Stellen aus den Alten, die sich freylich noch wohl lesen lassen, wenn man das Original nicht zur Hand hat; aber man vergleiche nur z. B. die affektvolle Rede der Dido beym Virgil zu Ende des 4ten Buchs, so wird man gleich finden, wie viel sie bey dem Uebersetzer verlohren hat. Mit der Zergliederung des Renomisten hätte der V. sein Frauenzimmer vom Stande verschonen sollen, es ist unausstehlich, wenn er beschreibt, was Schnurren, Philister, Manichäer und dergleichen Helden des Stücks mehr sind. Die Vorrede ist in der Manier der gewöhnlichen Schriftsteller, die mit vielen Bücklingen um Verstattung des Eintritts bitten, wenn sie schon da sind, ihre Fehler selbst herzuerzählen und sie gleich darauf gefällig zu entschuldigen wissen. Auf das Urtheil des sel. Gellert hätte sich der V. auch nicht so viel zu gute thun sollen; man weis, wie nachsichtsvoll der liebreiche Mann junge Versuche beurtheilte, und zuweilen ein Lob gab, das nichts mehr als Aufmunterung zu etwas besserm war.

Die Schönheiten des Frauenzimmers 1stes St. Die betrogene Schöne in der Sprache der Satyre. Durch Joh. Christ. Barth. 8. 132 S. zu Haag, bey Dornseiffen, 1770.

Wahrlich diese Sprache der Satyre ist ganz original und bleibt zum Glück sich immer gleich, so sehr original an Trockenheit und Aberwitz, daß nichts darüber geht. Vermuthlich hat auch deswegen der Verleger einen Nachdruck befürchtet, da er kein anderes Exemplar für ächt erkennen will, als welches er eigenhändig unterschrieben hat; mit Recht freue ich mich, daß das, so ich in Händen habe, durch seines Namens eigenhändige Unterschrift gestempelt ist. Also ist gar kein Betrug zu besorgen, theuerste Leser. Und aus dieser

ächten Ausgabe, welche Herr Dornseiffen als ächter Verleger von des Herrn Barth ächten Satyren verkauft, werden einige Proben das beste Zeugniß ablegen, wie unnachahmlich sie sind. Aber vor allen Dingen wird man doch wohl zuerst den Satyr selbst sehen wollen. Hier ist er leibhaftig, in seiner natürlichen Gestalt, worinn er sich anmeldet. „Ich erscheine auch auf dem Schauplatz der Autoren (ja der ist ein allgemeiner Jahrmarkt, wo alles zusammenläuft) und trage mein Buch in den Händen (ein anderer möchte auch nicht leicht die Mühe ihm abnehmen) aber nicht in der Meynung, dasselbe den Gelehrten zu überreichen (das klingt ganz bescheiden, es scheint, daß H. B. einige Gelehrte kennt) noch vielweniger ihrem Tiefsinn zur Prüfung zu unterwerfen (das wäre gar ein rasender Einfall; wer wollte denn Satyren dem Tiefsinn der Gelehrten unterwerfen?) sondern ich übergebe diese erste Frucht meiner Denkungskraft (sie muß also als die erste wohl noch sehr kindisch seyn) den gütigen Händen des schönen Geschlechts (zum beliebigen Gebrauch) denn diese (nehmlich die Hände) sind in ihrer Bestrafung viel gelinder (nicht wohl allezeit) und mitleidiger (Pfui! Satyr!) als die strengen Regeln der Weisen.„ Das ist er also. Nun, ihr Schönen, daß ihr ihn mit seinen Satyren hören müsset, beweiset er folgendermassen in gründlicher Form. „Welche Schöne ist doch im Stande zu sagen, daß ich sie ihres Schmuckes jemals beraubt, oder ihr gar den mordenden Stahl in ihre keusche Brust gestossen habe?„ Da seht ihrs ja, was für ein gutherziges Mänchen er ist; er hat noch kein Mädchen geplündert noch ermordet. Aber nehmt euch doch, wann ihr guten Rath folgen wollt, ein wenig in Acht! der Satyr hat eine versteckte Kriegslist, die er doch aus guten Herzen selbst verräth. Er kann — keine Frau kriegen. Hinc illæ lacrimæ! Er greift also zur Satyre, und geht damit auf den Fang aus. Allein der aufgeblasene Stolz und das trotzige Herz des Frauenzimmers (ein Kompliment, das er ganz frey heraussagt) macht ihn bange; er bittet aber demohngeachtet nur um Gunst und Gewogenheit, um seine Schönen, wie er nochmals verbindlich und überaus satyrisch versichert, von ihren Narrheiten heilen zu dürfen. Und indem er meldet, daß bey dem nächsten Stück seiner Schrift eine Schöne seine Hand zu leiten versprochen, um, wie er hinzufügt, gewisse Züge zu thun, so hofft er noch vor der Zeit mit einer Frau beseligt zu werden, der er, noch ehe er einmal das Glück hat ihren Namen zu wissen, zum voraus diese Seufzerlein in die weite Welt zuschickt:

Daß

Daß dich nie ein Schmerz berücke,
Kind, so prüfe das Geschicke,
Baue nichts in freye Luft;
Denk an dein und meine Gruft
Bilde dir von unserm Lieben
Beydes Glück und Unglück ein,
Besser sich zu früh betrüben
Als hernachmals trostlos seyn.

Ja freylich ist eins besser, als das andere, wenn doch ja ein Uebel seyn soll. Wir sind begierig, nächstens weiter unterrichtet zu werden, ob und wie die Erwartung dieses witzigen Satyrs in ihre Erfüllung gegangen, und sähen gerne noch eine Zeitlang seinen übrigen lustigen Sprüngen zu, wenn uns nicht noch einige andere Schaubühnen auf diesem weitläuftigen Jahrmarkt an sich lockten.

Versuch einer poetischen Uebersetzung eines Theils der zwey ersten Bücher Ovids von den Verwandlungen gewagt und mit Anmerk. versehen von M. Christoph Joh. Gottfr. Haymann, der Annen-Schule zu Dresden Rectorn und der Gesellsch. christl. Liebe und Wissensch. daselbst, wie auch der lat. zu Jena Ehrenmitgliede. 4. 43 S. Dresden, bey Harpeters Wittwe. 1772.

Armer Ovid! Wie sind deine Verwandlungen von den Händen des H. Haymann verwandelt worden, wie siehst du hier aus! Bey deiner Einführung sagt er, daß er sich an dich gewagt, d. i. eine Ahndung gehabt, daß er nicht geschickt genug sey, dich nach deinem Stande auf gut deutsch zu kleiden; und nachher versichert er, daß er dich in diesem deinen Putz, wobey auch die Frau Verlegerinn beschäftigt gewesen, empfehlen wollen, und daß ihm das gelehrte Publicum darüber Beyfall geben solle. Das wird es nicht, lieber Ovid, weil es dich auch bey uns noch zu sehr schätzt, als daß es dich in einer so sonderbaren Tracht sehen möchte. Gehe also wieder heim, woher du gekommen bist, zu deinem H. Haymann, gieb ihm das ganze Gottschedische mit allen den hie und da aufgesuchten Flitterchen und kritischen Blümchen verbrämte Kleid, das er in der Rüstkammer einer deutschen Gesellschaft zu einem andern Gebrauch aufhängen mag, samt den Schel-

 len

len des Reims wieder zurück, und bitte ihn, dich künftig lieber in deiner Toga laufen zu lassen, welches für dich und für uns weit anständiger ist. Und damit du siehst, wie wohl wir es mit dir meynen, so magst du andere, die dich auch von Hause her kennen, und in dieser Vermummelung unvermuthet erblicken, fragen, ob dieser Rath, den wir dir geben, nicht recht gut ist. Geh, und laß dich nicht einmal vor den Häusern sehen, wo man deine Sprache lernt.

Wn.

Sinngedichte von Christoph Gottlieb von Murr.

One praises, one instructs, another bites.

Roscommon.

Magdeburg, bey Zapfen, 1773. 2¼ B. in 8.

„Aber, Herr Leßing! da bin ich auch zu Hause. Ich habe „viele Epigrammen gemacht, und eine ganze Sammlung derselben zum Drucke bereitet liegen.„ Mit dieser lächerlichen Anzeige erfreute der hochgelehrte Verf. die lesende Welt schon in dem sogenannten Klotzischen Denkmahle, wie solches auf der 103 Seite desselben gar poßierlich zu lesen. — Nun erscheint sie, die ganze angekündigte Sammlung, und wenn man ein paar Sinngedichte ausnimmt, so ist alles Uebrige theils mittelmäßig, theils ganz elend; z. B.

An Kritodes.

Dein Reimen quält mich oft: reim nicht! Laß dich bereden!
Es steht ja in der Schrift, Kritod! Du sollt nicht tödten.

Dies sogenannte Sinngedicht zeiget, daß der Verf. einen fremden Einfall ohne Verstand in erbärmliche Verse zu kleiden, Unverschämtheit genug besitzet. Ohne Verstand erstlich. Denn, wenn er diesen Einfall über einen schlechten Uebersetzer gelesen hat, so hätte er ja begreifen sollen, daß dieser an den Gedanken, den Wendungen und dem Ausdrucke des verhunzten Autors einen Mord begehet; aber hier spricht v. M. ganz sinnlos, allein von einem Reimer. Warum will aber der H. v. M. hier nicht den schlechten Uebersetzer angreifen, schlug ihn; der so viel übersetzt hat, etwann das Gewissen? — Was kann magrer an Gedanken, leerer an Witz, wäßerichter und niedriger im Ausdruck, und überhaupt der Benennung eines Epigramms unwürdiger seyn, als die Nummern 50. 54.

52.

56. 59. und andre; was abgenutzter und verbrauchter, als 7. 52. 64. 46. 2. 31. 23. und fast das ganze Buch; was schmutziger als 72. seyn? Daß er auf die Verf. der A. Bibl. ein paar deutsche Epigrammen und ein Englisches gemacht, vergeben wir ihm von Herzen; hat er doch eins, und zwar das 43ste, auf sich selbst gemacht.

Lm.

Die Botschaft des Lebens. In einem Aufzuge. Der zärtlichen Unschuld gewidmet. Zürch, bey Bürgkli, 1773. $2\frac{1}{4}$ Bogen in 12.

Der Fußfall vor dem Bruder. Ein Trauerspiel in drey Aufzügen. Der blühenden Unschuld gewidmet, ebendas. 5 Bogen in 12.

Cajus Cracchus, ein politisches Schauspiel, ebendas. 6 Bogen in 8.

Patriarchalisch und politisch! Wer könnte das anders seyn als Bodmer? Und der ists dann auch! — Das erste Stück ist die Nachricht, die Jakobs Kinder aus Aegypten ihrem alten Vater von Joseph bringen; das andere die Erkennung Josephs. Jenes für Kinder von 10 bis 12 Jahren, dies für solche, die bald Jünglinge werden; beyde zur Aufführung von Kindern. Diese Idee ist ganz gut, und in dem Betrachte sind die beyden Stücke auch moralisch gut und unschuldig. Doch hierüber noch ein Wort mit dem V. Er sagt in seinen Anmerkungen: „Der V. hat jedes Bild, jede „Anspielung sorgfältig vermieden, welche die Kinder in der „glücklichen Unwissenheit, was Laster ist, störten; — er hat „sich beflissen, ihnen das ränkevolle Leben — zu verbergen; „er hat sie mit der Bosheit verschonet. — Es ist für Jüng„linge, welche auch die Gutthat der Auferziehung gehabt ha„ben, überaus gefährlich, sie im wirklichen Umgang des Le„bens, oder auch in der Vorstellung auf der Schaubühne, in „die Gesellschaft der Lasterhaften zu bringen.„ Aber, die erste Frage hierbey ist wohl: ist dies möglich? Wird z. B. nicht das Kind fragen: aber wie kam es denn, daß Joseph noch lebte, den der Vater doch für todt hielt? Der V. schweigt hierauf, aber soll der Lehrer auf diese Frage des Kindes auch schweigen? Oder wird das Kind nicht wenigstens schon selbst denken: die Brüder Josephs haben dem alten Jakob was vorgelogen?

 Nein,

Nein, wir wiederholen es, solche Verbergung des Lasters ist nicht möglich; oder man erzähle dem Kinde keine Geschichte, man verbiete ihm das Lesen der Bibel, wo es gleich auf dem ersten Bogen den Sündenfall, und Abels Mord finden wird, und noch besser! man bringe es gänzlich aus der menschlichen Gesellschaft. Und hierdurch beantwortet sich die zwote Frage: ist es nützlich? Nützlich, daß das Kind die Menschen nicht kennen lernt wie sie sind? sondern sich eine Welt erträumt, die unterm Monde nicht ist? daher seine Laufbahn sicher und gar zu getrost anfängt, statt klug und vorsichtig zu seyn? und welche entsetzliche Empfindung, sich hernach so äusserst getäuscht zu sehen! Laster mag es also immer auf dem Theater erblicken, es wird dasselbe nie lieben lernen, so bald der Dichter nur poetische Gerechtigkeit anwendet. Und thut er das nicht, mahlt er das Laster nicht nur glücklich, sondern auch geliebt und liebenswerth, nun, so lese ihn freylich kein Kind, — aber, ich denke auch, kein Mann!

Die Geschichte der beyden ersten Stücke ist so rührend, daß sie unter jeder Einkleidung gefallen muß. Nur stoßen einzelne Wörter auf, als: Die fräuliche Mine; und mancher schwülstige und gezierte Ausdruck: „Jeden Tag fragte „er, ob die langsamen Stunden euch noch nicht gebracht hätten — sie sind von wildem giftfähigem Herzen — Joseph, „wie siegst du über deine Brüder! da du das Recht hattest, „sie für ihre Missethat zu Sklaven zu machen, so machest du „sie auf die menschlichste Art durch Güte und Verzeihen dir „eigen!„ — und hundert ähnliche Stellen. Was aber das Schlimmste ist, so ist die natürliche, rührende Entdeckung: „Ich bin Joseph euer Bruder,„ in einen Schwall kalten moralischen Geschwätzes ersäuft worden. — Um über das Ganze zu urtheilen, sagen wir nur kurz: Es ist eine dialogisirte Geschichte, aber kein ächtes Drama; es ist kein einziger Charakter darinn ausgezeichnet, es hat keine Sprache der Leidenschaft. Wozu denn die dramatische Form? wozu alle die Anstalten, wenn doch platterdings kein andrer Zweck hervorgebracht wird, als die Regungen, die die Erzählung, von jedem zu Hause in seinem Winkel gelesen, auch hervorbringen würde? Denn mehr wird hier sicherlich nichts gewürkt; und wegen der angezeigten Fehler, wohl noch weniger.

Noch vielmehr gilt dies vom dritten Stück, welches der kälteste, langweiligste Dialog ist, der je auf einem Theater ist gesprochen worden. Intereßirt sich denn unsre Seele so sehr für Politick? Ist denn, um den hohen Zweck des

Trauerspiels, Furcht und Mitleid hervorzubringen, gerade Politik das geschickteste, das wählenswertheste Süjet? Denn alles übrige dazwischengemischte, z. E. die Klagen der Licinia, sind wo möglich noch kälter. Welche sonderbare Pantomime S. 61. „sie fällt dem Grachus um den Hals, er macht sich „sanft aus ihren Armen los, ohne ein Wort zu sagen; sie will „ihn bey den Kleidern fassen, aber Kornelia zieht sie mit sich „fort.„ — Die Reden bey dem Leichnam des Liktors sind für sich betrachtet gut, nur sind sie hier eigentlich überflüßig, und ohne Wirkung für die Geschichte des Stückes, so viel Staatskunst auch darinn seyn mag.

Salvini und Adelson. Ein Trauerspiel, von Ludwig Zehnmark. Wien, bey Gehlen, 1774. (In Prosa. In 3 Akten.) 5 B. in 8.

Sophia oder Großmuth und Reue. Ein rührendes Drama in 2 Aufzügen. (In Prosa. — Wahrscheinlich zu Wien gedruckt.) 68 Octavseiten.

Der Schwätzer. Ein Originallustspiel in Prosa von 5 Aufzügen. (Vermuthlich Wien) 99 Octavseiten.

William Buttler Baronet von Yorkshire. Ein Trauerspiel in ungeb. Rede und 5 Aufzügen. Ein Versuch für die Schaubühne in Baiern. Von Jos. Valent. Edlen von Speckner auf Pilhofen. München, 1772. 5½ B. in 8.

Sammlung neuer theatralischer Originalschauspiele in 2 Theilen. Prag und Leipzig, bey Höchenberg, 1774. 8. Jeder Theil von 1 Alphab.

Eine solche Menge deutscher Schauspiele wäre eine der wichtigsten Erscheinungen in unsrer Litteratur — wenn ihr innerer Gehalt nur einigermaßen der Erwartung entspräche, die der Titel hervorbringt. Wir wollen sie einzeln betrachten.

Salvini und Adelson: — ein sonderbares Ding, ein Gemisch von Original und Nachahmung, hat erborgte Situationen die gar nicht dahin passen, kalte langweilige Dialogen, keine Charaktere, nicht genugsame Entwickelung, und dabey doch ganze lange überflüßige Stellen. Die Geschichte

des Stücks ist schon oft behandelt worden: Ein Freund wohnt bey dem Andern im Hause, hat ihm viel zu danken, verliebt sich aber in des Andern Geliebte, eben da der sie heyrathen will. Dem Leser des Stücks wird hier Diderots natürl. Sohn einfallen, zumal da auch hier des Mädchens Vater von einer lange Reise aus Ostindien wieder kömmt. Ich bewundere das Jucken, das der V. bey sich gefühlt haben muß, Situationen aus bekannten vortreflichen Stücken herauszureissen, und den Purpurlappen seinem Gewande anzunähen, der erstlich sonderbar gegen seine eigne Arbeit absticht, und dann so wenig dahin gehört, daß man sich wundern muß, wie gerade die Situation dem V. beygefallen ist. So ließ Diderot sehr natürl. einen Alten aus Indien kommen, um das Geheimniß von Dorvals Geburt zu entdecken; wozu aber diese Ankunft hier? — Doch vornehmlich hat unser V. Leßings Emilia Galotti zu seinem Muster genommen (und eben dies zeigt wohl, daß er gegen alle Kritick abgehärtet ist; denn kann er fühlen und empfinden, wie sank ihm nicht bey Em. Galotti die Feder aus der Hand?) Nicht im Ausdrucke, nicht in Sentiments, nicht in Charakteren; blos im Mechanischen der Situationen ahmt er Leßingen nach. Gleich Anfangs hat Salvini das Porträt seiner Geliebten, spricht darüber und spricht damit, und muß es endlich, wie sich versteht, voll Ungestümm wegwerfen. — Alle Leser kennen doch hoffentlich den Auftritt zwischen dem Banditen und dem Bedienten in Emilia Gal.? Ist er nicht in seiner Art vortreflich? Ja, das glaubte unser V. eben auch, und darum eröfnet sich der 2te Akt. mit einem gleichen Gespräch. Daß der Bandit in einem Mantel gleichfalls verhüllt seyn muß, kann man schon denken. Aber an dieser einzigen Probe mögen die Leser auch urtheilen, wie gewaltsam der V. das was ihm gefällt, herbeyzerret. Struley (so heißt der Bandit) droht dem Bedienten, entweder Salvini oder Adelson oder ihn selbst zu erschiessen, wenn er nicht macht daß Adelson ihm bequem in den Schuß kömmt; giebt ihm aber zugleich Geld. Der Bediente räth hernach seinen Herrn Salvini, alles anzuwenden um seinem Freunde die Geliebte zu entreissen, und (da leider Salv. kein Prinz ist um einen Marinelli bey der Hand zu haben) kömmt Struley selbst ihm dazu seine Hülfe anzubieten; und Salv. der vorher so schön über seine Liebe deklamirte, der sie kaum sich selbst vielweniger einem andern gestehen wollte (s. den 1 Akt.) spricht mit dem ihm ganz unbekannten Struley davon, setzt Vertrauen auf seine versprochene Hülfe ohne zu begreifen, worinn die

des

bestehen kann, verspricht seinen Freund ins Gehölz zu locken, bittet nur für das Leben seines Freundes, u. s. w. Salv. geht dem zufolge mit Adelf. ins Gehölz, es fallen Schüsse, aber Adelf. wird gar nicht getroffen, sondern Salv. selbst in den Arm verwundet. Wie unnatürlich ist das alles? Und wer war denn nun dieser Struley? Warum will er Adelson tödten? Und woher kömmt es hernach, daß er Salvini verwundet? Von allem diesen bekömmt kein Mensch etwas zu wissen; denn Strul. erscheint nie wieder, Salv. und Adelf. sprechen kaum von der Begebenheit, und die ganze Geschichte (neml. die Anstalt zu Adelsons Hochzeit) gehet auch so ruhig weiter, daß kein Mensch sieht, wozu dies Zwischenspiel nöthig war. Salv. ersticht endlich in der Wuth das Mädchen, damit sie nur nicht dem Adelf. zu theil werde. Und nun kömmt im 3 Akt ein eben so unnöthiges Nachspiel, neml. Salv. im Gefängniß, den erst einige erlösen wollen; doch er selbst will nicht fort und wird endlich zum Richtplatz geführt.

Sophie: ist das Fräulein von Sternheim. Der V. hat alles zusammendrängen wollen. Die Scene ist in den schottischen Bleygebürgen, dahin kommen Rich und Seymour um der St. Grab aufgraben zu lassen; Derby kömmt mit, obgleich halb todt; und St. ist noch da. Die grausame, nach unserm Gefühl (für das Gesicht) zu ekelhaft schaudervolle, Geschichte, wie John die St. in den Thurm stößt, geht auch noch vorher vor den Augen der Zuschauer vor. — Einige Reden sind gerade so geblieben, wie sie in der Geschichte lauten; die von eigener Erfindung sind eben nicht kraftvoll und der höchsten Leidenschaft angemessen. St. spielt einst sehr mit den Worten, da sie von den Bleygebürgen sagt: „Hier, wo „die ganze Natur Bleyern zu seyn scheint.„ Auch sind von des V. eigner Erfindung die Pistolen, die Seymour hinbringen läßt, wobey Rich ihm sagt: er solle bedenken, daß er ein Edelmann sey, Derby spricht hernach auch viel über die Pistolen, und Seym. schießt sie endlich in die Luft ab. — Eben darum war das Stück für die Bühne wohl zu schwer zu bearbeiten, weil hier zuletzt alle Situationen aufs höchste getrieben sich zusammen finden. Die Sternheim in leidender Gedult, voll Gedanken an ihr voriges entsetzliches Unglück; darauf in Todesangst und körperlichem Schmerz bey Johns Wuth; endlich in betäubendem Erstaunen beym Anblick von Rich und Seymour, und dabey zugleich in der schwersten Wahl zwischen diesen beyden Edlen — O sie hätte gewiß erliegen müssen, wenn sich dies alles so schnell wirklich gefolgt wäre — ferner

die

die höchste Reue mit Verzweiflung bey Derby, die höchste Liebe mit Verzweiflung bey Seymour, die höchste Anstrengung der Freundschaft bey Rich. — — Es ist schon oft gesagt worden; die langsame Ausführung eines Stückes, die vor unsern Augen geschehende Geburt eines Projekts, das itzt reift, nun soll ausgeführt werden, nun bald, bald sich der Entwickelung nähert, indeß die andern Personen der Geschichte unwissend und sorglos fortwandeln — o nun, nun erhebt sich der letzte Schlag — fällt er? noch nicht, aber er wird fallen, er wird, — und nun fällt er wirklich, und nun endigt sich es wirklich wie wir Anfangs wähnten, bald ängstlich fürchteten, bald hofnungsvoll nicht glaubten — — diese langsame, wollüstig unsre Neugierde und unsre Erwartung quälende Fortschreitung gewährt uns ein wahreres, innigeres Vergnügen, als die kleine Freude die wir bey einer Ueberraschung haben. Wer das nicht fühlt, hat nie mit Herz die Klarissa gelesen. — Also wäre es denn wohl ein verkehrter, und die schönste Geschichte schwächender, Weg, wenn man bloß die letzte Katastrophe, vollgepfropft mit allem dem Vorgehenden was nur hereingeht, aufs Theater bringt; und man brauchte sich nicht zu wundern, wie so etwas bey Kennern weniger Eindruck macht, als das Lesen der Geschichte, so wahr es sonst auch ist: Segnius irritant animos demissa per aures, Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus. — An alles dies aber hat unser V. so wenig gedacht, im Gegentheil die edle Einfalt eines an sich reichen Süjets so wenig gefühlt, und das beynahe möcht' ich sagen Kinderspiel der Ueberraschung so übertrieben geliebt, daß er, um das Ding noch voller und krauser zu machen, die Leute, bey denen die St. auf den Bleygebürgen ist, zu nichts andern als zu — ihren leiblichen Großvätern, Lord und Lady Watson, macht, wovon denn die Entdeckung an die St. u. die a. sehr herzbrechend zu lesen ist.

Der Schwätzer. Die Charaktere sind übertriebene Karrikatur: ein Pferdenarr, ein Projektmacher, ein pariser Geck, eine Pedantin, eine abscheuliche Frau und Mutter (die alle den Namen Schwätzer eben so gut verdienten, als der eine Thor, der allein so heißt) — und dann dagegen ein ganz vollkommner Mann und ein ganz vollkommnes Mädchen, die, wie sich versteht, zuletzt Mann und Frau werden. Viele der Charaktere sind ganz überflüßig, sind blos da um ihre Narrheit zu produziren, sprechen und handeln ohne Anlässe. Die Besserung der unartigen Schwester, S. 63. ist völlig unnatürlich. — Die Sprache des Stücks ist sonst bis auf einige

Klei-

Kleinigkeiten (z. E. verwunschener statt verwünschter) nicht schlecht; auch ist der Dialog ziemlich, so viel nemlich ein Dialog ohne wahre Charaktere, ohne natürliche Situationen ziemlich seyn kann.

Will. Buttler. Auch dies Stück übertrift seine Vorgänger nicht. Alles Schreckliche hat sollen gehäuft werden: sogar in der Dekoration sind Grab und Felsen angebracht, Williams Gemahlinn ist todt und kann nicht öffentlich begraben werden; William selbst ist ein Anhänger des unglückl. Karls I. dessen trauriger Tod oft erwähnt wird! sein Sohn im Treffen gegen Kromwelln geblieben; sein andrer Sohn von Meuchelmördern angegriffen; seine Tochter heimlich verheirathet, und zwar mit Kromwells Sohne; Stratford, der einzige auf den er sich verließ, ein falscher Freund, der die ganze Familie verräth und zuletzt Williamen ersticht. Aber ohngeachtet dieses Aufwandes an Schrecklichkeiten bleibt das Herz doch kalt, das rechte innige Mitgefühl schläft doch, wir schaudern wohl manchmal bey dem Teufel Stratford, aber wir denken doch auch oft: das ist nicht möglich, das ist nicht wahr: und oft: wozu so vieler Lärm? Z. E. Julie will ihrem Vater ihr Geheimniß gestehn, und fängt so an: „Ich liebe.„ — „William.„ Du liebst, Unglückliche, du liebst? ohne mein „Vorwissen liebst du?„ u. s. w. — Jul. „O mäßigen „Sie das verzehrende Feuer ihres Blickes, oder es tödtet „mich.„ Will. „Daß es dich tödtete! Du verdienst den Tod! „Nenn ihn mir, den Unmensch, der mir dein Herz entrissen hat! nenn ihn mir! mit dem Dolche — mit dem rächenden Dolche in der Hand will ich„ u. s. w. — und so geht es noch acht volle Seiten herunter, wo der Alte noch immer jammert: „Warum mußt' ich jemals Vater werden?„ — Freylich ist es nicht artig, daß die Tochter sich heimlich verliebt und verheirathet; aber wie ein sonst gescheider und treflicher Mann (und das soll William seyn) sich so darüber gebährden kann, ist uns unbegreiflich. — — Olivier Kromwell spricht gar nicht so wie wir sonst seinen Charakter kennen. Und warum muß er mit so großem, so unverdientem Lohne die Bühne verlassen? — Ueberhaupt wäre der Endzweck des V. wohl schwer zu errathen.

Der letzte ist der Herr von Trauzschen. Er hat beliebt seine Stücke: theatralische Schauspiele zu nennen. Ob es denn sonst noch wohl theatralische Arbeiten, ausser Schauspiele, giebt? oder Schauspiele, die nicht theatralisch sind, d. h. die nicht geschaut werden sollen? — Bey aller unsrer Hoch-

schä-

schätzung der dramatischen Dichtkunst, sagen wir doch nicht mit dem V. in der Vorrede: „Wer erkennet nicht die Schaubühne, für die edelste Schule der Tugend und Sitten? für „die reinste Quelle des Vergnügens? für die Zierde eines „Volkes, auf dessen erlangte moralische Größe sich von der „Vollkommenheit seines Theaters nicht unsicher schließen „läßt?„ Dum stulti vitant vitia in contraria currunt. Dort Senior Göze, und hier Herr von Trauzschen! Die Wahrheit liegt, wie immer, in der Mitte. — Doch zu den Stücken selbst! 1) Temusin, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. In gereimten Versen! Aber ach! wer es nur durchlesen könnte! Es ist 112 Seiten lang! Es eröffnet sich mit einem Monolog des Temusin von 3 Seiten; darauf kommt Zaide; und sagt:

Geliebter Temusin, wie groß ist nicht mein Leiden!

Temusin.

Ach! ich verstehe dich; daß ich der deine bin,
Das will man itzt nicht mehr, mein Glück ist nun dahin —

Zaide.

Es ist nur ungewiß —

Temusin.

Schon dieses schlägt mich nieder.
Und banges Schrecken bebt durch alle meine Glieder.

Ich denke, wir haben genug zur Probe, und gehen geschwind zu den andern Stücken. — 2) Das neue Rom, ein Lustspiel in 1 Akt. Dies ist, zur Veränderung, von der witzigen Art. Ein Bürgermeister eines elenden Städtchens hat von Rom gehört, und äfft den alten Konsuln nach. Aber der V. bestraft des armen Bürgerm. Thorheit mit vielem Salze; dieser nehmlich läßt sich in einer Sänfte in den Rath tragen, das Brett einer Gosse bricht, die Sänfte fällt um, der Bürgerm. verliert die Perüke u. s. w. worüber, wie man leicht denken kann, die Leute dann für Lachen zerspringen wollen, S. 139. Zuletzt artet es in das niedrigste Possenspiel aus, da ein Prinz Alexander erscheint, und macht, daß der Bürgerm. seine Tochter dem, den sie liebt, geben muß — 3) Der Eigensinnige, ein Lustspiel in 5 Akten. Was der Mann doch alles kann! Dies Stück ist von der rührenden Art. Eine närrische Mutter kömmt darinn vor; aber der V. hält weder Maaß noch Ziel in seinen Schilderungen, diese Mutter sagt zu ihrer Tochter: S. 189. „lies doch nur vernünftige Bücher, z. E. den im Irrgarten der „Liebe herumtaumelnden Kavalier; solche Bücher bilden das

„Herz

„Herz und den Verstand.„ Ein solches Weib gehört ins Tollhaus, nicht auf die Bühne. Ihr Mann ist auch ein Rasender, der in der Nacht, eben weils regnet, mit Vortragung einer Pechfackel spatzieren geht. Ein Windmacher bewirbt sich um die Tochter, wird aber zuletzt entdeckt und abgewiesen. — 4) Die geraubte Dose, ein Nachspiel. Der Einfall ist der beste im ganzen Buch, doch zweifle ich, daß er sein eigen ist. Eine Dose kömmt bey einem großen Gastmahle weg; alle Gäste zeigten ihre Taschen vor, ein junger Mensch weigert sich und wird daher für den Thäter gehalten, endlich entdeckts sich, er habe nur darum seine Taschen nicht aufzeigen wollen, weil er Speise für seinen alten armen Vater darein gesteckt hatte. Dieses Süjet ist nur durch zu viel Ausdähnen und Episoden verderbt worden. — 5) Belisar, ein Drama in 2 Aufzügen. Nach dem Marmontel. Tiber liebt die Tochter des Belisars, und Justinian belohnt zuletzt den edlen Unglücklichen. — — II. Theil. 1) Der Großsprecher, ein Lustspiel in 5 Aufzügen. Welche Namen: Schwachhaupt, Tollruhm, Grubler, Gutreich, Metaphorius! Nach dem ganz gewöhnlichen Schlendrian: Ein gutes Mädchen hat einen guten Liebhaber, da kömmt ein Großsprecher, stiehlt sich in die Gunst des Vaters und der Mutter ein, wird endlich als Narr und Dummkopf entdeckt, und die Tochter bekömmt ihren Geliebten. Wir wollen blos den ersten Bogen excerpiren, und wenn das nicht genug ist — nun, der lese zu seiner Strafe das ganze Stück selbst! Des Großsprechers Ruhm hat etwas Schaden gelitten; er gab sich für ein Mitglied vieler gelehrten Societäten aus, kann aber keine Diplomen aufweisen; auch seinem Vorwand, die Diplomen seyn verbrannt, glaubt man nicht recht mehr; darum sollen einige Kerle als Gelehrte verkleidet werden, die auf ihrer Reise nach Herkulanum (welches hier immer Herkulaneum heißt) durch den Ort reisen, und ihm falsche selbstgemachte Diplomen mitbringen. Wie sinnreich! — Die Mutter ist eine alberne Thörinn, die stets von Komplimentirbüchern und den Ceremonien der alten Zeit spricht; der Charakter, so grotesk wie er ihn gezeichnet hat, kömmt um ein 10 Jahre zu spät. Der Großsprecher macht seiner Braut ein Geschenk von gläsernen Steinen, die er für ostindische Jubelen ausgiebt. Er schwatzt von Geistern, und rühmt sich mit Swedenborg zu korrespondiren. — Ohe, jam satis est! — 2) Wittekind der Große, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen; leider wieder in gereimten Versen! — 3) Der Freyherr von Bardenfels, ein bürgerl. Trauerspiel in 3 Aufzügen; in Prosa. Der General und der

Graf

Graf sind nicht nur solche Teufel, wie es gewiß in dieser Welt nicht giebt, sondern handeln zugleich so dumm und rasend toll, wie Leute von solchem Ansehen nie handeln können; wozu denn aber so elende Charaktere! Die Einheit des Orts ist vortreflich beobachtet, denn lieber muß der Gefangene aus dem Gefängniß (wohl zu merken, zu einer heimlichen Unterredung) geholt werden, lieber muß der so gefährlich verwundete General sogar aus seinem Bette aufs Theater gebracht werden, als daß die andern Personen und die Zuschauer mit ihnen, theils ins Gefängniß, theils ins Schlafzimmer giengen. Darum mögen den V. die Franzosen loben, und unsernthalben gar übersetzen! — 4) Der Sieg der Großmuth, ein Lustspiel in 5 Aufzügen. — 5) Julie, ein Lustspiel in einem Aufzuge. Wie alles übrige von ihm, ohne Kenntniß der Menschen, ohne Charaktere, ohne Sprache der Leidenschaft:

Me.

Armin und Elvira, eine Legende. Aus dem Englischen. Breslau und Leipzig, bey Korn, 1773. 2½ Bogen in 8.

Die ganze Geschichte, die in dieser Erzählung zum Grunde liegt, bedeutet nicht viel; indeß hätte sie doch unstreitig besser und interessanter erzählt werden können. Wenig Leben, wenig Handlung, und statt derselben eine Menge alltäglicher Weisheit und unthätiger Betrachtungen! Da wir das Englische Original, welches, wenn wir nicht irren, von Cartwright ist, nicht bey der Hand haben, so können wir nicht sagen, wie groß oder geringe der Antheil sey, der dem Uebersetzer an der ermüdenden Weitschweifigkeit gebührt. Wenigstens hat er durch Einkleidung und Versart nichts zur Belebung des Stofs beygetragen, ob er gleich für seine Bequemlichkeit durch beyder Wahl gewann.

Mo.

Zweyte Sammlung kürzerer Gedichte aus den neuern Dichtern Deutschlandes, zum Gebrauch der Jugend. Eine Fortsetzung jener von Michael Denis, aus der Gesellschaft Jesu, Lehrer der Redekunst am kaiserl. königl. Theresianischen Collegio zu Wien.

Augs-

Augsburg, im Verlag bey Joseph Wolff, 1772. 334 Seiten in 8.

Sie enthält Klopstocks Abhandlung von der heiligen Poesie; dessen Nachahmung des griechischen Silbenmaßes, im Deutschen; dessen Abhandlung vom deutschen Hexameter; der Tod Abels von Gesner; den Tod Adams von Klopstock, und zum Anhang Esther, ein Trauerspiel des ältern Racine in höchst matten und holprichten alexandrinischen Versen, von denen wir ein Paar zur Probe hersetzen wollen. Die Esther sagt einmal.

Ich schmecke, vor dem Thron des Herrn in Staub gebückt,
Wie Selbstverleugnung mehr, als Uebermuth entzückt.
Jedoch kein Perser kennt der Jüdinnen Geschlechter.
Ich will sie rufen: — — — kommt, o kommet, ihr meine Töchter,
Ihr, sonst Gefährtinnen von meiner Sclaverey,
Itzt meines Glückes Schmuck! ihr Theuren, kommt herbey.

Institutiones oratoriæ ad usus tironum rhetorum accommodatæ, opera *Joannis Evangel. Reiss*, sacræ eloquentiæ in academia Dilingana Professoris publici et ordinarii. Superiorum Permissu. Augustæ Vindel. Sumptibus Iosephi Wolff, MDCCLXXIII. 286 Seiten in 8.

Was in die gewöhnlichen Anweisungen zur Schulrhetorik gebracht wird, findet man auch hier vollständig beysammen. Ein Buch über die Amplificationen der Rede; Ein zweytes über ihre Deutlichkeit, Zierlichkeit und Suavität — über die Tropen und Figuren der Rede — den oratorischen Styl und dessen unterschiedene Arten — die Zusammenfügung und den Numerus der Perioden — alles mit Beyspielen aus den Alten erläutert; Ein drittes von den Vorübungen des Quintilians und Aphthonius; nebst einer Anleitung zu Relationen, Briefen und Bittschriften — machen den Inhalt dieser Theorie der Redekunst aus. Die Beyspiele zu den letzteren sind in deutscher Sprache gegeben, und aus dem Justi genommen, aber äusserst schlecht. Der V. scheint die lateinische Sprache besser zu verstehen als die deutsche, sonst würde

er andere Muster zu den Briefen gewählt haben. Ich wünschte nicht, daß ein junger Mensch seine deutschen Berichte und Briefe an königliche und Standespersonen darnach modelte, denn sie würden sehr gedrechselt und ungeschmackt ausfallen. Die Formulare zu den gutächtlichen Berichterstattungen, Protokollen und Decreten sind ja in einem so dunkeln, verworrenen und unerträglichen Kanzeleystyl abgefaßt, als je einer gelesen worden. So schrieb man in den Kanzeleyen K. Carls des fünften, aber so sollte man itzt nicht mehr schreiben. Warum will man die jungen Akademisten, die einmal in Justiz- und Finanzkammern arbeiten sollen, nicht dazu anführen, daß sie sich in ihren schriftlichen Aufsätzen allemal natürlich, deutlich, und ohne Affectation zierlich ausdrücken? Was hilft ihnen denn ein ziemlich guter lateinischer Styl, wenn ihr deutscher ganz barbarisch ist, da die Sachen bey den Collegien nicht in lateinischer, sondern deutscher Sprache verhandelt werden?

Ohne den mühsamen Fleiß, den Hr. R. auf seine Institutionen gewendet, ohne die gute Absicht, die er dabey gehabt, und das Brauchbare, so sich darinn findet, zu tadeln, muß der Recensent offenherzig gestehen, daß er nicht viel von dergleichen Schulanweisungen in der Redekunst hält, weil kein sonderlicher Nutzen dabey herauskommt. Die Mode hat es nun einmal eingeführt, daß auf höheren Schulen Eloquenz gelehrt werden soll und muß. Besser wäre es, man triebe die Rhetorik auf den Gymnasien bey Lesung der alten Griechen und Römer, machte die studirende Jugend auf die Deutlichkeit und Eleganz, mit welcher sie schreiben, aufmerksam, übte sie im Uebersetzen, und suchte dadurch ihren Geschmack unvermerkt zu bilden. Wenn hernach ein Kopf voll Wissenschaft und Kenntniß, gesunde Logick, Mutterwitz, gute Lectur und Uebung, diese besten Lehrmeister, von denen man gut reden und schreiben lernt, dazu kämen, so würden sie hernach als Männer mehr praktische Rhetorick besitzen, als ihnen durch ein eigenes Collegium darüber jemals beygebracht werden kann. — Ich glaube nicht, daß der Herausgeber der

Briefe für Knaben von einer kleinen Sittenakademie. Nach den Grundsätzen Gellerts. Zum Nutzen und Vergnügen. Augsburg, bey Joseph Wolff, 1773. 432 Seiten in 8.

Hr. Joseph Zimmermann, d. G. J., öffentlicher Lehrer der Redekunst zu Solothurn, seine Schüler hier und in München

über

über die Amplification und Structur der Reden, Chrien, Briefe u. s. w. nach Reißischer Methode unterwiesen habe. Und diese jungen Rhetoren schreiben so natürlich, so ungezwungen, so naif, daß es eine Lust ist. Die gute Bildung, die der Lehrer ihrem Verstande gegeben, blickt allenthalben hervor, und das edle liebenswürdige Herz ergießt sich in ihre Federn. Als Hr. Z. von Solothurn nach München gieng, und darauf sann, wie er auch in der Ferne den Umgang mit seinen kleinen Freunden, die ihn so zärtlich liebten, nützlich unterhalten, und ihren Tugendeifer durch väterliche Erinnerungen immer mehr anfachen möchte, fiel ihm ein, er sollte sie selbst unter sich Sittenlehrer werden lassen. Er machte sich also einen Grundriß zu einem sittlichen Roman, nach welchem seine ehemaligen Schüler arbeiten sollten, und der war dieser: „Alfons, „ein Herrchen von ungemeinen Naturgaben, bekommt Sittenbriefe von verschiedenen Personen. Er schickt sie alle „Stückweise Ferdinanden, seinem lieben Vetterchen, und „drückt in einem eigenen Schreiben seine Gesinnungen und „Empfindungen darüber aus. Ferdinand antwortet Alfonsen mit einer Freymüthigkeit, die sich für ein tugendbegieriges Herzchen schicket.„ Nunmehr erhielt Hr. Z. jeden Posttag die artigsten Briefe von ihnen. Er wies ihnen gute Bücher an, woraus sie sich nähren könnten, und schrieb ihnen aus andern brauchbare Stellen heraus. Die geschicktesten unter seinen neuen Schülern in München machten mit denen in Solothurn gemeinschaftliche Sache, und arbeiteten in den Erholungsstunden mit. Er sollte die Briefe ausbessern, es fehlte ihm aber an Zeit dazu. Sein Schicksal führte ihn wieder nach Solothurn zurück; Da sammelte er diese Briefe, und gab sie so heraus, wie sie itzt sind. Sie enthalten eine gelehrigen Knaben faßliche und brauchbare Moral zum gesitteten Leben. Wir empfehlen sie den heranwachsenden Jünglingen aufs beste, und bitten alle verständige Eltern, sie ihnen in die Hände zu geben. — Damit es Hr. Z. seinen Schülern nicht an sichern Mustern zur Bildung des guten Geschmacks fehlen ließe, so verband er Gellerts Briefe, hin und wieder abgeändert, mit dem Roman. Er hat auch die Namen seiner Mitarbeiter genennet, und er will durch lebendige Bürgen, die Einwürfe, welche man wider Alfonsens und Ferdinands Denkungsart machen möchte, unumstößlich widerlegen. Es sind noch Briefe zurückgeblieben, die der Herausgeber ein andermal mittheilen will. — Am Ende findet sich eine praktische Anleitung zum Briefschreiben, eine

gabe, von dreyßig Briefen zwischen einem Rhetor in München und einem Philosophen zu Solothurn.

Ez.

Die Schönheit der deutschen Sprache in auserlesenen prosaischen Stücken aus den besten Schriftstellern der Nation zur Bildung der Sitten und des Geschmacks. Augsburg, bey Kletts Wittwe, 1773. 1 Alph. 8.

Herr M. Mertens, Rektor zu Augsburg, liefert zu seiner poetischen Chrestomathie hier nun auch den prosaischen Theil. Dieser bestehet aus einigen Briefen von Gellert und Rabner, einigen Betrachtungen von Spalding und Cramer; einigen Stücken aus der Wochenschrift, der Jüngling; dem Leben des Prinzen Albrecht Heinrich von Braunschweig, von Herrn Abt Jerusalem abgefaßt, und einem Fragment aus Bossuets Einleitung in die allgemeine Geschichte. Alle hier befindliche Stücke haben an sich betrachtet schon ihren Werth! aber zu der Absicht des Hrn. M., die auf den Titel angegeben wird, dünkt uns seine Wahl nicht die glücklichste zu seyn. Ueberhaupt ist es gerade das entfernteste Mittel, die Sitten aus der Sprache zu bilden, doch dies ist vielleicht auch nur eine Nebenabsicht, eigentlich will er wohl seinen Zuhörern gute Muster aus unsern besten Schriftstellern vorlegen, um ihren Styl zu formiren, und sie zu lehren über allerley Materien mit Würde und Anstand in ihrer Muttersprache sich auszudrücken und da will er sie zu den besten Quellen leiten. Allein solche zusammengegriffene Stücke, deren eigentlicher Werth größtentheils auf der Materie beruhet, ganz und gar aber nicht auf dem Ausdrucke leisten hier das nicht, was sie sollen. Herr M. hat keinen festen Standpunct vor Augen gehabt, aus welchem er seinen Entwurf übersehen konnte, um eine zweckmäßige Anlage zu seiner Sammlung zu machen: denn eine solche Compilation, wo man alles zusammenraft, was in gewisser Absicht gut und vortreflich ist, nur nicht in der, zu welcher es eben jetzt dienen soll, hat gar keinen Werth. Doch kann diese Schrift diesen zufälligen Nutzen leisten, daß ein Jüngling, der von einem Jerusalem, Spalding, Cramer u. s. w. noch nichts gehört oder gelesen hat, auf die Schriften dieser Männer dadurch aufmerksam gemacht wird. Uebrigens gehört Herr Mertens nach seiner Vorrede zu urtheilen, nicht

zu

zu denen, die die deutsche Sprache verschönern: denn er selbst schreibt platt und fehlerhaft.

Zwo komische Operetten v. G. nebst andern Gedichten zum Anhange. Chemnitz, bey Stößels Erben und Putscher, 1773. 287 S. in 8.

Bald gewinnt es das Ansehen, daß unsre jungen Dichter sich die Operette zu ihrem ersten Probestück auserlesen haben, womit sie vors Publikum treten; oder wenigstens sehen doch fünf Sechstel der von Messe zu Messe zum Vorschein kommenden Operetten so aus, wie Uebungsstücke eines Anfängers. Von den gegenwärtigen bekennet ihr V. offenherzig, daß es solche sind, man wird also nicht viel davon erwarten. Um des willen wollen wir ihrem Inhalt auch nur kürzlich anzeigen. Die erste, das vornehme Suschen in drey Aufzügen, ist der Idee nach aus des Moliere precieuses ridicules genommen, mit einigen beliebigen Veränderungen, denn daß z. B. die Scene nicht in Paris ist, sondern auf das Land verleget worden, versteht sich von selbst. Eine wohlhabende Verwalters=Wittbe der für dem Dorfe eckelt, will mit ihrer Tochter in die Stadt ziehen und diese an einen Städter verheyrathen, die Mutter wirft sich auf eine bizarre Art in vornehme Kleider, ahmt die Sitten der Stadt nach, und hat schon einen Freyer für ihre Tochter ausersehen, der nebst seinem Freund und Beystand auf dem Lande anlangt, seine Heyrath zu Stande zu bringen. Beyde werden am Ende aber als Betrüger erfunden und von dem Gutsherrn und seinem Freunde entdeckt und fortgeschickt. Die Tochter behält also ihren lieben Christel, einen jungen Pachter, den sie heimlich liebt. Diese beyde stellen das zärtliche naive Paar vor, die Mutter und übrigen Personen spielen die Farce dazu. Das Stück ist höchst langweilig, ohne das geringste Interesse mit einer Menge Lieder durchflochten, die alle aus vielen Strophen bestehen, und in Ansehung des unbedeutenden Inhalts für den Componisten und Zuschauer gleiche Unbequemlichkeit haben würden, wenn das Stück aufs Theater kommen sollte. Dabey ist es noch dazu so unermeßlich lang, daß, so kurz auch der Componist sich fassen wollte, die Vorstellung leicht im Sommer von Sonnenuntergang bis zu Sonnenaufgang dauren würde.

2) Das Testament von einem Aufzuge. Lieschen eine reiche Pachterstochter hat um ihres Geldes willen viele Freyer, ei=

einen abgedankten Officier, einen Dorfjunker, einen Poeten, einen Schößer, und einen jungen Bauer. Ihr Vater macht ein untergeschobenes Testament, worinnen er seinen armen Nachbar zum Erben ernennet; alsbald springen alle Freyer ab, bis auf Friedeln, den jungen Bauer. Darauf vernichtet der Vater das untergeschobene Testament wieder, Lieschen seine Tochter bleibt die einzige Erbin des Vermögens und heyrathet ihren Friedel. Sind das nicht Pinsel von Freyern, daß sie die Falle nicht merken, die so sichtbar ist! Aber das ganze Stück ist, wie es der Inhalt schon anzeigt, eine Farce, wie sie ehedem aus dem Stegreife gespielet wurden, da kommt es ja nicht auf die Wahrscheinlichkeit und überlegte Anordnung an, wenn nur das Parterre was zu lachen hat. Die angehängten Gedichte von allerley Gattungen, hat der V. seiner Sage nach, nur der Presse überlassen, um von den Kunstrichtern zu erfahren, ob sein Genie von der Kritick geleitet, etwas vollkommeneres zu liefern im Stande seyn werde. Wer kann ihm das sagen, ohne die Gabe der Weissagung zu besitzen? Die gegenwärtige Geistesfrucht verspricht nicht mehr als Anlage zum leichten Versbau.

Poltis oder das gerettete Troja, eine komische Oper in drey Aufzügen. Leipzig, bey Jacobäern, 1773. 7½ B. in 8.

Eine Anekdote, die Pope seiner Uebersetzung der Ilias beygefügt und die er dem Plutarch nacherzählt hat, dem V. die Materialien zu dieser Operette geliefert. Als die Griechen ein Heer gegen die Trojaner anwarben, schickten sie an den Poltis, König von Thracien, Gesandte, die ihn um Beystand bitten sollten. Er fragte nach der Ursache des Krieges, und man sagte ihm, es wäre die Beleidigung, die Paris dem Menelaus dadurch zugefügt, daß er ihm seine Gemahlin geraubt hätte. Wenn es weiter nichts ist, sagte der gute König, so laßt mich den Streit beylegen. Es ist freylich nicht recht, daß der griechische Prinz eine Gemahlin verlieren soll; auf der andern Seite ist es Schade, daß den Trojanern eine fehlen soll. Nun hab ich zwey Weiber, um allem diesen Unheil abzuhelfen, will ich eine dem Menelaus, die andere dem Paris schicken. Diese Schnurre ist komisch gnug; aber doch zum Sujet eines theatralischen Stückes wenig bequem: sie läßt sich ganz leicht erzählen, aber nicht so gut in Handlung setzen. Der V. hat auch fast gar keinen Gebrauch davon gemacht,

macht, er windet sich durch eine Menge nichts bedeutender Nebenhandlungen und Theatergepränge hindurch, hat nicht Muth genug den ländlichen Operetten-Plan zu verlassen und macht dadurch eine Zusammenmischung des niedrigen und hohen komischen, die keinesweges so, wie in Lottchen bey Hofe abstechend wird, sondern hier höchstunzweckmäßig aus bloßer Feigheit angebracht scheinet. Der erste und zweyte Aufzug ist ganz unnütz; denn im dritten kommt der V. erst zu seinem eigentlichen Zwecke. Da hätte der V. anfangen sollen, wo er aufhört, mit der Audienz der griechischen Gesandten hätte sich das Theater öfnen, die komische Entschliessung des Königes darauf folgen und aus dieser die Situationen und die Handlung des Stückes selbst angesponnen werden müssen, so daß die Bewegungsgründe des Königes sich von zweyen Gemahlinnen auf einmal mit guter Art zu entledigen, in der Folge deutlich entwickelt worden wären: alsdenn hätte ein mit der Hauptidee zusammenpassendes Ganze daraus entstehen können. Aber so wie diese Operette jetzt ist, scheint alle Arbeit daran verlohren zu seyn. Zur Empfehlung derselben wird auf der letzten Seite bekannt gemacht, daß sie Hr. Hiller in Musik setzen will, geschieht das, so mag sich der V. immer bey dem Componisten bedanken, wenn seine Arbeit aufs Theater kommt.

Hr.

Der unglückliche Bräutigam

Nicht Lust- nicht Trauerspiel
Man nenn es wie man will.

In drey Aufzügen, von Stephanie dem jüngern 8 B. in 8.

Solche zweydeutige Geburten, die zu keinem gewissen Geschlecht gehören, heißen im gemeinen Leben Mißgeburten. Diese elende Farce sowol in Absicht der Erfindung und des Dialogs als auch der Anordnung, kann mit gutem Fug unter eben diese Rubrick gebracht werden.

Die Maskerade oder die dreyfache Heyrath, ein Nachspiel. Gotha, bey Ettinger, 1773. 76 S. in 8.

Herr von Orme, ein Wittwer, veranstaltet in seinem Hause, unter dem Vorwand der Freude über die Wiedergenesung seiner Tochter, einen Maskenball, die bey dieser Gelegenheit

an einen gewissen Herrn v. Mehlhorn, der von ihr nicht geliebt wird, verlobt werden soll. Zu gleicher Zeit soll die Verbindung der alten Gräfin Lammfromm mit dem jüngern Orme bekannt gemacht werden. Das Festin hat seinen Fortgang wie es veranstaltet ist; aber mit den Eheverbindungen geht es ganz anders als man erwartet hat. Der jüngere Orme kann die alte Gräfin nicht heyrathen, denn er ist schon insgeheim mit Julien vermählt, die sich unvermuthet unter den Masken befindet; Mehlhorn bekommt Carlinen nicht, denn sie ist bereits insgeheim an einen Herrn von Dahl vermählt, der sich unter den Masken befindet; der Vater Orme ist kein Wittwer mehr, denn er hat sich insgeheim mit Wilhelminen vermählt, die sich unter den Masken befindet und er giebt eigentlich den Ball, um seine Heyrath bekannt zu machen. Wenn der V. seine Erfindung besser genützet hätte, und die Entwickelung schneller gieng, in die vorhergehenden Auftritte aber mehr Interesse und Handlung gebracht wäre, so möchte das Stück für ein Nachspiel drollig genug seyn.

Der Diamant, ein Lustspiel in einem Aufzuge, nach dem französischen des Collé. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1773. 52 S. in 8.

Dieses Stück ist aus den Amusémens dramatiques des Herrn Collé so frey übersetzt, daß es etwas reizendes hat. Der Frau von Gercourt wird ein Demantring zum Kauf angebothen, den sie durch Hülfe ihres Mädchens dem Grafen Tourmont, ihrem Liebhaber aufschwatzen läßt, um ihr damit ein Geschenk zu machen. Damit aber kein Verdacht entstehen soll, wird verabredet, daß der Graf zwey Drittel des Werthes vom Ringe dem Juden bezahlen soll, dieser aber muß ihn um einem Drittel dem geitzigen Gemahl der Dame zum Verkauf anbieten; denn man vermuthet, daß er ihn um so ein Spottgeld kaufen und seiner Gemahlin an ihrem Geburtstage schenken werde. Das erste erfolgt auch. Kaum aber ist der Handel geschlossen, so wird dem Herrn von Gercourt gemeldet, daß sich seine Nichte vermählt, er verhandelt also den Ring wieder an seinen Bruder für den geringen Preiß des Einkaufs und rechnet den Ueberschuß des Werthes für ein Hochzeitgeschenke. Hieraus entstehet nun eine große Verwirrung. Der Jude verlangt volle Zahlung oder seinen Ring, der Graf Tourmont will die erstere nicht

leisten, und der Herr von Gercourt hat nicht Lust, den Ring seinen Bruder wieder abzufordern und ihn zurück zu geben. Seine Gemahlin macht vielen Lerm, daß sie nicht den Ring erhalten hat und der V. endiget mit einem Bonmot, ohne die Sache weiter zu entscheiden.

Ls.

Sammlung verschiedener Gedichte von *Rud. Ernst. Schilling*, Ingenieur-Lieutenant und Architect. zu Bremen. Bremen, bey Cramer, 1772. gr. 8. 17 B.

Eine leichte Versification, ein gefälliger Ausdruck und lebhafte Schilderungen der Natur und Empfindungen sind, unserm Gefühle nach, die eigentlichen Talente dieser Muse. Weniger gefällt sie uns im Scherz und der Satyre. Selten ist der Gang und die Wendung ihrer Gedanken ungewöhnlich, und viele Gedichte verlieren dadurch, daß sie zu gedehnt sind. Einige Nachahmungen Horazischer Oden und das letzte Gedicht in der Sammlung zeichnen sich vorzüglich aus. Ein wenig mehr Feile, so würde Herr S. ein ziemlich leidlicher Dichter heissen können. Er verbittet zwar in der Vorrede diese Erinnerung, da er sagt: „Ich habe mir alle Mühe gegeben, „um so correkt wie möglich zu seyn, und wünschte von Herzen gerne eine jede schwache oder unverständliche Stelle hinweg, wenn nur der Reim und das Sylbenmaaß allzeit der „Empfindung und dem Gedanken so leicht gehorchen wollte, „wie sich vielleicht mancher junge Journalist einbildet. Es „braucht mir also kein Recensent eine Sorgfalt zu empfehlen, „die ich von selbst meinen Lesern schuldig zu seyn glaube.„ Allein ausserdem, daß von den Schwierigkeiten des Reims und Silbenmaßes eben nicht die wesentlichsten Mängel eines Gedichts herrühren, so mag sich Hr. S. als ein Baumeister, erinnern, daß, wenn er etwann an einem Gebäude dorische Säulen kuppeln, und die Dreyschlitzen so setzen wollte, daß keiner denselben den Säulen entspräche, es nicht genugsame Entschuldigung seyn würde, daß die Vertheilung der Trüglyphen und Metopen, der Eintheilung des Models seiner Säulen, nicht so leicht gehorchen wolle!

Gl.

Socrate en delvie, ou Dialogues de Diogene de Synope, traduits de l'allemand de *M. Wieland.* a Dresde, ches Walther, 254 p.

Diese Uebersetzung ist ungemein wohl gerathen. Sie ist wie das Urstücke in einer reizenden angenehmen, das hinreissenden Schreibart abgefasset. Man misset darinn wenige der bezaubernden Schönheiten desselben. — S. 161. ist die Ausdrückung jeunes filles excedées ganz was anders als was das Urstück S. 167. saget. Auch sind einige andre Nachläßigkeiten dem vortreflichen Uebersetzer entwischet. S. 50. ist der Natur das Beywort wohlthätig entzogen worden. S. 54. ist Strauch durch bosquet gegeben, auch sagt da das couronne nicht was es sagen soll. S. 56. petits droles, ist gar niedrig. S. 65. vestibule für portique, S. 71. jouissances, sind nicht Ergötzungen. S. 152. equivoque ist nicht gleichgültig. S. 199. mettre sa téte de la partie, ist nicht französisch. Doch dieses und andre solche Abweichungen sind kleine Flecken. Möchten alle Schriften unsers Hn. Wielandes solche Uebersetzer finden:. so würden die Ausländer bald glauben, daß wir einen Schriftsteller haben, der in vielen Stücken dem Hn. von Voltaire beykommt.

Pl.

Verse und Prose, von *N.* Erster Theil. Basel, bey I. Schweighäuser, 1773. 8. (164 Seiten.)

Es kamen Elegieen und Briefe, Strasburg, 1760. 8. heraus, und obgleich unser Herr N. nichts davon sagt, so ist er doch derselbe, der sich schon damals der Welt bekannt machte. Er hat sehr weise gethan, die Briefe, Lieder, Oden u. s. w. zu unterdrücken, und sehr richtig hat ihm sein Gefühl gesagt, daß er für die Elegie die mehrsten Talente hätte. — Hier sind die 6 Elegieen von 1760 wieder abgedruckt, doch verändert und verbessert, und mit 8 neuen vermehrt; dann folgt ein poetischer Brief an Phyllis, auch schon 1760 gedruckt; und ganz neu, das Schöne, eine Erzählung in Prosa; und das Leben des Agrikola, aus dem Tacitus übersetzt.

In den Elegieen, scheint der V. diese Dichtungsart wieder auf die Manier der alten zurückbringen zu wollen: Gesang von Empfindungen, die das Herz nicht stürmisch bewegen; er trägt bald Freude, bald Leid vor, bald bloße Sen-

zen-

zenzen, bald Beschreibung, u. s. w. alles in elegischen Syl- benmaße. Nur, da er seine Verse untereinander reimt, und also eine Strophe aus vier Zeilen besteht, hat, wenn wir ei- gentlich reden wollen, die Elegie nicht alterum pedem im- parem, oder wie er sagt: — der Fersen ungleich Paar, sondern 4 Füße, 2 gleich lang, 2 andere um einen Zoll kür- zer. — Sehr leicht und sanft geht sein Vers, eine Haupt- eigenschaft der Elegie; oft ist sein Ausdruck nur gar zu na- türlich, daher bisweilen unedel und prosaisch. Er hat auch einige Uebersetzungen, die den Sinn des Originals recht gut ausdrücken, obgleich gar nicht gezwungen wörtlich, als die 3te ist aus Tibulls lib. I. eleg. 1., die Ode aus Ovids amor. II. eleg. 4., die 7te aus Tasso's Aminta Akt I. das Schluß- chor, die 12te nach Drydens Cäcilienode, die 13te das Schluß- chor des II. Akts aus Tasso's Amint. — Vornehmlich ha- ben uns gefallen: einige Züge der 1sten, die eine Erscheinung der Göttinn Elegie beschreibt; die 4te, ein Lob des Winters; die 8te an einen der seine Liebe nur für Freundschaft hält; und die 14te auf Ziskens Grab. Nur möchte man den Dich- ter warnen, nicht zu nachläßig im Styl zu seyn. — Einige Verbesserungen sind nicht immer gut gerathen, z. E. die 5te fängt sich an:

Wenn jemand die Gewalt der Göttin von Cytheren
Und ihrem tiefen Rath vielleicht nicht überdenkt,
Den will ich ihre Macht auf unser Glücke lehren, —

Weit munterer hat die alte Ausgabe:

Euch, die ihr die Gewalt der Göttin von Cytheren
— — — — —
Euch will ich ihre Macht, u. s. w.

Auch gleich zu Anfange der ersten Elegie scheint die alte Leseart mir natürlicher als die neue; jene:

Die Wolken decketen des Mondes blassen Schimmer,
Die Straßen waren schon das Reich der stummen Ruh;
Nur blinkte hier ein Licht in eines Kargen Zimmer,
Dort hörte Phyllis noch des Liebsten Lispeln zu.

Die neue:

Der Wolken reger Schaum umfloß des Mondes Schimmer,
Der blaß und ungewiß auf leere Straßen schien!
— — — — —
Dort gab ein schlaues Paar sich leise Küsse hin.

Doch

Doch, wir wollen, um unsern Dichter in dem Lichte zu zeigen, das er verdient, den Anfang der 10ten Elegie hersetzen: Auf Rangens Grab.

Um neue Bahren tobt mit ungestümer Klage
Beraubter Eigennutz und schnöde Heucheley;
Doch Eine Gruft empfängt den Sarg und ihre Plage,
Und mit dem Leichenzug ist ihre Qual vorbey.
Wahrhafte Fühlung schlägt die stummen Blicke nieder,
Als ruhig steht sie da, betäubt und sinnenlos.
Doch oft besuchet sie die theure Grube wieder,
Und ihre Thräne nährt das drauf gewachsne Moos.
O Range! dreymal schon hast du den Tag gefeyert,
Der dich der reinen Schaar der Geister übergab;
Und täglich steht mein Kranz auf deiner Gruft erneuert,
Und täglich lockt dein Todt mir neue Thränen ab,
Es fühlen Wenige, wie tiefgebeugt ich klage,
Denn edle konnten nur dein edles Herz verstehn. — —
— — Ich gäbe meinen Schmerz um keine Wollust hin.
Er stärket meinen Geist zu dir sich aufzuschwingen,
Ich seh, ich höre dich, ich lerne noch von dir,
Dann pocht in meiner Brust ein Trieb nach edlen Dingen,
Und du befestigest der Tugend Recht in mir.

(War in der alten Ausgabe eine Ode.) Wie schön und erhaben ist nicht das: O Range! dreymal schon hast du den Tag gefeyert, — statt: du bist schon drey Jahre todt.

Der poetische Brief beweist eine ziemliche Versification, und einen lachenden Vortrag nützlicher Lehren, z. E. von der Empfindsamkeit.

Dies ist ein innrer Sinn, nur wenigen vergönnt,
Den jeder, der ihn trägt, im Gleichen bald erkennt.
Doch wessen Herz, von harter Haut umschlungen,
Die sanfte Fühlung nie durchdrungen,
Der nennt sie einen Traum im kranken Hirn entsprungen,
Und lacht bey Wielands Lied zu ihrem Ruhm gesungen.
Ihm, diesem Sänger, ist die Rührung deiner Brust,
Des schönsten Lorbeers Raub, gelungen,
Und seine Beute bringt mir Lust.

Doch, Freundinn! hüte dich. In der gesunden Brust
Bleibt die Empfindung sanfte Lust;
Sie füllt des Weisen Herz nicht mit Begeisterungen,
Er redet nicht mit neuen Zungen
Und bleibt sich seiner selbst bewußt;

Er

Er träumet nicht von steten Sympathien,
Von Sphären und von Harmonien;
Er girret nicht im Myrtenhain
Dem Monde seine dunkeln Lieder;
Er drängt sich nicht, zu groß für seine Brüder,
Beym Cherub und beym Seraph ein.

Nein, Freundinn! So versteigt der Weise
Sich nicht in seiner Fühlbarkeit,
Er lebt in seiner Stadt, er lebt in seiner Zeit
Und suchet nicht bey jeder Kleinigkeit,
Daß man ihn groß und edel heisse.
Wenn er von Lob der Tugend spricht,
So schwindelt seiner Muse nicht;
Er läßt sein Herz gemein und flüßig reden,
Denn sie, die Tugend, giebt der Rede Glanz und Licht,
Und hat zu ihrem Schmuck des Schwulstes nicht vonnöthen. —
Wem die Natur ein Herz von dickerm Zeuge gab,
Den stößt er nicht mit Stolz zurücke.
Er läßt sich sonder Zwang zu seinem Freund herab,
Und lernt ihm ohne Schaam noch manche Tugend ab.
Er rechnet sich das Herz, das ihm der Himmel gab,
Nicht zum Verdienste, nur zum Glücke. —
Des schönsten Herzens Werth verschwindet,
Wenn innrer Hochmuth es verführt,
Wenn es, durch falschen Ruhm gerührt,
Empfindung spielen will, wo es doch nicht empfindet,
Und wenn es ohne Wahl mit jedem den es findet
Sich in Entzückungen verliert,
Die es genau vorausstudiert
Und mit Olymp und Aether ziert.

Wir glauben, daß diese Stelle bey manchen Nutzen haben kann. — Auf diese Stelle folgt die gar zu lange Geschichte der Oenone und des Paris, mit der Episode des Streites der drey Göttinnen und der Entscheidung des Paris. O daß doch der V. reciderit omne quod ultra Perfectum traheretur!

In der Erzählung: das Schöne, reisen 4 Prinzen, um das Schönste aufzusuchen. Der erste setzt das Schöne in der Natur, und bringt den Phönix; der andere in die Nachahmung, und bringt die vortreflichste Statue des Praxiteles; der dritte in der Wissenschaft, und bringt ein geheimes Buch des Zoroasters; der vierte endlich bringt den tugendhaftesten

Mann,

Mann, den er gefunden hat, und hält keine Rede, sondern läßt die Tugend für sich selbst sprechen. — Die Erzählung selbst ist ganz artig; die satyrischen eingestreuten Schilderungen der Höflinge gut und treffend; die Reden der Prinzen freylich etwas zu lang, doch zeigen sie von ungemeinem Scharfsinn, der Leser giebt fast jedem in Gedanken Recht.

Die Uebers. des Tacitus hat wohl die Kürze und das Gedankenreiche des Originals ausdrücken sollen; darum ist sie oft gezwungen und undeutlich. z. E. gleich Anfangs S. 119. Zuversicht in ihre Sitten, Fiducia morum. Wer versteht das Deutsche, S. 129. Zu führen ist Ehre, die Untergebenen streiten? ohne das Original: honestior auriga, clientes propugnant. Doch solcher Flecken sind nicht viele; sonst ist der Styl doch kurz und voll Nachdruck, und läßt sich ziemlich lesen; ungeachtet seiner Rauhigkeit ist er uns so doch ungleich lieber als kraftloses durchwässertes Deutsch. — Sehr gut sind civitates bey den alten Britten durch Gaue übersetzt.

Der zweyte Theil ist nichts als: „Entwurf des politischen Zustandes in Europa, vor dem Falle der römischen „Macht bis auf das sechszehnte Jahrhundert. Nach dem „Englischen des Herrn Robertson.„ — Ein Auszug aus dem ersten Bande von Rob. Geschichte Kaiser Karls V., mit Weglassung vornehmlich aller kritischen Gelehrsamkeit, und aller Allegationen, obgleich Anmerkungen dabey sind, wie beym R. Er hat es für einen Prinzen gemacht, der kein Englisch verstand. Nicht das geringste hat er zum R. hinzugesetzt; also bedarf es hier unsers Urtheils nicht. — Der Styl ist zu affektirt kurz, und recht, wie man sieht, nach dem Tacitus gebildet; nicht bloß gedrängt, sondern oft zerstückelt: z. E. „kein gemeinschaftlicher Vortheil versammlete, kein „erkannter Führer leitete sie. Nichts Großes von ausserhalb. Vom 7 bis zum 11 Jahrhundert lesen wir nichts als „kleine Kriege hier und dort eines Edelmanns, der Raub „oder Rache suchte.„ — Da R. nicht in aller Händen ist, so muß dieser kleine Auszug eines so vortreflichen Buches allerdings willkommen seyn.

Romanzen. Mitau, bey J. F. Hinz, 1774. 4½ B. in 8.

Der Ton ist der lustige, drollichte, ohngefähr wie Schiebelers, oder noch mehr wie Michaelis im travestirten Virgil. Auch sind seine mehrsten Süjets aus der Mythologie

gie oder der alten Geschichte, z. E. Tiresias, Raub der Sabinerinnen, Phöbus, Amor, Phaeton, 2 vom Telemach. Es ist schade, daß der V. zuweilen zu sehr seinem genio indulgiret, und seine Laune nicht zu mäßigen weis; man sieht auch an dem Mechanischen seiner Verse, daß die Feile nicht seine Sache ist. Einige Stücke sind gar nichts werth, als N. 4. 6. 9. und 13. In einigen andern ist er zu lang und ohne rechten Plan. — Wenn der V. diese Flecken, wie er gewiß selbst leicht kann, verwischt, so wird ihm der Name eines artigen Sängers nicht entstehen, denn er hat wahre Laune und komische Stärke. Hier sind einige Stellen aus dem Raube der Sabinerinnen:

Kaum war das heilge römsche Reich
Aus seinem Nichts entstanden,
Als dessen Stifter sich sogleich
In großen Nöthen fanden. —

Romulus läßt Komödien aufführen.

Als man zum Aufziehn fertig war
Und klimpernd stimmte, kamen
In Gallaschleppen, Paar für Paar,
Die schönsten fremden Damen. —
Gleich waren junge Stutzer da,
Die sie zu Logen brachten,
Und überall wohin man sah
Sich Reverenze machten. —
Doch bey des Lustspiels zweyten Akt
Fieng Romul an zu pfeifen,
Aus war das Licht, und Spiel und Takt,
Und nun giengs an ein Greifen. —
Zuletzt erschien Herr Romulus
Und suchte sie zu trösten;
Doch trösteten, schreibt Livius,
Sie Nacht und Mann am besten.
Kurz dieses Bräutepressen that
Für diesmal treflich wohl, und hat
Die Herrn der Welt getragen. —

Vulkan will sich beym Jupiter beklagen:

Auf dem Haupt die Bibermütze,
Hinkt' er stracks, bey Mittagshitze,
Um die Lend dem Rockelor,
Keuchend zum Olymp empor.

Telamachs Höllenfahrt ist wohl das wichtigste Stück. Er sieht im Traume eine Insel voll Kostbarkeiten und schöner Mädchen, und hält sie für das Paradies,

Woraus der Orthodoxe schließt:
Der griechsche Götzendiener ist
Ein Kryptotürk gewesen.

Wir ermuntern also unsern V. allerdings, und empfehlen ihm nur mehr Fleiß.

Idyllen von Joh. Heinr. Weißmann, d. Weltw. Doktor. Zweytes Buch. Leipzig, bey J. G. Müller, 1773. 8. 2 Bogen.

Der Himmel weis warum diese Dingerchen Idyllen heissen. Zuweilen ein Einfall auf dem Felde oder im Garten, zuweilen ein Lob Gottes aus der Natur, das sich sehr sonderbar in ein Lob seines Mädchens endigt, (das 2te Stück,) zuweilen leider nichts, gar nichts! Elendes unzusammenhängendes Geschwätz; wäßrigte, kriechende Prosa, mit läppischstrotzenden Wörtern untermengt, damit sie Poesie scheine (als die oceanschen Meere, S. 9.,) schlechte Metra (als das, S. 25.) und erbärmliche Reime (als Weiden und begleiten, hin und Harmonien, S. 27.,) — kurz, alles schlecht!

Pot-pourri nach dem Recept im Leipziger Musenalmanach gesammlet. Gotha, bey C. W. Ettinger, 1773. 8. 4 Bogen.

Unsers Recept zu einer Sammlung vermischter Gedichte (im Leipz. Mus. Alm. von 1773. auch in den neuen Naivetäten und Einfällen, S. 17.) heißt so:

Nimm rosensüße Schäferlieder
Zu dem Orangeduft der aus der Ode quillt,
Vermische mit dem Zimmt des Madrigals sie wieder,
Und mit dem Rosmarin, der Elegieen Bild;
Dann säubre von den Stengeln sie,
Nimm ein Gefäß, und schüttle sie zusammen:
Bestreue alles fein mit Salz von Epigrammen, —
Und fertig ist der Pot-pourri!

Da der V. sich doch einmal nach diesem Recept hat richten wollen, so müssen wir ihm sagen, daß seine Blumen sehr schlecht

schlecht und oft von üblem Geruche sind, daß seine Gewürze verfälscht sind, und daß er vornemlich eine Regel des Recepts versäumt hat: dann säubre von den Stengeln sie! Warlich, seine Ingredienzen sind so wenig ausgesucht und gesäubert, daß man sie eher für bloße Strengel halten sollte. — Es ist nicht das allergeringste neu oder frappant und besonders darinn; und die Verse so entsetzlich holpericht, ohne Skansion; ihr'm, Schutz's, verborgen und Lerchen, Zeliden und Blüthen,) und dann wieder Hiatus; dabey auch Fehler gegen die deutsche Sprache! — Hier ist eine kleine Probe, S. 56., denn die fiel uns eben in die Hand:

Auch du mit jener sanften Mine
Die eh mans meynt das Herz einnimmt,
Leb wohl, du warst mir nicht bestimmt;
Nur du, nur du könntst mich vermögen
Den neuen Vorsatz schnell zu fliehn;
Noch wallet dir mein Herz entgegen.
Noch fühl ich deine Triebe glühn; — u. s. w.

Ta.

---

5. Schöne Künste.

Musik.

Die Einsprüche, eine komische Oper, in zwey Aufzügen, vom Herrn Michaelis. In Musik gesetzt, von Christian Gottlob Neefe. Leipzig, in der Schwickertschen Buchhandlung, 1773. in klein Querfolio, 24½ Bogen.

Dieses Stück ist durchgehends aus der niedrig komischen Gattung. Herr Neefe ist der dieser Gattung zukommenden musikalischen Schreibart auf eine Art getreu geblieben, die ihm bey den dabey unvermeidlich vorfallenden Schwierigkeiten, Ehre macht. Er denkt so launisch, und doch angenehm, als in den beyden von uns schon recensirten Opern. Zum Beschlusse hat er noch zwo Arien aus einer andern Oper des Herrn Michaelis angehängt, deren eine ernsthaft ist, und sowol als die folgende viel richtigen Ausdruck hat.

Hänschen und Gretchen und Amors Gukkasten, zween Operetten von einem Aufzuge. In Musik gesetzt, von Johann Friedrich Reichardt. Riga, bey J. F. Hartknoch, 1773. in kl. Querfolio, 1 Alph. 5 Bogen.

Die Erfindung ist lebhaft und nicht abgenutzt. Der Gesang angenehm und dem Texte gemäß. Auch haben wir wider den Ausdruck wenig oder nichts einzuwenden. Manche Einschnitte auf einem schlechten Taktgliede oder Theil, z. E. S. 14. und S. 19. nach Art der englischen Landtänze, wird der V. ohne Zweifel mit der niedrig komischen Schreibart entschuldigen. Wir lassen sie da in Ruhe: nur mit der Bedingung, daß sie nicht über die Gebühr ihre Gränzen erweitere. Als Proben guter Arien führen wir, doch andern damit nicht zu nahe zu treten, S. 73. 74. 80. 87. und das Duett S. 22. an.

Der Toepfer, eine komische Oper in einem Aufzuge, verfertiget und in Musik gesetzt, von *I. André*. In lang Folio, in Kupfer gestochen, 23 Bogen.

Die Musik ist ganz nach der neuesten italienischen Art: aber mehr gearbeitet, als vielleicht manche itzige ernsthafte Oper dieses Landes. Es sind zuweilen, und zwar mancherley concertirende Instrumente recht gut angebracht, welches ihr, unter andern ein prächtigeres Ansehen giebt: so daß sie mancher wohl gar für allzu gearbeitet für diese Materie halten möchte. Um der Abwechselung willen aber, möchten wohl wieder andere dieses entschuldigen. Dem V. der blos ein Liebhaber der Musik ist, welcher seine meiste Zeit beschwerlichen Handlungsgeschäften widmen muß, macht diese Arbeit indessen viel Ehre: und dies um so viel mehr, da er selbst auch die Worte gemacht hat. An musikalischem Genie fehlt es ihm gewiß nicht. Einige kleine Compositions Unrichtigkeiten rügen zu wollen, halten wir hier für unbillig. Diese Oper ist in der vollständigen Partitur gestochen.

Der Kaufmann von Smirna eine komische Operette, in einem Aufzuge, in Musik gesetzt, von Carl David

vid Stegmann. Berlin und Königsberg, bey Decker und Hartung, 1773. 11 Bogen in klein Querfolio.

Dies kleine Stück ist im sogenannten mezzo carattere gedichtet und in Musik gesetzt. Manchen Zuhörern, die an ganz niedrigen Possen keinen Gefallen haben, wird dieses nicht zuwider seyn. Die Musik hat sowol Feuer als Anmuth. Aus den Arien S. 12. 19. 21. 26. 37. wird man sich hievon unter andern überzeugen können.

L'Oracle, ou la fête des Vertus et des Graces. Comedie lyrique en un acte représentée a Friederichsfelde, devant sa Majeste la Reine Douairiere de Suede et Son Alteste Royale Madame *Sophie Albertine* Princesse de Suede. A Berlin, chez la Veuve Winter et Heritiers, 1773. in klein Querfolio, 11 Bogen.

Der Verfasser der Musik in diesem Stücke, in welchem das, was sonst in den Opern Recitativ ist, blos nach Art der komischen geredet wird, ist Hr. Karl Wilhelm Glösch der Sohn des ehemals in Deutschland sowol als in England berühmten Virtuosen auf der Hoboe, Hrn. Peter Glösch. Der Sohn ist Musikmeister Ihrer Königl. Hoheit der Prinzeßinn, Gemahlin S. Königl. Hoheit des Prinzen Ferdinand von Preußen.

Die Sinfonie ist im Schäferstyle, welches sich, weil das Stück auf einem Lustschlosse aufgeführet worden, und ländliche Personen mit enthält, wohl schicket. Aus manchen Unbequemlichkeiten für die Musik, die in den Worten vorkommen, hat sich der V. glücklich herausgewickelt. Sein Gesang ist gut und edel, wenn nicht der Inhalt der Worte einen scherzhaften und niedrigern verlangt, der aber doch auch seinen schicklichen Ausdruck hat, und wohl fliesset. Zwey förmliche Adagios, nach der guten Italienischen Art, findet man S. 12. und S. 23. dieses kleinen Werks, welche da sie so wol gerathen sind, um so viel mehr Lob verdienen, je seltener man französische Texte mit Musik dieser Art versehen finden wird.

Daß alle die bisher recensirten Oper, bis auf die einzige: der Töpfer, nicht in völligen Partituren, sondern nur

zu Auszügen gedruckt sind, wird man sich von sich selbst vorstellen können.

Ka.

Johann Ulrich Sponsels, Superintendentens und Pastors zu Burgbernheim, und der lat. Gesellsch. zu Jena Ehrenmitglieds Orgelhistorie. Nürnberg, bey Georg Peter Monath, 1771. 10½ Bogen in 8.

Wir wundern uns nicht, loben es vielmehr von Herzen, daß ein Superintendent, bey Gelegenheit einer neuen Orgel, die in seiner Gemeine, durch seine Veranstaltung erbaut worden, und der dabey von ihm gehaltenen Einweihungspredigt, Anlaß genommen hat, die Historie dieses Instruments als des vollständigsten und künstlichsten unter allen andern Instrumenten etwas genauer zu untersuchen. Ist es doch das Instrument, welches mit dem geistlichen Amte nähern Verhalt hat, als alle die andern. Wir wünschen immer viele, dem V. ähnliche, Liebhaber und Beförderer der Musik, auch im geistlichen Stande.

Daß es dem V. Mühe genug gekostet haben mag, das, was man über diese Materie hie und da zerstreuet und mit sehr vielen Widersprüchen vermischet antrift, so viel als möglich, zusammen zu bringen, und das wahreste oder wahrscheinlichste heraus zu lesen, können wir uns vorstellen. Destomehr muß man ihm dafür verbunden seyn, und mit ihm wünschen, daß andere, mit der Zeit die Lücken ersetzen mögen, welche ihm auszufüllen, ungeachtet mancher dabey gehabter guten Hülfsmittel, doch nicht ganz möglich gewesen.

Gleich im 2. §. des I. Kapitels scheint der Hr. V. Unrecht zu haben, wenn er sagt, daß das ganze Pfeifenwerk der Orgel im Laute oder Tone nichts eigenthümliches habe, sondern in einer bloßen Nachahmung bestehe, dahingegen eine Flöte, Trompete, Viola da Gamba u. s. w. einen ihnen eigenthümlichen Laut haben. Es ist wahr, man ist auf die Erfindung vieler Orgelstimmen blos dadurch gekommen, weil man damit den Laut eines oder des andern musikalischen Instruments, oder gar irgend einer Stimme hat nachahmen wollen. Da aber diese Nachahmungen, so gar der Natur und dem Wesen jeder möglichen Art der Orgelpfeifen nach, nie so au haben gerathen können, daß das nachahmende Register nicht

nicht noch wirklich, und größtentheils, einen eigenthümlichen Laut für sich behalten hätte, und in Ansehung der vorgesetzten Nachahmung gar sehr vom Urbilde entfernt geblieben wäre: so kann man den Orgelregistern einen ihnen eigenthümlichen Laut mit Rechte nicht absprechen. Und was schadet dies? Wer wird z. E. eine gut gearbeitete, und gut gespielte Viola da Gamba in der Orgel nicht eben so gern hören, als die Kniegeige selbst: ob jener ihr Laut gleich von dieser ihrem noch gar sehr weit unterschieden ist? Haben doch die gewöhnlichsten und nöthigsten, nämlich die sogenannten Principalstimmen, immer noch einen eigenen, von allen andern Instrumenten abgehenden Laut für sich.

In diesem I. Kapitel übrigens zeigt der V. ganz richtig, daß der erste Erfinder der eigentlichen Orgel ganz ungewiß sey; daß es Jubal nicht habe seyn können; daß das von den Ebräern Ugath genannte Instrument, ob es gleich von den 70 Dollmetschern und hernach auch von den Lateinern durch ὄργανον übersetzt worden, nichts weniger als unsern Orgeln ähnlich gewesen, weil man es in der Hand getragen hat, welches aber mit keiner Orgel geschehen kann. Kurz er beweiset auch mit angeführten Stellen alter Autoren, daß man im alten Testamente gar keine unsern Orgeln im geringsten gleichende Instrumente gehabt habe.

Im II. Kapitel wird mit Anführung des Bingham in Originibus ecclesiasticis, der die hierher gehörigen Stellen aus den Kirchenvätern gesammelt und erläutert hat, gewiesen, daß von Christi Geburt an, in den ersten vierhundert Jahren, auch unter den Christen sowol, als Juden und Heyden noch keine Orgeln erfunden gewesen. Weiter zeigt der V., aus vielen Stellen der Alten, daß das gewisse besondere Instrument des Kaysers Julian des Abtrünnigen, welches einige für etwas unsern Orgeln ähnliches gehalten haben, auch nicht dergleichen, sondern ein davon gar weit unterschiedenes Hydraulicum oder sogenannte Wasserorgel gewesen sey. Er führet darauf die Stellen der Kirchenväter und anderer Schriftsteller in den folgenden drey Jahrhunderten an, und erkläret sie: findet aber nirgends noch keine eigentliche Orgel. Daß das im achten Jahrhunderte vom Kayser Constantinus Copronymus dem Könige Pipinus in Frankreich, als ein Geschenk überschickte Musikinstrument auch keine Orgel unserer Art, sondern ebenfalls nur eine Wasserorgel gewesen, wird hierauf ausführlich bewiesen. Auch im neunten und den folgenden,

bis ins dreyzehnte Jahrhundert, mitgerechnet, findet der V. noch keine eigentlichen Orgeln.

Erst das vierzehnte Jahrhundert nach Christi Geburt, fasset den glücklichen Zeitpunkt in sich, wo unsere Orgeln sind erfunden worden. Weder der Erfinder selbst, noch die Veranlassung zur Erfindung können genau angegeben werden. Der erste aber, so wie Wharton schreibt, Germani cujusdam artificis opera usus, eine Orgel sogleich in die Kirche setzen lassen, war ein Venetianischer Patricius mit Namen *Martinus Sanudo Torcellus*, oder Torsellus. Das geschah ungefähr um das J. C. 1312. So unvollkommen diese erste Arbeit war, so hatten doch die Italiener ein so großes Wohlgefallen daran, daß sie alle Orgeln in den damals folgenden Zeiten *Torsellos* nannten. Die eigentliche Erfindung der Orgel selbst aber gebühret, wie unser V. wahrscheinlich vermuthet, den Deutschen; worüber er weiter nachzulesen ist.

Nun zeigt der V. wie die bey, und kurz nach ihrem Anfange gar sehr unvollkommenen Orgeln nach und nach, und zwar dem größten Theile nach von Deutschen verbessert worden. s. S. 67. u. f. Im funfzehnten Jahrhundert wurde das Pedal auch von einem Deutschen mit Namen Bernhard erfunden. Die vornehmsten und wichtigsten Verbesserungen aber, nur das sehr wichtige Pedal ausgenommen, hat die Orgel im sechzehnten Jahrhundert erhalten. Der V. erzählt sie mit guter Wahl und Ordnung.

Im III. Kapitel giebt er zum Gebrauche derer, die keine Kenntniß von der Einrichtung einer Orgel haben, vielleicht auch sich nicht immer weitläuftige und theure Beschreibung derselben anschaffen können, einige umständlichere Begriffe, von den Stimmen und einigen andern Stücken einer Orgel, setzt aber dabey die Erzählung wie dies Instrument noch immer verbessert worden, fort.

Das vierte Kapitel, handelt von den Verbesserungen der Orgel besonders im 17 und 18 Jahrhundert, z. E. von der verbesserten Stimmung, den verbesserten Blasbälgen, verschiedenen neuerfundenen Registern, u. s. w. Endlich fügt der V. einen wohleingerichteten Accord mit einem Orgelmacher, über Erbauung eines neuen Werks, ausführlich bey; welcher, bey manchen Gelegenheiten, wo man eine neue Orgel bauen will, eine sehr nützliche Sache seyn kann; zumal da man noch kein gedrucktes Muster dazu findet, und nicht allemal ein gutes geschriebenes haben kann.

Im

Im fünften Kapitel macht der V. noch siebzehn nirgends gedruckte Dispositionen von theils gar beträchtlichen Orgeln meistens in Franken bekannt. Wir müssen uns billig wundern, daß in zwoen der vornehmsten Kirchen einer so ansehnlichen Stadt als Nürnberg ist, drey so erbärmliche Orgeln noch geduldet werden. Es möchten manchem dabey, wider den Geschmack und die Liebe der Herren Nürnberger zur geistlichen Musik, große Zweifel einfallen. In einigen der gedachten beträchtlichern Orgeln, bemerken wir ein neues, vor nicht gar langer Zeit erfundenes, aber in dem nördlichern Deutschland noch nicht sehr bekanntes Register, Piffaro genannt. Der V. beschreibt es S. 105. als eine der anmuthigsten Orgelstimmen.

Z.

Sei Sonate per il Clavicembalo solo; composte da *E. G. Wolf*, Maestro di Capella di S. A. S. la Duchessa di Sassonia Weimar et Eisenach. Alle Spese dell' Autore. Si trova presso Bern. Christof. Breitkopf e figlio in Lipsia. 1774. In groß Querfolio; mit Titel, Zueignungsschrift und Pränumeranten-Verzeichniß. 13½ Bogen.

Diese Sonaten sind von guter, feuriger, zuweilen launischer Erfindung, aber auch von gutem Gesange; claviermäßig, und nicht zu schwer, aber auch nicht zu leicht. Sie halten sich in der ernsthaftern Schreibart kurz, sie verdienen, bey allen Unpartheyischen, Lob und Achtung.

Sechs neue Claviersonaten, nebst Veränderungen über die Melodie der Romanze aus der Jubelhochzeit: Kunz fand einst &c. und über ein bekanntes Arioso. Von Christian Gottlob Neefe. Leipzig, im Schwickertschen Verlag. 1774. In lang Folio, 16 Bogen.

Die Erfindung hierinn ist gut und angenehm, auch die Eigenschaft des Claviers wohl beobachtet.

Ka.

6. Romanen.

Begebenheiten eines vornehmen Bürgers in Geschäften, oder die Schule der Menschlichkeit in 8 Büchern aus dem Französischen übersetzt. Leipzig und Flensburg, in der Kortenschen Buchhandlung 1773. 505 S. in 8.

Der V. schildert in der Person des Hrn. Brieux, französ. Consuls zu Cairo, einen Mann, der durch seine Rechtschaffenheit und Menschenliebe, mitten unter den mißtrauischen Türcken, sich Freunde, Gönner und Beschützer zu erwerben, die Ehre der französischen Nation zu behaupten, dadurch zugleich ihren Handel in Egypten aufzuhelfen weis, und vermöge seiner guten Eigenschaften sein Glück auf alle Weise findet. Er durchwebt diese Geschichte mit Nebenerzählungen die aber alle dahin abzwecken, seinen Helden in ein vortheilhaftes Licht zu setzen, dabey vermeidet er alle romantischen Ausschmückungen, um das Buch einer wahren Geschichte ähnlicher zu machen. Aber eben dadurch, daß der V. alles nach dem natürlichen Lauf der Dinge ordnet, und weder zur rechten noch zur linken von dem gewöhnlichen Gange den die menschliche Handlungen ihrer Beschaffenheit nach zu nehmen pflegen, abweichet, benimmt er seiner Erzählung alles anziehende, sie wird höchst langweilig, und das kraftlose Geschwätz des V. und die alltäglichen Reflexionen, die er überall anbringt, sind zum Gähnen. Die Uebersetzung läßt sich ganz gut lesen, einige Abstracta in heit und keit ausgenommen, die von des Uebersetzers eignem Gepräge sind, und befremdend ins Ohr fallen.

Nächtliche Begebenheiten des Signor Jocondo, eines veronesischen Cavaliers in Briefen abgefaßt. Leipzig, bey Hilscher, 1773. 224 S. in 8.

Eigentlich die Geschichte eines lustigen Studenten, der aus Tag Nacht macht, den Tag verschläft, zur Nachtzeit aber mit seiner Zitter in der Hand Abentheure aufsucht, oft Prügel bekommt, auch zu Zeiten welche austheilt, dieses Studentenleben bis in sein hohes Alter fortsetzt, und endlich als Stu-

dent

dent stirbt. Alles das erzählt in Briefen Signor Grimaldi Erbe des Sign. Jocondo seinem schwermüthigen Freunde Sig. Maffei um ihn aufzuheitern. Man muß sehr Langeweile haben, wenn diese Studentenstreiche zum Behuf dienen sollen sie zu verscheuchen.

Die Pilgrimme ein comischer Roman. Leipzig, bey Heinsius, 1773. 11 B. in 8.

Spuren der menschlichen Schwachheit, so lautet die Ueberschrift des dreyzehnten Kapitels. Wir wissen nichts schicklichers als eben diese Ueberschrift, das ganze Buch dadurch zu charakterisiren.

Ls.

7. Weltweisheit.

Philosophischer Commentar über die Worte Plutarchs: die Tugend ist eine lange Gewohnheit; oder über die Entstehungsart der tugendhaften Neigungen von J. H. Campe, Feldprediger bey S. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen Infanterie Regiment. το ἦθος ἔθος ἐςι πολυχρόνιον Plut. de liber. educ. Cap. V. Berlin, 1774. bey August Mylius, Buchhändler in der Brüderstrasse, 126 Seiten in 8.

Ich will das Resultat der Untersuchungen des V. über die wichtige Frage, warum die Tugend unmöglich gelehrt werden könne, und warum sie nothwendig geübt werden müsse? mit seinen Worten hersetzen, und alsdann über seine Theorie von der Gewohnheit einige Anmerkungen machen. „Der Unterricht„ heißt es S. 79. u. s. f. „verschaft uns eine Kenntniß des Guten und des Bösen, oder erweitert wenigstens unsre natürliche Erkenntniß, macht sie deutlicher, zuverläßiger, allgemeiner: die Uebung ertheilt dieser Erkenntniß die nöthige Geschwindigkeit und verwandelt sie dadurch aus müßigen Ideen in wirksame Triebfedern. Jener kann bey geschickter Anwendung aller Hülfsmittel, welche die schönen Künste und Wissen-

6. Romanen.

Begebenheiten eines vornehmen Bürgers in Geschäften, oder die Schule der Menschlichkeit in 8 Büchern aus dem Französischen übersetzt. Leipzig und Flensburg, in der Kortenschen Buchhandlung 1773. 505 S. in 8.

Der V. schildert in der Person des Hrn. Brieux, französ. Consuls zu Cairo, einen Mann, der durch seine Rechtschaffenheit und Menschenliebe, mitten unter den mißtrauischen Türcken, sich Freunde, Gönner und Beschützer zu erwerben, die Ehre der französischen Nation zu behaupten, dadurch zugleich ihren Handel in Egypten aufzuhelfen weis, und vermöge seiner guten Eigenschaften sein Glück auf alle Weise findet. Er durchwebt diese Geschichte mit Nebenerzählungen die aber alle dahin abzwecken, seinen Helden in ein vortheilhaftes Licht zu setzen, dabey vermeidet er alle romantischen Ausschmückungen, um das Buch einer wahren Geschichte ähnlicher zu machen. Aber eben dadurch, daß der V. alles nach dem natürlichen Lauf der Dinge ordnet, und weder zur rechten noch zur linken von dem gewöhnlichen Gange den die menschliche Handlungen ihrer Beschaffenheit nach zu nehmen pflegen, abweichet, benimmt er seiner Erzählung alles anziehende, sie wird höchst langweilig, und das kraftlose Geschwätz des V. und die alltäglichen Reflexionen, die er überall anbringt, sind zum Gähnen. Die Uebersetzung läßt sich ganz gut lesen, einige Abstracta in heit und keit ausgenommen, die von des Uebersetzers eignem Gepräge sind, und befremdend ins Ohr fallen.

Nächtliche Begebenheiten des Signor Jocondo, eines veronesischen Cavaliers in Briefen abgefaßt. Leipzig, bey Hilscher, 1773. 224 S. in 8.

Eigentlich die Geschichte eines lustigen Studenten, der aus Tag Nacht macht, den Tag verschläft, zur Nachtzeit aber mit seiner Zitter in der Hand Abentheure aufsucht, oft Prügel bekommt, auch zu Zeiten welche austheilt, dieses Studentenleben bis in sein hohes Alter fortsetzt, und endlich als Studen-

dent stirbt. Alles das erzählt in Briefen Signor Grimaldi Erbe des Sign. Jocondo seinem schwermüthigen Freunde Sig. Maffei um ihn aufzuheitern. Man muß sehr Langeweile haben, wenn diese Studentenstreiche zum Behuf dienen sollen sie zu verscheuchen.

Die Pilgrimme ein comischer Roman. Leipzig, bey Heinsius, 1773. 11 B. in 8.

Spuren der menschlichen Schwachheit, so lautet die Ueberschrift des dreyzehnten Kapitels. Wir wissen nichts schicklichers als eben diese Ueberschrift, das ganze Buch dadurch zu charakterisiren.

Lf.

---

7. Weltweisheit.

Philosophischer Commentar über die Worte Plutarchs: die Tugend ist eine lange Gewohnheit; oder über die Entstehungsart der tugendhaften Neigungen von J. H. Campe, Feldprediger bey S. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen Infanterie Regiment. το ἦθος ἔθος ἐςι πολυχρόνιον Plut. de liber. educ. Cap. V. Berlin, 1774. bey August Mylius, Buchhändler in der Brüderstrasse, 126 Seiten in 8.

Ich will das Resultat der Untersuchungen des V. über die wichtige Frage, warum die Tugend unmöglich gelehrt werden könne, und warum sie nothwendig geübt werden müsse? mit seinen Worten hersetzen, und alsdann über seine Theorie von der Gewohnheit einige Anmerkungen machen. „Der Unterricht„ heißt es S. 79. u. s. f. „verschaft uns eine Kenntniß des Guten und des Bösen, oder erweitert wenigstens unsre natürliche Erkenntniß, macht sie deutlicher, zuverläßiger, allgemeiner: die Uebung ertheilt dieser Erkenntniß die nöthige Geschwindigkeit und verwandelt sie dadurch aus müßigen Ideen in wirksame Triebfedern. Jener kann bey geschickter Anwendung aller Hülfsmittel, welche die schönen Künste und Wissen-

schaften an die Hand geben, dieser abstrakten und todten Erkenntniß Körper und Leben geben; diese verleyht ihrem Leben, ihrer Wirksamkeit, Fortdauer und Beständigkeit. Jener kann unser Gemüth durch Leidenschaft in Bewegung setzen, diese kann es durch anhaltende Neigungen erwärmen. Durch jenen kann, nebst der Gemüthsbewegung noch ein gewisses unbestimmtes Verlangen, eine sympathetische Bewegung der Tugend, erweckt werden: diese muß dem erregten unbestimmten Verlangen die fortdaurende Richtung auf bestimmte Gegenstände geben. Die Belehrung setzt das eine Triebrad unsers Betragens, die Unzufriedenheit; die Uebung hingegen auch das andre, die Zufriedenheit, in Bewegung. Durch jene endlich können wir Hülfsmittel zum Erwerb der Tugend kennen lernen: diese verschaft uns den Willen, diese Hülfsmittel gebrauchen zu wollen, und die männliche Stärke der Seele, sie gebrauchen zu können. Wie also die Gymnastik zur Bildung des angehenden Athleten das Ihrige beytrug, indem sie theils ihn in den vorgeschriebnen Regeln seiner Kunst unterrichtete, theils ihm die diätischen und andern Hülfsmittel eröfnete, wodurch er seinen Gliedern die geschmeidige Biegsamkeit, seinen Nerven eine starke Spannung geben konnte, theils ihn mit nöthigen Kunstgriffen und mit geschickten Wendungen bekannt machte, wodurch er bald dem Streiche seines Antagonisten auszubeugen, bald ihm bey gegebner Blöße selbst einen zu versetzen im Stande war: eben so verhält sich die Sittenlehre zur Bildung des angehenden Schülers der Tugend. Aber so wie jene ohne die allmächtige Mitwirkung der Uebung nie einen Milo von Crotona oder einen Polydamas hervorbringen konnte: eben so wenig kann auch, ohne eigne Uebung, die Moral, — und wenn sie durch den Mund eines Gellert redete — einen andern Gellert bilden. Auch hier bestätiget sich der Ausspruch des Horaz:

„Qui studet optatam cursu contingere metam,
Multa tulit, fecitque puer, sudavit et alsit.„

Im sechsten Abschnitte handelt der V. von der Macht der Gewohnheit und untersucht die Frage, wie Neigungen durch Uebung und Gewohnheit entstehen? Dies ist, wie er behauptet, eine nach dem Urtheil vieler Weltweisen schwer zu beantwortende Frage, weil die verschiednen Wirkungen der Gewohnheit einander so gerade entgegengesetzt sind. „Die Materie, fährt er fort, „ist für denjenigen, welcher gewohnt ist,

ſt, bey einzelnen Beobachtungen ſtehen zu bleiben, ſo verwickelt, und mit ſo vielen Schwierigkeiten beladen, daß ſelbſt der Lord Home, welcher ſein eignes Unvermögen bekennt, einen Leitfaden, der uns durch die verwirrten Gänge dieſes Labyrinths führen könnte, für ein ſchätzbares Geſchenk erklärt — In der That, wie ſoll man es begreifen, daß auf der einen Seite, das neue und ungewöhnliche eine ſo ſtarke Anziehung für uns äuſſert, und daß auf der andern Seite gerade das Gegentheil, die Gewohnheit ſo mächtig auf uns wirkt? Wie ſoll man es erklären, daß eine und eben dieſelbe Sache uns erſt wegen ihrer Neuigkeit gefällt; bald wenn ſie den Reitz der Neuheit verlohren hat, uns wieder gleichgültig wird; bald wenn wir uns daran gewöhnt haben, durch die Gewohnheit ſelbſt einen neuen Reitz gewinnt? Wie ſoll man es erklären, daß die Gewohnheit, das Vergnügen, welches wir an einer Sache finden, bald vermehrt, bald vermindert; daß ſie bald Eckel und Widerwillen erregt, bald Widerwillen und Eckel dämpft, oder wohl gar in Wohlgefallen und Luſt verwandelt?„ Nachdem der V. auf dieſe Art die zu hebende Schwierigkeit angezeigt hatte, verſucht er die Auflöſung derſelben durch Hülfe der deutſchen Philoſophie, welcher er mit Recht den Vorzug beylegt, daß ſie den Weg durch Beobachtungen hindurch, in welchen die Engländer ſich zu verirren pflegen, bis zu allgemeinen Grundſätzen gefunden. — So viel Scharfſinn er indeſſen hiebey bewieſen hat, ſo hat er mir doch in dieſem Theil ſeiner ſonſt ſehr gut geſchriebnen und wohldurchgedachten Abhandlung am wenigſten Genüge gethan. Ich werde dasjenige, was ich an ſeiner Erörterung und Auflöſung der Schwierigkeit zu erinnern habe, zugleich mit meinen Gedanken, wie ſie etwa zu heben seyn möchten, ſo deutlich und ausführlich herſetzen, als es die mir vorgeſchriebne Grenzen erlauben wollen.

Man könnte billig fragen, ob auch alle die angegebnen Schwierigkeiten oder Widerſprüche zwiſchen den verſchiednen Wirkungen der Gewohnheit wirklich vorhanden ſind, und ob man nicht, wenn man die Sache aus einem andern Geſichtspunkte betrachtet, denſelben großentheils ausweichen könne? So ſcheint es mir, und dieſes verſchiedne Urtheil rührt, wo ich nicht irre, aus folgenden Urſachen her. Erſtlich dünkt mich, iſt der Begriff des Verf. von dem Worte Gewohnheit ſchwankend, bald ſcheint er einen erlangten Trieb nach einer Sache, und eine Fertigkeit zu handeln, bald die bloße öftere Wiederholung eines Eindrucks oder einer Handlung darunter zu verſtehen.

Dies sind aber verschiedene Dinge, die nicht dürfen verwechselt werden. Das letztere verhält sich zu den ersten, wie die Ursache zur Würkung, jedoch nicht solchergestalt, daß durch eine jede öftere Wiederholung in allen Fällen Trieb und Fertigkeit ohnfehlbar entstehen müßte. An einem Orte hatte der V. die erlangten Triebe, Gewohnheiten und Fertigkeiten genannt, und an einer andern Stelle die Entstehung dieser Triebe der Uebung und Gewohnheit zugeschrieben. Ferner setzt der Verf. das was bey Gewohnheiten körperlicher ist, ganz bey Seite, und betrachtet sie nur insofern sie die Seele angehen. Ich aber glaube, daß man nichts vollständig erklären könne, so lange man nicht den Einfluß des Körpers, der sich bey jeder auch noch so geistig scheinender Gewohnheit, obgleich auf eine mehr oder minder auffallende Weise statt findet, mit in Betrachtung ziehet. Endlich scheinet mir der V. manches auf Rechnung der Gewohnheit zu setzen, was andern Ursachen, ja selbst der Neuigkeit, zugeschrieben werden muß.

Um die Theorie des V. kennen zu lernen, wollen wir die vier Classen ansehen, worein er die verschiednen Wirkungen der Gewohnheit ordnet, und nach seinen Grundsätzen zu erklären sucht. In die erste setzt er diejenige Wirkungen der Gewohnheit, vermöge welcher wir etwas, welches uns anfangs Vergnügen macht, gern wiederholen, und zwar oft auf eine mechanische Weise wiederholen, ohngeachtet wir uns zuweilen weder der Sache selbst, noch des daraus gezognen Vergnügens deutlich bewußt sind. — Diese Wirkungen erkläret der V. auf die gewöhnliche Weise. — Ich bemerke nur, daß hier keine der obigen Schwierigkeiten, statt findet. Der V. erläutert sonst diese Wirkungen durch das Beyspiel der Tabacksraucher, das hierher aber nicht zu gehören scheint, da das Tabakrauchen wohl selten gleich im Anfange eine angenehme Sache zu seyn pflegt. Auch scheinet er mir hier dasjenige, wodurch Gewohnheit hervorgebracht wird, die Ursache derselben mit ihren Wirkungen zu verwechseln, wiewol es darauf ankommt, was man Gewohnheit nennen will, das öftere Wiederholen einer Handlung oder den Trieb und Drang, die Handlung zu wiederholen. Das erste kann, so wie das Wort Gewohnheit nach dem Sprachgebrauch genommen wird, die Gewohnheit in ihrer Entstehung seyn, allein zu einer schon gebildeten Gewohnheit gehöret auch das letztere. — In die zwote Classe stellt der V. die Wirkungen derjenigen Uebungen und Gewohnheiten, welche von einem immer wachsenden Vergnügen begleitet werden. — „Hier„ sagt der V. „ist es sogleich

deutlich, theils daß die Beziehungen des erkannten Guten auf unsre Vollkommenheit in unsrer Vorstellung vervielfältiget und verstärkt werden, theils daß unsre Vorstellungen davon mehr Licht Leben und Geschwindigkeit erlangt haben, theils daß das Bewußtseyn der Hindernisse auf eine oder die andre Weise abgeändert worden ist. Ein Beyspiel dieser Art giebt die Gewohnheit des Studirens, welche täglich angenehmer wird, weil wir täglich in diesen Geschäften mehr Gutes, mehr Nahrung des Vergnügens entdecken.„ Hier finde ich meine obige Anmerkung bestätigt, daß der V. etwas auf Rechnung der Gewohnheit setzt, was einer andern Ursache zuzuschreiben ist, und wovon sie wenigstens nur als die mittelbare Ursache anzusehen ist. Und daher rührt es, wenn hier etwas Schwieriges oder Widersinniges vorzukommen scheinet, nehmlich dieses, daß die öftere Wiederholung, die sonst jeder Eindruck, den angenehmen sowol als unangenehmen, schwächt, hier ein immer wachsendes Vergnügen zu verursachen scheinet. Sie an sich selbst und unmittelbar verursacht dies nicht. Um dieses einzusehen, dürfen wir uns nur das vom V. angeführte Beyspiel auseinander setzen. Das Lesen und Nachdenken, das zum Studieren gehöret, ist zwar gewissermaßen eine und dieselbe Handlung, und insofern kann ich mich durch die öftere Wiederholung daran gewöhnen, oder sie wird mir eine unentbehrliche und immer leichtere Beschäftigung. — Dies und dies allein ist die unmittelbare Wirkung der öftern Wiederholung. Allein auch die Betrachtung, daß das Studiren, das mir einmal, wenn ich mein Glück machen will, nothwendig ist, mir um so viel leichter von statten gehet, und insonderheit daß es mir eine unendliche Mannigfaltigkeit von Ideen verschaffet, daß ich immer weiter komme, und neue Vorstellungen oder neue Verbindungen schon gehabter Vorstellungen u. s. w. erlange, vermehret das Vergnügen an demselben, die Erhöhung des Vergnügens ist also der bloßen öftern Wiederholung, als einer unmittelbaren Ursache keinesweges zuzuschreiben, sondern größtentheils der Neuigkeit der Gegenstände, oder andern hinzukommenden und begleitenden Umständen. Folglich findet hier die vom V. angegebne Schwierigkeit nicht statt. — Zur dritten Classe zählet der V. diejenigen Wirkungen der Gewohnheiten, nach welchen Dinge und Handlungen, die uns äusserst unangenehm waren, uns nach und nach nicht nur gleichgültig, sondern sogar angenehm werden. — Er erklärt diese Wirkungen, die im Grunde von den schon angeführten, insofern sie bloß als Wirkungen der öftern Wiederholung

Dies sind aber verschiedene Dinge, die nicht dürfen verwechselt werden. Das letztere verhält sich zu den ersten, wie die Ursache zur Würkung, jedoch nicht solchergestalt, daß durch eine jede öftere Wiederholung in allen Fällen Trieb und Fertigkeit ohnfehlbar entstehen müßte. An einem Orte hatte der V. die erlangten Triebe, Gewohnheiten und Fertigkeiten genannt, und an einer andern Stelle die Entstehung dieser Triebe der Uebung und Gewohnheit zugeschrieben. Ferner setzt der Verf. das was bey Gewohnheiten körperlicher ist, ganz bey Seite, und betrachtet sie nur insofern sie die Seele angehen. Ich aber glaube, daß man nichts vollständig erklären könne, so lange man nicht den Einfluß des Körpers, der sich bey jeder auch noch so geistig scheinender Gewohnheit, obgleich auf eine mehr oder minder auffallende Weise statt findet, mit in Betrachtung ziehet. Endlich scheinet mir der V. manches auf Rechnung der Gewohnheit zu setzen, was andern Ursachen, ja selbst der Neuigkeit, zugeschrieben werden muß.

Um die Theorie des V. kennen zu lernen, wollen wir die vier Classen ansehen, worein er die verschiednen Wirkungen der Gewohnheit ordnet, und nach seinen Grundsätzen zu erklären sucht. In die erste setzt er diejenige Wirkungen der Gewohnheit, vermöge welcher wir etwas, welches uns anfangs Vergnügen macht, gern wiederholen, und zwar oft auf eine mechanische Weise wiederholen, ohngeachtet wir uns zuweilen weder der Sache selbst, noch des daraus gezognen Vergnügens deutlich bewußt sind. — Diese Wirkungen erkläret der V. auf die gewöhnliche Weise. — Ich bemerke nur, daß hier keine der obigen Schwierigkeiten, statt findet. Der V. erläutert sonst diese Wirkungen durch das Beyspiel der Tabacksraucher, das hierher aber nicht zu gehören scheint, da das Tabakrauchen wohl selten gleich im Anfange eine angenehme Sache zu seyn pflegt. Auch scheinet er mir hier dasjenige, wodurch Gewohnheit hervorgebracht wird, die Ursache derselben mit ihren Wirkungen zu verwechseln, wiewol es darauf ankommt, was man Gewohnheit nennen will, das öftere Wiederholen einer Handlung oder den Trieb und Drang, die Handlung zu wiederholen. Das erste kann, so wie das Wort Gewohnheit nach dem Sprachgebrauch genommen wird, die Gewohnheit in ihrer Entstehung seyn, allein zu einer schon gebildeten Gewohnheit gehöret auch das letztere. — In die zwote Classe stellt der V. die Wirkungen derjenigen Uebungen und Gewohnheiten, welche von einem immer wachsenden Vergnügen begleitet werden. — „Hier„ sagt der V. „ist es sogleich deut-

deutlich, theils daß die Beziehungen des erkannten Guten auf unsre Vollkommenheit in unsrer Vorstellung vervielfältiget und verstärkt werden, theils daß unsre Vorstellungen davon mehr Licht Leben und Geschwindigkeit erlangt haben, theils daß das Bewußtseyn der Hindernisse auf eine oder die andre Weise abgeändert worden ist. Ein Beyspiel dieser Art giebt die Gewohnheit des Studirens, welche täglich angenehmer wird, weil wir täglich in diesen Geschäften mehr Gutes, mehr Nahrung des Vergnügens entdecken.„ Hier finde ich meine obige Anmerkung bestätigt, daß der V. etwas auf Rechnung der Gewohnheit setzt, was einer andern Ursache zuzuschreiben ist, und wovon sie wenigstens nur als die mittelbare Ursache anzusehen ist. Und daher rührt es, wenn hier etwas Schwieriges oder Widersinniges vorzukommen scheinet, nehmlich dieses, daß die öftere Wiederholung, die sonst jeder Eindruck, den angenehmen sowol als unangenehmen, schwächt, hier ein immer wachsendes Vergnügen zu verursachen scheinet. Sie an sich selbst und unmittelbar verursacht dies nicht. Um dieses einzusehen, dürfen wir uns nur das vom V. angeführte Beyspiel auseinander setzen. Das Lesen und Nachdenken, das zum Studieren gehöret, ist zwar gewissermaßen eine und dieselbe Handlung, und insofern kann ich mich durch die öftere Wiederholung daran gewöhnen, oder sie wird mir eine unentbehrliche und immer leichtere Beschäftigung. — Dies und dies allein ist die unmittelbare Wirkung der öftern Wiederholung. Allein auch die Betrachtung, daß das Studiren, das mir einmal, wenn ich mein Glück machen will, nothwendig ist, mir um so viel leichter von statten gehet, und insonderheit daß es mir eine unendliche Mannigfaltigkeit von Ideen verschaffet, daß ich immer weiter komme, und neue Vorstellungen oder neue Verbindungen schon gehabter Vorstellungen u. s. w. erlange, vermehret das Vergnügen an demselben, die Erhöhung des Vergnügens ist also der bloßen öftern Wiederholung, als einer unmittelbaren Ursache keinesweges zuzuschreiben, sondern grösstentheils der Neuigkeit der Gegenstände, oder andern hinzukommenden und begleitenden Umständen. Folglich findet hier die vom V. angegebne Schwierigkeit nicht statt. — Zur dritten Classe zählet der V. diejenigen Wirkungen der Gewohnheiten, nach welchen Dinge und Handlungen, die uns äusserst unangenehm waren, uns nach und nach nicht nur gleichgültig, sondern sogar angenehm werden. — Er erklärt diese Wirkungen, die im Grunde von den schon angeführten, insofern sie bloß als Wirkungen der öftern Wieder-

holung angesehen werden, nicht verschieden sind, durch die Bemerkung, daß keine Sache, Lebensart oder Arbeit, durchaus unvollkommen, beschwerlich und unerträglich sey, daß jede noch so schlimme Sache auch ihre gute Seite habe, deren Betrachtung uns durch die Gewohnheit immer klarer und lebhafter werde, indem zugleich unsre Seele von der schlimmen Seite immer mehr abstrahire. — Die öftere Widerholung thut meiner Meynung nach, hier die Wirkung, die sie immer thut, nehmlich sie schwächt den Eindruck, macht uns unempfindlicher dagegen, wenn es eine Handlung war, die wir mit Mühe und Beschwerden anfangs verrichteten, so erleichtert sie uns dieselben. So weit und nicht weiter gehet ihre unmittelbare Wirkung, mittelbarer Weise aber kann sie uns mit solcher Beschaffenheit und Beziehungen des Gegenstandes bekannt machen, deren Betrachtung uns vergnüget, oder wenigstens tröstet und beruhiget. Das von den V. angezogne Beyspiel von den Galeeren-Sclaven, dem sein unglücklicher Zustand nach zehn Jahren nicht halb so unerträglich scheint, als an dem ersten Tage seiner Gefangenschaft, scheint nicht recht hieher zu passen, weil ihm sein Zustand zwar erträglicher, aber wohl niemals angenehmer werden kann. — Und doch wäre es möglich, daß ihm seine Lebensart durch die lange und beständige Wiederholung unentbehrlich würde; allein um dies zu erklären, müßte man den körperlichen Einfluß mit in Rechnung bringen. Es könnte nehmlich der Fall seyn, daß der Körper dieses Unglücklichen durch die Länge der Zeit eine solche Stellung und Biegung erhalten, daß er um die daraus entspringenden Uebel oder Beschwerden zu erleichtern, schlechterdings rudern müßte, indem er zugleich zu jeder andern Arbeit untauglich geworden. Wenigstens erinnere ich mich irgendwo von einem Gefangenen gelesen zu haben, der lange in einem unterirdischem Kerker eine mit faulen Dünsten angefüllte Luft eingezogen hatte, und der, als er bey seiner Befreyung an die frische Luft geführt ward, dieselbe nicht mehr ertragen konnte, und auf sein Verlangen wieder in seinen dumpfigten Kerker zurückgebracht ward, woselbst er auch gestorben. Nicht anders verhält es sich mit so vielen Angewöhnungen, wobey der Körper einen so wichtigen Antheil hat, daß man die Sache selbst nicht vollständig sehen und beurtheilen kann, wofern man nicht auf dies Körperliche zugleich acht habe. Dies ist insonderheit der Fall bey den Angewöhnungen zu den sinnlichen Ausschweifungen der Unzucht, der Trunkenheit u. s. w. Die vierte Classe enthält diejenigen Wirkungen der Gewohnheit, wodurch eine Sache

oder Handlung, die uns anfänglich viel Vergnügen machte, uns bald gleichgültig, bald sogar unangenehm wird. „Diese sind es vorzüglich,„ wie der V. behauptet, „welche denjenigen Weltweisen, welche sich nicht mit unsern allgemeinen Grundsätzen versehen hatten, so unerklärbar und mit ihren Theorien von den Fertigkeiten so wenig übereinstimmend schienen.„ „Uns,„ fährt er fort, „können sie weiter keine Schwürigkeiten machen. Wir begreifen leicht, daß die Ursach dieser Erscheinung theils in dem Mangel der Entdeckung neuer Beziehungen auf unsre Vollkommenheit, theils in der Abwesenheit des Contrasts, wodurch die Neuheit der Sache anfangs Vergnügen wirkte, und in der daraus entstehenden Abnahme der Klarheit und Lebhaftigkeit unsrer Vorstellungen, theils auch in der Vermehrung oder Verringerung der anfänglichen Schwierigkeiten zu suchen sey. Diese Ursachen mußten nothwendig, einzeln oder zusammen genommen, unsrer Seele bey ihrem Triebe zu fortschreitender Erweiterung (auf diesen Trieb gründet der V., nach dem Hrn. Cochius, seine ganze Theorie von Gewohnheiten und Fertigkeiten) Mißvergnügen verursachen, und aus ihnen erhellt die Richtigkeit der Bemerkung, welche ein großer Kenner des menschlichen Herzens macht: wenn das ganze Jahr aus heiligen Spieltagen bestünde; so würde Feyern eben so widrig als Arbeiten seyn.„ — Mich deucht, daß es dieser weit hergeholten, an sich freylich ganz richtigen Betrachtungen, hier gar nicht bedürfe, um einen ganz einfachen Fall zu erklären. Hätten die Weltweisen, von denen der V. redet, gehörig auf die begleitenden und hinzukommenden Umstände geachtet, hätten sie insonderheit die Wirkungen einer bloßen öftern Wiederholung einer Sache oder Handlung von den Wirkungen einer schon gebildeten Gewohnheit, unterschieden, so würden sie keine so große Schwierigkeit gefunden haben. Sie würden bemerkt haben, daß gemeiniglich in diesen Fällen der Mensch sich nicht an eine solche Sache oder Handlung gewöhnen könne. Wenn dann die Sache oder Handlung, die uns anfangs ihrer Neuheit wegen vergnügte, diesen Reiz durch die öftere Wiederholung, wie allemal geschieht, verlohr, und keine Gewohnheit gebildet wird, so ist nichts, was den Abgang der Neuheit ersetzen kann, sie muß uns gleichgültig werden, und wenn wir demohngeachtet durch irgend eine fremde Ursache genöthigt werden, sie zu wiederholen, so muß sie uns sehr unangenehm werden. Wenn wir die Ursachen aufsuchen, warum die öftere Wiederholung einer Sache oder Handlung nicht zur Gewohnheit werden, d. h. wie ich es mir erkläre, weder ein

geistiges noch körperliches Bedürfniß dieser Sache oder Handlung erzeugen kann, so werden es hauptsächlich diese seyn: entweder ist bereits eine entgegenstehende ausschliessende Gewohnheit, so mächtig geworden, und wird durch die Wiederholung der entsprechenden Handlungen noch immer dergestalt unterhalten, daß die neue entgegengesetzte, noch nach so vielen Wiederholungen nicht aufkommen und Platz fassen kann; oder sie wird durch deutliche und klare Einsichten von ihrer Schädlichkeit so heftig bestürmet, daß die dazu gehörige Handlung mit einem wachsenden Widerwillen und Abscheu wiederholt wird; oder die Sache und Handlung, zu der man sich gewöhnen soll, bestehet, ob sie gleich als einförmig angesehen, und unter einem Namen begriffen wird, dennoch aus so mannichfaltigen und abwechselnden Dingen und Handlungen, daß in der That immer etwas neues vorkommt, und die Seele, so wenig als der Körper eine beständige bestimmte Fassung, Lage oder Stellung, die allen diesen verschiednen Dingen angepaßt wäre, annehmen kann; oder endlich kann auch eine gewisse ursprüngliche Beschaffenheit des Körpers, vielleicht auch der Seele, es einem Menschen ganz unmöglich machen, daß er sich zu irgend einer Sache, oder Handlung gewöhne, daß sie ihm durch Wiederholung erst leicht, und dann gewissermaßen unentbehrlich werde. In allen diesen Fällen äussert die Gewohnheit so wenig eine Wirkung, und hat man so wenig eine Wirkung derselben zu erklären, daß vielmehr in denselben gar keine Gewohnheit entstehen kann. Ich für mein Theil finde die eigentlichen und unmittelbaren Wirkungen der Gewohnheit ganz einförmig. Ich nehme Gewohnheit für denjenigen Zustand, worinn durch die öftere Wiederholung einer Sache oder Handlung, eine Bedürfniß dieser Sache oder Handlung hervorgebracht ist. Wie dies geschehen könne, erkläre ich mir bey der Seele durch die Wirkungen der Aßociation der Begriffe, und bey dem Körper durch die bestimmte Beschaffenheit, Lage oder Stellung die demselben durch wiederholte Eindrücke und Handlungen eine neue Art mitgetheilt wird. Wenn durch die Wiederholung oder das öftere beysammen seyn, die Vorstellungen und Handlungen A. B. C. u. s. w. so fest und innig verknüpft worden, daß die Vorstellung oder der Eindruck A. die Begierde B. oder die Handlung C. leicht und zuletzt ohnfehlbar nach sich ziehet, so ist die Gewohnheit gebildet, alsdann hat die Seele eine Bedürfniß der Begierde B. oder der Handlung C. Man siehet hieraus, daß wo Gewohnheit entstehet, der Eindruck geschwächt, die Aufmerksamkeit ver-

vermindert, und eine Leichtigkeit zum Handeln hervorgebracht werden müsse, und dies sind die beständigen Phänomena der Gewohnheit. Denn wenn die Vorstellungen A. B. C. u. s. w. durch das öftere Beysammenseyn immer näher gebracht und endlich innig vereinigt werden, so kann keine derselben von der Seele mehr als verschieden beachtet werden, keine mehr für sich allein einen Eindruck machen, sondern alle zusammen genommen, verschaffen der Seele ein gewisses dunkle Gefühl, das eine desto stärkere Wirkung macht, und zwar wie ich vermuthe, in dem zusammengesetzten Verhältniß der Menge der vereinigten Verstellungen und der Stärke und Genauigkeit ihrer Vereinigung. Es fehlt mir der Raum diese meine Ideen mehr auseinander zu setzen, und durch Anführung des gehörigen Beyspiels zu erläutern. Ich muß sie also, wie ich sie hier hingeworfen habe, der Prüfung und allenfalls der Berichtigung des scharfsinnigen Verf. überlassen.

Ein paar Anmerkungen werde ich indessen noch machen müssen. Wenn der V. in seinen Anmerkungen über Hrn. Mendelsohns versuchte Berechnung der Gewalt der Triebfedern, welche unsre Neigungen bestimmen, die zwote von ihm angegebne und so ausgedruckte Verhältniß: je deutlicher, gewißer, wahrer unsre Erkenntniß einer und eben derselben Vollkommenheit ist, desto wirksamer ist die Begierde nach derselben, vielmehr so ausgedrückt haben will: je klarer und lebhafter die Erkenntniß ist, u. s. w. weil der Erfahrung gemäß, nicht deutliche und wahre, sondern klare und lebendige Erkenntniß den Vorstellungen Kraft und Leben verleihen: so scheint er mir den Hrn. M. nicht recht verstanden zu haben. Die Erfahrungen, worauf er seine Bemerkung gründet, hat Hr. M. nicht leugnen wollen: wenn er eben den Grad der Erkenntniß durch die Bestimmungen, je deutlicher, gewisser und wahrer u. s. w. ausdrückte, so hat dies offenbar seine Beziehung auf die dritte Verhältniß der Zeit, und erhält dadurch, wenn es mit dieser zusammengenommen wird, die nöthige Erklärung. Die Deutlichkeit nemlich, Wahrheit und Gewißheit einer Erkenntniß schadet ihrer Wirksamkeit nur in dem Fall, wenn und so lange die dazu gehörigen Ideen, jede für sich allein, eine nach der andern und folglich langsam durchgedacht werden; allein wenn nun alle diese deutlichen, wahren und gewissen Ideen zusammengefaßt, in eine Hauptvorstellung eingepreßt schnell durch die Seele gehen, so müssen sie offenbar durch den Umstand, daß die Seele sich dieselben vorher einzeln, so viel möglich deutlich zu machen gewußt hat, mehr

Wirkung auf das Begehrungsvermögen äussern und mehr Lebhaftigkeit erhalten, als wenn sie nicht so aufgeklärt und entwickelt, nur in ihrer ursprünglichen Dunkelheit wirkten, wohl verstanden, wenn die Zeit des Ueberdenkens in beyden Fällen gleich ist. Wo ich nicht irre, so hat Hr. Mendelsohn nach seinem Grundsatze: wehle, empfinde, überdenke und geniesse nichts anders als dies sagen wollen, und so bedurfte es hier keiner Berichtigung, vielleicht einer etwanigen Erklärung des etwas kurzgefaßten Ausdrucks. Ueber die Verhältniß der Schwierigkeiten, welche der Erlangung eines Guts im Wege liegen, macht der V. sehr richtige Bemerkungen; ich kann sie aber, weil ich mit ihm in gleichem Fall bin und die letzte Ausgabe der philosophischen Schriften des Hrn. M. nicht besitze, mit desselben Angaben nicht vergleichen. Nur muß ich sagen, daß mir des V. Versuch, die Theorie von den Schwierigkeiten auf etwas allgemeines zu bringen, eine weitere Prüfung zu verdienen scheinet.

Nun möchte es noch der Mühe werth seyn, zu fragen, ob und in wiefern der Ausspruch Plutarchs, daß die Tugend eine lange Gewohnheit sey, wahr und gegründet ist? Mich deucht, dieser Ausspruch kann nicht auf die Tugend in ihrem ganzen Umfang gehen; denn in diesem betrachtet, ist sie bey den Menschen wenigstens etwas immer Zunehmendes und Fortschreitendes, aber auch eine so unendlich vervielfachte, so viele verschiedne immer neue Fälle umfassende Handlungsweise, daß ihr niemals Aufmerksamkeit und Ueberlegung mangeln, oder der Tugendhafte blos aus Gewohnheit handeln darf, wenn er allen seinen Pflichten, in ihrem ganzen Umfang eine Genüge leisten will. Versteht man aber unter Tugend, diese oder jene bestimmte Art, tugendhaft zu handeln, die oft und in der Hauptsache eben dieselbe vorkommt, so kann und muß diese freylich zur Gewohnheit werden, wenn jene allgemeine Tugend einigermaßen fest und zuverläßig seyn soll. Vieles dahin gehöriges, vieles was schlechterdings in ähnlichen Fällen auf gleiche Weise geschehen muß, muß durch Uebung oder Wiederholung dem Tugendhaften gewohnt, d. i. leicht und so geläufig geworden seyn, daß er hierauf keine besondre Aufmerksamkeit, noch gleichsam eine besondre Aeusserung seines Willens richten darf, damit er Aufmerksamkeit und Ueberlegung auf die immer vorkommende neue Fälle und Gegenstände desto stärker und ungetheilter richten könne. Die Wohlthätigkeit mag hier zum erläuternden Beyspiel dienen. Sie macht noch bey weiten nicht den ganzen

zen Umfang der Pflichten des Tugendhaften aus, allein auch nur dieser Theil der Tugend kann in seiner ganzen Ausdehnung niemals eine bloße Gewohnheit seyn, denn die Fälle, wo sie wirken soll, sind unzählige und immer etwas verschieden, daß man niemals in dem einem Fall gerade so wie in dem andern handeln kann; es wird also immer noch Nachdenken erfodert werden, wenn man nur diesen einzigen Zweig der Tugend gehörig cultiviren will. Allein dies kann zur Gewohnheit werden, daß ich beym Anblick eines Armen zur Tasche greife und Allmosen gebe, oder daß ich beym Anblick eines Nothleidenden stark gerührt werde. Insofern ich mich aber blos dieser Gewohnheit überlasse, blos nach der einmal erlangten Fertigkeit handeln wollte, würde ich den Namen eines wohlthätigen Menschenfreundes noch eben so wenig verdienen, als jener französische Parlamentsrath, der alles sein Vermögen den Armen hingegeben, und da er nichts mehr zu geben hatte, für sie bettelte. Wie viel nützlicher hätte dieser Mann, der blos aus Gewohnheit, nicht im ganzen Umfang wohlthätig, sondern freygebig war, nicht blos eigentlich Armen und Nothleidenden, sondern überhaupt seinen Mitbürgern seyn können, wenn er sich nicht durch übertriebne Mildthätigkeit ausser Stand gesetzt hätte, im Ganzen zum Wohlthun geschäftig zu seyn, wenn er noch andre Zweige dieser edeln Tugend gekannt und angebauet und sich bey dieser Geschäftigkeit nicht blos der Gewohnheit überlassen hätte, sondern durch Ueberlegung leiten lassen. Menschliche Tugend ist immer Bestreben, allein ein Bestreben, das durch einzelne gute Gewohnheiten und Fertigkeiten erleichtert und gesichert, und durch fortgesetzte Uebung immer angenehmer wird. Mit der Einschränkung, welche diese Betrachtungen angeben, kann ich auch nur die Seite 116. aus den philosophischen Schriften angeführten Ausspruch des Hrn. Mendelssohns gelten lassen. Freylich müssen wir uns bestreben unsre Grundsätze in Neigungen zu verwandeln, aber wir werden hiermit nie zum Ende kommen, und nie kann die Tugend eines Menschen, der in einen gehörigen Wirkungskreis gesetzt ist mehr Naturtrieb als Vernunft werden. Immer wird sie der Vernunft bedürfen, und sich nicht anders als durch Aufmerksamkeit und Ueberlegung erhalten können. —

---

8. Mathematick.

Gründliche und deutliche Anweisung zur Sonnenuhrenkunst, woraus ein jeder erlernen kann, alle Arten der üblichsten Sonnenuhren, sie seyn beweglich oder unbeweglich, von sich selbst zu verfertigen, ohne daß er eines andern Unterrichts hiezu bedarf. In möglichster Kürze einem jeden zu Gefallen, besonders aber den Anfängern zum Besten, dem Drucke übergeben, von einem Liebhaber dieser Kunst. 1773. Hamburg, bey Brandt, 9½ Bogen in 4. 10 Kupferbl.

Der Titel ist etwas nach altdeutscher Art, und hätte ungleich kürzer eben das sagen können, was er sagt. Aber auch dieses ist zu viel. Nach der Vorrede ist der Verfasser kein Freund von so bunten Uhren, wie diejenigen sind, worauf man den Thierkreis, die babylonischen und italienischen Stunden, die Azimuthallinien und andere dergleichen Sachen beschreibt. Er läßt daher alles dieses weg. Ferner scheint er unter den beweglichen Uhren nicht alles zu verstehen, was dadurch eigentlich verstanden werden muß. Denn sonst werden auch die Uhren mit dahin gerechnet, wo man mittelst der Sonnenhöhen die Stunde des Tages finden, und dieses sind gerade diejenigen, so man am meisten so einrichtet, daß man sie aller Orten mitnehmen und gebrauchen kann. Der Verfasser hält sich demnach bloß bey den gemeinsten Arten von Uhren auf, läßt sich aber doch in die Weitläuftigkeit ein zu zeigen, wie man sie nicht nur auf Ebenen und an Wänden sondern auch auf Würfel, Creuze, Sternen und andere vielfächtige Köper zeichnen kann. Seine Tafel von der Polhöhe verschiedener Oerter hätte, da sie doch auch in Minuten angegeben ist, ungleich genauer seyn können. Er setzt für Paris 48. 12. anstatt 48. 50., für Berlin 52. 51. anstatt 52. 32., für Basel 47. 3. anstatt 47. 34., für Wien 54. 38. anstatt 48. 13. ꝛc. Zuletzt wird auch noch angegeben, wie die Firnisse und Farben zum Ausmahlen der Sonnenuhren zu verfertigen sind. Druck und Papier ist sauber.

J.

J. L. Rostens astronomisches Handbuch, neue Auflage, herausgegeben von D. G. Fr. Kordenbusch. Dritter Band. 1773. Nürnberg, bey Peter Monath, 21 Bogen in 4. 3 Tafeln.

In diesem Theile werden die im zweyten rückständig gebliebene 22 . . . 100te Aufgabe nachgeholt. Sie füllen in der Auflage von 1718. so Rost selbst besorgt, 171. hier aber 288 Seiten, wiewol etwas weitläuftiger gedruckt. Damit reicht nun die bereits auf 3 Bände angewachsene neue Auflage noch kaum an die Hälfte der ersten. Hr. K. behält übrigens den Rost ganz bey, und dient damit denjenigen Lesern, welche den Zustand der Sterkunde in Deutschland und im Anfange dieses Jahrhunderts wollen kennen lernen, wo Kirch, Rost, Wurzelbauer, Gauppe sich den praktischen Theil, dieser Wissenschaft vorzüglich angelegen seyn liessen. Indessen holt Hr. K. das neuere nicht genug nach, um es mit jenem vergleichen zu können. Denn so hätten auf der 142 Seite die Sonnen-Tafeln von *la Caille*, Mayer, *de la Lande* nothwendig mit vorkommen müssen. An mehrern Orten müßten ganz neue Verbesserungen, Tafeln und Theorien vorkommen. Denn so z. E. leidet die Hevelsche Theorie der Mondsschwankung eine sehr wesentliche Verbesserung, und die hier davon vorkommende Tafel ist, selbst für die Zeiten, für welche sie berechnet worden, von keinem sichern Gebrauche. Die Wurzelbaurschen Tafeln wollen auch nicht mehr viel sagen. Hr. K. sollte dieses öfters anmerken, damit Lehrlinge sich nicht irre machen lassen.

Die sechs ersten Bücher der geometrischen Anfangsgründe des Euclides, zum Gebrauche der Schulen, aus dem Griechischen übersezt durch . . . L. nebst einer Vorrede von J. A. v. Segner. Halle, im Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1773. 10 Bogen in gr. 8.

Diesen sechs ersten Büchern sollen auch die übrigen folgen, wenn sie wohl aufgenommen werden. Es wäre überhaupt besser gewesen, wenn alle zugleich heraus gekommen wären. Denn sehr ofte bleibt in solchen Fällen, wo die Verfasser zur Fortsetzung aufgemuntert werden wollen, die Fortsetzung

zurücke, weil es selten geschieht, daß man das Verlangen darnach durch Paucken und Trompetenschall bekannt macht. Unser Uebersetzer hat eigentlich den Text des Euclides nicht buchstäblich übersetzt, sondern sehr ins kurze gezogen. Dieses geschah theils durch den Gebrauch der algebraischen Zeichen, theils durch bloßes citiren der von Euclid meistens von Wort zu Wort wiederholten Obersätze der Schlüße. Verschiedene besonders die Lehre der Verhältnisse betreffende Euclidsche Kunstwörter sind gar nicht leicht in eben der Kürze auf deutsch zu geben. In so fern ist Hr. L. zu entschuldigen, wenn es ihm nicht durchaus gelungen ist. Hr. von Segner in der Vorrede ist damit auch nicht unbedingt zufrieden, und äussert den Wunsch, daß man in Schulen den Euclid lieber möchte aus dem Original selbst und in der Grundsprache kennen lernen. Den übrigen Raum der Vorrede wendet Hr. von S. dazu an, daß er die den 11ten Euclidschen Grundsatz betreffende Schwürigkeiten untersucht und angiebt, wie man sich die Vorstellung desselben erleichtern könne, welches freylich besser von statten geht, wenn man sich die 16 oder 28 ersten Lehrsätze bekannt macht. Nach diesen sollte auch eigentlich bemeldter Grundsatz folgen.

D. J. P. Eberhards neue Beyträge zur Mathesi adplicata, worinn die ersten Gründe der Mühlenbaukunst, Hydrotechnik, und Bergwerkswissenschaft erklärt werden. Nebst einigen Zusätzen zu Mechanik, Optik und Gnomonic. Halle, in der Rengerschen Buchhändlung, 1773. 26 Bogen in 8. und eben so viele Kupferblatten.

Hr. E. gab bereits 1757. solche Beyträge heraus, die ebenfalls den Mühlenbau, die Bergwerksmaschinen, die Optik und Gnomonik betrafen, und in seinen Vorlesungen ersetzen sollten, was Wolf in seinen Anfangsgründen zu kurz abgehandelt oder gar nicht berührt hat. Insofern waren diese Beyträge eigentlich Zusätze zu bemeldten Wolfischen Anfangsgründen. Hr. E. ließ darinn meist alles weg, was bereits in Wolfen steht. Dermalen erscheinen diese Beyträge beträchtlich vermehrt, erweitert und hin und wieder verbessert. In der ersten Auflage kam von der Hydrotechnick nichts vor. Die Bergwerkswissenschaft schränkte sich blos auf die Be-

träch-

trachtung der Maschinen ein. Hier ist nebst der Markscheidekunst und der Bergwerks-Terminologie das Metallurgische, so fern es physisch erklärt werden kann, auch mitgenommen, wenn es gleich noch zur Zeit ausser dem Gebiete der angewandten Mathematick liegt. Alles ist überhaupt für Lehrlinge geschrieben, die sich zu tiefern Einsichten vorbereiten, oder sich mit den hier vorgetragenen Begriffen und Lehren nur überhaupt bekannt machen wollen. In dieser Absicht ist der Vortrag hier so wie in der ersten Auflage, tabellenförmig und überhaupt ganz deutlich. Die schwerern Rechnungen sind durchaus weggelassen, hin und wieder werden Schriftsteller angeführt, die von eben den Gegenständen umständlicher handeln. Es hätten füglich mehrere und an mehrern Orten angeführt werden können.

Abhandlung von den Tangenten, Quadraturen und Rectificationen der Kegelschnitte, nebst einigen andern diese Linien betreffenden Aufgaben. 1773. Leipzig, bey Crusius, 13 Bogen in 8. 4 Kupferbl.

Die Zueignungsschrift ist von C. Fr. v. Schönberg unterschrieben. Der Verfasser geht hier, und zwar mit gutem Vorbewußt, in das vorige Jahrhundert zurücke, und zwar bis auf die Zeiten, wo die Fluxionen, Fluenten, Differentialien und Integralien noch unbekannte Namen waren. Damals war die Erfindung der Quadratur einer krummen Linie ein Meisterstück, und die Rectificationen der Neilschen Parabel das unerwarteste, so man sich denken konnte. Jede Arten von krummen Linien forderten besondere Kunstgriffe, und diese waren nicht leicht zu erfinden, auch oft reichten sie nicht so weit als man anfangs dachte. Indessen gieng man wetteifernder, als es in gegenwärtigen Jahrhundert geschieht, weiter, und damit kam endlich Newtons Fluxions-Methode und Leibnizens Differential- und Integralcalcul zum Vorschein, wodurch freylich die Mühe für besondere Fälle besondere Methoden zu suchen zum Theil vermindert, zum Theil gegen die Mühe von fürgegebenen Fluxionen oder Differentialien die Fluenten oder Integralien zu suchen vertauscht und zwar so vertauscht wurde, daß man oft eben so gut thut, wenn man zu den dadurch verdrungenen ältern Methoden zurücke kehrt. Das anstößige in den Ausdrücken und theils in der Vorstellungsart der unendlich kleinen Größen, so besonders bey dem

Differentialcalcul vorkömmt, hält Anfänger oft auf. Dieses mag fürnehmlich unsern Verfasser bewogen haben, einen Versuch zu thun, alles, was mittelst der ersten Differentialien in Absicht auf die krummen Linien gefunden werden kann, auf die ältern Methoden zurücke zu führen, theils auch das von ihm gebrauchte Verfahren mit diesen Methoden zu vergleichen. Der Versuch ist ordentlich gerathen. Das Historische hätte noch etwas mehr mitgenommen werden können, da die Schriften des Cartesius, Pascal, Fermat, Slusius, Barrow, Wallis, Hugens. Mercator ꝛc. selten zu haben sind, und schwerlich neu aufgelegt werden.

Chr. Pflugbeil Anfangsgründe der Kaufmännischen Rechenkunst, oder gründliche Anweisung kurz und mit Vortheil zu rechnen, welche nicht nur die gemeine Rechnungsarten auf eine vortheilhafte Art, sondern auch die Ketten- und andere Kaufmännischen Rechnungen nebst einer compendiösen Probe in sich faßt, nach Clausbergischen Regeln entworfen, und zum bequemen Gebrauche derer, die sich der Handlung widmen, mit vielen Exempeln erläutert. Leipzig bey Böhmen. 1773. 48 Bogen in 8.

Das Werk schränkt sich bey der Kettenregel ein, und der Verfaßer ist gesonnen, die übrigen Regeln nachzuholen. Seine Absicht war, leicht und reich an Beyspielen und besonders auch an Kunstgriffen zu seyn. Es ist ihm hierinn ziemlich gelungen. Das feine Gewebe der Beweise hat er weggelassen. Es ist freylich wahr, daß die arithmetischen Beweise überhaupt viel schwerer als die Geometrischen sind. Vielleicht fehlen noch einige die Sache recht ins Licht setzende erste Gründe. Das willkührliche in der Stellung der Zahlen auf dem Papier, hat der Verf. besonders dadurch gezeigt, daß er seine Beyspiele auf mehrerley Arten anordnet, und die Gründe zu Anordnung aus der eigenen Beschaffenheit der jedesmal gebrauchten Zahlen hernimmt. Dieses dient besonders, damit man jede Regeln in seiner Gewalt habe, ohne ein Sclave derselben zu seyn. Die auf dem Titel erwähnte Probe besteht überhaupt darinn, daß man die fürgegebene Zahlen sämtlich durch 11 theilt, und die Rechnung bloß mit den obersten

sten nochmals vornimmt. Sie ist überhaupt betrachtet so wenig ganz untrüglich als die Probe mit 9. Und wenn es sich dabey zeigt, daß man im Rechnen gefehlt hat, so findet man dadurch dennoch nicht, worinn der Fehler besteht. In so fern ist es immer besser, daß man, zumalen in Fällen von Wichtigkeit, die Rechnung entweder auf zwo verschiedene Arten mache, oder rückwärts rechne.

P. C. Scherfer e S. I. Institutionum mechanicarum pars secunda sive de motu et aequilibrio corporum fluidorum, in usum tyronum. Wien, bey Trattner, 1773. 16 Bogen in 4. 7 Kupferbl.

Der Titel dieses Theiles des Scherferschen Lehrbuches zeigt schon an, daß hier die Sätze von dem Gleichgewichte und Bewegung flüßiger Materien vorkommen. Am Ende wird die Aerometrie nur kurz berührt. Der Verfasser hat fürnemlich Mac-Laurin, Euler, D. Bernoully, Kästner und Michelotti zu seinen Führern gewählt. Diese giebt er in der Vorrede namentlich an. Im Texte kommen sodann wohl auch andere z. E. Newton, Poleni &c. vor. Die flüßigen Materien unterscheidet er in elastische, die sich wie z. E. die Luft, die Dünste &c. sehr viel zusammendrücken, und sich, wenn der Druck aufhört, in einen sehr merklich größern Raum ausbreiten. Diese fordern eben wegen des sehr stark veränderlichen Raumes eine besondere Theorie. II. in solche, die sich gar nicht zusammendrücken lassen. Ob solche Körper in der Welt vorhanden sind, das läßt sich aus der Erfahrung wohl nicht beweisen. Denn die Versuche gehen eigentlich nicht bis aufs unendlich kleine sondern nur bis auf das unmerklich kleine. Ueberdies ist zwischen dem sehr viel und zwischen dem gar nicht ein Sprung, wobey sich ohne Mühe Mittelstuffen gedenken lassen. Endlich ist auch noch der Unterschied zu machen, ob eine flüßige Materie im Ganzen betrachtet, elastisch ist, oder ob nur die Bestandtheile derselben elastisch sind, und zwar jedes für sich. Ein Wassertheilchen könnte z. E. eine noch größere Elasticität haben, als Stahl und dennoch sich weniger zusammendrücken lassen. Hr. S. setzt indessen, daß das Wasser aus Theilchen bestehe, die bloß hart sind, so daß das Wasser nicht zusammengedrückt werden könne. Er setzt daher in seinen Beweisen alles Zusammendrücken bey Seite, und

und bemüht sich, die hydrostatischen Sätze aus einem blossen Druck zu erweisen, z. E. daß der Druck bey eingeschlossenem Wasser sich auf alle Bestandtheile gleich ausdehnt, und wenn der Druck blos von der Schwere des Wassers herrührt, jedes Theilchen nach dem Maaße seiner größern oder kleinern Tiefe unter der Oberfläche gedrückt werde, das Gefäß mag auch immer beschaffen seyn wie man will. Hr. S. hat seinem Beweise einen ziemlichen Schein gegeben. Der wahre Grund scheint uns aber noch immer die Erfahrung zu seyn. Diese zeigt uns, daß die Sätze selbst wahr sind, und daher mit schlechtgerathenen Beweisen nicht wegfallen, sondern nach wie vor wahr bleiben, und daß, wenn sie wie z. E. bey den Haarröhrgen eine Ausnahme leiden, diese auf anderweitige wirkende Ursachen schliessen lassen. Hr. S. theilt seine Abhandlung so ab, daß er im 1ten Hauptstücke das Gleichgewicht und den Druck des stehenden Wassers, im 2ten den Ausfluß und Stoß desselben, im 3ten den Lauf der Flüsse vornimmt, und noch einige Betrachtungen über die Wirbelbewegung, die archimedische Wasserschraube und über die Schwungbewegung des Wassers in gebogenen Röhren beyfügt. Das 4te Hauptstück von der Luft beträgt nur 7 Seiten. Auch entschuldigt sich der Verfasser damit, daß ihm noch andere Theile der angewandten Mathematick auszuarbeiten übrig bleiben.

Chr. Riesens Rechenkunst für Sehende und Blinde. Mannheim, in der Hof- und akademischen Druckerey, 1773. 16 Bogen in 8. 1 Kupferbl.

Die Ueberschrift dieses Buches hat etwas auffallendes, da sie vermuthen läßt, daß Blinde und Sehende ganz auf einerley Art unterrichtet werden. Der Verfasser fängt aber bey den Sehenden an, und trägt für diese die Regeln der Rechenkunst nebst deren Beweisen und gut gewählten Beyspielen auf den ersten 217 Seiten vor, wo er zugleich auch vom Gebrauche der figurirten Zahlen verschiedenes mitnimmt. Auf der 218ten Seite, fängt sodann die Anwendung der bis dahin vorgetragenen Lehren für die Blinde an, und das Werk schließt sich auf der 236ten Seite; so daß also diese Anwendung nur eine kurze Anleitung ist, wie Blinde von Sehenden im Rechnen können unterrichtet werden. Was dem Verfasser den nächsten Anlaß dazu gegeben, ist daß er selbst einem Blinden die Rechenkunst gelehrt hat, und daher allerdings aus der Erfahrung schreiben kann. Er fängt hier mit der Ge-

schichte des Saunderson, eines blinden Lehrers der Mathematik zu Cambridge, an. Dieser gebrauchte statt jeder Zahl von 1 bis 9 ein viereckte Brettgen, auf welchem 9 Löcher waren, welche die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, durch ihre Lage vorstellten; so daß ein Zäpfgen in eines dieser 9 Löchergen gesteckt, die durch das Löchgen angedeutete Zahl fühlbar machte. Hr. N. bedient sich eben dieses Mittels. Die Brettgen neben und unter einander gestellt, deuten demnach die Stellen der Einser, Zehner, Hunderter ꝛc. mehrerer unter einander geschriebenen Zahlen, die Zäpfgen aber die Zahl selbst an. Die Rechentafel wird nun freylich hiedurch etwas groß. Indessen ist es unstreitig, daß auf diese Art die mechanische Einrichtung, welche bey dem geschriebenen Zahlengebäude zum Grunde liegt, einem Blinden fühlbar, und die Art nach dem künstlichen Zahlengebäude zu rechnen, faßlich gemacht wird. In so fern konnte nun Hr. N. seine Anleitung sehr merklich abkürzen, und nur die nöthigsten Erinnerungen mitnehmen. Es kam uns hiebey die Frage zu Sinnen: I. Ob in einer Druckerey ein geübter Setzer eine ihm angegebene Zahl nicht würde ganz im Finstern setzen können, da ihm die Fächer, wo jede Zahlen liegen, aus Uebung sehr bekannt sind. II. Ob eben derselbe, zumal bey großen und neu gegoßenen Zahlen, nicht durch das bloße Anfühlen eine jede von seinen Gesetzten Zahlen nicht würde unterscheiden können? Unseres Erachtens würde daher ein kürzeres Mittel für Blinde hergeleitet werden können; und selbst auch Sehende könnten es gebrauchen, um im dunkle Zahlen anzuzeichnen oder auch Rechnungen vorzunehmen, oder Wörter zu setzen, oder musikalische Einfälle mit Noten auszudrücken.

J. Fr. Häseler optische Beyträge zur nächtlichen Erleuchtung. Braunschweig, im Verlage des Waysenhauses, 1773. 3¾ Bogen in 8. 1 Kupferbl.

Die optischen Wissenschaften sind längst schon genug erweitert, daß man auf deren Anwendung im gemeinen Leben und besonders zur bessern Nutzung des Lichtes wenigstens eben den Fleiß hätte verwenden können, den man auf die Beleuchtung der optischen Kästen, Zauberlaternen ꝛc. verwandt hat. Vor wenigen Jahren fieng man erst in Paris an, auf die beste Beleuchtung der Straßen einen Preis auszusetzen und dabey kamen die sogenannten Reverberes in Vorschlag, die über-

überhaupt betrachtet, so viel als aus Blech rund geschlagene Brennspiegel sind, dabey aber, auch wenn sie sehr glatt geschlagen werden, über die Hälfte des Lichtes, so auffält verschlingen. Zu gleicher Zeit kam in den Memoires der Akademie zu Berlin Hrn. Lamberts Aufsatz von den Sprachröhren und nach Anleitung derselben gemachten Leuchtröhren und dann auch die Anwendung derselben bey Studierlampen heraus. Noch im vorigen Jahre erschienen drey kleine Streitschriften zwischen Hrn. Kästner und Gerlach über die Frage: wie viel ein Licht erhöht seyn müsse, um eine Ebene am besten zu erleuchten. Von allem diesem finden wir hier weiter nichts erwähnt, Hr. H. giebt die Berechnungen für metallene und gläserne Holspiegel, für flache gegen einander geneigte Spiegel, für Brenngläser ꝛc. und sucht auch die dadurch zu erhaltende Beleuchtung mit dem Mondenlichte zu vergleichen. Er sucht zwar dabey nicht die äusserste Schärfe. Es hätte aber doch hin und wieder mehreres mitgenommen werden können. z. E. S. 31. sind eigentlich nur die Strahlen parallel, die aus einem einigen Punkt des Lichtes auf den Spiegel fallen, und diese behalten ihre Entfernung so, daß sie in jeder beliebigen Weite einen Circul erleuchten, der die Größe des Spiegels hat. Hingegen bildet jeder andere Punkt des Lichtes einen andern solchen Circul, welcher desto mehr eccentrisch ist: je weiter die Punkte des Lichtes von einander entfernt sind, und je weiter weg die zurücke geworfenen Strahlen aufgefangen werden. Damit verhält sich bey großen Entfernungen der Abstand des Lichtes vom Spiegel oder auch von dessen Mittelpunkt der Krümmung zu der Größe des Lichtes wie der Abstand des senkrecht erleuchteten flachen Gegenstandes zu der Größe des Kreises, welcher beleuchtet wird. Und aller Effekt, den man von einem Spiegel erwarten kann, ist der von einem Lichte, welches die Größe des Spiegels hätte, aber kaum um die Hälfte so hell als das bey dem Spiegel gebrauchte Licht wäre. Diese Betrachtungen geben nun den Rechnungen des Verfassers eine ganz andere Gestalt, und haben einen sehr viel größeren Einfluß auf die Schwächung des in die Weite geworfenen Lichtes als die das Licht auffangende und zerstreuende Lufttheilchen.

D.

J. H. Lamberts freye Perspective, oder Anweisung jeden perspectivischen Aufriß von freyen Stücken und

und ohne Grundriß zu verfertigen. Zweyte Aufl. mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt. Zürich, bey Orell, Geßner Füßl. und Comp. 1774. I. Th. 206 Octavs. II. Th. 181 S. zusammen 10 Kupfert.

Die erste Aufl. 1759. hat 196 Octavs. 6 Kupfert. Die jetzt beygefügten Anmerkungen, sind eigentlich nicht Erläuterungen des alten Textes, sondern Zusätze, bey denen er, als bereits durchgelesen voraussetzt, sie sind auch daher nicht in den vorigen Text gemengt, sondern machen den zweyten Theil aus. Der erste besteht aus den vorigen Werken ungeändert nur mit Verbesserung der Druckfehler abgedruckt. Des zweyten Anfang macht eine Geschichte der Perspective. Hr. L. bemerkt richtig, eine solche Geschichte setze schon eine Kenntniß der Lehren selbst zum voraus. Aus einer Stelle Vitruvs in der Vorr. zum 7 B. urtheilt Hr. L. Agatarch habe den ersten Grund zu einer Theorie der Optik gelegt. Freylich so unvollkommen, als es zu der Zeit seyn konnte, da Thales vermuthlich den 5 Satz des 1. B. von Euklides und Pythagoras seinen Lehrsatz erfand. In der Optik welche dem Euklid zugeschrieben wird, finden sich perspectivische Sätze. Leonard da Vinci bezieht sich oft auf seinen Traktat von der Perspectiv, welcher aber nicht gedruckt erschienen ist. Daß die Gegenstände nach dem Maasse ihrer Entfernung müssen verkleinert werden, giebt er als eine Erfahrung an, über deren Theorie er vermuthlich ferner nachgedacht hat. Dürers Unterweisung der Messung ꝛc. kam zuerst 1525. heraus, natürlich hatte er schon vor diesem Jahre perspectivische Kenntnisse. Hr. L. führt die folgende Schriftsteller an, und vorzüglich was etwa jeder eignes hat. Er hat in ihnen von der Eintheilung der Horizontallinie in Grade die er 218. seines Buchs vorträgt, nichts gefunden, tritt aber nun die Ehre des ersten Erfinders, auf die er übrigens keinen Anspruch gemacht, Hn. de la Caille ab, in dessen optischen Lektionen v. 1756. er nachgehends eben den Gedanken angetroffen. Anwendungen trigonometrischer und algebraischer Formeln, wie de la Caille, hat Hr. Kästner schon in einer 1752. herausgegebenen Schrift gemacht. Hn. Meisters zu Göttingen 1753. beschriebnes Instrumentum Scenographicum gründet sich auf Sirogatti Art, vermittelst des vorgelegten Grund- und Standrisses jede Punkte in den perspectivischen Riß einzutragen, statt Sirogattis blinder Linien braucht Hr. M. zwey Liniale und so viel Winkelhaken. Das übrige Neue, was diese Ausgabe enthält, besteht in Erleichterungen

einiger Handgriffe, mehrerer Anwendungen, Erinnerungen auf die bey Gemählden zu sehen ist, u. s. w. Wie man in diesem Stücke von Hr. L. sehr viel Unterrichtendes erwarten darf, so haben die Besitzer der alten Ausgabe ihm für die Bequemlichkeit Dank zu sagen, daß sie dieses Neue beysammen finden, nicht mit Zeitverluste aus einem Buche, aus dem sie sich sonst schon belehrt haben, heraussuchen müssen. Von Hr. L. können sie nicht mehr fodern, wenn sie aber noch wünschten, daß der zweyte Theil besonders verkauft würde, sollten sie wohl damit was sehr unbilliges, und selbst den Verleger nachtheiliges wünschen?

B.

Ritters Preisschrift über die 1768. von der Oekonomischen Gesellschaft in Bern aufgegebene Frage: welches ist die beste Theorie der Küchenheerde und Stubenöfen zu Erspahrung des Holzes und anderer Feurungsmittel. Bern im Verlag der neuen Buchhandlung. 1771. 3¼ Bogen in 8. 6 Kupferblätter.

Wir haben in dieser Schrift wenig neues und nichts besonders gefunden, und sie läßt die verlangte Theorie noch eben so weit zurücke als sie es vorher war.

P. J. Spengler aus der G. J. Anfangsgründe der Rechenkunst und Algebra. Augsburg, bey Riegern. 1772. 25 Bogen in 8.

Die Regeln der Rechenkunst sind ziemlich ordentlich, theils erklärt theils auch bewiesen, und mit Beyspielen erläutert. Die Anleitung zur Algebra schränkt sich auf Gleichungen vom 2ten Grade ein. Wir vermissen die Regel Falsi. Denn ungeachtet man sie bey der Algebra entbehren kann, so bähnt sie doch zur Erlernung derselben den Weg, weil in der That die Algebra aus der Regel Falsi entstanden ist und letztere besonders da, wo eine Größe durch Näherung gesucht wird, sehr gute Dienste thut, und ihre eigene Kunstgriffe hat.

D.

---

9. Na-

9. Naturlehre, Naturgeschichte, Chymie und Mineralogie.

Bifolium Chemico-physico-metallicum, bestehend in zwo besondern Abhandlungen, deren die erste den Zinck und Gallmey, die andere aber den Arsenick untersuchet. Von *J. L.* ab *Indagine*. Amsterdam und Leipzig, bey Schreudern, 1771. 227 Octavseiten.

Die erste dieser Abhandlungen, welche der Verfasser Zincologia benennet, ist in 4 Kap. abgetheilet. Das erste Kap. handelt vom Zinck und seinem Verhältniß. Das zweyte, vom Zinckerzte, das dritte, vom Gallmey insonderheit. Da unter andern Benennungen der gegrabene Gallmey auch Cadmia fossilis genennet wird, unter diesem Namen auch von einigen Blaufarben Kobold verstanden wird, so ist die Meynung des Verfassers nicht unrecht, den gegrabenen Gallmey Cadmiam fossilem Zincosam zu nennen. Im vierten Kap. werden einige Producte aus Zinck und Gallmey beschrieben, und in einem Anhange vom Corinthischen Erzte, und einem grünen Golde gehandelt. Wenn wir diese letzte kurze Anzeige ausnehmen, so können wir mit Recht sagen, daß der Verfasser gar nichts neues geschrieben: das beste ist aus Henckels Pyritologie gezogen: über des Verfassers Versuche sind wir mit Grund mißtrauisch; zum Glück aber sind derer wenige aufgezeichnet. Die andere Abhandlung, welche Arsenicologia benamet, ist gegen diejenige, welche vor etlichen Jahren gedruckt worden, um vieles vermehrt. Allhier haben uns die Gedanken des Verfassers gefallen. Er führt hierinne den Arsenick als den gemeinschaftlichen Stammvater der Metalle auf. Der Arsenick ist ein metallischer Mercurius, der die nächste disposition hat, ein Metall zu werden, doch ist er von verschiedener Art. Jedes Metall hat eine verschiedene Grunderde. Wenn sich mit dieser der metallische Merkurius gleiches Geschlechts verbindet: so entsteht daraus die Grundlage eines specificirten Metalles, welches alsdenn durch den Beytritt des allgemeinen Phlogistons zum vollkommenen Metalle wird. Der Verfasser bleibt bloß bey der Betrachtung über die Erzeugung des Silbers stehen. Den zum Silber disponirten Mer-

Mercurium metallicum hat er in Wismutherzt, und rothgülden Erzt angetroffen. Ueberhaupt hat er zu erklären gesuchet, 1) daß der Arsenick die Fähigkeit habe, ein Metall zu werden, 1) daß alle Metalle, das Eisen ausgenommen, vom Arsenick abstammen. 3) Daß vorzüglich das Silber im Arsenick seinen Ursprung finden könne, und mit ihm in genauer Verwandschaft stehe. Bey der Metallisirung des Arsenicks wird alles auf folgende drey Puncte ankommen. 1) muß sein Corrosiv, welches ihm die Flüchtigkeit verursachet, abgesondert werden. 2) Die Verbindung desselben mit einem Phlogisto, und 3) die Application einer figirenden Grunderde, machen die übrigen wesentlichen Stücke zur metallischen Mischung aus. Dieses sind die Begriffe des Verfassers in einem kurzen Auszuge, welche wir in der Schrift selbst zu lesen empfehlen, in der Hofnung, daß sie manchen zu mehrerern Nachsinnen und Versuchen vorzüglich Anlaß geben werden.

Dietrich Weßel Linden vier chemisch-medicinische Abhandlungen, aus dem englischen übersetzt und erläutert. Aufs neue, und mit chemisch-physicalischen Beyträgen des ab Indagine herausgegeben. Amsterdam nnd Leipzig, bey Schreuder, 1771. 206 S. in 8.

Der Herausgeber Liborius ab Indagine sagt in dem Vorbericht dieser neuen Edition, daß diese Schrift in einem neuen Kleide erscheine, und hier hat er auch die reine Wahrheit gesagt. Die erste Auflage mag wohl bey dem Verleger nicht mehr gesucht worden seyn, darum hat er ihr ein neues Kleid anziehen lassen, nehmlich die noch übrigen Exemplaria mit einem neuen Titulblat und Vorrede ausgezieret, wozu der ab Indagine annoch 69 S. Beyträge angehängt. Die erste Abh. besteht aus Anmerkungen über Herrn D. Schüttens Nachricht vom Ursprunge der Mineralwasser, und besonders von den Bestandtheilen des Clevischen Gesundbrunnens. Hr. Linde widerlegt die Schüttische Meynung, daß in diesem Brunnen ein zwiefaches Alkali, und ein besonderer Schwefel vorhanden sey, und bestimmet am Ende, daß das Clevische Mineralwasser 1) aus Eisenerde, 2) aus dem acido vitrioli; 3) aus einem Sale medio fixo; 4) aus etwas wenigen principio inflammabili und 5) aus gemeinen Wasser bestehe. Die zweyte Abhandl. enthält Anmerkungen über

des

des Herrn von Welling Opus Mago-Cabbalisticum. Diese Anmerkungen sind sehr vernünftig und sollten von allen Verehrern dieses abentheuerlichen Werkes gelesen werden. Vielleicht könnten sie dadurch bekehrt werden, daß sie künftig ihren gesunden Verstand nicht weiter mit diesen entsetzlichen Zeuge verdürben. Die dritte Abhandlung ist: gründliche Nachricht, nebst beygefügter Diss. des D. Colbatch von der Kraft der Mistel wider die Epilepsie. In der vierten wird von des D. James Art, die Hydrophobiam zu heilen gehandelt. Der Inhalt ist schon allen Aerzten bekannt, darum ist nicht nöthig etwas mehr davon zu sagen. Die chemisch-physicalischen Beyträge des Hrn. Liborius, welche das Hintertheil des neuen Kleides ausmachen, und seine sogenannte vollständige Sauerbrunnen-Instruction, werden einem praktischen Arzte wenig Erbauung verschaffen, von Brunnen-Gästen aber wohl schwerlich gelesen werden.

Theoretisch und practischer Wegweiser zur höhern Chemie. Ausgefertiget von einem Liebhaber der geheimen Physik und chemisch-physikalischer Wahrheiten. Breßlau und Leipzig, bey Gutsch. 1773. 206. Octavseiten.

Der Innhalt bestehet aus zwo aufs neue abgedruckten alchemistischen Abhandlungen. Die erste davon ist: eines unbekannten Philosophi gründliche Beschreibung von denen Particular- und Universal-Tinkturen rc. zusammengetragen und verfaßet, im 128sten Jahre seines Alters, der sich unterschrieben N. de Tr. E. ad S. Michael. (von welchen Buchstaben die Deutung seyn soll, Nobilis de Trautmansdorf, Eremita ad St. Michael.) Dieser Abhandlung ist angehänget, Friedrich Galli Reise nach der Einöde Sanct Michael. Die zweyte Abhandlung ist: Georgii Phaedronis Rodocheri chymischer Tractat vom Stein der Weisen. In beyden ist Nahrung für die Alchemisten; und beyde hat auch der ungenannte Herausgeber mit beygefügten Anmerckungen zu erläutern nicht ermangeln wollen. Wer den verlarvten Innoc: Libor: ab Indagine von Person und Würden kennt, der erkennt auch in ihm den Herausgeber gegenwärtiger Schriften.

Ti.

Neues Färberbuch oder kurzer Unterricht, Wolle, Seide und Leinwand zu färben, nebst Recepten zu ver-

verschiedenen Arten von Dinte ꝛc. aus dem dänischen übersetzt. Zweyte Auflage. Kopenhagen, 1771. 132 S. in 8.

Ein brauchbarer mit praktischer Kenntniß der Naturgeschichte und der Manifakturen geschriebener Kommentar über den Hellot.

Die Kunst Salpeter zu machen und Scheidewasser zu brennen; aus eigenen Erfahrungen herausgegeben von Johann Christian Simon, Oecon. etc. Chym. Cult. mit Kupfern. Dresden, bey Walther, 1771. 8.

Der V. hat alles genutzet, was er in den schwedischen Abhandlungen und in den Bemerkungen der Berner Gesellschaft, bey Stahl, Hofmann, Junker, Neumann, Rüdiger ꝛc. brauchbares gefunden und hat es wohl genutzet; er will, daß man bey den künstlichen Salpeter-Anlagen zugleich eine Scheidewasserbrennerey damit verbinde, und verspricht 30 Procent. Ihm ist zwar der Gedanke selbst auf dem Königl. Schlosse Ujazdow bey Warschau nicht gelungen, aber er beweist auch seine Unschuld, welches wohl die eigentliche Absicht dieser Schrift seyn mag.

Mz.

Die Kunst des Bierbrauens nach richtigen Gründen der Chymie und Oekonomie betrachtet und beschrieben von eben demselben J. Ch. Simon. Mit Kupfern. Dresden, bey Walther, 1771. 247 S.

Der V. will nicht für Gelehrte von Profeßion sondern für Stadt- und Landwirthe, die immer auch wohl dabey gelehrt seyn können, geschrieben haben; er hat aus den obigen und noch andern guten Quellen geschöpfet.

Seine Hauptabsicht ist die Chymie mehr mit der Oekonomie zu verbinden; aber er spekulirt nicht blos, er schreibt wie ein Mann, der seine Kunst nicht allein studirt, sondern auch getrieben hat.

Wir finden so viel Gutes, so viel Versuchwürdiges in dieser Schrift, daß sie in besonderm Verstande verdient, un-

ter die wohlthätigen Schriften für das menschliche Geschlecht gerechnet zu werden.

Hk.

Gesamlete Nachrichten von dem in dem vereinigten niederländischen Provinzen gebräuchlichen Cemente aus Trosse, oder gemahlenen Cöllnschen und Andernächischen Tuffstein. In dreyen Sendschreiben einem guten Freunde mitgetheilt. Dreßden und Leipzig, 1773. 2 Bogen in 8.

Wir lesen eben im Hannöverischen Magazine, daß diese Briefe von dem H. Ingenieur-Hauptmann Aster in Dreßden an den Deichinspektor Hrn. Nikol. Beckmann in Harburg geschrieben sind, mit dem sich der Verfasser, in Absicht auf den Wasserbau, eine Zeitlang in den Niederlanden aufgehalten hat. Sie enthalten einige nicht unerhebliche Nachrichten von der Zubereitung dieses Mörtels, und dem Handel der Holländer mit demselben. Noch weit mehr würde der Verfasser bey seiner Aufmerksamkeit, geleistet haben, wenn er einige Kenntniß der Mineralogie gehabt hätte; aber unsere Jugend bekümmert sich um solche Wissenschaften nicht, wenn sie angebothen werden, und vielen, die sie gern annehmen würden, werden sie nicht angebothen.

A.

Adansons Reise nach Senegal, aus dem französischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Friedr. Heinr. Wilh Martini. Nebst einer Charte von Senegal. Brandenburg, 1773. 8.

Auf einmal erhalten wir zwo Uebersetzungen von dieser Reise. Die andere ist unter Aufsicht des Profes. Schrebers in Erlangen gemacht, und von diesem mit Vorrede und Anmerkungen versehn. Bey dieser fehlet die Charte und auch das Register. Beyde Uebersetzungen scheinen uns von gleicher Güte zu seyn. Die Anmerkungen des Hrn. Martini sind zahlreicher und größer, aber des H. Schrebers seine genauer.

S.

Beobachtungen über den Vesuv, den Aetna und andere Vulkane; in einer Reihe von Briefen, an die Londonsche Gesellschaft der Wissenschaften von Sir Wilhelm Hamilton, nebst neuen erläuternden Anmerkungen des H. Verfassers und mit Kupfern. Aus dem Englischen. Berlin, 1773. 8.

Diese Aufsätze sind schon aus den englischen Transaktionen bekannt; ob sie aber etwa in England auch einzeln zusammen gedruckt, und mit neuen Zusätzen bereichert worden, wissen wir nicht, indem der Uebersetzer dem Leser nicht ein Wort gesagt hat, und wir selbst die Transaktionen nicht bey der Hand haben. Die Kupfer sind um vieles verkleinert, aber doch sauber nachgestochen worden.

A.

Der rechte Weg zu der hermetischen Kunst vor die lehrbegierigen Schüler und Liebhaber dieser Wissenschaft, nebst verschiedenen Anmerkungen über das betrügliche Verfahren der sogenannten Sophisten und ihrer Irrwege, herausgegeben von Anonymo. Frankfurt und Leipzig, bey Fleischern, 1773. 6½ Bogen in 8.

Der Ungenannte warnet darinnen im Eingange alle Verehrer der hermetischen Kunst vor denen mancherley verführerischen Unternehmungen der betrüglichen Goldköche, und ist so treuherzig hier den einzigen wahren Weg zur höchsten zeitlichen Glückseligkeit zu zeigen. Lehrbegierig nahmen wir unsern lieben Ungenannten in Arm, und spazierten mit ihm auf dem Wege hin und her. Erst stießen wir uns viele Dornen in die Füße, endlich aber wurde uns der Kopf gar schwindlich; Deshalber eilten wir so schnell als möglich von unsern Begleiter, und ließen ihn mitten auf den Wege zurück. Hier steht er nun noch, und erwartet folgsamere Schüler. Wissen sie es doch nun, wo sie ihn antreffen sollen. Wenn doch nur nicht immer ein Blinder dem andern den Weg weisen wollte!

Sammlung unterschiedlicher bewährter chymischer Schriften *Joh. Isaaci Hollandi* ꝛc. in Octav. Wien, 1773. bey Kraußen.

Ein bloßer Abdruck des bekannten klaßischen alchymistischen Philosophen, nach der vorigen Wiener Auflage, ohne Veränderung.

C. F. * * * Einleitung zur höhern Chemie, welche die Zerlegung der Körper in sich enthält. Erster Theil. Leipzig, 1773. bey Hollen, 182 Octavseiten.

Unter der höhern Chemie versteht der V. diejenige Beschäftigung der Scheidekunst, welche eine genauere und recht innere Erkenntniß aller natürlichen Körper zum Endzweck hat. Die hieher gehörigen besondern Objecte sind eigentlich alle diejenigen Körper selbst, oder die Theile verschiedener Substanzen, welche durch eine gemeine chemische Behandlung sich nicht in ihre entferntere Bestandtheile zerlegen lassen, und die daher in Ansehung der übrigen als einfache Substanzen zu betrachten sind.

Dergleichen Körper nennt der V. schlechtweg Mischungen; es dünkt uns aber, daß diese Benennung hier zu allgemein sey: deutlicher wäre wohl der zusammengesetzte Name, natürliche einfache Mischungen. Ganz richtig gehören darunter die Metalle, die sauern und die alkalischen Salze rc. Es ist kein gemeiner Gedanke, die letztern mit in diese Klasse zu setzen, indem sie lange genug unter die Kunstproducte gezählt worden sind. Falsch ist es aber, daß der V. das Glas mit hieher rechnet.

Die Bestandtheile aller Körper werden in auflösende und bindende eingetheilet. Wenn nun daher Metalle, Glas und die alkalische Salze im Feuer fliessen; so muß solches ihren auflösenden Theilen zugeschrieben werden, denn nach deren Absonderung bleiben die übrige bindende, als unschmelzbare Erden zurück. Wenn gegentheils das flüchtige Alkali, Arsenick, Quecksilber u. a. m. im Feuer als ein Rauch entfliehen, so urtheilt man, daß die auflösende Bestandtheile flüchtiger Natur sind. Es kann aber auch geschehen, daß in manchen Mischungen die an und vor sich flüchtige auflösende Bestandtheile, durch verschiedene widerstehende bindende, so eingeschränkt werden, daß sie die heftigsten Wirkungen des Feuers aushalten können: so wie Gold und Silber ein starkes Feuer leiden, ohne durch selbiges zerstreuet zu werden, ob es gleich nicht zu leugnen, daß diese Körper dennoch flüchtige Theile in ihrer Mischung haben.

In allen Mischungen (natürlichen einfachen) soll, nach dem V., die Ursach des genauen Zusammenhangs ihrer Bestandtheile, bloß auf derjenigen Verhältniß, nach welcher die auflösenden den bindenden beygemischt sind, beruhen. — Uns dünkt aber vielmehr, daß dieser genaue Zusammenhang auf einer größern Verwandschaft oder Verbindungskraft beruhe, welche die einfachen Naturanfänge unter und gegen einander selbst in einem höhern Grade, als gegen andere mehr zusammengesetzte Körper, besitzen, welche doch der Künstler in allen Fällen, um jene zu zerlegen, gebrauchen muß. Eben darum können sie auch durch die bekannten Gesetze der Verwandschaft, welche sich nur auf das Verhältniß der gemischten und anderer mehr zusammengesetzten Körper, nicht aber auf die einfachen Naturanfänge in den Mischungen, beziehen, nicht getrennt und zerlegt werden. Es kann aber auch in manchen Fällen eben diese Ursache des genauen Zusammenhangs ganz richtig auf einem bestimmten abgemessenen Verhältniß beruhen, wodurch aber eigentlich nur die verschiedne Art eines Dinges bestimmt wird. Der V. hält also, seiner Meynung nach, nur für nöthig, bey Zerlegung der einfachen Mischungen die Proportion ihrer Bestandtheile vorher zu verändern, und erläutert diesen Grundsatz durch das Beyspiel des gemeinen Glases, obgleich selbiges nicht eigentlich unter die einfachen Mischungen gehört. Denn obschon der alkalische salzigte Theil desselben mit nichts, als mit dem Vitriolsauern, eine größere Verwandschaft hat, so kann dennoch das Glas vermöge dieser Verwandschaft durch die Vitriolsäure nicht zerlegt werden. (Wir glauben, daß es darum nicht erfolgen kann, weil das alkalische Salz unter der Glasschmelzung zerstört wird, und also im Glase seinem ganzen Wesen nach nicht mehr vorhanden ist.) Veränderte man aber nur die Proportion des alkalischen Salzes zum Sande, indem man letzteres damit übersetzt; so könnte man sogleich durch das Vitriolsaure eine vollkommne Zerlegung des Glases in seine beyden Bestandtheile bewerkstelligen. — Es ist zwar diese Uebersetzung in der That eine wichtige Regel, die auf die einfachen natürlichen Mischungen angewendet zu werden gar wohl verdienet, und in manchen besondern Fällen wirklichen Nutzen hat, ob sie gleich im Ganzen nicht richtig ist. Die Zerlegung des Glases durchs alkalische Salz ist zwar gewiß; aber wo ist die Zerlegung in seine zwey Bestandtheile? — Die Kieselerde findet sich wohl; das alkalische Salz aber, wodurch jene zu Glas worden war — wo ist dieses? Ist das alkalische Salz, so man

man in der Glasauflösung findet, nicht vielmehr nur dasjenige, so man zur Auflösung zugesetzt gehabt? und vielleicht ist desselben Gewicht nicht einmal mehr vorhanden. Es möchte wohl schwer zu beweisen seyn, daß das alkalische Salz im Glase noch unzerstört befindlich sey.

Daß der V. §. 27. alle bekannte Mischungen in drey Klassen eintheilen will, und unter die erste die Metalle und alkalische Salze, unter die zweyte, das Salpetersaure und Urinsalz, und unter die dritte Klasse, den Kampfer, Phosphorus, Schwefel und Weinstein rechnet, das hat uns nicht gefallen. Diese Eintheilung hat keinen Nutzen, sie giebt Gelegenheit zu Irrungen und ist eigentlich falsch. Der V. hat ja zuerst selbst unter den einfachen Mischungen nur solche Objecte verstanden wissen wollen, welche wegen einer festen innigen Verbindung durch die gewöhnliche Behandlungen nicht in ihre Theile zerleget werden können. Diese Bestimmung ist richtig und deutlich, und nach dieser folget, daß z. B. die Metalle, alkalische Salze, die Mineralsäuren, das Sedativsalz, Kampfer u. d. darunter gehören; Phosphorus, Schwefel und Weinstein aber können schon nicht mit Recht hierzu gezählet werden, weil sie vielmehr, aus den einfachern Substanzen, zusammengesetzte Mischungen sind, und ohne große Mühe zerleget werden können. Ihre ausgeschiedene Bestandtheile gehören alsdenn erst unter die einfachen Naturmischungen.

Der zweyte Abschnitt handelt von der innern Beschaffenheit der Mischungen, und zwar werden hier die Metalle und alkalische Salze als Beyspiele erwählet. Der alten Meynung von einem Merkur der Metallen, als ein Principium, ist der V. nicht geneigt. Zuerst werden der Metalle ihre auflösende Bestandtheile erwogen. Dieses sind wahre schweflichte Substanzen, welche aber von gemeinem Schwefel in verschiedenen Stücken gänzlich abweichen. Zwischen dem metallischen Schwefel des Zinks, dem Urinphosphor und demjenigen, der aus gewissen Pflanzenkörpern gezogen werden kann, findet der V. die vollkommenste Uebereinstimmung, deswegen, weil der Zinkkalch durch thierischen und vegetabilischen Phosphor wieder hergestellet werden könne. — Dies halten wir aber für einen Trugschluß, weil es gewiß, daß diese Wiederherstellung nicht durch das ganze phosphorische Wesen, sondern nur von dem phlogistischen Theile desselben bewirkt wird. Der bloße Kohlenstaub kann wohl nicht mit dem Namen eines Phosphors belegt werden, es hat auch niemand solchen daraus gezogen; und dennoch kann durch ihn der Zinkkalch wieder her-

gestellt werden, ob solches gleich der V. nach einem angestellten Versuch leugnet. Es muß aber hierzu nur der allerstärkste Grad des Feuers, und noch darzu 3 bis 4 Stunden angewendet werden: und hierinne hat es der V. ohnfehlbar versehen, daß ihm die Wiederbringung nicht eher geglückt, bis er noch andere Stücke zugesetzet, und ein längeres Feuer gehalten hat. Zweytens werden die bindende Bestandtheile der Metalle in Betrachtung gezogen. Darunter werden diejenigen Theile verstanden, welche nach der Absonderung des metallischen Schwefels übrig bleiben, und in Gestalt einer Erde oder Schlacken erscheinen. Diese Erde ist in den meisten Metallen auf eine dreyfache Art unterschieden. Es giebt 1) eine besondere färbende, 2) eine talgähnliche, und 3) eine salzartige Erde, und diese drey sollen die bindende Bestandtheile des Metalls ausmachen.

Von den färbenden metallischen Erden. Im Golde, Eisen, Quecksilber, Platina und Kobold soll die färbende Erde eine große Aehnlichkeit haben. Von eben derselben Eigenschaft wird auch die Auflösung der Metalle in den Säuren erklärt.

Von den talgähnlichen Erden. Im Zinn und Zink ist diese Erdsorte mit der färbenden nicht vergesellschaftet; von ihr hängt die blättrige oder strahlige Gestalt, welche sich auf dem Anbruche mancher Metalle wahrnehmen läßt, ab; der vorzüglichste Nutzen derselben aber beruhet auf ihrer bindenden Kraft, wodurch sie die übrigen mitverbundenen Theile vor der Gewalt des Feuers beschützt. Eine solche einschränkende Kraft dieser Erde ist im Golde, Silber, Platina und Quecksilber am stärksten, im Zinke hingegen am geringsten. Diese Erde thut in der metallischen Mischung ohngefehr den Dienst, welchen die Kieselerde in der Glasmischung verrichtet.

Die salzartige Erde, oder die metallische Salze. Darunter werden keine leichtflüßige und im Wasser leicht auflößliche Salze verstanden, sondern es sehen nur diese metallische Bestandtheile jenen ungemein ähnlich, ermangeln aber gedachter Kennzeichen. Nach ihrer Absonderung aus den Metallen erscheinen sie in einer blättrigen Salzgestalt; sie stellen sich auch in Gestalt gefärbter Erden dar; sie sind höchst feuerbeständig und unschmelzbar, doch werden sie von der Salzsäure aufgelöset: werden sie aber mit den aus dem metallischen Schwefel geschiedenen Säuern aufs genaueste verbunden, so stellen sie wahre schmelzbare metallische Salze dar. Ihr Nutzen soll seyn, daß sie in der Verbindung mit den metal-

tal-

tallischen Schwefeln den besondern Glanz und Farbe der Metalle verursachen, und wegen ihrer bindenden Kraft, zu dem Zusammenhange, Härte und andern Eigenschaften das ihre beytragen. Aus diesen Hauptbestandtheilen sollen sich nach der Meynung des V. nun auch die Metalle zusammensetzen lassen; es scheinen uns aber dabey noch manche unerwiesene Voraussetzungen im Wege zu stehen, und wünschen daher noch andere Beweise zu vernehmen, als der vom Zink angeführte ist.

Von den alkalischen Salzen. Hierunter wird sowohl das Mineralische als pflanzenartige feuerbeständige, als auch das flüchtige Alkali begriffen. Zuerst von den auflösenden Bestandtheilen derselben. Dafür wird das gemeine Kochsalzsauer, so durch ein noch unbekanntes Aneignungsmittel (was ist denn das unbekannte und ungenannte Aneignungsmittel? — lauter unerwiesene Dinge! Doch dies ist auch nur der theoretische Theil; wir wollen den Beweis im praktischen Theil erwarten) mit dem reinen brennlichen Wesen genau verbunden ist, angegeben. In der bloßen reichlichen Gegenwart des bestimmten besondern Aneignungsmittels zeichnet sich das flüchtige Alkali von den beyden feuerbeständigen aus. Für die bindende Bestandtheile wird, mit allem Rechte, nur eine einzige Erde angegeben. Im flüchtigen sowol als im feuerbeständigen Alkali des Gewächsreichs wird die gemeine Kalcherde; im mineralischen Alkali aber die Bittersalzerde für die Grundlage gehalten. Hierinne pflichten wir dem V. völlig bey, indem wir schon aus verschiedenen Beobachtungen hiervon deutlich überzeugt worden sind.

Der dritte Abschnit enthält die Abh. von der Zerlegung der Mischungen in ihre Bestandtheile. Hierbey wird zur ersten Regel gemacht, daß man vorher allemal das natürliche Verhältniß der auflösenden zu den bindenden Bestandtheilen verändern, und die Mischungen solchergestalt zur Auseinandersetzung geschickt machen müsse, weil hierdurch diejenigen Kräfte, welche den stärksten gegenseitigen Zusammenhang verursachen, durch entgegengesetzte aufgehoben und zernichtet werden. Die Erlangung dieses Zwecks beruht auf der Uebersetzung der auflösenden Theile einer Mischung, und deren vollkommensten Vereinigung mit dem angewandten Hülfsmittel. Diese Regel läßt sich zwar richtig auf diejenigen Körper, welche man zusammengesetzte nennt, anwenden; aber bey den einfachen natürlichen Mischungen bleiben immer noch sehr beträchtliche Schwierigkeiten vorhanden.

Das übrige müssen wir wegen der uns vorgesetzten Gränzen übergehen. Die Kenner dieser Wissenschaft werden inzwischen aus dem angeführten von dem wirklichen Vorzuge dieser Schrift schon hinlänglich überführt und angereizt werden, solche selbst zu lesen. Sie verdient eine allgemeine Empfehlung und eine umständliche Erwägung. Wir wünschen den versprochenen zweyten Theil, und vornemlich die Versuche und Erfahrungen selbst, worauf der V. Namens Wenzel sich gegründet, auch bald zu sehen.

Ti.

Neu eröfnetes Geheimniß der naphta nitri, und der naphta vitrioli, nebst einer gründlichen Anleitung, die Tinktur und das Oehl des Vitriols zu verfertigen. Als eine edle und köstliche Medicin auf Menschen und Metalle anzuwenden. Aus dem Englischen übersetzt. Kempten, in der neuen Buchhandlung, bey Carl Gottwalt Benjamin Fritzsch, 1773. 2 Bogen in 8.

Ein klägliches Geschmiere! Welche Unverschämtheit! aus dem englischen übersezt, da es nichts weiter ist als ein unsinniges Gewäsche in der Sprache des Basils: „Derohalben nehmet seiner wohl wahr, denn seine Tugend ist vortreflich, „und Gott hat dieser Seelen eingegossen eine himmlische Würkung, daß sie weder zu heiß noch zu kalt, weder zu trocken „noch zu naß ist: sondern so wie der Himmel mit seinen Gestirn, was der Wärme bedarf, das wärmet es, was der „Kälte bedarf, das kühlet es, was naß ist das trücknet es, „und was trucken ist, das befeuchtet es; was verschlossen ist, „das öfnet es, was zu matt ist, das stärket es, mit einem „Worte, diese Materie hat alle Complexionen, Qualitäten, „Tugenden, Kräfte, und Geheimnisse der Natur in sich.„ Zum Besten des Verfassers wünschen wir auch, daß dieses gebenedeyete Oel denselben von seiner Narrheit heilen möge.

Bl.

Io. Iac. Iantkii Med. Doct. Consil. et Archiatri Palat. in academ. Altorfina Prax. Pathologiae et

et Botan. P. P. O. Facultat. Med. Senioris Selectus materiae medicae Tabulis LXVI. exhibitus cum appendice compositionum quarundam utilium. Editio quarta. Altorfii, in Officina Schüpfeliana, Anno MDCCLXXIII.

Das Buch ist zu bekannt, als daß wir uns weitläuftig bey dessen Innhalte aufhalten sollten. Was uns aber recht sehr wundert, ist, daß bey einer großen Anzahl ungleich besserer Bücher der Verleger es hat wagen können, eine vierte Auflage davon zu veranstalten, da die Hechtzähne, Meerpferdszähne, wilde Schweinszähne, Elendsklauen, philosophisch präparirtes Hirschhorn, Boksblut, weißer Hundskoth u. a. d. mehr noch darinnen angetroffen werden. Denn man betrachte nur einmal, ohne vom heftigsten Eckel befallen zu werden S. 289. Das puluis antidysenteric. n. o. aus Meerpferdszähnen, philosophisch präparirtem Hirschhorn, rothen präparirten Corallen, gegrabenen Einhorn, gesiegelter Erde, versüßter Vitriolerde, Japanischer Erde, Drachenblut, Muskatnüssen, schweißtreibenden Spießglase, Blutsteine, auserlesenen Mastix, himmlischen Theriac — Der Odem fehlet, mehrern Unsinn zu erzehlen!

Dr.

P. P. Mako physikalische Abhandlung von den Eigenschaften des Donners und den Mitteln wider das Einschlagen, ins Deutsche übersetzt. Wien, bey Trattner, 1772. 8½ Bogen in 8. nebst 1 Titelkupfer.

Der Verfasser sucht die Zweifel, so man wider die elektrischen Ableiter des Ungewitters, aus physischen und theologischen Gründen erregt, zu benehmen. Das beste ist, daß man wirklich an vielen den Donnerstrahlen am meisten blosgesetzten Gebäuden die Ableiter anbringe und auf den Erfolg fleißig Achtung gebe. Findet es sich dann, daß durch allzugroße Aufhäufung der Gewitterelektricität das Metall des Ableiters versengt und das Gebäude beschädigt wird, so muß man auf Verbesserungen bedacht seyn oder die Sache aufgeben. Geschieht in 100 und mehr Jahren dergleichen nichts, so wird die Vermuthung, daß die Ableiter in der That von Nutzen

sind,

sind, desto näher zur Gewißheit gebracht, je mehrere Gebäude und an je mehrern Orten sie damit versehen worden sind. Man würde vielleicht auch gut thun, wenn man an höhern Orten eiserne Säulen aufrichtete, um die Gewittermaterie gegen dieselben zu ziehen, damit sie an denselben losbrennen, und die Luft dadurch gereiniget werden könne, welches doch der eigentliche Nutze der Ungewitter zu seyn scheint.

E. A. L. von Roda Abhandlung über die von der naturforschenden Gesellschaft in Danzig aufgegebene Frage: von den Ursachen des verderblichen Salpeterfraaßes an den Mauern und den Mitteln so wohl bey neuen Gebäuden ihm vorzubeugen, als bereits angegriffene davon wieder zu befreyen. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung, 1772. 4½ Bogen in 4.

Die angegebenen Mittel sind: gut zubereiteter und lange Jahr in Gruben wohl aufbewahrter Lederkalch; wohl gewaschener und von Erde, Salz ꝛc. gereinigter Sand, auch statt desselben fein zerstoßene Töpferscherben; harte und nicht leicht Wasser einziehende an der Luft wohlgetrocknete Bruchsteine oder auch stark und bis zum Verglasen gebrannte Backsteine. Wo der Salpeterfraaß an Gebäude sich bereits angesetzt hat, da müssen die angefressene und bereits mürbe Theile herausgenommen, die stehenbleibende in den Fugen wohl ausgewaschen, und dann wieder zugemauert werden. Auswendig zum Bewerfen wird der Lederkalch mit feinzerstoßenen Scherben angerühmt.

Fm.

Das aus der Finsterniß von sich selbst hervorbrechende Licht, in drey italienischen Gesängen nebst seiner Auslegung, worinnen das Geheimniß des Steins der Weisen, nach physikalischen und vernünftigen Gründen deutlich vor Augen gelegt wird. Aus dem französischen übersetzt von *C. F. K.* M. D. et P. P. Langensalza, bey Johann Christian Martini, 1772. 12 Bogen in 8. nebst einer Vorrede des Uebersetzers.

Die

Die Urkunde dieser mystisch-hermetischen Schrift soll von einem Italiener Marcus Antoninus Crastellani herrühren, wie Tollius vorgiebt; hernach aber ist solche von einem Verehrter dieser Wissenschaft mit einer Auslegung ins französische übersetzt worden. Im dritten Theile der vom D Salomon herausgegebenen bibliotheque des philosophes chymiques wird derselben gleichfalls gedacht. Es ist wie alle alchymistische Schriften in dem gewöhnlichen Tone gestimmt, ein Galimathias von Wurzel-Feuchtigkeit, die durch die Wurzel-Feuchtigkeit der Elemente vermehrt wird. Zur Probe wollen wir des zweyten Gesanges vierte Strophe unsern Lesern vorlegen, denn planmäßiges ist gar nichts darinnen zu „finden: „O großer Merkur der Philosophen, in dir verei„nigt sich Gold und Silber so bald solche aus der Vermögen„heit in die Würklichkeit versetzet worden, Merkur ganz Sonne „und ganz Mond; dreyfache Wesenheit in einer und eine in „dreyen. O wundernswürdige Sache! du lässest mich an „dem Merkur, dem Schwefel und dem Salze drey Wesen„heiten in einer einzigen vereiniget erblicke.

Welcher Vernünftiger siehet hieraus nicht, daß Verfasser und Uebersetzer gänzlich dem Menschen-Verstande entsagt haben? Die Philosophen dieser Art, d. i. die Schwärmer dieser Art, diese goldhungrigen Enthusiasten sind freylich die einzigen, durch welche dieser Merkur aus der Vermögenheit in die Würklichkeit versetzt wird, indem die Natur von selbst diese Hervorbringung zu vollenden nicht vermag. In Ansehung der äusserlichen Natur dieses Merkurs der Philosophen ist er von allen Geistern der geistigste, von den reinen der reineste; die Quint-Essenz der Elemente; die Säule der ganzen Natur; die erste Materie aller Dinge, eine elementarische Flüßigkeit, kurz, der wahrhafte Merkur der Weisen. Er ist das bleibende, von dieser anfänglichen Feuchtigkeit ausgezogene Wasser, sich immer gleich, und stets unverderblich. Er trägt in seinem Bauch die Fruchtbarkeit der Sonne, und bedeckt mit seinen Flügeln das würkende Feuer. Ueber das kühne Unternehmen derer, die sich stets bemühen, Mittel vor die Gesundheit zu verfertigen, erstaunt der V. nicht wenig, denn sagt er: sie haben einen unvollkommenen Begriff von der Quelle, woraus das Leben fließt.

Sehr klüglich wird hier der Mond der Sonne zur Frau gegeben, um das von derselben empfangene warme und fruchtbare Licht durch seine Feuchtigkeit gelinder zu machen, und denen unterstem Naturen auf solche Art zuträglichere und angemess

messenere Einflüsse zu verschaffen. Nun müssen wir doch auch etwas weniges vom Golde der Philosophen erzehlen. Es ist höchst fix; ungemein rein, denn es ist die Reinigkeit selbst, ein sehr mächtiges Gold, denn ohne selbiges ist alles kraftlos: ein balsamisches Gold, weil es alle Körper einzig und allein vor der Fäulniß bewahret: ein animalisches Gold, denn es ist die Seele der Elementen, und der ganzen untern Natur: ein vegetabilisches Gold, denn es ist der Anfang der ganzen Vegetation: ein mineralisches Gold, denn es ist sulphurisch, merkurialisch und salinisch: ein ätherisches Gold, denn es ist von der eigenen Natur der Himmel, und der wahre irrdische Himmel, von einem andern Himmel eingekleidet: mit einem Wort, es ist ein solarisches Gold, denn es ist der ächte Sohn der Sonne, und die wahre Sonne der Natur. — Der Odem möchte fehlen, dergleichen Unsinn weiter zu erzehlen.

Bl.

Johann Gottlieb Voigts, gewesenen Oberbergamtsverwalters zu Freyberg, Bergwerksstaat des Ober- und Unterharzes, denen baulustigen Gewerken zum Unterricht mit Anmerkungen herausgegeben von Julius Johann Madihn, Herzogl. Braunschw. Secretair. Braunschweig, 1771. in 8.

Nichts neues; Voigts Aufsatz steht schon in Grundigs Sammlungen zur Natur- und Kunstgeschichte. H. M. hat ihn für so erheblich gehalten, daß er ihn wieder besonders abdrucken lassen. Hin und wieder hat er einige Anmerkungen gemacht, die den neuesten Zustand dieser merkwürdigen Bergwerke betreffen; wie wohl wir auch da wenig finden, was wir nicht schon in andern Büchern gelesen hätten. Inzwischen mögen diese Bogen für die Baulustigen ganz brauchbar seyn. Sie finden hier eine kurze Nachricht von der Geschichte der Bergwerke, von den Bergämtern, von der Holzwirthschaft, von den Gewerken, Gebäuden, Stollen, Zügen, Schächten, Wasserleitungen, von Gewinnung der Erze, vom eigentlichen Bergbau und den Grubenarbeiten, von Puchen, Waschen, Hüttenarbeiten; eine Erzählung der Ausbeute, auch am Ende einige Befahrungsberichte.

Des Herrn D. von Argenville Conchyliologie oder Abhandlung von den Schnecken, Muscheln und andern Schaalthieren, welche in der See, in süßen Wassern und auf dem Lande gefunden werden, nebst der Zoomorphose oder Abbildung und Beschreibung der Thiere, welche die Gehäuse bewohnen. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt. Mit 41 Kupfertafeln. Wien, 1772. Kleinfolio.

Unsere Anzeige kann ganz kurz seyn: denn den Naturalisten ist dieses Werk längst bekannt, und andern kann es gleichgültig seyn. Dargenville ließ bey der zweyten Ausgabe die Lithologie, die ihm ohnehin nicht viele Ehre machte, weg, erweiterte aber dafür die Conchyliologie, und vermehrte sie mit einer beträchtlichen Sammlung Nachrichten, welche die Bewohner der Schaalen betreffen. Diese Ausgabe, welche 1757. gedruckt worden, liefert jetzt die Kraußische Buchhandlung in Wien deutsch. Wir kennen den Uebersetzer nicht, dem wir das Lob der Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit zugestehen müssen. Ungeachtet wir die Urschrift mit seiner Arbeit verglichen haben, so wissen wir ihm doch eben keine Fehler vorzurücken. Nur das verdrießt uns, daß er sein Werk in dem Abschnitte von den Naturaliensammlungen in Europa nicht wenigstens verbessert hat. Sammlungen, die im Anfange dieses Jahrhunderts gemacht, bald darauf aber auch verkauft worden, stehen hier noch als erhebliche Sammlungen. Andern, von denen der Franzos keine Nachricht auftreiben können, sind jetzt vollständig beschrieben; und auch diese Beschreibungen sind nicht einmal vom Uebersetzer angeführt worden. Ein sehr verdienstliches Werk würde es auch gewesen seyn, wenn er alle bey Dargenville abgebildete Conchylien auch nach dem Linneischen Systeme am Ende geordnet hätte; so wie es der Engländer Huddesford bey dem unvergleichlichen Listerischen Werke gemacht. Dies wäre um so viel nützlicher gewesen, da der Franzos gar keine Synonymen angezeigt hat, und da seine eigene Eintheilung niemals gar sehr gebräuchlich werden kann. Ihr fehlen Kennzeichen und gescheute Namen. Der Druck, das Papier und die Kupfer sind untadelhaft. Was auf dem Titel Anmerkungen des Uebersetzers heißen, das sind ein paar Zeilen, welche deutsche Namen betreffen. A.

J. Fr. Ackermanns Nachricht von der sonderbaren Würkung eines Wetterstrahls. Zweyte Auflage. 1772. Hamburg und Güstrow, bey Buchenröder und Ritter, 34 Seiten in 8.

Der Wetterstrahl ist derjenige, wodurch der seel. Archidiaconus Meisner erschlagen worden, wovon sogleich die Nachricht in Zeitungen und andern öffentlichen Blättern bekannt gemacht wurde. Die erste Auflage wurde vergriffen, und auf mehreres Nachfragen die zweyte veranstaltet. Dieses haben wir demnach hier eigentlich anzukündigen.

Fm.

G. A. Hofmanns Unterricht in der Chymie, Metallurgie, Oekonomie, den Handwerkern und andern Künstlern nöthigen Kenntnissen. Mit dazu gehörigen Rissen. Gotha, bey Carl Wilh. Ettinger, 1774. 360 Seiten in 8.

Gegenwärtiges Buch ist im Jahr 1758. im Meviusischen Verlag unter dem Titel, Chymischer Manufakturier- und Fabricant, schon erschienen. Herr Ettinger hat nun den Verlag an sich gebracht und sucht die noch vorräthigen Exemplare mit einem blos veränderten Titelblatt aufs neue unterzubringen. Bey diesem Bache loben wir den Kunstgrif, denn es verdient immer noch bekannter zu werden, als es ist. Es ist das einzige Buch von dieser Art, das wir haben, und wäre sehr nützlich, wenn es von recht vielen Personen gelesen würde, für welche es eigentlich geschrieben ist. Aus der Chymie sind sehr viele Künste entsprungen, welche hernach wegen ihres weitläuffigen Umfanges als ganz besondere Beschäftigungen betrieben werden; deren Bearbeitung aber nunmehro freylich nur handwerksmäßig, blos mechanisch fortgesetzt wird. Diese Arbeiter würden ganz unleugbar nützlicher und glücklicher arbeiten, wenn sie sich mit ihrem Fabrickenwesen auf eine gründlichere Art bekannt machten; und zu diesem Zwecke ist das vor uns liegende Buch gerade geschrieben, indem es im Grunde eigentlich die, auf die mechanischen Künste und Fabriquen besonders applicirten chymische Lehrsätze enthält. Es sind gesunde und gründliche Begriffe darinnen auf eine faßliche Art vorgetragen, daß Gold- und Silberarbeiter, Gürtler, Schwerdfeger,

feger, Färber, Glasmacher, Bierbrauer und Eßigmacher, Brandweinbrenner, Lackirer, Zucker- Salz- und Seiffensieder und noch mehrere Künste gründliche Kenntniß und wahren Nutzen daraus schöpfen können. Ja selbst ein jeder Oekonom wird daraus, so viel ihm nöthig, von der Erkenntniß der natürlichen Körper und ihrem Verhältniß erlernen können.

Ti.

Saussure kurze Anzeige von dem Nutzen der Stralableiter, bey Anlaß eines solchen zu Genf neulich aufgerichteten Apparates. Aus dem französischen übersetzt. Zürch, bey Orell Füßli und Compagnie. 1772. $1\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Bisher scheint es, eine jede Ableitung des Blitzes oder wenigstens die dabey gewählte oder versuchte Einrichtung müsse öffentlich bekannt gemacht und gegen Einwürfe gerettet werden. Hr. S. thut meistens nur das letztere, und beziehet sich auf seine Einrichtung, als auf eine wenigstens zu Genf bekannte Sache. Indessen sehen wir aus seiner Schutzschrift so viel, daß er den Ableiter nicht am Gebäude selbst, sondern an einem seitwerts aufgerichteten Mastbaum angebracht hat. Er glaubt ein fingerdicker Drat würde hinreichend seyn, alle elektrische Materie auf der ganzen Erdfläche aufzufassen, wie wohl er selbst erzählt, daß an einem in Amerika aufgerichteten Ableiter die Spitze der eisernen Stange geschmolzen ist. Wir dachten immer, mit dem bloßen Ableiten sey die Sache noch nicht ganz ausgerichtet, sondern es müsse eine wirkliche Entzündung, welche eigentlich den Nutzen des Blitzes ausmacht, mit hinzukommen. Ueberhaupt läßt sich so viel voraus sehen, daß die mit solchen Ableitern häufiger angestellte Versuche künftig dienen können, noch mehrere Verbesserungen zu finden, und daß es gut ist, wenn bey Ungewittern sorgfältig auf die Ableiter Achtung gegeben, und alles aufgezeichnet wird.

F. X. A. E. von St. Unterricht vom Salzwesen. 1771. 4 Bogen in 8.

Das Titelkupfer stellt das Reichenhallsche Salzwerk noch ziemlich gut perspectivisch gezeichnet vor. Wir sehen aus der Zuschrift an den Churfürsten zu Bayern, daß das Werkchen in der That zum Unterrichte derer dienen sollen,

die ihre Dienste den Bayerschen Salzwerken widmen wollen. Der ganze Verlauf von Ausfindung der Salzquellen an bis zum Salzhandel wird darinn der Ordnung nach beschrieben, sofern alles auf 4 Bogen beschrieben werden kann, und sofern nicht mehr als die gemeine Kenntniß erfordert wird. Es sind daher auch die im engern Verstande chymische, mechanische, geometrische, hydrostatische rc. Kenntnisse hier nicht zu suchen. Kalkstein, Gips, Alabaster, Frauenglas, Selenit, schmierige Letten, Steinkohlen rc. deuten auf nahe liegendes Steinsalz. Kali wächst daselbst häufig, und das Lecken der Steine und Letten von Thieren und Vögeln giebt ebenfalls Anzeigen des Salzes. Die Frösche ziehen sich von salzichten Pfühlen weg rc. In einem Pfund Meerwasser ist etwann 1 Loth Salz. Ein Pfund der stärksten Sole hält nicht über 12 Loth Salz. Beym Gradiren wird es nur auf 9 oder 10 Loth getrieben. Wir zweifeln ob sie, wenn das Salz rein ist, über 9 Loth getrieben werden kann, weil sie schon alsdann anfängt Crystallen zu setzen. Daß der Verfasser neben der Branderschen Salzwage, die Crenzing'sche Spindewage noch gut seyn läßt, kann doch nicht wohl anders als durch ein bloßes Herkommen oder alten Schlendrian erklärt werden.

Sw.

---

10. Geschichte, Diplomatick und Erdbeschreibung.

Vorläufige Ausführung der Rechte des Königreiches Hungarn auf Klein oder Roth Reussen und Podolien und des Königreiches Böheim auf die Herzogthümer Auschwitz und Zator. Wien, gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern, kaiserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändler, 1772. 105 Seiten und zwar 63 S. Text und 42 S. Urkunden in gr. 4.

Oeffentliche Staatsschriften an sich betrachtet, können in einem gelehrten Tagebuch nicht beurtheilt werden. Die Sachen liegen am Tage. Da aber diese Kaiserl. Königliche auch die Königl. Preußl. Deduktion wegen der Besitzneh-

mung

Reussen wieder an Ungarn zurück und König Ludwig in Ungarn vereinigte beyde Königreiche. Er starb im J. 1382. und hinterließ 2 Töchter, Maria und Hedwig. Maria war die erstgebohrne und ältere Tochter, die folglich auch vermög des Erstgeburts-Rechts die erste Thronfolgerinn ihres Vaters war, nach deren Erlöschung erst ihre Schwester Hedwig oder ihre Nachkommenschaft einst hätte succediren mögen. Maria war an König Sigismund und Hedwig an Herzog Jagello vermählt; König Sigismund wurde auch noch von seinem Schwiegervater, dem Könige Ludwig, zum rechtmäßigen Erben seiner Gemahlin, Maria, kurz vor seinem Tod im J. 1382. mit Einwilligung der Pohlnischen Magnaten erklärt. Diesem ungeachtet wußte Hedwig nach dem Tod ihres Vaters die verwirrte Umstände in Ungarn sich dergestalt zu Nutzen zu machen, daß sie Reussen und Volhynien ihrer ältern Schwester und ihren Erben oder der Krone Ungarn durch Gewalt der Waffen entrisse. König Sigismund, Gemahl der ältern indessen 1392. verstorbenen Schwester Maria trat endlich seine Rechte auf Pohlen an diese jüngere Schwester, oder ihren Gemahl Jagello im J. 1394. ab; aber seine Rechte auf das ihm von Ungarn entrissene folglich nicht zu Pohlen gehörige Klein-Reussen und auf Volhynien trat er nicht mit ab. Jagello hingegen sprang über diese Distinktion hinüber und warf Pohlen, Klein-Reussen, Volhynien, alles unter eine Massa, erschlich auch darüber die Huldigung. Indessen verwahrte König Sigismund seine Rechte gegen diese Usurpation von Klein-Reussen und Volhynien so gut als möglich, und die Folge davon war ein zwischen ihm und Jagello im J. 1412. aufgerichteter merkwürdiger Vertrag, vermöge dessen die Usurpation nur so lange dauern sollte, bis einer von beyden Königen sterben würde, und dann sollten noch weitere 5 Jahre ausgesetzt seyn, binnen welchen der beyderseitige Anspruch untersucht und die Usurpation gänzlich aufgehoben werden sollte. Dieser Vertrag ist auf die solenneste Weise ohne alle Uebereilung von den Magnaten und Reichsbeamten vollzogen worden und König Sigismund führte dabey öffentlich den Titul von Gallicien und Lodomerien. Die Pohlnische Nation sahe auch diesen Vertrag für sie selbst als sehr vortheilhaft und für Ungarn als sehr gerecht an; daher liesse sie sich von König Sigismund im J. 1415. aus Kostnitz, wo er als Römischer Kaiser dem Concilium beywohnte, unter seinem Majestätssiegel noch eine besondere Urkunde darüber geben, in welcher nicht minder der Titul von Gallicien

und

und Lodomerien gebrauchet wurde. Im J. 1434. starb Jagello, König in Pohlen, und dann fieng das bedungene Untersuchungs-quinquennium an; während demselben starb auch Sigismund im J. 1437. und im letzten Jahre des quinquennii 1439. starb auch sein Eidam und Nachfolger in Ungarn und Böheim, Kaiser Albrecht der II., nachdem er zwar mit Jagellons Sohn, Vladislaus III. König in Pohlen, wegen der Nachfolge in Böhmen einige Streitigkeiten beygelegt hatte; aber als er die Ungarische Anspruchssache auf gleiche Weise berichtigen wollte, da starb er. Davon wußte Vladislaus dergestalt zu profitiren, daß er gegen die schwangere Wittwe Albrechts, die doch rechtmäßige Erbinn von Ungarn war, als Gegenkönig erwählet wurde, wobey er den Ungarischen Ständen im J. 1440. versprach, daß das verflossene quinquennium nicht erloschen, und der Pohlnische Besitz der Länder Reussen und Podolien dem Königreich Ungarn nicht nachtheilig seyn sollte, vielmehr er alles Fleißes trachten wollte, dem Königreich Ungarn alle und jede Avulsen wieder zu erobern. Diese Urkunde fiel der Königin Elisabeth von Ungarn eher in die Hände als den Ungarischen Ständen, sie hatte indessen den Vladislaus posthumus zur Welt gebracht, über welchen im J. 1443., da sie starb, Kaiser Friedrich Vormund wurde; dieser nahm die Urkunde in seine Verwahrung, folglich kam sie den Ungarischen Ständen gar nicht in die Hände. Im J. 1453. trat der junge König seine Regierung an; aber die Wiederbelebung des quinquennii hatte keinen Fortgang. Er starb, und sein Nachfolger Matthias Corvinus machte zwar im J. 1473. einige Anstalten dazu, aber der Jagellonische König Casimir in Pohlen bezeigte selbst keinen Ernst dabey und hintertrieb sie. Im J. 1479. wurde die Sache wieder aufs neue gemeinschaftlich betrieben, aber nicht ausgeführt. Und so blieb sie hängen bis zu dem Pitschner Friedensschlusse vom J. 1589. in welchem die Oestreichl. Gevollmächtigte versprachen, „daß „das Erzhaus zu keinen Zeiten unter keinerley Ursache, Beschönigung oder Vorwand das Königreich Pohlen, das Groß-„herzogthum Litthauen, Reussen, Preussen, Masovien, Sa-„mogitien, Liefland ꝛc. weder selbst noch durch andere auf „irgend eine Art beunruhigen und feindlich behandeln wolle.„ Diesen passum nennt man Pohlnischer Seits eine Renunciation; durch diese Renunciationsbenennung giebt man aber zugleich zu, daß ein Recht da sey, welches durch diese Renunciation aufgehoben werden sollte. Es ist also nur die Frage: ob die angebliche Renunciation Rechtsverbindlich geleistet wor-

 den

den? Ist sie das nicht, so sind die Oestreichische Rechte auch noch unverziehen. Dazu gehört eine vorgängige Geschichte des Pitschner Friedens. Im Jahr 1572. schloß sich die Reihe der Jagellonischen Zwischenkönige mit dem Tode Sigismund Augusts. Hier wäre der Zeitpunkt gewesen, wo die durch die Hedwigische oder Jagellonische Descendenz verdrungene Marianische oder Oestreichisch-Ungarische Rechte auf die Pohlnische Krone hätten wieder eintreten können, wenn nicht Kaiser Maximilian II. eben zu derselbigen Zeit, in welche auch die Pariser Bartholomäus Nacht seines Schwiegersohns einfiel, im deutschen Reiche selbst zuviel zu thun gefunden hätte, um die Ruhe und Sicherheit von Deutschland einer fremden Eroberung aufzuopfern. Indessen blieb doch eben deswegen der Pohlnische Thron über 2 Jahre lang unbesetzt, es drang sich zwar mittlerweile ein Prinz von Anjou ein, aber er war zu schwach, das Interregnum aufzuheben, kam vielmehr selbst darüber in grose Gefahr, und hielt sich für glücklich genug, heimlich nach Frankreich entwischen zu können. Seinem Nachfolger Stephan Bathor aus Siebenbürgen gieng es nicht viel besser. Indessen da er gewissermassen für einen Unterthanen oder Vasallen der Krone Ungarn angesehen werden konnte, so war auch seine Thronfolge derselben Krone nicht nachtheilig; dann der Krone Ungarn war es nicht sowol um die Krone Pohlen, als um klein Reussen, Podolien &c. zu thun. Stephan Bathor starb im J. 1587. da Kaiser Maximilians II. Sohn, der auch den Namen Maximilian hatte, und nachher Deutschmeister ward, sich zu der Krone Hoffnung machte. Hier ereignete sich eine zwiespältige Wahl. Ein Theil der Nation erklärte sich für ihn, ein anderer Theil aber für einen schwedischen Prinzen Sigismund. Beyde kamen um ihrer persönlichen Verdienste willen in die Wahl und nicht wegen ihrer Ansprüche, die dieser oder jener an einer oder der andern Provinz hätte haben mögen. Also auch die Einrückung der Marianischen Stamms-Reihe, nachdem die Hedwigische oder Jagellonische erloschen war, kam noch nicht in Betrachtung. Sigismund wurde am 9. Aug. 1587. gewählt und Maximilian am 12. Beyde Gegenkönige behandelten sich feindlich und Maximilian gerieth dabey in die Gefangenschaft Sigismunds in Schlesien, bey Pitschen; da war es, wo der Pitschische Friede am 9. März 1589. gemachet wurde, und zwar mit dem Erzherzoge Maximilian, wobey sein Bruder, der Kaiser Rudolph II. und das ganze Erzhaus die Garantie übernahmen. In demselben entsagte dann

Maxi-

Maximilian dem Titul und dem Recht auf die Pohlnische Krone gänzlich und für beständig, was er auch immer für eine Befugniß dazu zu haben vermeinen dürfte. Maximilian war also der Hauptcontrahente darbey; dieser hatte aber kein anderes Recht auf die Krone Pohlen als die Wahl; denn die Rechte des Königreichs Ungarn giengen ihn damals nichts an, weil nicht er, sondern sein Bruder, Kaiser Rudolph, König von Ungarn war, die Ungarische Nation auch an der Pohlnisch. Königswahl nicht den geringsten Theil nahm. Weil nun zwischen dem Erzhaus Oestreich oder der Krone Ungarn und der Krone Pohlen ältere, die Gerechtsame der Länder selbst betreffende Bündnisse vorhanden waren, der Pitschener Friede aber nicht die Rechte der Länder sondern der Wahl zum Grunde hatte: so war nöthig, daß jene vorhandene Bündnisse, wenn diese zu Befestigung der Freundschaft verneuert werden wollten, durch eine besondere Urkunde aufs neue bekräftiget würden. Diese Urkunde kam auch wirklich 2. Monate darauf am 26. May 1589. zu Stande, die offenbar überflüßig gewesen seyn würde, wenn der Pitschenische Friede mehr als die zweyspältige Wahl zum Grunde gehabt hätte. Indessen ist doch auch in jenem spätern Vertrage vom 26. May 1589. und dessen nachgefolgten jüngern Bestätigungen so wenig den Oestreichischen Ansprüchen auf Reussen und Podolien entsagt, daß vielmehr die alten Bündnisse, worauf diese Ansprüche sich mit gründen, mithin auch der Vertrag vom J. 1412. darinn ausdrücklich bekräftiget worden.

Die von Pohlnischer Seite angegebene Renunciation ist also in facto nicht vorhanden. Gesetzt aber auch sie wäre wirklich geschehen, so könnte sie doch keine rechtliche Verbindung wirken, weil die Vollziehung auf die eidliche Genehmigung des Ungarischen Reichstags ausgesetzt wurde, diese Genehmigung aber nicht erfolgte und noch im J. 1596. nicht erfolgt war, da die Ungarn ausdrücklich verlangten, und nachher in den folgenden Landtagen dasselbe Verlangen wiederholten, daß die Streitigkeiten zwischen Ungarn und Pohlen endlich einmal beygelegt werden möchten, welches sie unmöglich hätten verlangen können, wenn der Vertrag von 1589. befolgt worden wäre. Zu selbiger Zeit sahe sich Ungarn noch für ein Wahlreich an, folglich war auch der König ohne ausdrückliche Einwilligung der Stände nicht befugt, so wichtige Kronrechte, als die Ansprüche auf Roth-Reussen und Podolien waren, zu verschenken, und selbst sein Wahleid: ne quid a regno abalienetur etc. benahm ihm diese Befugniß, deren Mißbrauch

überdem in den kanonischen Rechten, Decret. Tit. de Iure-jur. Cap. 33. Si positus in dignitate alienat bona dignitatis, non valet alienatio et ipsemet revocare debet, non obstante juramento, de non revocando etc. verboten ist; die Ungarische Stände haben sogar bey jenem Frieden sich ausdrücklich durch die Gesandte dagegen verwahret, mit den Worten: quod ne cui praejudicio iuribus regni Hungariae foret, um die Gerechtsame zu erhalten, die sofort von Zeit zu Zeit, von einem Vertrage zum andern in den Jahren 1589. 1613. 1621. 1633. 1677. gewahret worden, wohin besonders auch die bis auf den heutigen Tag fortgeführte Titul von Gallicien und Lodomerien gehören; und der Pohlnische Kanzler Opaczky hat sogar im J. 1673. gegen die Kaiserliche Gesandtschaft selbst erklärt, daß die Republick Pohlen die ganze Provinz Reussen mit ihren Appertinenzien, worunter Podolien verstanden war, nur Pfandsweis um einen ablösbaren Pfandschilling von 100000. Gulden (darunter war die oben vorgekommene Ergötzlichkeit gemeinet) von dem Haus Oestreich besitze.

Zwar Gallicien und Lodomerien sind es nicht, die das Königlich Ungarische oder Oestreichs. Haus in Besitz genommen hat; aber es ist hier nur von dem Rechte der Besitznehmung und des Eigenthums die Rede. Nachdem dieses erwiesen ist, so ist auch das Recht erwiesen, die Länder nach Gefallen und Bequemlichkeit vertauschen und veräussern zu können.

Soviel von den Rechten der Krone Ungarn. Was nun die Ansprüche der Krone Böheim auf die Herzogthümer Auschwitz und Zator betrift, so schreiben sich diese vom J. 1179. her, da ein König Kasimir II. von Pohlen einem Herzog Miecislaw von Oberschlesien und Teschen beyde Herzogthümer als einen Zuwachs des Fürstenthums Teschen zugeeignet hatte. Zu selbiger Zeit waren die Schlesische Herzog- und Fürstenthümer noch mit dem Pohlnischen Reiche verbunden. Zwischen dem 13. und 14. Jahrhundert aber trennten sie sich und hiengen sich an Böhmen an, aus Verdruß über die Verachtung, womit ihnen von der Pohlnischen Nation bey dem Reichsangelegenheiten und sonst begegnet wurde. Das war Herzog Kasimir II. von Oberschlesien, der im Jahr. 1289. Auschwitz und Zator dem Könige Wenzel von Böheim zu Lehen auftrug und sich dabey dem Böhmischen Schutze gegen die Pohlnische Bedruckung empfahl. König Kasimir III. in Pohlen renunciirte in den Jahren 1335. 1339. auf beyde Herzogthü-

mer zu Gunsten der Krone Ungarn feyerlich, Kaiser Karl IV. konsolidirte sie förmlich mit der Krone Böheim und sämtliche Churfürsten bekräftigten dieses im J. 1355. Im J. 1372. wurde die Kasimirische Verzicht von dem König Ludwig in Pohlen und seiner Gemahlinn erneuert und damit auch das Recht der Krone Böheim auf das derselben lehnbare Herzogthum Auschwitz und Zator. Um das Jahr 1452. faßte zwar König Kasimir IV. in Pohlen den Anschlag, beyde Herzogthümer bey Gelegenheit der damaligen Böhmischen Unruhen der Krone Böheim wieder zu entreissen, führte ihn auch durch Gewalt der Waffen aus. Die Sache wurde aber doch zu Rettung der verletzten Böheimischen Gerechtsame in der Folge so weit wieder hergestellt, daß die Böhmische Rechte ausdrücklich von Pohlen erkannt und der Besitz der Avulsen nur auf die noch übrige Lebenszeit König Kasimirs durch einen Vertrag vom J. 1462. erstrecket wurde. Die Herzoge, von deren Herzogthümern die Rede war, und zu deren Besitze sie bald wieder zu gelangen hofften, litten unter dieser Erstreckung der Pohlnischen Usurpation am meisten. Sie hielten sich also an die Krone Böheim, obwol unter dem Schutze des damaligen Böheiml. Gegenköniges Mathias Korvinus, der vom römischen Hof unterstützet wurde. Der Jagellonische König Kasimir IV. blieb indessen doch immer in dem Besitze der Avulsen bis an seinen Tod 1492. Und da in Ungarn und Böhmen alles in großer Unruhe war, so suchte der Sohn und Nachfolger Kasimirs König Johann Albrecht in Pohlen dabey im trüben zu fischen und vergrößerte seine Zatorische Avulsen durch einen ansehnlichen Kauf. Diese für König Joh. Albrecht so bequeme Konjunktur dauerte bis König Ferdinand im J. 1526. zur Ungarisch und Böhmischen Krone gelanget war; da er im J. 1527. den Kasimir'schen Vertrag von 1462. dergestalt erneuerte, daß der Pohlnische Besitz der Ungarischen Avulsen nur immer auf des Königs Lebzeiten eingeschränkt seyn, folglich bey dem Tod eines jeden Königs sollte eingezogen werden können. Dadurch verlor also der Pohlnische Besitz auf immer das Eigenthumsrecht, und obschon bey den folgenden Regierungsveränderungen in Pohlen dieses Ungarische Eigenthum oder Dominium directum nicht wirklich eingezogen und von dem dominio utili genauer abgesondert worden, so ist es doch unter den übrigen spätern Verträgen, worinn vielmehr die gütliche Abmachung der ältern Streitigkeiten ausdrücklich bedungen worde, nicht verlohren gegangen, folglich auch die Befugniß

die gegründeten Ansprüche bey gelegener Zeit, wie gegenwärtig geschehen, auf billige Art in Erfüllung zu bringen, zumal die Verfassung der Republick Pohlen die selbstige Berichtigung jener Gerechtsame durch ordentliche und sonst gewöhnliche Verhandlungswege nimmermehr hoffen ließ, mithin die Billigkeit in der Art der Erfüllung darinn hat gesuchet werden müssen, daß man an statt ganz genau auf der Consolidation derselben Lehen und Avulsen zu bestehen, worunter zum wenigsten das Herzogthum Severien, ganz Podolien, Volhynien, die Palatinate Lublin, Chelm ꝛc. gehörten, sich mit einem sehr mäßigen Aequivalente begnüget hat.

Ausführung der Rechte Sr. Königl. Majest. von Preussen auf das Herzogthum Pomerellen und auf verschiedene andere Landschaften des Königreichs Pohlen. Mit Beweis-Urkunden. Berlin, bey George Jacob Decker, Königl. Hofbuchdrucker, 1772. 56 S. in gr. 4. und zwar 45 S. Text und 10 S. Urkunden.

Die Provinz Pomerellen, an der Pommer'schen Gränze, oder um die Lage noch genauer zu bestimmen, zwischen der Weichsel, der Netze, der Ostsee und dem Brandenburgischen Pommern gelegen, war kürzlich noch eine Woiwodschaft von Pohlen. Daß sie mit Unrecht zu einer solchen Woiwodschaft vom J. 1295. an gemachet worden, und vorher ein besonderes Erbherzogthum der Slavisch- und Pommer'schen Herzoge gewesen, wird in dieser Schrift mit Urkunden bewiesen. Die älteste Beherrscher dieser Provinz waren noch im 10ten Jahrhunderte Wendische Könige, Mistevoi, Burislav; Und Svantibor I. der im J. 1107. gestorben, war der Vater von Wratislav I. und Bogislav I. welche beyde 2 Linien stifteten, die Stettinische und die Danziger; diese letztere besas das eigentlich sogenannte Pommern oder Pomerellen, erlosch aber im J. 1295. ohne männliche Erben; und nun wären die Herzoge von der Stettinischen Linie die einzige rechtmäßige Erben gewesen. Allein! ein mächtiger Herzog von Pohlen Primislav II. bemächtigte sich der Erbschaft theils unter dem Vorwand eines weiblichen Erbrechtes, theils durch eine von dem verstorbenen Herzog erschlichene Expectanz; dadurch vergrösserte er sein Herzogthum Pohlen dergestalt, daß er nun anfieng, sich den Titul eines Königes von

Pohlen beyzulegen. Die alte Margarafen von Brandenburg, die von den Kaisern als deutsche Reichslehenherren über die Herzoge von Pommern bestellt waren, folglich auf den Heimfall der Danziger Linie zum wenigsten ein besseres Recht gehabt hätten, als der Herzog von Pohlen, sahen leichteractlich jener Eroberung des neuen Königs von Pohlen nicht gleichgültig zu, und diese ihre Protestation symbolisirten sie dadurch, daß sie den König im Jahr darauf 1296. erschlugen, von derselbigen Zeit an auch ihre Intention so weit verfolgten, bis die Könige von Pohlen nach dem J. 1306. endlich aus dem Besitze gesetzet worden. Bey dieser Entsetzung mischten sich die deutsche Ordens-Ritter ein, die sich im 13ten Jahrhundert von ganz Preussen Meister gemacht hatten. Zwey Pomerellische jüngere Prinzen waren in den Orden getreten und hatten demselben ihre Erbtheile überlassen. Die Ritter stellten sich nun als Erben dar und widersetzten sich den Marggrafen von Brandenburg, verglichen sich aber im J. 1311. mit ihnen, und erlangten dadurch, gegen einen Kaufschilling von 10000 Mk. Silber und einem Theil an der Seligkeit ihrer guten Werke, den größten Theil von Pomerellen, nemlich die Städte Danzig, Dirschau und Swecz mit den dazu gehörigen Distrikten; die Margarafen behielten dabey nichts übrig als das Land zwischen den Flüssen Leba und Grabo; aber auch diesen übrigen Theil brachten die Ritter in der Folge durch allerley Wege, besonders durch Vorschub der Könige von Böhmen, nach und nach an sich, so, daß die Könige von Pohlen darüber eifersüchtig wurden, und über 100 Jahre lang mit den Rittern Kriege führten, um ihnen nicht nur Pomerellen, sondern auch noch andere Distrikte, als Culm und Michelow, als Pohlnische Avulsen, wieder abzunehmen; die Ritter erhielten sich aber in dem Besitze durch Friedensschlüsse, besonders die von den Jahren 1343. und 1436.; nachher hingegen wandte sich das Blat, und die Ritter verlohren durch den thornischen Frieden vom J. 1466. nicht nur Pommerellen, Culm und Michelow, sondern auch Marienburg an Pohlen, und behielten weiter nichts als einen Theil von Preussen, den aber das Königliche Haus Brandenburg seit dem Jahr 1525. nun besitzt. Von jener Zeit an, da die Ritter Pomerellen, Culm 2c. an Pohlen verlohren, hatten die Könige von Pohlen Woiwodschaften daraus gemachet, die man nun zusammen das Pohlnische Preussen nennete.

So viel wäre alleine genug, das Publikum von der Ungerechtigkeit zu überzeugen, mit welcher erstlich die deut-

sche Ritter, nachher aber die Könige von Pohlen das Land Pomerellen den Herzogen von Pommern, Stettin'scher Linie, entrissen haben. Es wird aber doch in dieser Ausführung weiter dargethan, daß eben dieser Linie durch öffentliche Traktaten vom J. 1264. die Erbfolge auf die Danziger Linie zum Ueberflusse noch besonders ausdrücklich versichert war, und daß sogar die Abteyen Oliva, Sarnowitz, Buckow, sich zum voraus ihre Privilegien von den Stettin'schen Herzogen als künftigen Erbfolgern noch bey Lebzeiten der Danziger Linie confirmiren liessen, bey welchen Umständen die Stettin'sche Erbfolge nicht allein ex providentia majorum, sondern auch ex pacto herrühret; wie sie denn auch von derselbigen Zeit an öfters schon vorläufig den Titul: Herzoge von Pommern, führten. Die Pommersche und Pohlnische alte Geschichtschreiber, die doch hier nicht einmal völligen Glauben verdienen, sind von der Unrechtmäßigkeit der Pohlnischen Eroberung selbst so überzeugt, daß sie bekennen, die Sache sey nicht anders als durch Bestechung der Woiwoden und durch die Schwachheit des letzten Stettin'schen Herzogs Mestwins II. möglich gewesen, als welcher geschehen ließ, daß der Herzog von Pohlen zu seinem Nachfolger von der Ritterschaft gewählet wurde; und die angebliche Rechte der Verwandschaft, die sehr weitläufig waren, und nur von der weiblichen Seite hätten hergeleitet werden müssen, waren selbst den Eroberern so unerheblich, daß sie sich nicht einfallen liessen, ihrer bey irgend einer Gelegenheit Erwähnung zu thun, auch bey solchen Gelegenheiten nicht, wo doch von Ausführung ihrer Rechte die Frage war, sondern sich lieber mit dem Mährchen von Lech behalfen, wie z. E. auf ihr Eingeben König Kasimir im J. 1464. bey der Friedensunterhandlung zu Thoren gethan. Ein anderer Vorwand z. E. der Lehensherrlichkeit steht auch aus keinem gleichzeitigen Geschichtschreiber noch weniger aus Urkunden zu beweisen; die Geschichtschreiber haben vielmehr eben deswegen den Grund der Pohlnischen Eroberung von Pomerellen allein in die Wahl der Landstände gesetzt, und wenn auch wirklich die Könige von Pohlen Lehenherren gewesen wären, so hätten sie eben deswegen die Herzoge von Stettin bey der Lehensfolge als die nächsten Lehens-Erben schützen müssen. Und endlich die Rechte, welche der Krone Pohlen von dem deutschen Orden übertragen zu seyn vorgegeben werden möchten, können auch keine andere seyn, als die der Orden gehabt hatte. Nun waren aber die Rechte des Ordens ungültig, weil derselbe sie zum Nachtheile der Herzoge

von

von Pommern usurpirte, mithin konnten auch an die Krone Pohlen keine andere als dieselben ungültige Rechte abgetreten werden. Die Herzoge von Stettin halfen sich indessen gegen die Uebermacht mit Protestationen und allmähligen einzelnen Wiedereroberungen nach Gelegenheit der Umstände so gut sie konnten und so bemächtigten sie sich des Distrikts zwischen der Leba und Grabo in den Jahren 1313. bis 1317. fiengen auch nun an, gleichwie ihre Vettern, sich öffentlich in ihren Urkunden wieder Herzoge von Pommern, Slavien und Cassuben zu schreiben, das sie 100. Jahre lang unterlassen hatten. Die Marggrafen von Brandenburg, als bestellte Oberlehensherren von Pommern, erlangten nun durch besondere Traktaten von den J. 1338. und 1529. eine förmliche Anwartschaft und ein Universal-Erbrecht auf die Herzoge von Pommern. Im J. 1637. starben die Herzoge von Pommern aus, und die Churfürsten von Brandenburg succedirten als Universal-Erben im ganzen Herzogthum Pommern, so viel davon durch den spätern Westphälischen Frieden nicht an die Krone Schweden abgetreten wurde. Als Herzogen von Pommern und Stettin gebühret nun also auch dem Churfürsten von Brandenburg das den Stettinl. Herzogen geraubte Pomerellen. Es scheinet hier zwar, daß, weil die Churfürsten von Brandenburg oder vielmehr ihre Vorfahren die Marggrafen von Brandenburg Pomerellen förmlich im J. 1311. verkauffet, sie auch jetzt kein Recht hätten, jenen Verkauf zu widerrufen. Alleine! was sie damals verkauften, und auf eine sehr unverbindliche Weise verkauften, das hatten sie jure belli erobert gehabt; die Herzoge von Pommern eroberten wieder davon was sie konnten als rechtmäßige Herren, und als solche übertrugen sie die Universal-Erbfolge dem Churfürsten von Brandenburg in den Jahren 1338. und 1529.

Da nun Pomerellen ein wesentliches Stück dieser Pommer'schen Erbschaft ist, so fodert jetzt das Haus Brandenburg diese Provinz aus doppeltem Grund einmal als Pommerscher Universal-Erbe und für das zweyte als Oberlehensherr über Pomerellen, welche Oberlehenherrschaft im J. 1311. entweder gar nicht mit verkauft worden, oder da der Verkauf ungültig und also possessio vacua war, oder weil überhaupt der Verkauf durch die nachherige Eroberung der Herzoge seine Konsistenz verloren hatte, doch nothwendig reviviscиren muß. Auf solchen Gründen beruhen die Brandenburgischen Ansprüche auf Pomerellen. Einen andern Anspruch hat das Haus Brandenburg auf einen Distrikt von Gros-Pohlen zwischen der Drawe, Netze und Kuddow. Im 14.

und

und 15ten Jahrh. gehörte dieser Distrikt zur Brandenburgischen Neumark; der Bischof von Posen, einer der vornehmsten Senatoren der Krone Pohlen, hat in einer offenen Urkunde die unbestrittene Herrschaft der Marggrafen von Brandenburg über diesen Distrikt bekennet, wie auch Kaiser Karl IV. und sein Sohn König Wenceslas in einer Urkunde vom J. 1373. bey Acquirirung der Mark Brandenburg, worinne die Städte Tücz, Krone und Friedland als zur Neumark gehörig benennet sind. Churfürst Sigismund von Brandenburg verkaufte im J. 1402. wiederkäuflich dem deutschen Orden die Neumark, folglich auch jene Städte mit ihren Bezirken; der Orden wollte daher zu Vermeidung künftiger Streitigkeiten mit der Krone Pohlen die Gränzen genau regulirt wissen, und im J. 1405. versprach König Jagello von Pohlen dem Orden, die Gränzen der Neumark so zu beobachten, wie sie von Alters her gewesen. Weil aber der König sein Versprechen nicht hielt, sondern vielmehr die Neumarkische Gränzen noch weiter schmälerte; so wurde die Berichtigung der Gränzen in den J. 1422. und 1436. durch Friedensschlüsse gewissen Schiedsrichtern übertragen, in welchen der Hauptsatz angenommen war, daß die streitige Neumarkische Gränze da anfange, wo die von Pohlen und Pomerellen aufhört. Der schiedsrichterliche Ausspruch kam aber nicht zu Stande; es ward ein Krieg daraus, der für die Ritter unglücklich ablief, die Pohlen bemächtigten sich des ganzen Pomerellen und jenen Neumärkl. Distrikts, behielten auch nachher Pomerellen vermög des Thornischen Friedens vom J. 1466. Vor diesem Frieden aber schon im J. 1454. und ehe die Krone Pohlen noch in ruhigen Besitz des Neumarkischen Distrikts kam, hatte der Orden die ganze Neumark, wovon jener Distrikt ein pars integrans war, an Churfürst Friedrich II. von Brandenburg verkauft und zwar in dem statu normali des Jahrs 1402. wo jener Distrikt noch mit dabey war, mithin hat derselbe Orden unmöglich jenen Distrikt noch einmal an Pohlen veräussern können, irgend einen andern rechtmäßigen Titul kann aber die Krone Pohlen nicht angeben, um sich zu legitimiren, wie sie zu dem Besitze des Neumärkischen Distrikts gekommen sey, mithin ist ihr Besitz allezeit unrechtmäßig gewesen, und mithin ist die Churbrandenburgische Berechtigung klar, den unrechtmäßig abgerissenen Neumarkischen Distrikt wieder zurück zu fodern.

Noch einen andern Anspruch hat das Haus Brandenburg wegen des Herzogthums Schlesien. Die heutige pohlnische Woiwod-

wodschaften Posen und Kalisch gehörten schon vor dem J. 1312. zu dem Schlesischen Herzogthum Glogau, und der König Kasimir von Pohlen entsagte in den J. 1335. und 1339. allen Ansprüchen auf Schlesien und besonders auf das Herzogthum Glogau. Diesen Renunciationen gerade zu entgegen haben die Könige von Pohlen in der Folge doch Posen und Kalisch von Schlesien abgerissen. Weil aber die Herzoge von Schlesien ihrer Rechte sich nie ausdrücklich begeben haben, der König von Preussen hingegen in diese ihre Rechte, als souveräner rechtmäßiger Herzog von Schlesien und Glogau eingetreten, so kann nichts so natürlich seyn als das Recht der Wiedererobe- rung jener unrechtmäßiger Avulsen. Endlich hat das Haus Brandenburg noch eine große Geldfoderung an das Königreich Pohlen, die mit dem Unterpfandsrecht auf das Gebiete der Stadt Elbing versichert ist. Churfürst Friedrich Wilhelm hatte nehmlich im Welauischen Frieden im J. 1657. gegen die Krone Schweden der Krone Pohlen, die ihren gänzlichen Untergang befürchtete, Hülfe versprochen, dagegen versprach sie in demselben Jahr durch den Bidgostischen Vertrag das gänzliche Eigenthum der damals von den Schweden besetzt gewesenen Stadt Elbing dem Churfürsten auf so lange, bis die Republick ihm die Summe von 400000. Thaler erstattet haben würde. Die Schweden verließen nach 3 Jahren auf den Olivischen Frieden die Stadt und das war der Zeitpunkt, da der Brandenburgische Besitz hätte anfangen sollen. Aber die Krone Pohlen setzte sich über ihr Versprechen hinaus und nahm Elbing weg, ohne die versprochene 400000. Thaler zu bezahlen, der Churfürst mochte dagegen sagen, was er wollte; die Folge davon war, daß Elbing im J. 1698. mit Brandenburgischen Truppen besetzt wurde. Die Republick gab dem Churfürsten einige Kleinodien der Republick und darunter auch eine Krone statt Unterpfands, und versprach das Pfand in 4 Jahren einzulösen und nach deren fruchtlosen Verlauf den Niesbrauch des Elbingischen Gebietes dem Churfürsten zu überlassen; der Churfürst ließ auch an seiner Seite von der Geldfoderung 100000. Thaler nach, und gab der Republick die Stadt wieder; es erfolgte aber nach 4 Jahren die Zahlung nicht; der Churfürst, der indessen König worden, ließ also von der Stadt zum zweytenmale Besitz nehmen und schoß ihr selbst zu Bezahlung eines Schwedischen Kontributionsrückstands 70000. Thaler vor. Das Haus Brandenburg hat also, jene erlassene 100000. Thaler nicht mehr gerechnet, eine liquide Foderung von 500000. Thaler heutiger Münze, zu deren

noch

noch mehrern Beweiße dienet, daß der Niesbrauch von dem Gebiete der Stadt Elbing bisher schon wirklich in Brandenbuegl. Händen ist.

Diese viererley Ansprüche zusammen genommen, gegen welche weder Verjährung noch undenklicher Besitz etwas würken kann, was auch Grotius, Puffendorf, Wolf, Werlhof, Vattel, zum Vortheile der Verjährung sagen mögen, war der Entschluß des Königs sehr natürlich, sie auf die beste unter freyen Staaten übliche Art gelten zu machen.

Die pohlnische Nation hat nicht nur jetzt in ihrer eigenen Sache sondern auch besonders in den Brandenburgischen Angelegenheiten zu aller Zeit deutlich zu erkennen gegeben, daß das Hauß Brandenburg in den gewöhnlichen Wegen der Unterhandlung nie zu seinem Rechte gelangen würde. Es war also unter allen Gelangungs-Arten unfehlbar die eigene mit andern benachbarten Mächten vergliche Besitznehmung die beste Art. Auf dieselbe Art sind nun Pomerellen und der Theil von Gros-Pohlen, welcher diesseits der Netze liegt, als Pommer. und Neumärkische Avulsen wieder in Brandenburgl. Hände gekommen, und auf gleiche Art ist die Woiwodschaft Marienburg, die Stadt Elbing, deren Gebiet ohnedem bereits in Brandenburgischen Händen war, das Bisthum Ermeland, das Land Michelau, das Bisthum und die Woiwodschaft Culm als ein aequivalent für den dem Hause Brandenburg von obigen Ländern seit so vielen Jahrhunderten entzogenen Miesbrauch in Besitz genommen worden. Gegen dieses aequivalent steht aber auch das Königl. Hauß Brandenburg von seinen Rechten an die Stadt Danzig ab, die doch den wichtigsten Theil der ganzen Provinz Pomerellen ausmacht, wie auch von seinen weitern Foderungen wegen des zur Hypothek unhinlänglich gewordenen Elbingischen Gebietes, und endlich von seinem Recht an die Stadt Thorn und dessen Gebiet, als einen wesentlichen Theil des Culmer Landes.

Inzwischen soll damit doch der Pohlnischen Nation nicht alles Unrecht verziehen seyn, welches sie dem Hause Brandenburg seit so langer Zeit zugefüget hat, sondern man hoffet, daß sie sich entschliessen werde, das Unrecht noch durch besonderes billiges Abkommen zu ersetzen, wozu der König deswegen gerne die Hände bieten will, weil er aufrichtig wünscht, mit dieser ansehnlichen Nation und ihrer Republick beständig in guter Freundschaft und Nachbarschaft zu leben.

Be-

Beweise und Vertheydigung der Rechte des Königes auf den Hafen und Zoll der Weichsel. Mit einer Landcharte und Beweis Urkunden. Berlin, bey G. J. Decker, Königl. Hofbuchdrucker, 1773. 34 S. Text und 8 S. Urkunden in 4.

Der König hätte, wie in der Ausführung der Rechte auf die Länder gezeiget ist, mit gleichem Rechte die Stadt Danzig, als die Hauptstadt der alten Herzoge von Pommern, die auch von ihnen gegründet und erbauet worden, zurückfordern können, hat jedoch aus besonderer Mäßigung und einigen andern Rücksichten dieser Rechte sich nicht bedienet. Daraus folgt aber nicht, daß der König damit auch dem Hafen der Weichsel und der davon abhängenden Zollgerechtigkeit entsaget habe, weil der Hafen auf dem Grunde der Abtey Oliva in Pomerellischer Landeshoheit und nicht in dem Bezirke der Stadt Danzig liegt, die nur Pachterinn oder Nutznießerinn des Eigenthums ist, so weit ihr solches von der Abtey per modum contractus überlassen worden. Die Schrift ist eigentlich eine Beantwortung einer andern, die der Danziger Magistrat verbreitet hat, unter dem Titul: Bemerkungen über das Eigenthumsrecht des Hafens von Danzig ꝛc.

Dieser Kontrakt ist ein Erbzinns Kontrakt, den die Stadt im J. 1647. mit der Abtey errichtete, um von derselben die Erlaubniß zu erhalten, daß auf einem „Grunde „der Abtey, auf welchem das Wirthshaus und die Wester„schanze stehet ꝛc. die Stadt einen neuen Hafen an die Weichsel anlegen möge, nachdem der alte Hafen unbrauchbar wurde, daß die Schiffe nicht mehr einlaufen konnten. Der alte Hafen, welcher Nordergatt oder Norderfahrwasser genennt wird, lag in unstreitigem Eigenthumsbezirke des Klosters oder der Abtey Oliva, in einer Entfernung von der hinter Oliva gelegenen Mündung des Flusses Swilina, in welcher z. B. verhältnißmäßig in alphabetischer Reihe G. von A. entfernet ist. Durch den Kontrakt vom J. 1647. suchte und erhielt die Stadt Danzig, einen neuen Hafen auf den Platz E. zu bauen. Wenn nun der Platz von A. bis G. olivischer Grund war, so mußte es nothwendig auch der Platz von A. bis E. seyn. Wäre das nicht; so wäre auch der Kontrakt mit dem Kloster überflüßig gewesen; Aber eben derselbe Kontrakt beweißt noch mehr, nicht nur daß damals der Grund olivisch gewesen, sondern auch, daß das Kloster sein Eigenthum durch den Kontrakt nicht abgetreten habe, gesetzt, daß es dazu be-

noch mehrern Beweiße dienet, daß der Niesbrauch von dem Gebiete der Stadt Elbing bisher schon wirklich in Brandenburgl. Händen ist.

Diese viererley Ansprüche zusammen genommen, gegen welche weder Verjährung noch undenklicher Besitz etwas würken kann, was auch Grotius, Puffendorf, Wolf, Werlhof, Vattel, zum Vortheile der Verjährung sagen mögen, war der Entschluß des Königs sehr natürlich, sie auf die beste unter freyen Staaten übliche Art gelten zu machen.

Die pohlnische Nation hat nicht nur jetzt in ihrer eigenen Sache sondern auch besonders in den Brandenburgischen Angelegenheiten zu aller Zeit deutlich zu erkennen gegeben, daß das Hauß Brandenburg in den gewöhnlichen Wegen der Unterhandlung nie zu seinem Rechte gelangen würde. Es war also unter allen Gelangungs-Arten unfehlbar die eigene mit andern benachbarten Mächten verglichene Besitznehmung die beste Art. Auf dieselbe Art sind nun Pomerellen und der Theil von Gros-Pohlen, welcher diesseits der Netze liegt, als Pommer. und Neumärkische Avulsen wieder in Brandenburgl. Hände gekommen, und auf gleiche Art ist die Woiwodschaft Marienburg, die Stadt Elbing, deren Gebiet ohnedem bereits in Brandenburgischen Händen war, das Bisthum Ermeland, das Land Michelau, das Bisthum und die Woiwodschaft Culm als ein aequivalent für den dem Hause Brandenburg von obigen Ländern seit so vielen Jahrhunderten entzogenen Niesbrauch in Besitz genommen worden. Gegen dieses aequivalent steht aber auch das Königl. Hauß Brandenburg von seinen Rechten an die Stadt Danzig ab, die doch den wichtigsten Theil der ganzen Provinz Pomerellen ausmacht, wie auch von seinen weitern Foderungen wegen des zur Hypothek unhinlänglich gewordenen Elbingischen Gebietes, und endlich von seinem Recht an die Stadt Thoren und dessen Gebiet, als einen wesentlichen Theil des Culmer Landes.

Inzwischen soll damit doch der Pohlnischen Nation nicht alles Unrecht verziehen seyn, welches sie dem Hause Brandenburg seit so langer Zeit zugefüget hat, sondern man hoffet, daß sie sich entschliessen werde, das Unrecht noch durch besonderes billiges Abkommen zu ersetzen, wozu der König deswegen gerne die Hände bieten will, weil er aufrichtig wünscht, mit dieser ansehnlichen Nation und ihrer Republick beständig in guter Freundschaft und Nachbarschaft zu leben.

Beweise und Vertheydigung der Rechte des Königes auf den Hafen und Zoll der Weichsel. Mit einer Landcharte und Beweis Urkunden. Berlin, bey G. J. Decker, Königl. Hofbuchdrucker, 1773. 34 S. Text und 8 S. Urkunden in 4.

Der König hätte, wie in der Ausführung der Rechte auf die Länder gezeiget ist, mit gleichem Rechte die Stadt Danzig, als die Hauptstadt der alten Herzoge von Pommern, die auch von ihnen gegründet und erbauet worden, zurückfodern können, hat jedoch aus besonderer Mäßigung und einigen andern Rücksichten dieser Rechte sich nicht bedienet. Daraus folgt aber nicht, daß der König damit auch dem Hafen der Weichsel und der davon abhängenden Zollgerechtigkeit entsaget habe, weil der Hafen auf dem Grunde der Abtey Oliva in Pomerellischer Landeshoheit und nicht in dem Bezirke der Stadt Danzig liegt, die nur Pachterinn oder Nutzniesserinn des Eigenthums ist, so weit ihr solches von der Abtey per modum contractus überlassen worden. Die Schrift ist eigentlich eine Beantwortung einer andern, die der Danziger Magistrat verbreitet hat, unter dem Titul: Bemerkungen über das Eigenthumsrecht des Hafens von Danzig ꝛc.

Dieser Kontrakt ist ein Erbzinns-Kontrakt, den die Stadt im J. 1647. mit der Abtey errichtete, um von derselben die Erlaubniß zu erhalten, daß auf einem „Grunde „der Abtey, auf welchem das Wirthshaus und die Westerschanze stehet ꝛc. die Stadt einen neuen Hafen an die Weichsel anlegen möge, nachdem der alte Hafen unbrauchbar wurde, daß die Schiffe nicht mehr einlaufen konnten. Der alte Hafen, welcher Nordergatt oder Norderfahrwasser genennt wird, lag in unstreitigem Eigenthumsbezirke des Klosters oder der Abtey Oliva, in einer Entfernung von der hinter Oliva gelegenen Mündung des Flusses Swilina, in welcher z. B. verhältnißmäßig in alphabetischer Reihe G. von A. entfernet ist. Durch den Kontrakt vom J. 1647. suchte und erhielt die Stadt Danzig, einen neuen Hafen auf den Platz E. zu bauen. Wenn nun der Platz von A. bis G. olivischer Grund war, so mußte es nothwendig auch der Platz von A. bis E. seyn. Wäre das nicht; so wäre auch der Kontrakt mit dem Kloster überflüßig gewesen; Aber eben derselbe Kontrakt beweißt noch mehr, nicht nur daß damals der Grund olivisch gewesen, sondern auch, daß das Kloster sein Eigenthum durch den Kontrakt nicht abgetreten habe, gesetzt, daß es dazu be-

fugt gewesen wäre. Die Stadt verband sich im J. 1647. auf 93 Jahre lang jährlich einen Erbzinns von 100 Rthlr. der Abtey zu entrichten, und die Abtey trat auf so lange den verlangten Grund dazu, nebst dem daran liegenden Stücke Landes ab; dadurch erkannte die Stadt das Eigenthums-Recht und Dominium directum der Abtey, wie sie auch selbst in ihrer neuesten Schrift Bemerkungen ꝛc. betitult, die hier widerleget wird, ausdrücklich erkläret hat; sie führet in dieser Schrift selbst keinen andern titulum für sich an, als den 93. jährigen Niesbrauch. Weil aber dieser 93. jährige Zeitraum mit dem J. 1740. schon verflossen, folglich auch der titulus erloschen war; so will der jüngere 30. jährige Niesbrauch das mit entschuldigt oder gerechtfertigt werden, daß aus jenem 93. jährigen Niesbrauch eine Art von Eigenthums-Recht entstanden, wobey dieser Grund nicht anders als für einen Theil des Danziger Gebiets betrachtet werden könne. Auf solchen Gründen beruhet die Foderung der Stadt Danzig in Ansehung des Hafens, der Westerfahrwasser genennet wird; Ein 100. jähriger Niesbrauch bringt aber kaum unter Bürgern Wirkungen des Eigenthums-Rechts hervor; denn welche Stadt, die von der Kammer ihres Landesherrn die Accise auf 100 Jahre lang pachtet, wird sich einfallen lassen, nach 100 Jahren das Recht der Accise ersessen zu haben? Es können zwar Umstände hinzukommen, die den Pacht endlich dem Eigenthumsrechte näher bringen, aber ein vollständiges Eigenthum kann doch, ohne besondere Verträge, nie daraus erwachsen, noch weniger aber ein Territorial Recht, dessen niemand fähig ist, als der über ein Land kein unvollständiges, sondern ein vollständiges Eigenthum hat; die Stadt Danzig hat aber über keine der ihr zuständigen Ländereyen ein eigentliches und wahres Territorium, sondern dieser Ausdruck, den sie von ihren Ländereyen gebrauchet, bezeichnet nur ihre Proprietät, um sie von benachbarten Ländereyen zu unterscheiden und kann höchstens mit dem Worte: Gebiet ausgedrückt werden. (denn auch die niedrigste Art von Jurisdiktion kann der höhern Art unnachtheilig Gebiet genennet werden) Ein wahres Territorium hat nur der Landesherr; wenn also auch sogar die Stadt ihr sogenanntes Territorium auf eine Uebertragung von Seiten der Abtey gründen wollte; so wäre doch auch dieser Grund falsch, weil die Abtey selbst kein Territorium hat, sondern der König als Besitzer von Pomerellen jure postliminii. Hat aber die Abtey kein Territorium, so kann auch ein von ihr eingegangener Vertrag dem Territorialherrn nicht schaden, er hat vielmehr das

Recht

Recht und die oberste Macht, einen solchen Vertrag zu vernichten, wenn er findet, daß er dem Wohl des Staates entgegen ist, wenn schon die Könige von Pohlen der Abtey erlaubt hätten, dergleichen Verträge zu machen; weil das Wohl des Pohlnischen Staats nicht nothwendig auch das Wohl des Preußischen Staats seyn muß; und überdem erlauben auch nicht einmal die kanonische Rechte eine Veräusserung der Kirchen-Güter oder die Verpachtung derselben auf eine ungewöhnlich lange und über 10 Jahre hinausgehende Zeit, sondern, wenn sie zumal ohne vorgängige Untersuchung und Bewilligung der Obern, des Ordens, des Pabstes ꝛc. geschehen, erklären sie alle dergleichen Verpachtungen für nichtig. Nun giebt zwar die Stadt Danzig vor, daß der Hafen nicht auf olivischem festem Lande, sondern auf dem Grunde des Meeres stehe, auf welchem die Stadt seit 100 Jahren mit großem Aufwand den Hafen nebst der Insul habe bauen lassen, ohne dazu der Abtey Erlaubniß bedurft zu haben, sondern aus eigener Befugniß, die sie habe einen Hafen zu besitzen, und die sich noch überdem auf ein Königl. Pohlnisches Privilegium vom J. 1457. beziehe, wodurch die Stadt berechtiget worden, die Schiffarth und die sämtlichen Ufer von Pohlnisch Preussen auf eine unumschränkte Art zu verwalten; hiebey giebt sie jedoch der Abtey ein Eigenthum bis an das Ufer des Meeres zu, aber nur bis an dasjenige Ufer, das im J. 1342. wo die Abtey ein Privilegium darüber erhielte, da gewesen, oder höchstens in jüngern Jahren per alluvionem vergrößert worden; aber ein Eigenthum über eine in dem Meer selbst entstandene oder durch Kunst formirte Insul, deren Eigenthumsrecht noch über dies alles, gleichwie das Eigenthum über die Ufer, durch ein Königl. Pohlnisches Rescript vom J. 1732. der Stadt dergestalt bestätiget worden, daß beydes einen Theil ihres Territoriums ausmache, das will sie nicht zugeben. Eben dadurch bekennet aber die Stadt doch selbst, daß sie auf ihrem eigenen Grunde den Hafen nebst der Insul nicht angelegt habe, indem sie solchen auf den Grund des Meeres erbauet zu haben vorgiebt; nebst dem verschweigt sie aus dem Olivischen Privilegium vom J. 1342. die entscheidendste Stelle, wo gesagt wird, daß die Gränzen der Abtey von der Mündung des Flusses Swilina (noch hinter Oliva gelegen) längst der Seeküste bis an den Hafen der Weichsel giengen. Nun war im J. 1342. noch kein anderer als der alte Hafen G. vorhanden, mithin erstreckte sich der Umfang der Seeküste von Swilina A. bis an den alten Hafen G. Wenn denn E., wo der neue

Hafen angelegt ist, nicht festes Land, sondern Meer gewesen seyn soll, so hätte sich die Fläche der Küste nicht bis G. erstrecken können, sondern wäre bey E. durch das Meer abgeschnitten worden, folglich hätte sich das Privilegium hier ganz widersinnig ausgedrückt; gesetzt aber auch in dem Privilegio der Abtey sey E. nicht für Ufer, sondern per modum exceptionis für Meer angesehen gewesen, weil das Land auf eine Strecke vom Meer, wie die Stadt Danzig vorgiebt, überflossen gewesen; so hätte doch eine solche Ueberschwemmung den fundum der Abtey Oliva nicht vertilgen können, denn ein überschwemmter fundus bleibt doch ein fundus, sonst würden alle Marschländer in Meer verwandelt werden, sondern sie hätte das Recht behalten, jure postliminii oder alluvionis ihren überschwemmten Grund und Boden wieder zurück zu fodern, woran sie durch die unberechtigte Grabung des Kanals von der Stadt Danzig nicht hätte gehindert werden müssen. Auch giebt das Königl. Pohlnische Privilegium, einen Hafen zu haben, der Stadt kein Recht, den Hafen auf fremden Ufern anzulegen, und wenn auch sogar dieses Recht in dem Privilegium ausgedrückt wäre, so könnte doch dasselbe den ältern und jüngern Königl. Pohlnischen Privilegien, welche der Abtey über das Eigenthums-Recht der Ufer gegeben sind, keinen Abbruch thun, so lange die Stadt nicht beweisen kann, daß der Hafen auf dem Grunde des Meers und nicht auf dem Grunde der Abtey angelegt worden. Ueberdies hat die Stadt in der Folge nicht einmal geleugnet, daß der Hafen auf Olivischem Grund angelegt sey, sondern sie suchte nur mit der Insinuation die Abtey zu beruhigen, daß der Kanal ihr keinen Schaden thue, weil dieser durch das ausgeworfene Erdreich ihr wieder ersetzet werde. Die Abtey war aber mit diesem sandigen Schaden-Ersatze nicht zufrieden, sondern beschwerte sich dagegen noch im J. 1724. bey dem Tribunal zu Warschau, wo denn auch der Stadt die Anmaßung bey 5000. Dukaten Strafe untersagt wurde; die Abtey konnte aber gegen die Uebermacht der Stadt Danzig, die sich dagegen in Proceß einließ, die Sache nicht mit Gewalt durchsetzen, gleichwol hatte sie von dem angeblichen Enscheidungs-Rescript vom J. 1732. bis auf den heutigen Tag keine legale Notiz, sondern die Sache blieb für sie unentschieden; sie würde aber unfehlbar zu ihrem Vortheil entschieden worden seyn oder noch werden, vor welchem Richter es auch wäre, wenn die Umstände eine processualische Civil-Entscheidung erlaubten, und nicht eine Staatssache zweyer Nationen daraus geworden wäre;

da

da denn die Grundsätze des Völkerrechts eintreten, die schon Grotius, Puffendorf, Wolf &c. vertheidiget haben, nach welchen die Häfen oder Rehden dem Beherrscher und Occupanten des am nächsten daran gelegenen Landes gehören, ohne Rücksicht, wer den Hafen gebauet oder den Kanal gegraben habe; *) diese Beherrscher waren die Könige von Pohlen als Occupanten von Pommerellen. Vermög dieser Occupations-Herrschaft konnten sie nun zwar der Stadt Danzig den Gebrauch der Küste erlauben; sie haben es aber nicht gethan, vielmehr die Sache rechtshängig gemachet, während welcher Rechtshängigkeit das Haus Brandenburg in den Besitz des Landes und der Oberherrschaft über den Hafen der Weichsel gekommen, ohne Unterschied, der Grund, worauf er angelegt ist, mag olivisches Ufer oder Grund des Meers seyn; vermög dieser obersten Macht kann der König über den Hafen schalten und walten, und nichts kann ihn verbinden, die Nutzung des Hafens einer Stadt, wie Danzig, die den König als einen ganz Fremden betrachtet, und die also auch ihm fremd ist, zu überlassen, ohne sich durch andere Gründe, welche die Stadt für sich anführt, irren zu lassen, wohin besonders das Vorgeben gehört, daß die Abtey Oliva und alle übrige Besitzer der Küste oder des sogenannten Putziger Winkels das Danziger ausschlissende Seehafen-Recht auf der ganzen Küste, bey welchem Ausflusse der Weichsel es sey und so viel deren auch seyn mögen, anerkannt haben sollen; denn diese Anerkenntniß kann höchstens nicht weiter gehen, als auf den alten Danziger Hafen, den sogenannten Nordergatt (wohl verstanden auf dem östlichen Ufer, denn das westliche oder die Wester-Plate ist Olivisch) über den neuen Hafen hingegen kann eine solche Anerkänntniß, gesetzt, daß sie historisch richtig wäre und sich überdem noch auf besondere alte Königl. Pohlnische Vergünstigungen gründete, dem Hause Brandenburg deswegen nicht schaden, weil daßselbe sein Erbfolgrecht nicht von den Königen von Pohlen, sondern von den alten Herzogen von Pommern herleitet, folglich eines Theils die Handlungen der Könige von Pohlen den König von Preussen nicht verbinden können, andern Theils

 aber

*) Auch sogar nach bürgerlichen Rechten L. 7. §. 3. ff. de acquir. rer. Dom. Insula quae in mari nascitur *occupantis* fit, in flumine nata — communis est eorum, qui — prope ripam praedia possident etc. gehören die Meer-Insuln dem Herrn, der sie unter seine Gewalt bringen kann, und die Fluß-Insuln den Besitzern der nächst gelegenen Uferländerey.

aber die Abtey Oliva und ihre Nachbarn auch nicht verschenken können, was sie nicht haben, folglich kann auch ihre Anerkänntniß weder der Abtey noch einem Dritten schaden; denn die Abtey hat zwar den Grund und Boden des Hafens, aber nicht den Hafen selbst; mithin kann Ihr auch gleichgültig seyn; ob auf ihrem Grund ein Hafen; ein Kanal oder ein Fischteich angelegt wird, sie hat weder zu dem einen noch zu dem andern das Recht, sondern der Emphyteuta mag zusehen, wo und von wem er dieses Recht erlange; und da sie zumal einen jährlichen Erbzinns dafür einzunehmen hatte, so war es beynahe eben so viel, als wenn die Stadt Danzig das Recht des Hafens im Namen und von wegen der Abtey oder ihres Landesherrn ausgeübet hätte, folglich konnte diese sogar auch die Danziger Hafen-Rechte erkennen, weil sie einigen Grund hatte, sie für ihre eigene Rechte anzusehen. Ueberdem hatte die Stadt ausser dem Gebiete der Abtey noch Platz genug, sich einen eigenen Hafen auf ihrem eigenen Gebiete (welches wohl von Territorium zu unterscheiden, dergleichen sie nicht hat) zu bauen. Wenn sie nun das Recht hatte auf ihrem eigenen Gebiet einen Hafen zu bauen; so konnte auch die Abtey ohne den mindesten Nachtheil dieses Recht anerkennen oder ignoriren; selbst das Haus Brandenburg will ja der Stadt dieses Recht nicht nur nicht dispútiren, sondern ihr erlauben, sich auch des königlichen Hafens zu bedienen: nur die Utilitäten und Zoll-Einkünfte des Hafens muß sie nicht verlangen; noch mehr; der König will sogar sowol aus Neigung für die Stadt als wegen seines eigenen Interesse zu Beförderung der Danziger Handlung die Hände bieten und geschehen lassen, daß, obschon die Stadt mit ihrem Gebiete von seiner Besitznehmung ausgenommen seyn soll, sie doch den königlichen Hafen, von welchem die Rede ist, gebrauchen mag, nicht nur gebrauchen, sondern auch selbst besitzen, sobald sie in letztern Fall erweisen würde, daß unter dem jetzt eximirten Danziger Gebiete dieser Hafen ausdrücklich mit einbegriffen sey. Weil aber der König sich weder entschlossen hatte, noch entschliessen konnte, ihr diesen Hafen zu überlassen, folglich auch nichts von sich gestellet, wodurch ein solcher Beweis geführet werden könnte; so versteht sich von selbst, daß die Stadt entweder mit dem alten Hafen oder mit der Königlichen Vergünstigung des neuen Hafens zufrieden seyn muß. Weil es indessen der Stadt hier mehr um eine kameralische Zoll-Einkunft als um die Beförderung ihres Commerzes zu thun zu seyn scheint, welche Absicht sie darauf gründet, daß sie wegen des Hafens in vorigen Zeiten aus Ver-

günsti

günstigung der Landesherren und der Könige von Pohlen Auflagen erhoben hat, so wird hieraus ein Beweis in contrarium gezogen, um die Stadt zu überzeugen, daß Zoll und Auflagen ihr nicht ipso jure sondern aus Vergünstigung der Obern zugefallen, davon ein noch stärkerer Beweis dieser ist, daß sie bisher nur die Hälfte davon genossen hat, die andere Hälfte aber die Könige von Pohlen in Symbolum der Ober- und Zollherrschaft an sich behalten haben.

Die ganze Schrift, gleichwie jene über die Rechte auf die Länder, ist ein Muster einer nach allen Regeln einer nicht schulmäßig sondern mit Wahrheit, Genauigkeit und kaltblütig überzeugender Beredsamkeit zu bearbeitenden Ausführung.

Gründliche Nachricht von den Herzogen von Pommern, Danziger Linie; worinn zugleich die Nachrichten der Pohlnischen Schriftsteller von dieser Materie geprüft werden. Berlin, bey G. J. Decker, Königl. Hofbuchdrucker. 1774. 55 S. in gr. 4.

Diese mit den obigen zusammenhängende Schrift ist durch den bekannten Précis des Recherches sur la Pomeranie, der im J. 1773. mit Anmerkungen auch deutsch herausgekommen, veranlasset worden. Der Verfasser, ein Pohle, suchet in jenem Précis das Publikum zu überreden, daß der Theil von Pommern, der in neuern Zeiten den Namen Pomerellen erhalten, vor dem Jahr 1466. schon zu Pohlen gehört und die Herzoge von Pommern, Danziger Linie, die Pohlnische Oberherrschaft nicht nur anerkannt haben, sondern auch sogar Pohlnische Statthalter über Pommerellen gewesen, die sich erst nachher durch einen Meuchel-Mord souverän gemacht haben sollen.

Um das Publikum in Stand zu setzen, daß es selbst beurtheilen könne, mit welchen Künsten der Ueberredung der Pohlnische Verfasser hier zu Werke gehe, und was zwischen Ueberredung und Ueberzeugung für ein wichtiger Unterschied sey, das ist die Bestimmung der gegenwärtigen Schrift, wobey wir uns überhaupt einer allgemeinen Betrachtung nicht enthalten können, die allemal in dem Verstande der Leser entstehet, so oft über die Rechtmäßigkeit einer Eroberung gestritten wird, wenn die große Verwirrung der Zweifels- und Entscheidungs-Gründe endlich sich dergestalt aufklärt, daß der-

jenige, welcher gegen die Rechtmäßigkeit der Eroberung streitet, seine concentrirte wahre Herzens-Meynung und die Gründe offenbaret, auf welchen sein ganzes Lehrgebäude des Widerspruches noch beruhet. Wenn es einmal dahin gekommen ist, dann ist es eben soviel, als wenn er auf den richterlichen Ausspruch des Publikums compromittirte, dergestalt, daß, wenn diese Gründe als ungültig können über den Haufen geworfen werden; er auch damit allen seinen Zweifeln gegen die Rechtmäßigkeit der Eroberung auf ewig entsagt haben wolle. Aus diesem Standorte kann man jenen Précis betrachten, dessen Verfasser gleichsam im Namen des zweifelnden Theiles der Nation öffentlich erkläret, daß er die Preußische Eroberung von Pommerellen allerdings für rechtmäßig halte, sobald der historische Zweifel gehoben seyn werde, daß die Herzoge von Pommerellen Pohlnische Statthalter gewesen.

Gegenwärtige Schrift ist demnach dazu bestimmt, diesen Zweifel zu heben. Alte und neue Erdbeschreiber, Plinius, Ptolomäus, Spener, Cellarius, sind darinn einig, daß die Gränze des alten Germaniens bis an die Weichsel gegangen, und der Strich von Pommern bis an diesen Fluß von den Gothen und Rügiern besessen worden, die sich wieder in besondere Völkerschaften vertheilt, worunter die sogenannte Lemovier und Heruler die Bewohner der Hinterpommerschen Gegenden und des heutigen Pommerellen waren. Diesen Gothischen Völkern succedirten nach ihrer Auswanderung die benachbarten Slaven, von denen soviel historisch gewiß ist, daß von ihnen im 8. Jahrh. die an der Ostsee liegende nordische Länder von Deutschland völlig besetzt gewesen, und daß sie sich in 4 Hauptvölkerschaften, Obotriten, Smeldinger, Linoner und Wilzen, getheilet, darunter die letzte, welche Pommern nebst der angränzenden Mark besassen, die stärksten waren, so stark, daß Karl, der Große, gegen ihre Uebermacht eifersüchtig, im J. 789. alle benachbarte Slaven zu Hülfe rief, um sie zu demüthigen. Die Wilzen hatten ihre eigene Könige, denen geringere Fürsten unterworfen waren; Karl der Große unterwarf sich zwar einzelne Striche ihres Landes; aber das Ganze erhielt sich dem ungeachtet bey seiner unabhängigen Verfassung, was auch die Fränkischen Annalisten zu Verherrlichung Karls des Großen von der gänzlichen Unterwerfung der Slavischen Völker ohne Grund daher schreiben mögen, denn der Tribut, den sie zwar in der Folge den Sächsischen Kaisern oft versprachen, aber selten bezahlten, ist noch kein Beweis einer völligen Unterwürfigkeit. Die Sachsen wurden so wenig

nig als ihre Vorfahrer, die Franken, Meister vom Lande, umgekehrt wurde vielmehr die Nord-Mark öfters von den Slaven bekriegt. Indessen, da sie doch nicht genug zusammen hielten, sondern in allzu viele kleine Staaten sich vertheilten, so gewannen dadurch ihre mächtige Nachbarn den Vortheil über sie, besonders aber der Herzog Bolislaw I. von Pohlen, welcher manche Verwüstung angerichtet und manchen Tribut erzwungen, der aber wieder aufhörte, sobald der Feind wieder aus dem Lande war; dergleichen Verwüstungen und Brandschatzungen konnten jedoch keine wirkliche Unterwürfigkeit der Pommer'schen Fürsten und Slavischen Völker wirken, die vielmehr um das Jahr 1032. da das Pohlnische Reich sich in 3. besondere Regierungen theilte, ihre Kräfte sammelten und sich wieder in den Besitz ihrer völligen Freyheit schwangen, wobey das Bemühen der Pohlnischen Geschichtschreiber unterhaltend ist, die dieses leugnen wollen, und dagegen das Pohlnische Reich in einem orientalischen hyperbolischen Ton zu einer Universal-Monarchie erheben, von welcher, weil das Wappenbild des Königreichs Pohlen ein Adler ist, alle Länder in der Welt, deren Beherrscher einen Adler im Wappen führen, für Pohlnische Avulsen anzusehen seyn sollen. Crito und Suantibor waren in der Mitte des XI. Jahrh. zwey ganz independente Herren von Rügen, einem Theil von Vorpommern und von ganz Hinterpommern bis an die Weichsel. Suantibor, der Hinterpommern besas, soll von seinen eigenen Unterthanen bekriegt, von dem Herzog in Pohlen aber, den er um Hülfe angerufen, gerettet worden seyn und dafür habe Suantibor sich der Pohlnischen Oberherrschaft unterwerfen müssen, so sagte der Pohlnische Schriftsteller Dlugoß zu Ende des XV. Jahrh. und die jüngere haben ihm nachgebetet, ohne zu bedenken, daß die Einfälle der Pommern in Pohlen, die Dlugoß zugleich mit erzählt, offenbare Widersprüche sind, denn wer einen mächtigen Nachbarn um Hülfe anflehen will, der wird ihn doch wohl zu dem Ende nicht bekriegen. Gesetzt aber auch, die Pommern hätten den Herzog von Pohlen nicht bekriegt, und der Fürst Suantibor hätte wirklich der Pohlnischen Oberherrschaft sich unterworfen, wie konnte er das ohne Einwilligung der Pommer'schen Stände und Unterthanen thun? Der älteste Pohlnische Geschichtschreiber Kladlubko gesteht daher auch selbst, daß Suantibor die Pohlen zum Lande hinausgejagt habe und Guagninus bezeugt sogar, daß die Pommern in der Folge noch weiter gegangen und nicht nur um das Jahr 1095. den

Pohlen ihre Festung Meseritz weggenommen, sondern auch bey Santock eine neue angelegt haben, um von dort aus in Pohlen einzufallen, welches zugleich beweist, daß Suantibors Herrschaft sich bis Meseritz und Santock erstrecket habe. Wer mag nun mit diesem Betragen der Pommern gegen Pohlen, den Begriff von einem Pohlnischen Statthalter verbinden? Doch vielleicht in der Folge. Suantibor soll im J. 1107. gestorben seyn. Seine 4 Söhne theilten sich in 2 Partheyen, davon die eine, Bogislaw und Suantepolk Hinterpommern zwischen der Persante und Weichsel bis in die jetzige Woiwodschaften Posen und Kalisch erhielt. Das heutige Hinterpommern zwischen der Oder und der Netze bis an die Weichsel wurde ursprünglich schlechterdings Pommern, Pomorska, (maritima) genennt, und das heutige Vorpommern nennte man Slavien; nach der Theilung unter die Suantiborische Söhne bekam das Land den beständigen Namen: Pommern, das bezeugt selbst ein deutscher Geschichtschreiber, der Biograph Otts Bischofs von Bamberg, des Pommerschen Apostels: diesen Namen führten auch die Herzoge der Danziger Linie fort, und der letzte dieser Herzoge Mestuin II. hatte den Herzog Barnim von Stettin für seinen Blutsverwandten und Erbfolger erklärt und beyde führten in ihren alten Siegeln und Wappen einen Greiff im Schilde. Diesen von allen Unterthanen und Klöstern anerkannten diplomatischen Wahrheiten zum Trotze spiegeln die Pohlnische Schriftsteller dem Publikum vor: der Herzog Boleslaus III. von Pohlen habe nicht blos als Alliirter sondern auch als Blutsverwandter ein Recht gehabt, den Suantibor zum Pohlnischen Vasallen zu machen, und, damit ihnen das eigene Pommersche Wappen, der Greiff, keine Schwierigkeiten verursache, erdichten sie ein altes Pohlnisches Greiffisches Geschlecht, aus welchem alle Pomerellische Fürsten ursprünglich abstammen sollen. Die Erdichtung ist aber so plump fabelhaft, daß sie keine Widerlegung braucht, sondern vielmehr die alten Pohlnischen Schriftsteller allen Glauben darüber verlieren. Die Suantibor'sche Söhne Bogislaw und Suantepolk wurden also die Stifter der Danziger Linie, Bogislaw regierte in seinem Lande ruhig und ihm succedirte im J. 1150. nur ein Sohn Subislaw I. der sich taufen ließ, das Kloster Oliva im J. 1170. stiftete und im J. 1178. starb; ihm folgte der älteste seiner beyden Söhne Sambor, der sich Fürst von Pommern schrieb, das Schloß in Danzig castrum nostrum nennte, und dem Kloster Oliva Befreyung vom Zoll und vom Heerzuge gab,

wel

welches zwar ein Fürst aber kein Statthalter thun kann, wozu ihn die Pohlnische Schriftsteller machen wollen, die seine Geschichten mit Fleiß verschweigen, weil sie in ihren Kram nicht taugen. Er hinterließ einen einzigen Prinzen Subislaw II. der aber jung und ohne Erben starb, darauf ihm sein Oheim Mestuin IV. folgte, dieser nennte sich in Urkunden öffentlich Dei gratia Principem in Gdansk, nennte sich nicht nur so, sondern bewieß auch, daß er es wirklich war, denn noch in demselben Jahr 1209. schenkte er dem Kloster Suckow einen Theil an dem Zolle der Stadt Danzig und an andern Einkünften, mit Einwilligung nicht des Herzogs von Pohlen, sondern seiner eigenen Söhne. Dieses Schenkungs-Dokument kann alleine die Pohlnischen Angaben und Berühmungen widerlegen. Der Posen'sche Bischoff Boguphal, der im J. 1253. gestorben, sagt in seiner Beschreibung, daß im J. 1205. ein Pohlnischer Herzog, Lesco albus, (ein Name, der mit dem Wunder-Namen Lech viel ähnliches hat) nach Pommern gekommen sey. Weil nun zu selbiger Zeit Suantebolk Herzog in Pommern war, so war für den Schriftsteller nichts übrig, als, um seinen Lesco albus nicht sogleich wieder des Landes zu verweisen, den Herzog Suantebolk zum Statthalter des neuen Gastes Lesco zu machen. Aber in jenem Schenkungs-Instrument von 1209. war Mestuin der uneingeschränkte Schenker, und er regierte unumschränkt und unabhängig bis 1220. folglich konnte Lesco, er mochte ein ens rationis oder ein wirklicher Lesco gewesen seyn, unmöglich dem Mestuin bey seinen Lebzeiten einen Coadjutor setzen, noch weniger dem Mestuin selbst und seinen Söhnen die Regierung nehmen und einen davon zum unterthänigsten Statthalter machen. Weickhmann und Hanovius haben dahero das Lächerliche dieser Erdichtung schon lange bemerket. Mestuin war also im J. 1209. der rechtmäßische Beherrscher und Schenker von Danzig. Im Jahr darauf 1210. eroberte zwar der Dänische König Waldemar II. das Schloß in Danzig und Mestuin erlangte es auch in seinem Leben nicht wieder; aber nach seinem Tode machte Suantepolk der Waldemar'schen Usurpation ein Ende, und eroberte Danzig wieder. Ihn erbte seine Tochter, Gemahlinn des Pohlnischen Herzogs Wladislav Odo, und sein Land kam darüber an die weibliche Pommer'sche Linie. Im J. 1215. regierte Suantepolk, ein Erstgebohrner dieser weiblichen Nachkommen, der sich in öffentlichen Urkunden Dei (nicht Ducis Polonorum) gratia Ducem totius Pomeraniae nennte; diesen Ducem totius Pomeraniae soll der idealische Lesco,

wie

wie die Pohlnische Schriftsteller selbst angeben, gegen einen Herzog von Schlesien zu Hülfe gerufen haben. Weil aber Lesco entweder gar nicht existirte oder höchstens nur ein Abentheurer, wie Pugatschew, war, so konnten seine Geschichtschreiber mit seiner Descendenz nicht fortkommen; sie mußten ihn also auf eine möglichst unverfängliche Weise aus dem Wege räumen, deswegen lassen sie ihn bundbrüchig werden, alliiren ihn mit jenem Herzog in Schlesien, gegen welchen er den Herzog Suantepolk kurz vorher um Hülfe angerufen hatte, und lassen den Lesco nun feindlich gegen Suantepolk agiren; in diesem Kriege lassen sie den Lesco in dem Bade zu Gansow dem Suantepolk in die Hände fallen und im J. 1227. unter seinen Händen meuchelmörderisch sterben; und nun hat Lesco's Roman ein Ende, indessen aber doch für die Pohlnische Geschichtschreiber den Nutzen, daß sie den Suantepolk zu einem Meuchelmörder und Usurpator machen können. Wenn aber Lesco auch wirklich existirt hätte, so giebt doch selbst sein historischer Schöpfer, der Bischof Boguphal, den Meuchelmord nicht einmal zu, sondern läßt ihn als einen Feind, vom Suantepolk im Treffen sterben. Nach dem historischen Tode des Lesco's bleibt Suantepolk in ruhigem Besitz der unumschränkten Landeshoheit über Pommern, führt schwere Kriege mit den Herzogen von Pohlen und dem deutschen Orden, beschenkt und stiftet Klöster, widersetzt sich aber auch den Schenkungen seiner nachgebohrnen appanagirten Brüder an den deutschen Orden, verkauft im J. 1255. das Pommer'sche Schloß Nackel an seinen Neffen Primizlav und stirbt im J. 1266. Ihm folgte sein älterer Sohn Mestuin, der sich auch wieder Dei gratia Ducem totius Pomeraniae schrieb; Es wurde aber indessen das Erstgeburtsrecht eingeschränkt und eine gewisse Theilung eingeführt, wodurch der jüngere Sohn Wartislav Danzig zu seinem Erbtheil erlangte, der sich auch im J. 1268. Ducem de Gdansk schrieb. Diese Theilung machte jedoch in der Folge zwischen den Jahren 1271-1273. die beyde Brüder gegen einander eifersüchtig, und der ältere Bruder, der dem jüngern Danzig nicht gönnete, suchte bey den Marggrafen von Brandenburg Schutz und überließ ihnen dafür Danzig; dagegen der jüngere durch Hülfe der Pommern Danzig wieder erobert haben soll. Die Geschichtschreiber sind jedoch hier nicht einig; ob sie schon alle sagen, daß im J. 1271. der Marggraf Konrad von Brandenburg Danzig wirklich in Besitz gehabt, Mestuin aber im J. 1272. durch Hülfe des Herzogs von Pohlen wieder erobert

habe;

habe; denn eben wegen dieser Verworrenheit, die man unter ihnen bemerket, ist nichts damit zu beweisen; richtiger hingegen ist der Umstand, daß Mestuins appanagirter Oheim, Saigbor, der 1276. noch gelebet, einiges von seiner Appanage an den deutschen Orden mit Bewilligung des regierenden Herrn im J. 1282. verkaufte. Diese Bewilligung aber gieng nicht von Herzen, sondern wurde durch den Päbstlichen Legaten und die Kunstgriffe eines Oheims und Bruders von dem regierenden Herrn erschlichen. Mestuin ließ sich also die von ihm erschlichene Bewilligung wieder gereuen, darüber kam es zu Händeln mit dem Orden und der Herzog mußte manches seiner Besitzungen an seine Bundsgenossen aufopfern, bis endlich um das Jahr 1290. Mestuin in Ruhe kam und alleine Herzog von Pomerellen blieb, das er ruhig regierte. Weil er aber keine Erben hatte, so wurde er freygebig gegen die Geistlichkeit und gleichgültig für die künftige Erbfolge, stiftete Klöster, hieng sich an den Herzog Premislav von Pohlen, einen Enkel Mestuins, und erklärte ihn mit gehäßiger Vorbeygehung der nähern Vettern, der Herzoge von Vorpommern, zu seinem Erbfolger, und die Landstände wurden durch Geschenke dahin gebracht, ihm zu huldigen. Die vorbeygegangene Vettern suchten sich indessen durch allerley den Klöstern im Voraus gegebene Privilegien bey ihrem Succeßionsrechte bestmöglichst zu erhalten, bis Mestuin im J. 1294. starb, und der Pohlnische Herzog Premislav sich der Erbfolge bemächtigte, und zwar nicht als Oberlehenherr, sondern als Vetter und Testaments-Erbe, verdrang also die nähern Vettern, die Vorpommersche Herzoge, darunter jedoch nachher ein Herzog Bogeslav im J. 1298. einen Theil von Hinterpommern eroberte, der ihm auch von Pohlnischer Seite zugestanden worden. Die Marggrafen von Brandenburg sahen sich indessen als Lehenherren von Pommern an, waren auch dabey durch kaiserliche Lehenbriefe gedeckt, die Pohlnische Premislavische Usurpation war ihnen also unerträglich, sie griffen darüber zu den Waffen, und in diesem Kriege blieb Premislav im J. 1296.; auch diesen kriegerischen Tod geben die Pohlnische Schriftsteller für einen Meuchelmord aus. Von nun an konnten die Pohlnische Regenten Pommern nicht mehr ruhig besitzen, sondern die Vorpommer'sche Herzoge suchten ihre Ansprüche durch allerley Einfälle und Eroberungen gegen die Pohlnische Statthalter bey Kräften zu erhalten und die Statthalter wurden endlich selbst auf die Pohlnische Regenten, die indessen Könige geworden, eifersüchtig. Davon

pro-

profitirten die Marggrafen von Brandenburg und zogen die Statthalter auf ihre Seite; der König von Pohlen merkte dieses, überfiel unerwartet Danzig und schickte den Statthalter in die Gefangenschaft, entließ ihn aber derselben bald wieder, und darauf schloß er mit den Marggrafen von Brandenburg ab, so daß diese in kurzer Zeit in den völligen Besitz der Stadt Danzig und des ganzen Landes kamen; nur das feste Schloß in Danzig blieb in Pohlnischer Gewalt, zu dessen Vertheydigung der deutsche Orden von dem König in Pohlen zu Hülfe gerufen und der Marggraf zum Abzug gezwungen wurde, wodurch dem Marggrafen Danzig im J. 1307. wieder verlohren gieng, und zwar an den deutschen Orden; der Marggraf erhielt sich unterdessen doch nebst den Vorpommerschen Herzogen in dem Besitz eines großen Theils von Pomerellen, obschon der Marggraf und die Herzoge nicht immer, wie es bey Gemeinschaften gehet, die besten Freunde waren. Diese innerliche Eifersucht machte sich indessen der deutsche Orden zu Nutz und associirte sich mit dem Marggrafen, erlangte auch bald dardurch so viel, daß er von dem Marggrafen im J. 1311. Danzig und alles übrige von Pomerellen, bis auf den Strich zwischen der Leba und Grabov, käuflich an sich brachte. Der deutsche Orden erkannte also den Marggrafen für den rechtmäßigen Herrn und Verkäufer von Pomerellen, ein Umstand, gegen den die Pohlnische Schriftsteller sich nicht anders zu helfen wissen, als daß sie sagen, der Orden habe den Kauf nur zum Schein gemacht, um der Eroberung doch nur einigen Schein des Rechtes zu geben. Was der Marggraf noch vor sich behalten hatte, das war der ihm am nächsten gelegene und an die Neue-Mark angränzende Theil von Pommerellen. Der Stettin'sche Herzog Wartislav sahe jetzt die Progressen des deutschen Ordens nicht gleichgültig an, ungeachtet er sich vormals selbst von dem Orden gegen seinen Bruder Mestuin hatte aufwiegeln lassen; er suchte seine eigene Ansprüche wieder hervor, und griff zu wo er konnte; auf diese Art wurde er um die Jahre 1317-1321. nach dem Tode des Marggrafen, wodie Mark ein Raub der Nachbaren wurde, Herr von Slave, Lauenburg, Bütov rc. erweiterte auch in der Folge seine Besitzungen durch Kauf und machte sich den Pohlen dergestalt furchtbar, daß der König mit fleischlichen Waffen nichts mehr gegen ihn auszurichten sich getrauete, sondern die geistlichen Waffen ergriff, welche zwar so glücklich waren, daß der Orden zur Restitution von ganz Pommerellen condemnirt und mit einem Interdikte belegt wurde. Aber dieser geistliche Orden

ach-

achtete die geistliche Erkenntnisse und Strafen nicht, es kam darüber zum Kriege, der auch für den Orden günstig ausfiel, denn der König in Pohlen Kasimir trat endlich im J. 1343. Pomerellen, Culm und Michelow an den Orden ab, und König Wladislav Jagello bestätigte dieses im Jahr 1436. Indessen wurden in Preussen in den Jahren 1453. und 1454. die Einwohner gegen den Orden rebellisch. Diesen Umstand nützte der König von Pohlen Kasimir III. und unterstützte die Empörer, der Bischoff von Ermeland fiel ab, und der Orden mußte endlich durch Vermittelung des päbstlichen Legaten im J. 1466. Pommerellen, Marienburg, Culm, Michelow ꝛc. an Pohlen abtreten, von welcher Zeit an erst Pohlen in den Besitz von Pommerellen und von demjenigen Theil von Preussen gekommen, der bisher Pohlnisch-Preussen genennet worden.

Damit ist also bewiesen, daß Pommerellen vor dem Jahr 1466. zu Pohlen, wie der Verfasser des Précis scheinbar zu machen suchet, noch nicht gehöret habe; folglich auch die Herzoge von Pommern keine Pohlnische Statthalter gewesen sind.

Wir sind bey dieser Anzeige etwas weitläufiger geworden, als für die heutige Geschichte nöthig wäre. Weil aber die ältere Geschichte des nördlichen Deutschlands dadurch gleichsam eine neue Entdeckung erlangt, die zugleich diplomatisch bestätiget wird, denn Wahrheiten, welche als Entscheidungs-Gründe großer Veränderungen in den Regierungen der Provinzen von den Regenten angenommen werden, machen Spekulationen und Muthmassungen zu historisch-kanonischen Sätzen, so werden unsere lesende Freunde der alten Geschichte gerne rechtfertigen, was bey andern den Schein der Weitläufigkeit haben möchte.

Der Verf. dieser Schrift, soll der den Geschichtskundige schon rühmlichst bekannte Herr Gerke in Stendal.

Gm.

Iournale de Pierre le grand depuis l'année 1698. jusqu'à la Conclusion de la Paix de Neustadt traduit de l'original Russe. a Berlin, 1773. in gr. 4.

Tagebuch Peters des Großen vom Jahre 1698. bis zum Schlusse des Neustädter Friedens aus dem Russ.

Russ. Originale übersetzt, so nach denen im Archive befindlichen und von Sr. Kaiserl. Majestät eigenhändigen ergänzten Handschriften gedruckt worden. Berlin und Leipzig, bey G. J. Decker, 1773. in 8.

Ob dies bloß militarische Diarium aller Märsche und Contramärsche der Rußischen Armee in dem für Schweden so verderblichen nordischen Kriege, die ewigen hier verzeichneten Relationen von geschlagenen, verwundeten oder gefangenen Feinden, die langen Listen von erbeuteten Fahnen, Kanonen und Mörsern, allgemein interessant sey, den prächtigen Titel des Tagebuchs eines großen Regenten verdienen? Diese Fragen darf der Recensent, nachdem der Nimbus von Neuheit um Peters des Großen Tagebuch verloschen, ohne Ketzerey verneinen. Für Leser in Rußland mag Fürst Schtscherbatows Bemühung wegen einiger kleinen zerstreuten Züge, die bey den gewöhnlichen Lebensbeschreibern dieses Kaisers nicht vorkommen, mehr Interesse haben. Um so mehr, da dies Tagebuch unter den Augen des Kaisers aufgesetzt, und von ihm selber an einigen Stellen verbessert worden.

Schon Peters Gemahlin befahl den Druck, daß man, wie manche andere Manuscripte, unedirte für wichtiger hielt, als der Inhalt verdiente, allein er unterblieb aus unbekannten Ursachen. Vielleicht gar, weil nur ein Theil des Tagebuchs, der bis aufs Jahr 1715. geht, druckfertig war, und Peters des Großen Thaten von dieser Zeit, bis zum Neustädter Frieden nicht vollständig genug verzeichnet waren. In diesem Tagebuch sind blos Peters kriegerische Thaten registrirt, was er selbst in Liefland, Polen, am Pruth und bey Pultawa ausgeführt, und seine Heere in Finnland und Deutschland unternommen haben. Peters Verdienste um die Kultur seines Volks, und um Rußlands Staatsverfassung sind entweder gar nicht, oder sehr beyläufig bemerckt. Da jene bekannter, und so oft von Stoplern und Biographen wiederholt sind, halten wir einen neuen Auszug für überflüßig. Wir bemerken nur noch, daß die Reisen des Kaisers sehr genau verzeichnet sind. Die eingestreuten Anecdoten, oder hier und da unabsichtlich eingewebten Züge, die Puncte in Peters Lebensgeschichte näher aufklären möchten, sind sehr wenig, wie man in einem Werke, das nur Berichte von Kriegsopera-

operationen enthält, wohl erwarten kann. Einige solcher Goldkörner, die wir aus 650 Blättern voller Nichts (denn daran liegt der Nachwelt wenig, ob die Schweden bey dem Verlust von Narwa 40. metallene Canonen oder mehr verlohren haben, ob 1710. in Trieburg 89. schwedische Tambour oder weniger gefangen wurden,) erbeutet haben, wollen wir doch mittheilen. (S. 11.) Patkul hatte doch wirklich, nachdem zwischen Pohlen und Rußland eine Art von Conspiration angezettelt, um Riga den sächsischen Truppen in die Hände zu spielen, und er ertheilte dem Kaiser mündlich von seinen Intriguen Nachricht. Hager, Patkuls bester Biograph, sagt hiervon kein Wort: ob in der gründlichen jedoch bescheidentlichen Deduction von Patkuls Unschuld ebenfalls diese Anecdote mangelt, welche Carls des zwölften grausame Rache an seinem ehemaligen Unterthanen sehr entschuldigt, kann der Recensent, zur Zeit nicht bestimmen. Nach S. 13. fieng Peter der Große zuerst an, alle Befehle, und Rescripte, seine Briefe an andere Mächte mit seinem Namen zu unterzeichnen. Er und seine Vorfahren pflegten vorher, was sie schrifftlich ausfertigen liessen, nur mit einem Petschaft zu besiegeln. S. 20. Vor der Schlacht bey Narwa, bestand die ganze Rußische Regulaire, und nach Europäischen Fuß disciplinirte Militz aus zwey Regimentern, die zum Unterschied von den irregulairen Truppen Soldatski genannt wurden. Die Rußische Artillerie (S. 24.) war um eben diese Zeit in so schlechten Zustande, daß die vermoderten Lavetten vor Alter auf dem Marsch zerbrachen, und nach der Schlacht bey Narwa hatten die Russen einen solchen Mangel an Artillerie, daß um Canonen und Mörser zu giessen, alle Kirchen und Klöster durchs ganze Reich einen Theil ihrer Klocken hergeben mußten. Etwa noch einmal soviel möchte ein künftiger Lebensbeschreiber Peter des Großen auffinden, der mehr Beruf wie der Recensent hat, diese Relationen zu excerpiren. Aber diese langen Relationen in Peters des Großen Tagebuch, werden einige Leser sagen, sind getreue Urkunden zur Geschichte des nordischen Krieges. Auch das sind sie nicht. Sie sind zu partheyisch für Rußland geschrieben, und übertreiben, bey aller Gelegenheit die Vortheile des Siegers, und den Verlust der überwundnen Schweden. Man darf nur die Berichte der Schlachten bey Narwa, bey Lesno, und bey Pultawa lesen, oder mit den authentischen Berichten der Augenzeugen vergleichen. Wie einseitig ist S. 30. ꝛc. die große Niederlage der Russen bey Narwa beschrieben, und wie verschieden ist der Bericht von der

der Schlacht bey Lesno, wenn man diesen mit andern unverdächtigen Zeugen zusammenhält. Dies Tagebuch giebt einstimmig mit den gleich nach dieser Schlacht 1708. publicirten holländischen Berichten, die Stärke der Schweden unter dem Grafen von Löwenhaupt für 16000. Mann aus, da sie doch nach der genauesten Berechnung des commandirenden schwedischen Feldherrn (man sehe seine eigenhändig ohne allen Verdacht der Partheylichkeit aufgesetzte Lebensbeschreibung, im ersten Theil der schwed. Biographie des Hn. Prof. Schlözers) nur 8284. Mann stark waren. Von diesen schreibt der Verf. des Tagebuchs, sind 9500. Mann getödtet, 3603. gefangen, und 7500. der Niederlage entkommen. Zieht man aber nach dieser Angabe die Totalsumme, so waren die Schweden über 20000. Mann stark und stärker gewesen, als sie vorher von den Russen selbst angegeben sind. Andere Unrichtigkeiten, die aus eben dieser Quelle leicht zu verbessern wären, verringern den Werth dieses Tagebuchs, wenn es dermaleins als Quelle in der militarischen Geschichte Peters des Großen sollte gebraucht werden. Die Uebersetzung ist sehr Schülermäßig verfertigt, und der Uebers. hat nur sehr geringe Kenntniß seiner Muttersprache verrathen. Eine wichtige Verbesserung hat die deutsche Uebersetzung Hn. O. C. R. Büsching zu verdanken, die Namen der Städte, und sehr vieler hier oft genannten Hauptpersonen, waren sehr verstümmelt. Diese sind von ihm zum Theil in einem kurzen Anhange nach ihrer wahren Rechtschreibung abgedruckt worden. Dem ungeachtet liesse sich noch wohl eine nicht unbeträchtliche Nachlese halten.

Gl.

D. Gottfried Schütze — Schutzschriften für die alten Deutschen und Nordischen Völker. Erster Band. Neue verbesserte und vermehrte Ausgabe. Leipzig, verlegt von Joh. Friederich Langenheim, 1773. 1 Alph. 10 B. in 8.

Der V. hat in dieser Sammlung eine große Belesenheit in den Schriften der deutschen und nordischen Alterthumsforscher gezeigt, aber im geringsten nicht genutzt, neue Puncte in diesen Alterthümern aufzuklären, oder Irrthümer auszureuten, die Stopler und Abschreiber mit gelehrter Mühe in einem von historischen Kritikern so wenig bebauten Felde verpflanzt haben. Er hat hier ohne allen Prüfungsgeist, ohne

Aus-

Auswahl, Geschmack, und philosophischen Blick, von neuem compilirt, was seine kritischen und unkritischen Vorgänger über diese Sujets gedacht, geträumt, und gefabelt haben. Hrn. D. Schütze wird freylich unser Urtheil entrüsten, allein Troz des Anathema, das er, oder einer seiner Freunde, dafür in der schwarzen Zeitung erschallen lassen wird, können wir seine Schutzschriften nicht anders als Collektaneen empfehlen, die ein Kritiker erst vom unnützen Wuste scheiden, und mit Geschmack ordnen muß, wenn sie zur Erläuterung deutscher und nordischer Alterthümer dienen sollen. In allen zwölf Schutzschriften, findet sich nicht eine einzige neue Bemerkung, oder worinn genau der wahre und einzige Gesichtspunkt gefaßt wäre, nicht eine Entdeckung oder Aufklärung, die dem Leser, für den barbarischem Vortrag, oder für so mannichfaltige einseitige, falsche, und fade Raisonnements entschuldigte. Nirgends eine Spur von Genauigkeit, oder ächten Untersuchungsgeist. Bald werden Zeiten untereinander geworfen, und Zeugnisse die nur von den heidnischen und barbarischen Deutschen reden, als Beweise angeführt, Sitten und Gebräuche der christlichen Deutschen und Normänner zu erläutern. Bald müssen Romane, mit ächten historischen Denkmalen streiten, bald nordische Sagen, über Gegenstände, wo ihr Zeugniß ohne alles Gewicht ist, mit gleichzeitigen Beobachtern, und andern gültigen Beweisen kämpfen. Gleichzeitige Beobachter, Kritiker, Stopler, und Fabelschreiber stehen immer in einer seltsamen bunten Reihe bey einander. Der so nothwendige Unterschied bey den Begebenheiten alter Zeiten, zwischen Verfassung, Religion und Sitten roher und cultivirter Völker, ob beyden nicht oft aus Unwissenheit oder Mangel an Observationsgeist mancherley angedichtet worden, ob nicht das meiste von ihrem vermeinten Religionssystem, von ihren Scienzen und Meynungen zu gelehrt oder zu abstrakt für die Denkungsart roher Völker seyn möchte, dergleichen nöthige Präliminaruntersuchungen sind unserm Verfasser nie beygefallen. Zum Beweis darf man nur seine durch alle Schutzschriften zerstreuten Nachrichten von den Druiden mit einiger Aufmerksamkeit durchsehen. Der V. schildert sie als Gelehrte und Weltweise des achtzehnten Jahrhunderts, und als hocherleuchtete Bonzen, die mit dem Hrn. V. in gelehrten Contrasten, Antiquitäten, und schwarzen Zeitungen hätten wetteifern können.

Wir müssen noch den Inhalt dieser Schutzschriften näher anzeigen, aber der geneigte Leser wird uns entschuldigen, wenn wir weder ins Detail derselben gehen, noch dies unver-

 dank-

daute Chaos Schützischer Gelehrsamkeit nach gewöhnlichem Amtsbrauch mit der vorhergehenden Ausgabe vergleichen. Wir glauben vielmehr durch eine bloße Anzeige der abgehandelten Materien deutlich genug zu zeigen, wie wenig Aufmerksamkeit ein Schriftsteller verdient, der seine Stunden mit Untersuchung solcher müßigen und muckenseigerischen Fragen verdirbt, als in diesem Buche aufgelößt werden. In der ersten Schutzschrift wird bewiesen, daß die alten deutschen und nordischen Völker weit vernünftigere Grundsätze in der Religion gehabt, als die Griechen und Römer. Weil sie nemlich nicht so ungeheure Mengen von Götzen wie jene Völker verehrten, weil sie ihren Götzen nicht solche Schandthaten andichteten, und ihren Gottesdienst, nicht mit so schändlichen Gebräuchen befleckten. Aber reichen die geringen Nachrichten der römischen Scribenten wohl hin, uns einen vollständigen Begriff, vom Religionssystem unserer Vorfahren zu machen? ist es nicht vielmehr wahrscheinlich, daß sie nach dem Religionssystem aller wilden Nationen, die jedes Ding in der Natur von höhern Wesen beherrscht zu seyn glauben, der Zahl nach eben so viel Götter, wie die Griechen und Römer verehrten? Und kann man die Fictionen der Dichter wohl für die angenommene Dogmatick, der römischen und griechischen Theologie ansehen? S. 10. lesen wir etwas, welches wir nicht unangemerkt lassen können. Der Verf. beweißt hier nemlich aus einer Stelle der Edda, was die alten Deutschen für richtige Begriffe, vom höchsten Wesen hegten. Aber um wie viel später ist die Edda geschrieben, als daß sie über die Religion der Germanier des Tacitus zeugen konnte. Und was kann die zu den Zeiten des Christenthums von einem christlichen Verfasser geschriebene Edda von der deutschen heydnischen Theologie beweisen. S. 15. stimmt Hr. Schütze in die übertriebene Lobsprüche, die unsere neuern Bardensänger den Gedichten der alten Barden so unverdient beylegen. Toland hat auch hier unsern Verf.; so wie vor nicht gar langer Zeit Hrn. Denais in der Vorrede zu den Gedichten des Borden Sineds verführt, der in diesem Punkt der unsicherste Zeuge ist. Er schreibt gläubig alle Träume nach, und was irrländische Mönche über die alte Geschichte ihrer Insel, und über die hohe Cultur der Celtischen Völker gefabelt haben. Die zweyte Abhandlung mit etwas mehr Geschmack, Kritick, und Ordnung geschrieben, würde sehr interessant seyn. Der V. beweist darinn, daß den alten Deutschen viele Gottheiten angedichtet worden. Er schränkt sich aber nur auf die Irmensäule,

säule, den Crodo, Pustrich, Irdutte und noch einige Götzen ein. Daß die Irmensäule dem Andenken des bekannten Helden Arminius gewidmet gewesen, ist nicht glaublich. Die wilden alten Deutschen konnten ohne Schrift nicht das Andenken eines Helden durch so viel Jahrhunderte erhalten. Wenn Tacitus von Barden redet, in deren Gesängen Hermann der Nachwelt empfohlen ward, so muß man nur die Barden seiner Zeit verstehen, die diesem damals neuen Gegenstand, zum Vorwurf ihrer Lieder wählten. Mit ihrem Tode war auch Hermanns Andenken ausgelöscht, weil die Nachkommen kein Interesse an seinen Thaten hatten, und die neuen Helden der Nation die folgenden Barden beschäftigten, und die Lieder der alten verdrängten. Ueberdem sagt Adam von Bremen (L. I. c. 6.) daß die Irmensäul nicht nach dem Hermann benannt sey, sondern in der deutschen Sprache so viel als universalis columna bedeute. Die dritte Schutzschrift berichtigt einige historische Unrichtigkeiten in Absicht auf die Religion der alten deutschen und nordischen Völker in Baumgartens Geschichte der Religionspartheyen. Dies sind aber bey weiten nicht alles Berichtigungen, wie z. E. die 12. Anmerkung, wo Hr. S. in den Menschenopfern der alten Deutschen Anspielungen, auf das Versöhnopfer des Meßias finden will, die 14. über die Edda, die wir jetzt durch Hn. Ihres, und Schlözers Bemühungen besser kennen, die 15. wo wir gewiß etwas gründlichers über die Sagen und ihre historische Würdigkeit vermuhteten, nachdem Herr Gebhardi in der Vorrede zu seiner dänischen Geschichte dazu einige schätzbare Präliminarien gezeichnet hat. Die siebente Anmerkung über den Namen der Druiden, den er lieber mit Hn. Dreier (aus dessen Sammlung vermischter Abhandlungen er überhaupt manches Citatum, manche gelehrte Note erborgt hat) aus dem Scandischen Worte Diot, als richtiger von dem galischen Drui-ean, Dri-en (Eiche) deriviren will. Das verzeihen wir dem Hn. Verf. gern, daß er noch immer wie Pezron, Peloutier, und andere von einer sogenannten allgemeinen Keltischen Sprache redet, will doch Herr Thunmann auch lieber mit Psalmanazarn, die alten Fabeln nachlallen, als Gatterers und Schlözers Entdeckungen über diese Völker nutzen, will er und Hr. Büsching doch altgläubig lieber den Verfasser der Untersuchungen über die Wasken, Kymren und Gallen (s. den fünften Band der Altenburger Betrachtungen über die neuesten historischen Schriften S. 345-401.) lieber verketzern, als ihre Irrthümer verlassen. Allein seine Etymologie des druidischen Namens ist ohne alle

Wahrscheinlichkeit. Plinius wußte schon, daß sie ihren Namen von den Eichen hatten, ob er gleich irrt, wenn er ihn vom griech. Worte δϱυς herleitet. Eben dies beweiset dieser, wenn er den Namen der Druiden griech. σαϱωνις übersetzt. In der vierten Schrift, wird von den Freydenkern unter den alten deutschen und nordischen Völkern gehandelt. Wer einmal Züge zum Bilde eines unkritischen Stoplers braucht, wird in dieser Abhandlung die ausgesuchtesten Beyspiele finden. Die fünfte eine Vergleichung zwischen den Freygeistern des deutschen und nordischen Alterthums, und den starken Geistern der neuern Zeiten ist ganz im Geschmack der Antiquitäten geschrieben. Ueber die sechste, daß die Lehre von den Engeln den alten deutschen und nordischen Völkern nicht unbekannt gewesen, würde ein Paauw, oder sonst ein historischer Denker, fruchtbare Untersuchungen angestellt haben, wenn unter den Händen der Schütze alles verdorrt, was sie berühren. Von der siebenten, über die Lehren der alten deutschen und nordischen Völker von der Versöhnung mit Gott, können wir weiter nichts sagen, als daß sie wie überhaupt alle antiquarischen Untersuchungen dieses Bandes, ein Gewebe fader und einseitiger Raisonnements, voll pedantisch verschwendter Gelehrsamkeit, und übel angebrachten Ausschweifungen ist. Eben dasselbe müssen wir von der neunten, zehnten, und zwölften Schutzschrift sagen, worinn die alten Deutschen von der Beschuldigung gerettet, als ob sie ihre Kinder ins Wasser geworfen, die Meynungen der Celten, der alten Deutschen über die Entstehungsart der Erdbeben, untersucht, und die verschiedene Denkungsart der griechischen und römischen, und der deutschen und nordischen Dichter, in Absicht auf die Götterlehre mitgetheilt werden. Die eilfte Schutzschrift von der Unbilligkeit der ersten Apostel des nordischen Christenthums gegen die alte celtische und nordische Sprache, enthält einige gründliche Beobachtungen. Aber wie fürtreflich hätte das Sujet mit etwas erweiterten Plan, und etwas Sprachphilosophie bearbeitet werden können. Was Hr. S. in der neunten von der Aufmerksamkeit der deutschen und nordischen Völker bey entstandenen Mondsfinsternissen gesammlet hat, ist vom Hn. de Paauw in den Recherches philosophiques sur les Americains weit besser und richtiger untersucht worden.

Sch.

Joh. Steph. Pütters — vollständigeres Handbuch der deutschen Reichshistorie. Zweyte vermehrte Auflage. Göttingen, im Verlag der Witwe Vandenhök, 1772. 4 Alph. 6 Bogen in gr. 8.

Der Werth dieses Buchs ist längst zum Vortheil desselben entschieden, so viele Erinnerungen auch die historische Kritick über den Plan, und die Ausführung im Detail machen könnte. Diesen Plan hat der Herr Verfasser in der zweyten Ausgabe beybehalten, so daß im Ganzen alles wie die unveränderten Seitenzahlen ausweisen, ohne Zusätze, und Veränderungen geblieben. Vielleicht haben andere Geschäfte dem Verf. die Zeit genommen, diese Durchsicht vorzunehmen, oder welches wir ungerne glauben möchten, hat der Hr. V. gezweifelt seinem Handbuche eine größere Vollkommenheit zu geben. Die auf dem Titel bemerkten Vermehrungen bestehen, in der fortgesetzten deutschen Geschichte, nebst einer umständlichen Erzählung der vornehmsten Begebenheiten des letztern Krieges bis auf den Pariser und Hubertsburger Frieden. Auch sind in der Vorbereitung die seit der ersten Ausgabe gedruckten Materialien, und Beyträge zur deutschen Reichsgeschichte, unter ihre Rubricken eingeschaltet.

Et.

Codex Epistolaris *Rudolphi I.* Romanorum Regis, locupletior ex Manuscripto Bibliothecae Caesareae Vindobonensis editus, et commentario illustratus. Praemittuntur Fasti *Rudolphini*, seu rerum gestarum gloria ex ipsis cum epistolis, tum aliis antiquis monumentis et scriptoribus. Accedunt Auctaria Diplomatum cum Indice. Opera *Martini Gerberti*, Congregationis San-Blasianae in Silva Nigra Abbatis, Sacrique Romani Imperii Principis. Typis San-Blasianis 1772. die Fasti CLXXXIV. S. der Codex 254. in Fol. mit einer Zuschrift an den Kaiser, Vorrede und Registern.

Deutschland und Rom hatten 500 Jahr gestritten, als unter abergläubigen schwachen Kaisern und untreuen Wesiren die Völker von Mitternacht den Thron zerstörten, der

durch die Politick und den Heldenmuth der alten Patrioten gegründet worden war. Von da an war Deutschland in einer 400 jährigen Anarchie, in welcher sich die Sieger selbst aufrieben. Endlich blieb die höchste Gewalt den Franken, Ueberwindern Galliens, Burgundiens, der Westgothen, der Thüringer, der Bayern und der Sachsen. Wie Europa 1680. den großen Cometen, so sah es im neunten Jahrhundert die Macht der Karlovingen mit Erstaunen und Entsetzen. Sie verschwand, wie der Comet. Als zur Zeit ihres Verfalls dem ausgearteten Geschlecht Karls des Großen kleine Tyrannen Italien, Rudolf die halbe Schweiz, Boso das Reich Arles, mächtige Vasallen die Gewalt in Frankreich, Rollo Neustrien, die Blödigkeit der Monarchen alles Ansehen entriß, bekam unser Vaterland große Helden zu Königen. Sie waren zu groß und unternehmend für unsere Freyheit. Die Vorsehung, welche dieselbe erhalten wollte, lies Otto den Großen seine Macht von der Eyder bis an die Tuber ausbreiten. Das Heldengeschlecht der Ottone, der Heinriche und Friedrichen suchte unter einem schönern Himmel ein Reich. Der Usurpator, welcher im Abendland die Rolle der morgenländischen Dairi, Dalaikamen und Chaliphen spielte, widerstand ihnen; wie die alten Römer durch das Schwerdt die Welt erobert und hierauf mit Wissenschaften aufgeklärt hatten, so unternahm Rom in diesen Zeiten durch List die Oberherrschaft der Menschen zu erlangen, und durch derselben Aberglauben und Unwissenheit seine Gewalt zu befestigen. Hierüber wurden Ströme deutschen Blutes vergossen, und indes die Kaiser in Italien stritten, blieb Deutschland vom Despotismus frey. In dieser Verwirrung entstanden unsere Verfassungen: unser Vaterland wie zu Tacitus Zeit, bekam viele Fürsten von unterschiedener Macht; damals sind die Städte entstanden, als der Bürgerstand den Kaisern gegen die Grossen nützlich war; Hier sind die Samen unserer Rechte, auch die geistliche Gewalt nahm ihren Ursprung, und wuchs stärker an, als selbst zur Zeit der Druiden; wie es kömmt, daß Pommern und Baden verschiedene Rechte haben, wie die freyen Landleute in Ury, Schweiz und Unterwalden den Grund einer neuen beträchtlichen Conföderation legen konnten, warum nie kein Ludwig XI. die oberste Gewalt in Deutschland unumschränkt machen konnte, warum Hamburg und Lübeck nicht wie Florenz und Mailand mächtigen Familien dienstbar wurden, die Verwirrung, die unglückliche Zeit, die große Noth unserer Altvordern, unser heutiges Glück, und unsere

Ge-

Gefahren — alles dies lehrt die mittlere vaterländische Geschichte, und besonders die Historie jener Anarchie nach dem Absterben des großen Kaiser Friederichs 2. und dem Abgang der Hohenstaufen.

Zur selbigen Zeit war ein Interregnum. Gebauer glaubte das nicht, König Rudolf aber schreibt an Pabst Gregor. 9. Romano *jam pridem vacante* imperio, und nennt Friedrichen *ultimum* Romanorum Imperatorem, praedecessorem suum; wie eine Urkunde des Klosters Wurmspach von Imperio per mortem Wilhelmi *vacante* spricht, der Erzbischof Engelbrecht von Kölln im Brief an Gregorius IX. bezeugt, und das alte Fragment bey Wurstisen (II. 93.) bekräftigt: *Vacauit regnum Romanorum annos 23.* usque ad tempora Rudolphi. Als keine höchste Gewalt war, führten die Fürsten und Städte nach Maaßgabe ihrer Kräften ihre Prätensionen theils unter Begünstigung des von einigen erwählten Schattenköniges Richard, theils eigener Gewalt nach der alten Freyheit der Nation vor den Kaisern und Königen aus; es maßten sich auch einige manche Vorrechte an, welche sie lange vergeblich gewünscht, welche wieder mit der Kaisergewalt zu vereinigen, die folgenden Regierungen theils zu schwach, theils zu unruhig waren.

Im Jahr 1273. wurde König der Deutschen Rudolf, Graf von Habsburg, Erbe deren von Lenzburg und Baden, und der reichen Kyburger, Landgrave des Elsasses, auch von seinen Vätern her mächtig im Breisgau, durch seine Tapferkeit Schirmvogt der Reichsstadt Zürich. Er ist einer der größten Könige auf dem deutschen Thron, das Reich hat er beruhiget, den Landsfrieden hergestellt, gerecht geherrscht, und die Macht Oestreichs gegründet. Joseph aus seinem Geschlecht ist Kaiser; Abkömmlinge des Grafen von Habsburg haben in Madrid, in Italien, über Mexico, über Quito, auf der afrikanischen Küste regiert. Wer war dieser Rudolf? Wie fand, wie verließ er das Reich? Was hat vor und unter ihm seine Gestalt verändert?

Chronicken sagen es unvollständig; wir erfahren es richtiger von dem König selbst. Rudolf hatte so gelehrte Canzlar, daß sie in seinen Augen, welche die Unentbehrlichkeit gelehrter Männer einsahen, der höchsten geistlichen Würden fähig waren. Der eine wurde Erzbischof zu Salzburg, Gottfried der Protonotarius Bischof zu Passau, Heinrich von Klingenberg Bischof zu Kostanz. Ihre Arbeiten unter königlicher Direktion, 126 Briefe Rudolfs fand ein Abbt von Zweifalten vor

 mehr

mehr als hundert Jahren in seinem Kloster; 149. überreichte sein Nachfolger 1672. dem Kaiser Leopold. Einige wurden von Kalles, Czerwencka und dem verdienten Herrgott, des Abbts Arbeit wurde von Cennius 1760. zu Rom herausgegeben. Eine reichere Sammlung der Briefe König Rudolfs erhalten wir nun ab dem Schwarzwald von Martin Gerbert, gefürsteten Abbt zu S. Blasien. Unter einem Abbt mit solchem Untersuchungsgeist arbeiten die Mönche für die Instrukt.ion der Geschichtschreiber und Rechtsgelehrten; und die Klöster sind nicht mehr Wohnungen verächtlicher Müßiggänger.

In den Fastis Rudolphinis werden Rudolfs Thaten ungefähr im Geschmack Häberlins aus Urkunden und Chronicken beschrieben, oder vielmehr unter die Jahre geordnet, da sie geschehen. Erzählt werden sie nicht, nur angezeigt. Ob alle angeführt werden, ob der Einfluß des Königs in einige Specialgeschichten, und seine Verrichtungen, ehe er König war, in seinem Vaterland, ob alles erschöpft sey, daran zweifle ich sehr. In Fastis sollte billig die Jahrzahl am Rand stehen.

Hierauf 149 Briefe, welche ohne Data und Namen eigentlich zum Formular gemeiner Schreiber als Muster aufbehalten worden; dergleichen finden sich im Markulf, Peter von Vineis (V. 10. VI. 15.), in einem Codex des XIV. Jahrhundertes zu Wien, in Kardinals Thomas von Capua Dictator aus dem XIII. S. und sonst in manchen Bibliotheken. Der Fürst Martin hat Namen und Data aus der Geschichte hinzugesetzt, und scheint mir glücklich gerathen zu haben. Die Briefe sind schön und richtig abgedruckt, und mit gelehrten Noten erläutert. Nach dem Codex folgen dreyzehn Urkunden als ein Auctarium, 23 als ein erster, 26 als ein zweyter Anhang, ein Syllabus des Codex und der Anhänge und ein Materienregister. Die Zuschrift an den Kaiser ist nicht zu vergessen, und wie der Herr Abbt die Majestäten von Habsburg erinnert, aus diesem Codex ihrer Altvordern große Religiosität, Gottseligkeit, Verehrung der Kirche, ihrer Diener und besonders ihres Hauptes zu lernen, wit er sie lehrt, daß Thronen ohne Religiosität nicht bestehen können, und was der Herr Abbt weiter in Qualität kaiserlichen Hofkaplans über solche Dinge sagt.

Der wichtigere Nutze bestehet in der großen Kenntniß des deutschen Rechtes unter Rudolf, welche diese Briefe verschaffen, und welche nach des Herausgebers Sinn den Hrn.

Justizrath Pütter aufmuntern sollte, diese Epoche unserer Juridik zu beschreiben. Nicht allein gemeines Vaterland, auch so viele Spezialgeschichten werden bereichert und berichtiget. Der Hr. Abbt nennt dankbar viele Deutsche und Schweitzer, welche ihn mit Beyträgen versehen. Ein großer Theil des Einen Anhanges ist aus dem Archive der Stadt Zürich.

Vielleicht wären die Fasti lieber weggeblieben; die Briefe mit den Noten, und zur Vervollständigung die bloßen Stellen der Chronicken nach ihrem Alter, in der Zeitordnung abgedruckt, hätten dies Buch leichter zu lesen, zu kompletiren und zu brauchen gemacht. Indeß hat sich der Fürst auch so, wie er nun gethan, um das deutsche Recht, um die Vaterländische Geschichte ein wahres Verdienst gemacht.

Die Urkunde, wodurch der König seinen Söhnen Oestreich, Steyermark, Krain und Mark conferirt, hat einen merkwürdigen Anfang:

a Romani Moderator Imperii ab obſervantia legis, ſolutus legum civilium nexibus, quia legum conditor, non conſtringitur, et tum Legis Naturae dominium, quod ubique et in omnibus, principatus neceſſario profitetur. — Ideoque et nos, licet in excellenti ſpecula regiae dignitatis, et ſuper leges et jura ſimus poſiti, legis tamen naturae praeceptis et imperio caput noſtrum ſincere ſubmittimus, et eidem fidelitatis debitum exſolvere cupientes, notum fieri volumus — Imperii Romani fidelibus, — ad inſtinctum, imo potius imperium ac praeceptum ejusdem Legis naturae circa magnificentiam ſtatus prolis noſtrae et ſublimationem ipſius ſtudia noſtra convertimus, ac de libero et expreſſo conſenſu Imperii Principum, jus in electione Romanorum Regis ex longa conſuetudine tenentium - - - belehnen wir Albrecht und Rudolf unsere Söhne mit folgenden Ländern ꝛc.

Eine Probe der Schreibart dieser Briefe mag folgender seyn, welchen der König an die ungerechten Pächter schrieb 1274:

„Die Erde schreyt gegen Euch, die Seufzer der Armuth sind für meinen Thron gekommen. Rebellisch widersetzt ihr Euch dem allgemeinen Frieden, und zwingt die Reisenden zu Abgaben, welche sie nicht schuldig sind, zu Lasten, die sie nicht tragen sollten. Wenn ihr klug seyd, so werdet Ihr meinem Befehl folgen, eure Hände vor Ungerechtigkeiten verwahren und nichts einnehmen, als was billig ist. Alle

Kräf-

Kräfte, alle Sorgen, allen Ernst will ich anwenden, den kostbaren Frieden zu erhalten; das sollt ihr wissen.„

Iz.

Georg Christian Crollius, Westricher Abhandlungen. Erstes Stück, von den herrlichen Geschlechtern, welche im Bliesgau angesessen gewesen und besonders von dem aus dem Lünevillischen Geschlecht der Graven von Blieskastel entsprossenen Graven von Lützelstein in Westrich. Zweybrücken, bey Hollanzy gedruckt, 1771. 62 S. in 4.

Elsas und Westrich waren zwey Provinzen des alten Lothringischen Reiches, worüber die deutsche und französische Könige Conrad I. und Carl der Einfältige, streitig wurden. Elsas wurde ein Theil des Herzogthums Schwaben und Westrich eine eigene deutsche Provinz von dem Ursprunge der Saar bis zu ihrem Einfluß in die Mosel. Die Könige und die Metzische Bischöffe hatten von Zeit zu Zeit den größten Theil daran; übrigens waren viele unabhängige Herrschaften darinn, die aber doch von den Höhern noch mehrere Herrschaften zu Lehen empfiengen und damit ihre Besitzungen vergrößerten. Auch lag darinn der Bliesgau, von einem Flusse sogenannt, gleichwie der Saargau von der Saar, davon die Grafschaft Saarburg, heut zu Tage Saarbrück, ihren Namen hat. Das älteste Geschlecht im Bliesgau war das Salische, welches von Conrad dem Saliker an, dem deutschen Reiche Könige gegeben hatte. K. Henrich IV. hatte noch im J. 1072. die Vogtey über das Kloster Hornbach im Bliesgau, trat sie aber im J. 1100. an den Bischof zu Speyer ab; das war die oberste Erbvogthey, die Untervogthey war bey einem edlen Geschlechte, Hermann; von welchem man keine nähere Umstände weis, als daß 50 Jahre nach ihm Graf Simon I. von Saarbrücken Vogt gewesen; die Untervogthey war aber doch nicht Lehen sondern Eigenthum. Nach dem Salischen Geschlechte kommt das Geschlecht der ältesten Grafen von Metz; dann die Geschlechter der Grafen von Saarwerden und, was der Hauptgegenstand des ersten Stücks ist, der Grafen zu Blieskastel Lünevillischen Geschlechts aus dem 11. und 12ten Jahrhundert. Dieses Lünevillische Geschlecht hatte schon im 10 Jahrhundert in Lothringen geblühet, von ihm sind die Abteyen

beyen Beaupré und Lüneville im Bisthum Toul gestiftet; davon stammen auch gewisse Herren von Tiste. Der V. belegt seine Angaben mit Urkunden.

Des Freyherrn von Bielfeld Lehrbegriff der Staatsklugheit. Dritter Theil. — ni fallor — aus dem französischen übersetzt, mit allergnädigster Freyheit. Breßlau und Leipzig, bey Joh. Friedr. Korn dem ältern, 1773.

Der Hr. V. hatte eine gewisse Fertigkeit oder Neigung alles französisch zu schreiben; es ist aber gut, daß dieses Werk einem Mann in die Hände gerathen ist, der im Stande war, eine Uebersetzung in unsere Sprache zu besorgen, die der Würde des Süjets und der Sprache gemäß ist; denn es ist sonderbar, daß unsere Deutsche von einigem Range keinen deutschen Schriftsteller lesen wollen, wenn er französisch schreibt, alles hängt sich an ihn, um ihn zu tadeln und zu überzeugen, daß er der Sprache nicht gewachsen sey; und im gemeinen Leben sucht doch ein jeder vom Landjunker an bis auf den Haußknecht herunter eine Eitelkeit darinn, französisch zu sprechen, was er deutsch noch nicht versteht. Doch solche Nebenbetrachtungen beyseit gesetzt, verdient der Besorger dieser Ausgabe wahren Dank. Wir reden hier mit demjenigen Theile des Publikums, der diesen Schriftsteller schon kennet; diesem brauchen wir nur die Titul anzuzeigen, welche die Gegenstände der vorkommenden Abhandlungen bezeichnen, und hier und da einige auffallende Bemerkungen zu machen: Portugall; noch im vorigen Jahrhundert führten die Könige von Portugall noch nicht den Titul Majestät, sondern nur Hoheit oder Portugiesisch: Alteza — als daher der jetzige König dem Grafen zu Bückeburg im J. 1763. den Titul: Alteza beylegte, so erklärte er ihn ausdrücklich zugleich für einen Blutsverwandten von ihm, um ihn eines so königlichen Prädikats fähig zu machen — Spanien; die Spanier machen eine Nation aus, sagt Montesquieu, die ganz geschickt ist, ein großes und schönes Land unnützlich zu besitzen. Frankreich, der Franken Reich, regnum francorum; an dem Hofe der merovingischen Könige sprach man platdeutsch und an dem Hofe Carls des Großen und seiner Nachkommen hochdeutsch, unter dem Volk aber romanisch; gegen das Ende des neunten Jahrhunderts hörte man auf deutsch zu sprechen, dann entstand aus der

römischen und der deutschen die heutige französische Sprache, welche nun fast die allgemeine Sprache von Europa ist. Die Vorrechte der gallikanischen Kirche sind ein Beweis von der Weisheit der Nation; der Kanzler ist ihr Minister nicht des Königs, er legt deswegen keine Trauer an, wenn der König stirbt. Die Erniedrigung des Hauses Oestreich ist seit 300. Jahren die größte Staatsregul von Frankreich; und Oestreich für das Gegengewicht gegen Frankreich zu halten, daran hat sich ganz Europa gewöhnet. Der französische Gesandte bey der Pforte hat vor allen andern Gesandten in der Welt den Vorzug. **England** hat 12 Millionen Einwohner, kann aber nicht verhältnißmäßig Soldaten stellen, weil die Handlung und die Kolonien zu viel Leute erfodern. Die Einkünfte Englands sind unermeßlich. **Vereinigte Provinzien**, die größten Auflagen in der Welt und die leersten Kassen des Staats; die Ursachen liegen in den Reichthümern der Einnehmer und Bedienten. **Schweiz.** Jeder Schweizer ist Soldat und auch sogar die Priester haben ihre Exercir- und Musterungs-Zeit. 30. bis 40. tausend Mann sind in Französ. und 5. bis 6000. Mann in Holländl. Sold. **Italien**; ein irdisches Paradies; aber schwach an Kriegsvolk, der Artickel von Rom muß ganz gelesen werden, obschon viel Geschwätz dabey ist. **Deutschland.** Um die levantische Waaren aus dem mittelländischen Meere durch die schönsten deutschen Länder zu führen, dazu wird ein einziger nicht kostbarer Kanal vorgeschlagen. Zwischen Wien und Preßburg stürzt sich die Morau, die aus Mähren herkommt, in die Donau, wo sie bey Weiskirchen sehr nahe an die Oder stößt; hier sollten die beyde Flüsse Morau und Oder durch den Kanal vereinigt werden; dann könnte die östreichl. Handlung von Triest aus, alle levantische Waaren nach der Donau schicken, von der Donau können sie in die Morau, aus der Morau in die Oder, folglich in Schlesien, in die Mark, in Pommern, in die Spree, Havel und Elbe. Deutschland ist unter allen Ländern in der Welt am meisten bevölkert, (an China muß der V. nicht gedacht haben, welches wohl 6 mal mehr bevölkert seyn mag.) die deutsche ist die Nation, von welcher man im ernsthaftesten Verstande sagen kann, daß sie das Pulver erfunden hat; aber mit der Schaubühne und mit dem Geist belustigenden Schriften setzt der V. sie noch weit hinter die Franzosen. Deutschland hat noch viel Pedanterey, aber gewissermassen doch zu wenig; es würde weniger Halbgelehrte geben, wenn es mehr Pedanten gebe — fragt sich nur, ob die Welt besser durch Pedanten als durch Halbgelehrte regiert werde? —

Die

Die Regierungsform von Deutschland: „Das heil. römische „Reich wird von einem Senate souveräner Herren, alle von „der deutschen Nation, regieret, die beständig versammlet sind, „um mit einer gemeinschaftlichen Uebereinstimmung, die zum „Besten des Vaterlandes nothwendigen Entschliessungen zu „fassen, und welche ihre Macht zu dessen Vertheydigung ver„einigen. Der Fürst, welcher diesem Staate vorsteht, wird „aus dessen Gliedern erwählt. Durch seine Wahl erhält er „den Kaysertitul nebst der ersten Würde in Europa. Er stel„let die Majestät des deutschen Staatskörpers vor und „man gesteht ihm als solchem alle äusserliche Merk„mahle der tiefsten Ehrerbietung zu. Er ist aber ver„bunden, nach den Grundgesetzen des Landes und denen „Bedingungen, die ihm vorgeschrieben worden, zu regie„ren. Auch kann er nichts ohne die Einwilligung eben die„ses Senats unternehmen, dessen erstes Glied er ist.„ Bey dieser Definition ist nicht nöthig, daß die Regierungsform unter eine von den vier Aristotelischen Klassen gerechnet werde; es ist wenig daran gelegen, ob eine gute Regierungsform in die Reguln eines Lehrbegriffs, den ein Privatmensch erfunden hat, einpasse oder nicht; — so deucht uns auch; denn man kann ein sehr gutes Temperament haben, ohne daß es nothwendig sanguinisch, cholerisch, phlegmatisch oder melancholisch heissen muß. — Von der freyen Reichsritterschaft kann man die genaue Denkzeit ihrer ersten Vereinigung nicht angeben, sondern behilft sich, wie der Verf. sagt, mit der gemeinsten Meynung für das Jahr 1422. Wir glauben, daß das Jahr 1422. viel zu jung sey: denn wenn man da anfangen will, so haben wir keine Meynung, sondern Urkunden vor uns, das berühmte Nürnbergische Diplom König Sigismunds vom Sonntag vor Kreuzerhöhung 1422. worinn er der „Ritterschaft überall zu deutschen Landen volle Macht und „Gewalt gab, daß sie sich miteinander verpinten und vereinen „sollten 2c.;„ wenn man aber Meynungen von dem ältern Ursprung hier anbringen will, so ist wohl die gemeinste, daß die Rheinische Ritterschaft den Kaiserl. Tafelgütern angeklebet, folglich so ferner unmittelbar von Kaiser und Reich abgehangen hatte, bey welcher Unmittelbarkeit sie sich denn bey und nach Veräusserung der Tafelgüter bis hieher erhalten, die Fränkische und Schwäbische Ritterschaften hingegen unter den Herzogen standen, folglich nur mittelbar dem Kayser und Reich unterworfen waren; sobald aber die fränkisch und schwäbische Herzoge ausgestorben waren, so fiel der terminus intermedius,

dius, das Mittel, weg und die Ritterschaft wurde unmittelbar; das hat insonderheit die fränkische so fein einzuleiten gewußt, daß immer einer aus ihrem Mittel den bloßen Titul als Herzog von Franken führen und Bischoff von Würzburg dabey seyn sollte, um dadurch die Idee zu entfernen, daß das Herzogthum ledig wäre und also ein neuer Herzog gegeben werden müßte. — Die Religion der alten Deutschen: Sie hatten auch eine göttliche Dreyfaltigkeit: Teuton war der vornehmste Gott, vornehmer als seine Mutter, die Erde und als sein Sohn Mann. Oestreich und alle heutige Besitzungen dieses Hauses. Man hat fast nie ein gutes Buch oder einen geschickten Künstler aus Wienn kommen sehen, sagt der Verf. aber sein Herausgeber macht die Anmerkung dazu, daß, wenn der Verf. jezt noch lebte und schrieb, er ganz anders von Wienn reden würde. Preussen wird für Oestreich immer ein nützlicher Bundsgenosse seyn; in Polen muß nie ein französischer Prinz König werden; Schweden kann Oestreich nicht zum Freunde haben, und von Dännemark ist keine Frage. Rußland hingegen ist ein desto wichtigerer und mächtigerer Freund. — Preußen. Die kurze Geschichte der jetzigen Regierung ist bey allen Ansehen von Politik doch nicht sehr kernhaft. Polen. Die größte Freyheit, das Conföderations-Recht, was die Deutschen für Deutschland sacram anchoram itionis in partes nennen, ist die Quelle der gräulichsten Verheerungen. Dännemark. Die Leibeigenschaft erstickt den Fleis und die Manufacturen. Schweden. Lapland kan dem Könige nichts helfen, hat keine Soldaten und keine Handlung von Wichtigkeit. Ein Rennthier und ein lappländischer Bauer sind so genau mit einander verschwistert, daß es gleichviel ist, ob man mit der Peitsche das Rennthier oder seinem Führer trifft, um es aufzumuntern. Die lappländische Weiber können mit ihren Zähnen Fäden aus Zinn spinnen und Körbchen davon machen. Rußland; ein unermeßliches Reich, welches wenigstens ein Drittel von Asia und Europa einnimmt. Bey Astrachan wächst ein Kürbis, agnus Scythicus wie ein Schaaf gestaltet, mit einem wirklichen Pelz und blutrothem Saft. Seit Peter I. sind die meiste Manufakturen in Rußland wieder eingegangen. Das oschmannische Reich. Die Staatskunst der Türken ist, die Welt in der Unwissenheit zu lassen; Schöne Künste sind verachtet, weil ihnen ihr Gesetz alle Bilder verbietet. Die Türken sind unwissend, grob und raubgierig; wahre Wilde sind besser als solche halbgesittete. Wenn der Großherr geschwind Geld haben will, so schickt er einem Staatthal

halter eine Birn oder eine andere Frucht und sezt ihm die Summe dabey an, die er dafür bezahlen muß. Da loben wir uns unsre deutsche Birnen. Asiatische Reiche und Seeräuber an der barbarischen Küste. Die großen Mächte sind Freunde der Seeräuber, um durch sie die kleinen Seemächte, die Hansestädte, die italiänische Städte und die Nordische Nationen in Respect zu erhalten. England öffnet ihnen zu dem Ende sogar den Paß durch die Strasse in das Weltmeer. Der Herausgeber schließt endlich diesen dritten und vielleicht letzten Theil (wofern er etwann nicht selbst eine Fortsetzung uns geben wollte, die nach der Bündigkeit seines Tons und seiner Denkungsart zu urtheilen, das Werk krönen würde:) mit einer patriotischen Lection für die neue Schrift: das zweytausend vierhundert und vierzigste Jahr: „So sicher ist nicht Calchas Göttерspruch. Wir sind „vielleicht sehr übel daran; wir wollen aber dabey bleiben, „aus Furcht, es möchte noch ärger werden.„

Gm.

Jacobs de Bucquoy, Landmessers und Landchartenverfertigers in Diensten der Ostindischen Compagnie, sechszehnjährige Reisen nach Indien. Aus dem Holländischen nach der zweyten Ausgabe übersetzt. Nebst einem Auszuge aus Jacob Franckens unglücklicher Reise in den Jahren 1756-1760. Mit Kupfern. Leipzig, 1771. in 8.

Diese Bogen hätten wahrlich auch unübersetzt bleiben mögen; nichts enthalten sie, was lesenswerth wäre. Bucquoy wurde von einem englischen Seeräuber ergriffen, und mußte ihm eine Zeitlang auf dem Schiffe dienen. Er erzählt, wie dieses Gesindel unter sich lebt. Sie haben sich Gesetze vorgeschrieben, die sie genau beobachten, und halten ganz regelmäßig sogenannte Betstunden; vermuthlich aus Gewohnheit, wie tausend andere Leute, die unter einem andern Titel rauben. Der Taylor, so hieß der Räuber, setzte endlich den Verfasser ans Land, nackt und bloß. In Indien verdiente er sich etwas Geld, mit Unterweisung in der Mathematick. Franckens Nachrichten sind noch unfruchtbarer. Kupfer sind auf dem Titel genannt, weil eine erbärmliche Zeichnung von Rio de la Goa und die Weltkugel beygefügt sind.

S.

Altes und neues aus den Herzogthümern Bremen und Verden. Dritter Band. Stade in der Königl. Buchdruckerey. 1771. 1 Alph. 2 Bog. Vierter Band. 1772. 1 Alph. 2 B. in 8.

Diese Sammlung bleibt noch immer für die Einwohner und besondern Liebhaber der Specialgeschichte benannter Provinzen nur eigentlich brauchbar, und Ausländer müssen hier aus einem Wust großentheils unwichtiger Nachrichten, mit vieler Mühe aufsuchen, was etwa zur Erläuterung der deutschen Reichsgeschichte, oder Rechtsgelehrsamkeit dienen könnte. Dieser Fehler ist bey Sammlungen dieser Art so allgemein, daß wir wenige nennen können, wo nicht einzelne Familien-Nachrichten, allzu detaillirte Biographien unberühmter Privatpersonen, alte Aufschriften und Denkmähler and weitläuftige Auszüge unwichtiger Bücher, das Lesen eckelhaft machen. Wir wollen hier mit Vorbeylassung der unwichtigen Aufsätze, nur diejenigen anzeigen, welche sich vor den übrigen durch einen gemeinnützigern Inhalt, oder eine gründliche Ausführung auszeichnen. Im Anfange des dritten Bandes werden die Nachrichten vom Bremischen Adel fortgesetzt, insbesondere wird hier von einem Stipendio der Bremischen Ritterschaft, und dem bekannten Bremischen Ritterrecht, welches Lunig in Corpore Iur. Prud. germ. S. 1383. und der Herr von Puffendorf nach einem neuen revidirten, von König Georg 2. bestätigten Abdruck im 4 Band seiner Observationen S. 1139. eingerückt hat. Hr. Pratje hat noch einige Beylagen zu diesen Ritterrecht gehörig angehängt, welche aus verschiedener Verfasser ungedruckten Anmerkungen über dasselbe, nebst einigen differenten Meynungen über einige Stücke des Ritterrechts, samt dem Gutachten des Königl. Schwedischen Tribunals in Wismar hierüber bestehen. 2) Nachricht von Christ. Schwanmans eines ehemaligen großen Rechtsgelehrten Leben und Schriften. Dies Leben ist sehr genau, aber mit sehr wenig Geschmack und Auswahl beschrieben, und könnte halb so kurz doch etwas merkwürdiges sagen. Der wiederholte Abdruck so vieler Lobgedichte auf seine Werke, die ängstliche Ausführlichkeit seiner Leichenpredigten ist hier sehr überflüßig. 3) Nachricht von dem Gerichte Delmb, und den Kirchen daselbst. Ein schätzbarer Beytrag zur Bremischen Geographie. Die Nachrichten von allen Predigern im Kirchspiel Apensen standen in den Kirchen-Büchern an gehöriger Stelle, aber nicht in einem geographischen Bericht, worinn

wohl

wohl niemand dergleichen unbekannte, und ausser ihrem Kirchspiel unbeträchtliche Namen erwartet. 4) Fortgesetzte Sammlung Bremischer Urkunden, die in den vorigen Theil angefangen waren. Es sind in allen 18. Urkunden, davon die erste 1229. und die letzte 1322. datirt ist. Der Herausgeber würde sich den Lesern noch verdienter durch diese Sammlung machen, wenn sie mit mehrerer Genauigkeit abgedruckt wären. Fast in allen fehlen die Namen der Zeugen, man weis nicht ob sie von Kopien, oder Originalien mitgetheilt sind. Auch konnte sie der Herausgeber durch allerhand diplomatische Anmerkungen, über die Siegel, ob sie auf Papier, oder Pergament geschrieben sind, nützlicher machen. 5) Nachrichte von dem Verdischen Bischof Nicolaus von Ketelhodt, und dessen adelichen Geschlecht. Sie erläutert einen bisher nicht genug bearbeiteten Theil der Verdischen bischöflichen Geschichte. Die aus Falkens Tradit. Corbej. S. 729. angeführte Stelle von dem Ahnherrn dieses Geschlechts ist ein artiger Beytrag zu einer Abhandlung über den Ursprung der Zunahmen. Was S. 198. von dem quatuorviratu Nobilitatis megapolitanae gesagt wird, ist eine Fabel, deren Unrichtigkeit zu erweisen hier aber zu weitläuftig seyn würde. 6) Kurzgefaßte Beurtheilung dreyer in die Bremische Geschichte einschlagender Manuscripte. Das erste und wichtigste ist eine Nachricht von einer bisher unbekannt gewesenen Handschrift, von einer Schrift des Bremischen Bischofs Johann Rohde. Registrum bonorum ecclesiae Bremensis. Hr. Cassel hat diese Schrift im 1. Band seiner Bremensium genauer beschrieben, sie steht auch als ein Auszug im zweyten Tom. der Scriptorum Brunsvicensium, hier wird noch unter andern erwiesen (wie Häberlin schon mit einigen andern Scribenten dieser Sammlung gethan hat) daß Leibnitzens Auszug voller Fehler sey, und wichtige Stellen darinn weggelassen worden. Die Nachricht von der ehemaligen englischen Handlungscompagnie in Stade ist ein nützlicher Beytrag zur deutschen Handlungsgeschichte. Einige englische Handelsleute legten 1568. zuerst in Hamburg eine Niederlage an, wie der Herzog von Alba den Engländern allen Handel in den Niederlanden untersagte. Auf Ansuchen der Hanseestädte mußten sie Hamburg verlassen. Sie wandten sich darauf nach Stade, wo sie sehr viele Freyheiten genossen, aber auch diese Stadt auf Anregen der Hanseestädte, und von ihnen bewirkter kaiserlichen Befehle 1612. verlassen mußten. 8) Historische Abhandlung vom Glockenlehn ist Hrn. Böhmers bekannte Abhandlung übersetzt,

setzt, und mit einigen Urkunden über diese Materie vermehrt. Den Schluß machen wie in den vorhergehenden Theilen, Brem- und Verdische Todesfälle, Beförderungen, Landesverordnungen, und neue Schriften aus diesen Gegenden.

Aus dem vierten Theil bemerken wir folgende Abhandlungen, welche auch ausser Bremen und Verden intereßiren können. Zuerst die bisher unbekannte und zur Kenntniß des Brem- und Verdischen Staats unentbehrliche königl schwedische Instruction vom 20. Jul. 1652., wonach die in den Herzogthümern Bremen und Verden verordnete Bediente bey Regierung dieser Länder, und jeder sich in seiner Bedienung richten und verhalten sollen. 2) Fortgesetzte Nachrichten vom Bremischen Adel. Hier wird unter andern von der Gerechtigkeit desselben Nachricht gegeben, einen Oberappellationsrath beym Oberappellationsgericht in Zelle, und drey Hofgerichtsassessoren zu ernennen. 3) Aktenmäßige aber sehr verworren und weitschweifig gerathene Abhandlung von dem vormals gebräuchlichen Bottingsgericht, in so weit dasselbe über das Land Kedingen, und Kirchspiel Osten Competenz gehabt, wobey zugleich von der Verfassung der Deichgerichte im Lande Kedingen, und dem sogenannten Hamelrörder Thurmgericht gehandelt wird. Ein schöner Beytrag zu den alten deutschen Gerichtsverfassungen, jedoch muß man um völlig diesen Aufsatz zu verstehen, eine von den Abhandlungen z. E. Parerga Goettingensia T. I. L. 3. N. 7. Mevius von wucherlichen Contrakten (der hier aber an verschiedenen Stellen verbessert wird) P. 2. Cap. 8. S. 144. 145. vorher gelesen haben. 4) Geschlechtstafel der adelichen Familie von Berlepsch, ganz in der Manier eines kriechenden Clienten geschrieben, und mit unnatürlichen Etymologien, wieder aufgewärmten Fabeln, und kleinen unwichtigen Zügen angefüllt. Den Schluß dieses Theils macht eine gut geschriebene, aber noch nicht völlig geendigte Nachricht von dem Lande Würsten, welche die natürliche Beschaffenheit nebst der Geschichte dieses Landes in gehöriger Vollständigkeit, und ohne sich in micrologische Kleinigkeiten zu verirren, erzählt; nebst den neuesten Veränderungen im Brem- und Verdischen.

Gl.

Sammlungen zur der Geschichte Thüringens. Erste und zweyte Sammlung. Weimar, bey Carl Ludolf Hofmann, 1772. 8.

Hr.

Hr. Pastor C. W. Schneider in Weimar, der in der ersten Sammlung meistentheils Beyträge zur thüringischen Kirchengeschichte liefert, erläutert in zweyten Stücke aus ungedruckten Urkunden, und den geprüften Arbeiten seiner Vorgänger einige Begebenheiten der politischen Thüringischen Geschichte. Nur möchten wir zugleich zum Vortheil des Verlegers, und der Leser wünschen, daß Hr. Schneider, weniger gedehnt, weniger weitschweifig in seinen Untersuchungen, Nachrichten und ganzen Vortrage seyn möchte. Denn wir getrauen uns allemal, die erste Abhandlung des zweyten Stücks, welche den Karakter Herzog Wilhelms III. von Sachsen, gegen die Beschuldigungen seiner Zeitgenossen verthеydigt, um die Hälfte abzukürzen, ohne etwas weiter an dieser Abhandlung, als einige unnöthige Ausschweifungen gedehnte Beweise, Wiederholungen, und alltägliche Remarquen zu verlieren. Herzog Wilhelm lebte in der zweyten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, und war wohl allerdings ein löblicher Regent, ob ihn gleich die Mönche mit häßlichen Farben abmahlen. Die Triebfedern, und den Werth dieser Beschuldigungen hätte der V. genauer als S. 211. und 212. geschehen, untersuchen können. Untersuchungen, die unpartheyischen Lesern angenehmer und interessanter gewesen wären, als die Claßification seiner Tugenden, welche Herzog Wilhelm unsern Bedünken nach, doch nicht in größrer Maße als andere Fürsten seiner Zeiten besessen. Wunder war es freylich nicht, daß die Mönche und Geistlichen mit ihm nicht zufrieden waren, indem Herz. Wilhelm die Misbräuche der Klöster reformirte, seine Landesherrlichen Befugnisse gegen die Eingriffe der Geistlichkeit schützte, ihrer Vergrößerung wehrte, und die Geistlichen zuweilen gleich den weltlichen Unterthanen mit Auflagen beschwerte. — Zuweilen verliert sich unser Biograph oder Binder in den Ton des Lobredners. Den guten Geschmack dieses Herrn allein aus seinen wohlgebildeten Siegeln, und Münzen zu erweisen, ist gewiß übertrieben. Eher würden wir die Schönheit seiner Siegel und Münzen der zufälligen Geschicklichkeit seines Münzmeisters Hinrich Martersteck zuschreiben. Hätte aber der V. andere Beyspiele seines guten Geschmacks, von den geistlichen und weltlichen Gebäuden dieses Herzogs, oder von dem Schutz und der Unterstützung hergenommen, so die Künstler seiner Zeit vorzüglich bey ihm genossen, so möchten wir die Schönheit seiner Münzen als einen Nebenbeweis gelten lassen. Lächerlich ist es gar, wenn Hr. S. den Vorwurf einer unerlaubten Vertraulichkeit, zwischen

schen ihm und der Catharina von Brandenstein, von beyden dadurch abzulehnen sucht, daß der Herzog, ihr Bräutigam, sie in dem Einladungsschreiben zu ihrem Beylager Edle und Tugendhafte nennt. Wenn dies nicht die Sprache der Liebe, oder vielleicht die gewöhnlichen Curialien damaliger Zeit waren, so verbot schon die Politik unserm Herzoge seinen Agnaten, denen ohnehin schon diese Misheyrath nicht gefiel, die persönlichen Eigenschaften seiner Geliebte verdächtig zu machen. Ein und zwanzig Urkunden, davon viele zum erstenmal erscheinen, sind dieser Lebensgeschichte angehängt. Den Beschluß macht eine Geschichte der Marschälle von Tieffurt, die bey dem Grafen von Orlamunde das Erbmarschallamt führten, und in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ausstarben, so weit sich von diesem Geschlechte Spuren in Urkunden finden. Der V. kann zwar von Ihnen nur geringfügige Kleinigkeiten, Vermächtnisse an Klöster, Acker- und Güterverkaufungen, oder etwa melden, wo sie in Urkunden als Zeugen benannt sind: jedoch können dergleichen kleine Vorfälle, oft der Landesgeschichte in speciellen Fällen sehr viel Licht geben. Mit der dritten Sammlung soll nächstens dieser Band beschlossen werden.

Et.

---

11. Gelehrte Geschichte.

De vitis Philologorum nostra aetate clarissimorum. Volumen IV. ultimum. Auctore *T. C. Harlesio*, Culmbacensi. Bremen, Förster, 1772. 266 Seiten in 8.

Lakemacher S. 1:31. ein sehr geschickter Kenner des Griechischen und einiger morgenländischen Sprachen. S. 4:25. zieht Herr Harles seine Observationes philologicas aus. Bey dergleichen Sammlungen finde ich den philosophischen Geist der Alten gar zu selten, man sollte sein Bemerkungsvermögen an nützlichen Dingen üben, welche sich ausmachen lassen und zur Aufklärung der Menschen beytragen. Wenn die unbehülfliche Kollektaneengelehrsamkeit wegbliebe, so würden die Sammlungen schwinden, Unsterblichkeit des Namens aber, Gemeinnützigkeit und wahres Verdienst, ist besser als Louisdors.

Chri-

Christian Kruse's von Wittenberg (S. 31 = 57.) Observationen in den Probabilibus und in den nachgelassenen Werken scheinen mir merkwürdiger als die meisten von Lakemacher. Die eingerückten Briefe Geßners sind schön, und machen nach einer ganzen Sammlung derselben lüstern; er war nicht nur groß als Gelehrter, sondern auch als Mensch. Kruse dachte schlecht, seine Fehler sind aber so wenig ungewöhnlich, als seine Tugenden ausserordentlich.

Der Jesuite Sanadon (S. 58 = 72. geb. 1676. st. 1733.) hat Horazen geradebrecht und aus den Alten lateinische Verse gestoppelt. S. 73. Christoph Martini, zur Zeit auf dem Dorf Ebenriede Pastor. S. 86. Sebald Ravius. S. 99. Stöbers gelehrte Züge, Geschicklichkeit und Bekanntschaften machen ihn zu wichtigern Dingen geschickt, als wir noch von ihm gesehen haben. S. 114. Hoogeveen, Rektor zu Delft, hat nicht unmerkwürdige Schicksale erlebt, aber das wichtigste ist, daß er de particulis graecis ein Buch geschrieben, welches den Forschern des Griechischen empfohlen zu werden verdient. S. 138. J. M. Heinze oder Heinsius, Gottscheds bekannter Gegner, um unsere Muttersprache ein verdienter Mann, sollte statt alles andern von wichtigen Schriftstellern des Alterthums vollständige Uebersetzungen liefern. S. 155. Von dem arbeitsamen, fleißigen Hrn. Cassel haben wir eine bremische Litterär- und Pfarreyengeschichte zu erwarten; Aber doch wohl kein Namenregister, oder eine Compilation unbedeutender Anekdoten! Herr Harles nennt sie bereits opus magnae molis; S. 181. Hr. Zeibich, von dessen Leben und Wundern ich weiter nichts zu sagen habe.

Unter diesen Sternen verschiedener mindern Größen leuchten Reiske und Hemsterhuis, wie das Gestirn hervor das den Tag regieret. Als Reiske in seiner Jugend zu Halle Weisheit lernen sollte, empfahl man ihm besonders lange Gebete und fleißiges Lesen der Kompendien. Also plauderte er Tage lang vor Gott und war am zufriedensten, wenn er von seinen Seufzern selbst nichts verstand. Zu Leipzig legte er sich auf das Arabische und Rabbinische; was den Geist erleuchtet und das Genie anzündet, kannte er nicht. Zur Stillung seines arabischen Durstes begab er sich ohne Geld, ohne Addressen, ohne Holländisch, auf die Reise nach Leiden, und wünschte nun, nie da gewesen oder da geblieben zu seyn. Als ihm D'Orville mit 600. Gulden zum Amanuensis annehmen wollte, schlug er es aus: Ich bin nicht gekommen, Brodt zu verdienen, sondern arabisch zu lernen, zu Leiden auf der Biblio-

thek. Derselben Handschriftenkatalogus brachte er um neun holländischen Gulden in Ordnung, unterrichtete, verglich, excerpirte, übersetzte. Sein Gönner Dorville munterte ihn auf, Abulfeden Erdbeschreibung zu übersetzen, in 6 Wochen war sie fertig, aber es wollte sie niemand verlegen, sein Gönner gab ihm 300 Fl. für die verlorne Mühe. Als er Burmann's Petronius korrigirte, machte er Verbesserungen mit des Herausgebers Beyfall; als aber dieser starb, nannte der jüngere dieses Namens Reiske's freyere Aenderungen Betrug und Bosheit. Albrecht Schultens, welchen er hochschätzte, von welchen er aber glaubte, er könne so gut als Vater Homerus schlummern, wollte ihn gern weiters schaffen, durch ihn erhielt der junge Araber den Doctorhut als Mediciner. In Leipzig wurde er mit 100. Thalern arabischer Professor, im Kriege fast umsonst. Er mußte übersetzen, Register machen, recensiren; für das letzte wurde er von Menken nicht bezahlt, dafür von der Schule Schültensen und Burmanns desto reichlicher ausgeschimpft. Zwey Jahre gab ihm Ernesti seinen Tisch, und einst ein Graf von Wakerbarth 100. Thaler, 1758. ward er endlich Rector. Sein deutscher Demosthenes wurde vom deutschen Publicum verlacht, den griechischen wollte niemand kaufen. Zur Beförderung des Werks vergleicht seine Frau Codices, ordnet seine Excerpten und muntert ihn auf.

S. 215. Hemsterhuis zierlich beschrieben von Rhunken. Bernoulli von Basel, seinen Lehrer in der Mathematick schätzte er als eine große Gabe Gottes. Im 14 Jahr wurde er zu Amsterdam der Mathematick und Philosophie Professor. Bentlei in einem Briefe an ihn über seinen Pollux verbesserte die angeführten Verse der alten Komiker glücklicher als Hemsterhuis. Er sah von dieser Zeit an zween Monate das Feld der griechischen Philologie als bereits eingenommen an und verheelte es seinen Schülern nicht. Celsus sprach von großen Seelen vortreflich: Levia ingenia, quia nihil habent, nil sibi detrahunt; magno Ingenio et multa nihilo minus habituro convenit simplex veri erroris confessio (Hr. Rh. ists, welcher diese Stelle nach meinem Herzen anführt.) Aber der edle Jüngling wachte auf, nahm den großen alten Kritiker zum Muster, las und excerpirte vom Homer herunter das ganze Alterthum in der Zeitordnung, auch ließ er Mathematiker und Philosophen nicht vorbey, studirte die ganze Encyclopädie der den alten bekannten Wissenschaften, verband mit ihrer Philosophie unsere neue Art und beklagte die Geschichte des menschlichen Verstandes, welche man aus Uebersetzungen und

neuen

neuen Systemen stoppelt. Er fand die Geschichte nicht mit hinlänglicher Gelehrsamkeit geschrieben, den Geist eines philosophischen Kritikers vermißte er fast überall. Meine Zeitgenossen sehen die Kritick als ein Werk der Erudition und des Gedächtnisses an, sie ist eben sowol ein Werk des Genies. Ich bezeuge den wichtigen Einfluß kritischer Ausarbeitungen auf den Beobachtungsgeist aus eigener Erfahrung. Hemsterhuis bedaurte, daß zwar die Ohren und Finger zur Musik, die Füsse zum Tanzen, die Arme zum Fechten, aber nicht die Augen zur großen Kunst richtig zu sehen habilitirt würden. H. bestätigte, berichtigte und vervollkommnete Varro'ns, Skaligers und Saumaise'n Vermuthungen über die Abstammung des Lateinischen, und dadurch wurde seine Ueberzeugung von der nothwendigen Verbindung dieser Sprache mit der Griechischen gestärkt. Wer sie trennt, scheidet, sprach er, Leib und Seele, wer die Griechen nicht versteht, kann auch nicht Properzen und Horazen verstehen (fühlen.) Er sah in der Schreibart am meisten auf die Proprietät des Ausdrucks. Dies ists, nicht die Verschwendung der Tropen, was den guten Stylus macht, diese Majestät Cäsars achte ich, das höchste Meisterstück der Sprache zu seyn. Er dachte und las viel, schrieb aber wenig, ihm haben die Sprachenforscher ihren Valkenaer zu danken, Wesselingen diente sein Rath. H. glaubte er wäre zuerst zum Leben, dann erst zum Schreiben erschaffen. Er genoß seines Lebens. — Das worüber er schrieb, wollte er allemal erschöpfen. Sein Sohn Franz verehrte der Bibliothek zu Leiden seines Vaters Autores Classicos, alle voll Randglossen, wie ein H. glossiren kann. Seichten Vielwissern, welche was sie nicht verstehen, richten, widersprach er in Gesellschaften nie. Ich höre sie, sagte er, wie manchen Wohlehrwürdigen Prediger, welcher vor Schultens und mir den griechischen und hebräischen Originaltext mißhandelt. Er war der aufgeweckteste, freyste, liebenswürdigste Gesellschafter, und wurde von allen aufgeklärten Großen gesucht. Es besuchten ihn einst zween Herren von Wassenaer in Franeker, der frohe Scherz bey Tische fieng kaum an, da ihm ein Brief den Verlust eines Sohnes verkündigte, der weit vom Vaterlande gestorben war. Er wollte die Freude durch unnütze Klagen nicht stöhren, steckte den Brief bey, scherzte, und belustigte die Gesellschaft; erst da sie ihn verlassen hatte, nach 2 Tagen klagte er seinen geliebten Sohn. Er wußte zu schweigen und zu rechter Zeit zu reden. Durch die Alten begeistert und unvergleichlich gebildet, trug er die

niederländische Geschichte nicht wie ein Professor, sondern wie Polybius vor. Munterkeit und Kräfte behielt er bis ins zwey und achzigste Jahr.

Bey vielen, welche in unsern Zeiten in der Sprache der Römer schreiben wollen, decken altlateine Floskeln die äusserste Armuth der Gedanken und verzieren matte Bemerkungen. Auch würden wir Pastor und Professor lieber nicht weitläuftig umschreiben; ich lese dergleichen Namen nicht beym Cicero, aber er lebte nicht im 18. Jahrhundert.

Ich wünschte ein alphabetisches oder chronologisches Verzeichniß derjenigen, welche um die Philologie oder andere Wissenschaften in unserm Jahrhunderte sich Verdienste gemacht haben, mit Weglassung aller Komplimente, vielleicht gar aller Urtheile, nur mit dem Namen, dem Geburtsort, der Bedienung, dem vornehmsten Buch, dem Charakteristischen seiner Arbeiten, den merkwürdigen Lebensumständen der wenigen, deren Leben in der That sich auszeichnete, dem Jahr und der Art ihres Todes. Der philosophische Geschichtschreiber von Fernex hat nach dieser Art die Gelehrten unter Ludwig dem XIV. gleichsam vom Tribunal der Nachwelt gerichtet.

Iz.

---

12. Philologie, Kritick und Alterthümer.

Io. Alb. Fabricii Bibliotheca latina, nunc melius digesta et aucta diligentiae *Io. Aug. Ernesti.* T. I. II. Lipsiae apud Weidmanni heredes et Reichium, 1773. T. III. 1774. zusammen 4 Alph. 10 Bogen in gr. 8.

Unsre Leser erwarten wohl nicht eine umständliche Beurtheilung dieser neuen Ausgabe der Fabricischen lateinischen Bibliothek, mit einer Menge Zusätze und Verbesserungen, die ein großer Büchersaal und selbst unser Hamberger darbieten würden; *) zu solcher Nachlese ist hier weder der Ort noch Raum,

*) Nicht selten haben wir die neuesten Ausgaben, und solche, die doch eine Anzeige verdienten, übergangen gefunden. Z. E. vom Terenz die Römische Ausgabe vom Carl Coque-

Raum, und mit einer kurzen Angabe derselben sind uns schon die Göttingischen Herren Anzeiger zuvorgekommen; wir wollen nur anzeigen, wodurch Hr. D. E. die Brauchbarkeit des Werks in seiner neuen Ausgabe um ein Großes vermehrt hat. Manche dürften wünschen, daß Hr. E. die Fabricische Bibliothek von neuem unverändert, nur die Supplemente aus dem zweyten und dritten Bande an gehörigem Ort eingeschaltet, und seine eignen Bemerkungen besonders hätte abdrucken lassen; denn jetzt ist es unangenehm, da beyde in der ersten Person reden, oft nicht zu wissen, ob eine Anmerkung vom F. oder von Hrn. E. ist, welcher Unbequemlichkeit doch, wie T. II. p. 388. geschehen, durch die Einschaltung eines (F.), wo F. redet, hätte öfter abgeholfen werden können; doch ists zum Gebrauche bequem, daß man alles beysammen hat. F. Absicht war eigentlich, Nachrichten von dem Leben und den Schriften jedes Schriftstellers, zugleich mit einer Anzeige der vornehmsten Ausgaben ihrer Werke, Erläuterungsschriften und Uebersetzungen zu geben; allein er war, nach dem Geschmacke seiner Zeit, zu sehr Compilator, die Notitzen, die er bey Andern von einem Schriftsteller fand, schrieb er seinen Autoren bey, und schrieb sie hernach in seinen Bibliotheken zusammen; wie der Rec. selbst verschiedne vom F. beschriebne Claßiken gesehen hat. Daher bey ihm manches Unerhebliche und Entbehrliche, auch vieles am unrechten Orte. Von den Ausgaben, auch den seltnern und Hauptausgaben, die er selbst besaß, meldet er gemeiniglich kein Wort weiter, als den Herausgeber und den Ort und das Jahr des Drucks. Hr. E. hat nun ausserdem, daß er die Supplemente an ihrem Ort eingeschaltet, und alles in gehörige Ordnung und Verbindung gestellet, vorzüglich seine Aufmerksamkeit auf die Ausgaben gerichtet. Von diesen hat er meistens ein kritisches Verzeichniß gegeben, das von den Veränderungen, die mit dem Texte des Schriftstellers vorgegangen, Nachricht giebt; und bey einigen Autoren, die Hr. E. besser kannte, und wo er sich schon vorgearbeitet hatte, ist dieses sichtbar mit größerm Fleiße geschehen, als bey andern.

Dar-

quelines, die von Hrn. M. Jeune war vielleicht noch zu neu, von Nepos die kleinere des van Staveren, die Heusingerische, die Harlesische, von Ulpians Fragmenten und der Collatio Legum Mos. et Rom. die von Joh. Cannegieter; von. Hygins Astronomikon ist nicht des Zusatzes und der Varianten gedacht, die in Hrn. J. G. Vellers Alten aus allen Theilen der Geschichte Th. II. S. 230. ff. aus einer Freybergischen Handschrift abgedruckt worden.

Darneben hat er die Unrichtigkeiten in der Geschichte der Schriftsteller verbessert, doch sind auch verschiedne noch stehen geblieben; einiges nicht hieher gehörige ausgestrichen, (z.Ex. wenn F. im Kapitel, das vom Florus Nachricht giebt, alle Geschichtbücher nennet, die unter dem Namen Florus geschrieben worden) die Verzeichnisse der Uebersetzungen aber gelassen, wie sie waren, ohne die neuern, das wir gewünscht hätten, da sie wenigstens die Liebhaber der neueren Litteratur hier suchen dürften, beyzufügen. Den Inhalt des Werks dürfen wir nicht angeben. Der erste Band enthält das erste, der zweyte das zweyte, der dritte das dritte und vierte Buch; die christlichen Schriftsteller aber im dritten und vierten Buch sind weggeblieben; von diesen verspricht Hr. D. E. in einem eignen Buche vollständiger zu handeln.

XI.

Rhetores selecti, Demetrius Phalereus, Tiberius Rhetor, Anonymus Alexandrinus. Demetrium emendavit, reliquos e Mss. edidit et Latine vertit, omnes notis illustravit *Tho. Galeus*, Scholae Colet. M. Iterum edidit, varietatemque lectionis Aldinae adjecit *Io. Frider. Fischerus*. Lipsiae sumtu Io. Frider. Langenhemii, 1773. 18 Bogen in 8.

Den Text der Galischen Ausgabe, mit den Anmerkungen des Gale, und der sehr schlechten Victorischen Uebersetzung des Demetrius, hat Hr. Prof. F. unverändert abdrucken lassen, und nachher erst bemerkt, daß Gale, der den Demetrius versichert verbessert zu haben, nur die zweyte Victorische Ausgabe habe abdrucken lassen, noch mit einer Zugabe von Druckfehlern, die auch in dieser neuen Ausgabe stehen geblieben. Hr. F. hat die verschiednen Lesarten der Aldinischen, Victorischen, Caselischen und Glasgauer Ausgabe am Ende angehängt, mit seinen eignen kurzen Urtheilen darüber, und Hrn. Joh. Gottlob Schneiders Anmerkungen, meistens über die vom D. angezogenen Fragmente alter Schriftsteller. In der Vorrede bemerkte Hr. F., daß der Verf. des Werkchens περὶ ἑρμηνείας, wie andre schon erinnert hätten, nicht der alte Demetrius von Phalerus, der Schüler des Theophrasts, seyn könne; man sehe leicht aus der Schrift selbst,

daß

daß sie einen viel neuern Verfasser habe; auch nicht Dionys von Halicarnaß; wie Heinr. Valesius glaubte; denn unser D. brauche für ὑπόνοιαι das Wort ἀλληγορίας, das erst zu Plutarchs Zeiten aufkam. Ferner giebt der Hr. Prof. ein kritisches Verzeichniß der von ihm gebrauchten Ausgaben des Demetrius. Zwey ältere, und wo Gale die Verbesserungen des Heinr. Stephanus hergenommen, deren er oft erwähnt, hat er nicht auffinden können. Diese vermuthlich alle aus dem Thes. L. Gr. Eines Versehens, das sehr sonderbar wäre, finden wir in der Götting. philolog. Bibliothek Hrn. F. mit Unrecht beschuldiget; das angehängte Register weist nicht auf die Seitenzahlen des Demetrius und der übrigen Rhetoricker, sondern auf die Paragraphen.

Theoduli Ecloga. Ad Codices Mss. veteresque Editiones recensuit et cum lectionis varietate itemque commentatione critica edidit *I. G. S. Schwabe*. Altenburgi, ex officina Richteria, 1773. 88 Seiten in 8.

Theoduli Ecloga ist ein Gedicht aus dem zwölften Jahrhundert in Leoninischen Versen, ein Wettgesang des Pseustis und Alithia: jene erzählt die heydnische Fabellehre, diese die Geschichte der Bibel, und der Sieg ist, wie billig, nach dem Ausspruche der Phronesis, auf Seiten der Alithia. Ein Gewäsche, das nicht armseliger seyn kann. Ein Stückchen will ich daraus, weil gewiß nur wenige unsrer Leser dergleichen noch werden gelesen haben, zur Probe hersetzen:

Pseustis.

Pignoris egregii faciem metuens violari
Accrisius, feris obstruxit limina turris.
Sed jam tecta super pluviam stillavit adulter
Virginis in gremium: Danaes a) corruperat aurum;

Alithia.

In caveam missum non attigit ira leonum
Quamvis passa famem, tutante Deo Danielem,

Signa-

a) Ohne Zweifel ist Danaen, wie die Goldastische Ausgabe hat, zu lesen.

Signatis foribus, cui prandia detulit intus
Habacuc, uno transvectus regna capillo.

— — —

Pseustis.

Triste mari vectis Helenae respectus in astris,
Frugibus aerugo, serpentum sibilus agro,
Hortos talpa fodit, digitos urtica perurit:
Omnia quis divum potuit componere b) tantum?

Alithia.

Dulce viro mulier, pratis aventibus imber,
Mandragorae c) sterili, fons agricolae sitienti:
Praecellunt cunctis animae, (*quae*) velamina carnis
Exuerint postquam, placarunt judicis iram. d)

Diesen Schnickschnack, der schon öfter gedruckt war, hat nun Hr. Schwabe aus dreyen Handschriften, und durch Vergleichung der ältern Ausgaben, einige wenige Stellen abgerechnet, so correkt geliefert, als nur möglich war, und in der Vorrede von allen Theodulis, von den Leoninischen Versen, und den Versmachern, die solche geschrieben, von den Handschriften und Ausgaben unsers Theoduli umständliche Nachricht gegeben. Das Werkchen ist, wie man von der Richterischen Buchhandlung gewohnt ist, sauber auf Schreibpapier gedruckt.

Pl.

Kato der Aeltere od. M. Tullius Cicero, vom Alter, der höchsten Stuffe des menschlichen Lebens. Aus dem lateinischen übersetzt von Johann Franz Wagner. Ulm, bey Wagner, 1770. 95 Seiten in 8.

Des

b) Nach einer unglücklichen Conjektur für confringere.

c) Deutlicher wäre Mandragoras, oder, wie Goldast hat, Mandragora.

d) Auch hier hat Hr. Schwabe sehr unglücklich die Lesart der Handschriften verlassen:

Praecellit cunctis, animae velamina carnis
Exuerint postquam, placari numinis iram.

Des Cicero Gespräch vom Alter ist sehr bekannt, und deutschen Lesern ist auch aus der Uebersetzung des Cäsar u. a. bekannt, wie Hr. Wagner die Alten zu übersetzen pflegt. Im ganzen richtig, auch deutlich, so daß sich die Uebersetzung ziemlich ohne Anstoß lesen läßt. Zuweilen ist sie auch zierlich. Nur fehlt eine gewisse Ründe der Perioden: aus den Partikeln, den Hülfswörtern der deutschen Sprache, ist nicht aller Vortheil gezogen, um die deutsche Schreibart so concis und anmuthig zu machen, als die Urkunde ist. Doch dies kann man beynahe von allen deutschen Uebersetzern der Alten sagen, unter denen Hr. W. immer eine rühmliche Stelle verdient.

A.

Chrestomathia Latina poetica, edita et animadversionibus illustrata a *Theophi. Christo. Harles*. Altenburgi, ex off. Richteria. 1770. Ohne Vorrede und Register, 387 Seiten.

Bey der Anzahl von Chrestomathien, die verschiedene gelehrte Schulmänner, zum besten der Jugend, die zu einer genauen Bekanntschaft mit den Alten stufenweiß geführet werden sollte, aus griechischen und lateinischen Schriftstellern zusammen getragen haben, kam es uns Anfangs seltsam vor, daß Hr. Harles noch den Einfall habe bekommen können, erst eine Griechische und jetzt auch eine Lateinische Chrestomathie aus Dichtern zu sammlen und herauszugeben. Wir überdachten unterdessen bey dieser Gelegenheit die Einrichtung derjenigen Sammlungen, die wir bereits hatten, und fragten uns selbst, ob wir mit derselben zufrieden seyn könnten, — — was wir an jener vermisseten; was wir herauswerfen, was dargegen hineinsetzen möchten? Kurz, wir machten uns einen Plan, wie wir, wenn ja eine Poetische Chrestomathie geschrieben werden sollte, solche einzurichten gedächten. Nicht für eigentliche Anfänger in der Sprache darf sie seyn, dachten wir, so daß einzig die Absicht auf das ganz leichte gerichtet werden müsse, sondern so, daß der ganze Umfang der Dichtkunst einer Nation in ein solches Buch zusammen gefasset werde, und derjenige, der diese Sammlung lieset, Muster von aller Art der Dichtkunst kennen lerne, und von den besten Dichtern einer Nation deutliche Ideen erhalte. Dieser Absicht und diesem Plane zu Folge setzten wir folgende Regeln fest: 1) eine

poetische Chrestomathie muß, so viel möglich, Beyspiele und Muster aller Dichtungsarten enthalten, damit theils die Regeln der Poetik dabey gelehret und durch die hierzu gewählte und in die Chrestomathie aufgenommene Beyspiele erläutert werden können; (zu welchem Behufe wir bey jeder neuen Classe, wo eine neue Dichtungsart anfieng, die Theorie davon, auf eine richtige, faßliche und im Geschmacke des Hrn. Heyne, vor seinem Virgil, geschriebene Art voraussetzen würden. Freylich dürfte aber dieses nicht als ein wesentliches Stück einer jeden poetischen Chrestomathie angesehen werden; sondern im Fall diese Theorie z. B. in einer griechischen Chrestomathie gelehret worden wäre, so könnte sie in der lateinischen wegbleiben.) Theils auch die Verschiedenheit des Metri kennen zu lernen und die Prosodie, welche in unsern galanten Zeiten über die Maßen vernachläßiget wird, mehr zu üben. 2) Sie muß nicht Beyspiele aus drey oder vier Dichtern, sondern aus allen denjenigen enthalten, die durch Genie, Geschmack und Wissenschaft ihrer Kunst und Sprache Ehre gemacht haben. Der Grund, worauf diese Regel beruhet, ist nicht schwer zu entdecken. Die poetische Chrestomathie erhält dadurch eine solche Beschaffenheit, vermöge welcher sie als eine Einleitung in die ganze Litteratur, worzu sie gehöret, angesehen werden kann, dergestalt daß der Leser oder Schüler das Genie der besten Dichter aus einzelnen Proben kennen lernet. Und um diesen Zweck zugleich, und desto gewisser zu erreichen, wünschten wir, daß von jedem Dichter, aus dessen Werken, Stücke mitgetheilet werden, litterarische Nachrichten, die dessen Leben, Genie, Studium und übrige Schriften betreffen, vorausgeschicket, oder, welches wir lieber wollten, als ein Anhang beygefüget würden. Es ist wahr, wir haben Sammlungen solcher Leben, auf die der Verfasser einer Chrestomathie allenfalls nur verweisen könnte: allein die gemeine sind zu kurz, oder nicht in dem Geiste abgefasset, wie es der Absicht gemäß ist. Besonders könnte der Begriff von den übrigen Werken der bey dieser Gelegenheit gegeben werden sollte, nicht aus dergleichen Sammlungen von Lebensbeschreibungen genommen werden, wenn er anders vollständig, nützlich und einleuchtend seyn sollte. Dies vorausgesetzet, wird sich 3) die zu beobachtende Auswahl, in Ansehung der Stücken selbst, welche Chrestomathiefähig sind, leicht bestimmen lassen. Einer vernünftigen Methode zu Folge muß auf das leichte und auf das angenehme gesehen werden: denn es sind junge Leute, die Theils erst lernen sollen, wie

man

man Dichter lesen müsse, und folglich vom leichten zum schwerern geführet werden wollen, theils die durch angenehme Stücke gereizet werden müssen, um überhaupt Geschmack an der Lectüre der Dichter zu finden. Hiernächst ist nöthig, immer auf etwas Ganzes zu sehen. Zerrissen darf nichts werden: ein Gedicht und eine jede regelmäßige Arbeit kann ohne Verwirrung und Dunkelheit kein Glied missen; der unzerstümmelte Zusammenhang erleichtert den Verstand des Lesers und erklärt durch sich selbst, was ohne oder ausser ihm finster bleibet. Sogar bey prosaischen Stücken, und hauptsächlich bey den Auszügen aus Xenophons Schriften, die Gesner in seine Chrestomathie genommen hat, wird es zum Nachtheil des Schriftstellers und der Leser merklich, daß hier und da Stellen ausgelassen sind, die man vermisset. Und darum muß auf lauter solche Stücken bey der Wahl gesehen werden, die für sich ein Ganzes ausmachen, und doch eine proportionirte Länge haben, so daß die Grenzen einer Chrestomathie keine Abkürzung fordern dürfen. Gedichte, die zu lang sind, lieber ganz weggesetzet, als abgerissene Stellen aus Ihnen! In diesem Stücke hat Heinze bey seiner Chrestomathie gefehlet; so wie auch darinn, daß er nicht genug auf recht gute und unterhaltende Gedichte gesehen hat; denn viele enthalten bloß sehr matten Witz. — Heldengedichte — — (scherzhafte ausgenommen, wenn sie kürzer sind, und doch die Regeln der Epopee lehren können;) auch theatralische Stücke werden also von einer kleinern und nicht ganz allgemeinen poetischen Chrestomathie ausgeschlossen werden müssen. 4) Sollen Anmerkungen beygefüget werden? Ja. Und worauf sollen sich diese einschränken? Ausser der Theorie jeder Dichtungsart, ausser den Leben rc. jeder Dichter, davon wir schon vorhin geredet haben, besonders darauf, daß sie a) die Sprache der Dichter, b) alles dunkele, was durch Mythologie, Geschichte, Erdbeschreibung, und Alterthümer oder durch Vergleichung mit Werken der Kunst, Gemmen, Gemählden u. s. w. ingleichen mit nachgeahmten Stellen anderer Dichter, die gleichsam eine Genealogie ausmachen, erläutert werden muß, kurz aber doch vollständig aufklären, und den Leser in den Stand setzen, nicht nur die vorgelegte Stücke, sondern überhaupt jeden Dichter dieser Sprache mit weniger Schwierigkeit zu verstehen. Sie müssen auf eine recht praktische Weise (Heine über den Virgil ist noch das einzige Beyspiel dieser Art,) die Geheimnisse der Kunst eines Dichters, bis zur Empfindung aufschliessen. — —

Dies überdachten wir, da wir gegenwärtige neue poetische Chrestomathie zur Prüfung in die Hände nahmen. Sind unsere Gedanken — sind die Regeln eines solchen Buches richtig, die wir vorgetragen und festgesetzet haben, so wird uns unser Leser auch ein richtiges Urtheil von dem Buche selbst zutrauen; denn von Partheylichkeit sind wir hier ohnedem weit entfernet. Hr. Harles hat seiner Chrestomathie grössten Theils diejenige Eigenschaften gegeben, die wir an einem solchen Buche erfordert haben. Die Dichter, aus welchen er ausgelesen hat, sind Virgil, nehmlich blos die zweyte und vierte Ecloge, M. Aurel, Olymp, Nemesianus, T. Calpurnius, Alb. Tibullus, Sex. Aur. Propertius, P. Ovidius Naso, aus welchem letztern er die zahlreichste Stücke herausgenommen hat, nehmlich einige Briefe aus den Heroiden, verschiedenes aus den libris amorum (ob hier gleich nicht schlüpfriche Stellen ausgesuchet worden sind, so dürfte doch bey einigen das Bedenken entstehen, daß durch verliebte Gedichte die Lust der Lectüre nicht erwecket werden müsse.) Einige Fabeln aus dem 1. 2. 7. und 13ten Buche der Metamorphosen, (die besten und angenehmsten Erzählungen sind hier nicht ausgesuchet worden.) Wir würden anders gewählt haben. Die 3 ersten Fabeln des ersten Buches halten wir in Ansehung junger Leute für weniger unterhaltend und zugleich für die schweresten, welche für solche Leser hätten aufgehoben werden können, welche die Verwandlungen ganz zu lesen Lust haben.) C. Valer. Catullus, C Horatius Flaccus, M. Valer. Martialis, Cl. Claudianus und D. Junius Juvenalis. — Der Leser wird leicht einsehen, welche Dichter ausgeschlossen worden sind. Die vornehmste hat Hr. Harles nicht übergangen; und da er sich in Ansehung der Dicke des Buches hat einschränken müssen, so ist es billig, ihn zu entschuldigen, daß er nicht Proben von mehreren Dichtern eingerücket hat. Bey der Auswahl der Stücken hat zugleich der Sammler immer auf etwas Ganzes gesehen. Excerpte und abgerissene Erzählungen oder Gedanken hat er ganz vermieden, welches wir als eine Tugend dieser Sammlung ansehen. Beyläufig hat er sein Augenmerk auf Parallel-Stellen zu seiner griechischen Chrestomathie gerichtet, die er herausgegeben hat. Ein Lustspiel aus dem Plautus und Terentius, ingleichen ein Trauerspiel aus dem Seneca, vielleicht auch zu Anfang etwas aus dem Fabeldichter Phädrus würde die Sammlung freylich vollständiger und geschickter gemacht haben, um durch sie junge Leute mit allen Arten von Gedichten bekannt zu machen, de-

ren Regeln, Plan und Character, mit Beyspielen unterstützet, zu lehren, und zugleich die großen Männer selbst, welche ihre Nation durch dergleichen Werke des Genies erleuchtet und für die Nachwelt auch selbst für andere Nationen schätzbar gemacht haben, nebst ihren übrigen Schriften; folglich den besten Theil der Litteratur ins Licht zu setzen. Allein da solches ausser den Grenzen des gegenwärtigen Buches war, so würde es uns billig seyn, wenn wir es dem Herausgeber zum Verbrechen machen wollten, daß er nicht nach unserm Sinne die Grenzen erweitert habe. Vielmehr erlauben wir uns die Bitte an Hr. H., daß er uns, ausser dieser, noch mit einer andern Sammlung beschenken wolle, die gleichsam den zweyten Band von der gegenwärtigen ausmache, darinn er sich bemühe, einzelne Muster der theatralischen Dichter, aufzustellen, und, wofern er einerley mit uns denket, noch eine Nachlese aus andern Dichtern anzustellen, die im ersten Bande nicht stehen. So könnte alsdenn diese Chrestomathie als die beste Schule zur Dichtkunst, zur Bildung des Geschmacks und zu einer hinreichenden Vorbereitung, die Dichter der Römer zu lesen, angesehen werden.

Die Ordnung, in welcher der Herausgeber die vorgenannte Dichter gestellet hat, ist uns nicht einleuchtend. Sie ist nicht chronologisch, sie hat auch keine Classen nach den verschiedenen Dichtungsarten, und sie läßt sich auch nicht methodisch nennen, so daß, ohne Rücksicht auf das übrige, das Leichtere vorangesetzet worden wäre: denn wenn das letztere wäre, müßte Martialis weiter vorne und Horatz hingegen ganz hinten seinen Platz gefunden haben. Es ist dies zwar kein wesentlicher Fehler, indem jeder Lehrer ohne Schwürigkeit die vorgelegte Dichter in einer andern Ordnung vorlesen und erklären kann, unterdessen erinnern wir es deswegen, weil wir gar nicht einsehen können, warum Hr. Harles keine festgesetzte Regel in Ansehung der Ordnung befolget habe.

Der Herausgeber, den wir in Ansehung der Auswahl gelobet haben, verdienet auch wegen der beygefügten zahlreichen und zum Theil weitläuftigen Anmerkungen unsern Beyfall. Von ihm selbst sind die wenigsten und unbeträchtlichsten: aber das gereicht dem Samler nicht zur Schande. Genug, daß von ihm mit eben so guter Auswahl aus den besten Commentatoren zweckmäßige Erklärungen herausgesuchet worden sind, als er die Stücken selbst gewählet hatte. Die Anmerkungen erklären die Sprache der Dichter, Alterthümer, Mythologie, Geschichte und Geographie. Wir sehen sie für sich betrachtet, als eine eigene Chrestomathie aus den Commentarien

über die lateinische Dichter an, und glauben, daß derjenige, der durch sie diese Sammlung verstehen gelernet hat, zugleich so mit der Sprache der lateinischen Dichter, mit ihren Bildern u. s. w. bekannt geworden sey, daß er hernach die ganzen Dichter selbst mit einer merklichen Leichtigkeit lesen und verstehen werde. Hr. Harles hat zu Anfang der Stücken, immer eine kurze Nachricht von jedem Dichter vorausgesetzet. Diese wäre recht gut; nur müßte sie belehrender seyn. Dabey ist uns dies als eine kleine Eitelkeit vorgekommen, daß er aus dem Crusius immer Englische Brocken einrucket, die er ohnedem schon lateinisch mitgetheilet hatte. — — In den Anmerkungen hat der Sammler hier und da die Verschiedenheit der Lesearten beygesetzet und beurtheilet. Die Absicht, in welcher er dieses gethan hat, ist diese, daß junge Leute zugleich in der Wort Kritick geübet werden sollten. Wäre es aber zu dieser Absicht nicht besser gewesen, das Urtheil und die Auswahl der besten Leseart ganz weggelassen zu haben? Sonst sind die beygesetzten Lesearten blos aus gedruckten Ausgaben der Schriftsteller genommen, nur die Stücke aus dem Horaz ausgenommen, bey welchen der Verf. Vergleichungen aus Handschriften der Altorfischen Bibliothek, die von Hrn. Nagel angestellet worden sind, genutzet hat.

Schade ists, daß das Buch durch allzuviele Druckfehler verunstaltet worden ist, die bey jungen Leuten immer mehr Unbequemlichkeiten, als bey andern, verursachen! Unterdessen darzu kann der Verf. nichts, weil er nicht an dem Druckorte gewohnet hat. Hingegen fällt ihm allein etwas anderes zu Last; eine zu sehr vernachläßigte lateinische Schreibart, nicht in einzelnen Worten, sondern in der ganzen Zusammenfügung, davon wir überall Beyspiele finden, die jedem aufmerksamen Leser aufstoßen müssen, ohne daß wir sie auszeichnen.

Hm.

Thesaurus Epistolicus Gesnerianus. Collegit et praefatus est *Christ. Adolph Klotzius* Vol. I. Halae Magd. — 1. l. Curt, 1768. 12 Bogen. Vol. II. ib. 1770. 11 Bogen und 2 Blätter.

Man hat diesen schätzbaren Briefwechsel der Willfährigkeit des Hrn. Hofr. und Leibarzts Gesner, zu Dresden, eines Sohnes des großen Johann Matthias, zu danken, der sich

sich durch Verwendung des Hrn. Uhle und durch die Bitte des Hrn. Klotz hat bewegen lassen, nicht nur die Bekanntmachung vieler Briefe, die sein sel. Vater hinterlassen hat, zu erlauben, sondern, da solche in seinen Händen waren, selbst die Auswahl derer, die gedruckt werden sollen, zu übernehmen, und von Zeit zu Zeit hinreichenden Vorrath zu einzelnen kleinen Bändchen an Hrn. Klotz zu überschicken. Der sel. Gesner hat die meiste Briefe, welche er an gelehrte Männer geschrieben hat, in einer durch junge Leute oder durch seine Kinder und Enkel besorgte Abschrift, erhalten und nebst den von andern an ihn geschriebenen Briefen aufbewahret, in der Absicht, daß solche noch der Nachkommenschaft zum Unterrichte oder zu einer angenehmen Lecture dienen sollten. Schon im J. 1733. schrieb er in einem Briefe an Hrn. Rektor Christgau zu Frankfurt an der O.: „Servo ego epistolas tuas in iis, quas etiam ab his, qui post nos erunt, cognosci dignas judico. (S. *Thes. Epist. Gesn. to. II. p. 364.*) In seinem höhern Alter aber sah er seinen aufbewahrten Briefwechsel gewissermaßen als das Archiv seines Lebens und überhaupt als das Archiv eines beträchtlichen Theils seines gelehrten Zeitalters an, dessen sich Hr. Hamberger dereinst bedienen sollte, wenn er die, seinem Lehrer versprochene, Lebensbeschreibung ausarbeiten würde. Daß nun die Urkunden vor dem Leben und ohne dasselbe gedrucket werden, wird jedem Leser gleichgültig seyn. Genug, daß die Urkunden ächt und zuverläßig sind. Von dem letztern kann unter andern dies eine genugthuende Probe seyn, daß, wie wir zufälliger Weise erfahren haben, die Originalbriefe, so bald sie abgedrucket sind, wieder in die Hände des Besitzers zurück geliefert werden müssen. Diese Sorgfalt ist Hrn. Gesner rühmlich, und wird selbst Hrn. Klotz eben so angenehm seyn, weil dadurch allem Mistrauen vorgebeuget wird, das bisweilen ohne Ursache und wohl gar boshafter Weise erreget zu werden pfleget.

Die Briefe des ersten Bändchens sind zwischen Gesner und C. A. Heumann, und einige wenige auch mit G. N. Köhler gewechselt worden. Manche enthalten wenig gelehrtes; aber sie sind dennoch nicht unangenehm, wegen der reinen leichten und ungezwungenen Schreibart, wenigstens in Gesners Briefen, und wegen der Kunst, die Gesner musterhaft besaß, die Sprache der Freundschaft und des feinern Umgangs auszudrucken. Die meisten unterhalten die Leser mit etwas aus der Litteratur jener Zeiten oder mit einzelnen philologischen oder kritischen Bemerkungen. Vielen Stof gaben die

Bücher der briefwechselnden Gelehrten, die sie entweder herausgegeben haben, und worüber sie sich einander ihre Zweifel sagen, oder die sie noch herausgeben wollen, und sich diesfalls über deren Einrichtung u. s. w. unter einander berathschlagen. Bisweilen theilen sie sich überhaupt Bemerkungen aus ihrer Lektüre, Zweifel u. s. w. mit. In diesem ersten Bändchen gefällt uns am besten der Streit zwischen Gesner und Heumann, über die Grenzen der Kritick, in Ansehung der zuwagenden Muthmaßungen; welche jener einschränket, dieser erweitert.

Im zweyten Bändchen stehen Briefe von G. N. Köhler, die immer etwas philologisches oder antiquarisches enthalten; von Jac. Facciolati, welche hauptsächlich die Ausgabe der Scriptorum rei rust. und Morgagni und Pontedera Beyträge dazu betreffen; mit P. Burmann, Herm. Boerhaave, C. G. Schwarz, J. W. Berger, J. A. Fabricius, J. G. Lakemacher, G Thomasius, die, wo nicht alle (denn einige sind blos aus Höflichkeit geschrieben,) doch großentheils, die Geschichte der Gesnerschen Schriften, unter andern auch des Lucians, erläutern. Zuletzt stehen noch einige Briefe an F. O. und J. B. Menken, wie auch an M. G. Christgau, die nicht sonderlich intereßiren.

Man hat die Vorsicht gebraucht, vertrauliche Briefe nicht mit in diese Sammlung zu bringen. In der That ist dies eine Tugend, welche bey der gegenwärtigen Sammlung besonders geschätzt und unsern Zeiten zur Nachahmung empfohlen werden muß. Vertrauliche Briefe, sie seyn noch so schön geschrieben, noch so wichtig am Inhalte, müssen nie gedruckt werden! Unterläßt man dies, und handelt ferner gegen die verschonende Achtung, welche man der Offenherzigkeit verstorbener Freunde schuldig ist; so muß man sich nicht weiter wundern, wenn jeder ehrliche Mann in unsern Zeiten Bedenken trägt, vertraute Briefwechsel zu unterhalten. Ein paar Briefe oder wenigstens einige Stellen in solchen, sind übersehen worden, die unter die vertraulichen im eigentlichen Verstande gehören, und also nicht hätten gedrucket werden müssen: S. 292 : 297; ingleichen S. 20. Was *in aurem* gesagt ist, muß Nimmer gedrucket werden!

Auf einen fehlerfreyen Abdruck ist gar nicht gesehen worden. Beyde Bändchen, hauptsächlich aber das zweyte, sind durch eine Menge Druckfehler verunstaltet. Hin und wieder stehen auch die Briefe in einer unnatürlichen Ordnung. Z. B. Einige S. 305 : 9. müßten hinter S. 310. erst stehen;

der

der S. 336. sollte erst nach 339. folgen: denn sonst stehen die Antworten früher, als die Briefe, durch welche jene veranlasset worden sind

In der Vorrede und Dedication an Hrn. Meusel bekommt Hr. Nicolai (Berolinensis bibliopola restim ducens cum Herdero Raspioloque suo) seinen Theil.

Ef.

Theoph. Chr. Harles Opuscula Varii argumenti. Accedunt specimen Thesauri epistolici Schwarziani et alia. Halle, bey Gebauers Wittwe und Sohn, 576 Seiten, nebst 1 Bogen Dedikation und Vorrede in 8.

Der Verf. hat auf Verlangen einiger Gelehrten seine einzeln und zum Theil bey Gelegenheit seiner Aemter verfertigten kleinen Schriften, die ihm unter mehrern die wichtigsten dünkten, hier gesammelt, mit Verbesserungen und Zusätzen bereichert, und zugleich wie der Titel schon ausweiset, einige neue auch fremde Sachen hinzugefügt. Wir wollen zuförderst das Verzeichniß davon hersetzen. 1. De pedantismo philologico. 2. De Galantismo aesthetico et philologico. 3. De originatione vocabuli Nurenberg. 4. Quaestio num in condendis conservandisve litterarum Universitatibus utilitatis quam maxime habenda sit ratio. 5. Memoria I. G. Krafftii: 6. Mem. Clarae Iulianae conjugis I. C. Rudolphi — Praemitt. philologumena et philosophumena de opinione veterum de animo hujusque post mortem fato. 7. Ulterior disquisitio commentat. superior. 8. Mem. Schmidlin. Praem. disp. de animis piorum ad coelestem musicam redeuntibus secundum placita quorundam vett. philosophorum. 9. De artificio atque ornatu ep. Pauli ad Philemonem. 10. Emendationes ad Stobaei Sententias. 11. Obs. criticae. 12. Var. lectt. cod. Hamb. qui Ovidii Metamorph. continet. 13. I. F. Facii Collatio cod. Terent. Helmst. 14. De Theologia, inprimis Fato et Iove Homeri. 15. De feminarum conditione et auctoritate apud gentes quasdam antiquas. 16. Io. Kappii Emendatt. et Conjecturae in Cornel. Nep. 17. De Mercurii statuis ante aedes et januas apud Graecos positis. 18. De Ἑρσηφορια festo Graecorum. 19. Christiani Harlesii prolusio de Phaedri fabu-

bulis, num ab iis primordia linguae latinae sint capienda? 20. Specimen Commercii epistolici Schwarziani. Von diesen einzelnen Hrn. H. selbst gehörenden Abhandlungen ist, so viel wir sehen, allein N. 10. bisher ungedruckt gewesen; in welchem zur dritten Ausgabe des Gesnerischen Stobaeus aus einem ehemals dem Nic. Rittershus zuständig gewesenen Exemplar hinzugefügten Verbesserungen und Muthmassungen theils vom Conr. Rittershus, theils von einem unbekannten Gelehrten von S. 181-190. mitgetheilt werden. Sie können einem künftigen Herausgeber des Stobaeus selbst oder der Schriftsteller die dieser excerpirt hat, vielleicht dienlich seyn. N. XI. S. 191-196. enthält auch einige neue Zusätze, und betrift überhaupt Stellen aus dem Tibull, der Anthologie, dem Phaedrus, Vell. Paterculus und Demosthenes de Corona.

Die N. XII. S. 197-213. aus einem in der Hamburgischen Dombibliothek befindlichen etwa 600jährigen Codex von Ovids Verwandlungen mitgetheilten Varianten hat der Verf. vom Hrn. Longolius erhalten, der sie vor mehr als 40 Jahren bereits zu seiner Burmannischen Ausgabe hinzuschrieb. Hier werden nur zur Probe die verschiednen Lesearten in den ersten drey Büchern hergesetzt, und Hr. H. scheint nicht sehr geneigt, wenn er noch Ovids Verwandlungen herausgeben sollte, viel neue Mühe auf die Vergleichung der Varianten zu wenden, da Heinsius und Burmann ihm schon so viel darinn geleistet zu haben dünken. Unter vielen nichtsbedeutenden sind doch einige merkwürdige.

Zu den fremden dieser Sammlung einverleibten Aufsätzen gehört, wie schon der Titel zeigt, zuerst das XIIIte Stück S. 214-386. Hr. Facius hat mit vielem Fleiß die Varianten aus einem von ihm vorher beschriebnen Helmstädtischen Codex des Terenz (die ungefehre Bestimmung seines Alters vermissen wir) gesammelt. Hr. H. hatte diese Anfangs zu einer vorgehabten Ausgabe des Terenz bestimmt, weil aber Hr. Reiz schon eine neue Ausgabe besorgte, so gab er sein Vorhaben auf, und theilt hier die Varianten um so mehr mit, da Hr. Reiz, dem er sie anbieten ließ, sie ihm nicht abforderte. Auch hier finden sich manche wichtige Lesearten, versteht sich freylich unter einem großen Wust von entbehrlichen und schlechten. — Das XVI. Stück S. 458-69. enthält Herrn Kappens (des Herausgebers vom Julius Obsequens) Muthmaßungen und Verbesserungen zum Cornelius Nepos. Die kürzern hat Hr. H. seiner von diesem Schriftsteller besorg-

sorgten Ausgabe (Erlangen 1774.) einverleibt, hier theilt er auch die längern mit, die dort nicht Platz hatten. Sie machen den kritischen Einsichten ihres Verf. Ehre, wenn man gleich auch nicht allezeit mit ihm einstimmig denken sollte, worüber sich jedoch, hier einzulassen Zweck und Raum nicht verstatten. — Das XIX. Stück S. 499 = 518. ist ein vom bereits verstorbenen Bruder des Hrn. H. im J. 1754. geschriebenes Program, das zwar etwas zu wortreich aber doch in einer sehr guten lateinischen Schreibart und dabey ordentlich, die im Titel aufgeworfne Frage dahin entscheidet, daß man den Phaedrus billig nicht mit den ersten Anfängern der lateinischen Sprache lesen sollte. — Der Recensent bittet Hrn. H. um Vergebung, daß er diese lineolas sententiarum, wie sie in der Abh. de Galantismo aesthetico p. 96. heissen, wo nicht viel gutes von ihnen gesagt wird, gerade in der Anzeige seines Werks zuweilen braucht; sie sollen hier keine Gedanken= sondern simple Absonderungszeichen seyn.) Die XXste Nummer S. 519. 568. enthält Briefe an den seligen Schwarz in Altdorf und von ihm. Hr. H. hat von seinem Schwiegervater dem Prof. Weiß in A., der Schwarzens Schwiegersohn war, diese Briefe oder vielmehr die ganze Correspondenz des seel. Schw. erhalten, und ist nicht abgeneigt, sie sämtlich so weit sie gelehrten Inhalts sind, bey mehrerer Muße mitzutheilen. Ein ohne Zweifel angenehmes Geschenk, zumal wenn der Herausgeber auch in Ansehung der eigentlich gelehrten Briefe gleichwol eine etwas strenge Auswahl machen wollte. Denn nach einem Zeitraum von mehrern Jahren interessiren doch auch selbst manche gelehrte Briefe (die eben weil sie Briefe sind, doch weder völlig ausgearbeitet seyn, noch sich recht vollständig auf einzelne Materien einlassen können,) das Publikum weniger als den, an welchen sie gerichtet waren: die hier mitgetheilten sind vom Grafen von Bünau, die den Leser willkommen seyn werden, von Beyschlag, Bernhold (beyde weniger wichtig; da sie großentheils Komplimente enthalten) Buder, Bengel, Bel und dem Gr. von Firmian, nebst einigen Briefen von Schwarz an Beyschlag (das ihm von Schwarz ertheilte akademische Testimonium hätte immer wegbleiben können) dem Gr. von Firmian und Popowitsch. Die wichtigsten scheint Hr. H. mit Vorsatz hier n[illegible] nicht haben mittheilen zu wollen. Auch sehn wir nicht ein, [illegible]rum er aus den an Popowitsch gerichteten Briefen ni[illegible] paar so wol den seeligen Gesner als zwey noch lebende [illegible] Gelehrten betreffende Stellen oder vielmehr die [illegible]n ni[illegible] wichtigen Briefe weggelassen hat, da er ja unter [illegible]n

wählen hatte. Die Entschuldigung in der Vorrede: „judicium de duobus viris celeberrimis infra ab illo latum iniquius mihi videri, aequi lectores mihi credent lubenter,„ sagt nichts, und dergleichen nicht für das Publikum geschriebene Stellen der Wel mittheilen, ist und bleibt Mißbrauch, der unter edel denkenden Leuten nicht statt finden sollte. — Schließlich noch im allgemeinen ein Wort über Hrn. H. eigne hier gesammelte Aufsätze. Bey dem Amte das Hr. H. zumal gegenwärtig bekleidet (er ist Prof. der Rhetorick und Poesie in Erlangen) ist er nun einmal genöthigt, manche Gelegenheitsschriften zu verfertigen. Es wäre unbillig über die Wahl der Materien und ihre Ausführung einen solchen Mann durch strenge Beurtheilung chikaniren wollen, man weis, wie eilig dergleichen Arbeiten oft gemacht seyn müssen, wie alltäglich meistens ihre Veranlassungen sind u. s. f. Aber eben um deswillen müßte denn auch ein Gelehrter, wenn er nun diese seine kleinen zum Theil eilig von der Hand geschlagnen Schriften wieder sammeln will, sehr strenge in seiner Auswahl seyn, und lieber das meiste der Vergessenheit aufopfern, als selbst durch ihre nachmaligen Ausbesserungen sich zu wichtigern Arbeiten die Zeit rauben, und was noch schlimmer ist, sich der Gefahr aussetzen, dadurch in der Meynung des Publ. von ihm auch nur etwas zu verliehren. Aufrichtig zu urtheilen, dünkt uns Hrn. H. Auswahl lange nicht strenge genug. Gleich z. B. die beyden ersten Abhandlungen de Pedantismo und Galantismo, die 94 Seiten ausfüllen, sind gar zu gedehnt, zu voll von Gemeinörtern (sit venia verbo) und jagen zu ängstlich nach einem nicht sehr gefallenden Witze, der freylich vor einigen Jahren einmal Mode werden wollte, es aber itzt glücklicher Weise nicht mehr ist. Als Programme lassen sie sich auch itzt noch lesen, aber wozu ihr sorgfältiges Aufbewahren in einem eignen Fascikel. In den übrigen Abhandlungen ist ebenfalls einzeln manches Gutes, viel (oft zu viel) Belesenheit und doch bleibt noch immer die Frage: verdienten sie noch einmal in einer so korpulenten Sammlung abgedruckt und aufbehalten zu werden? „Aber „man hat ja ähnliche Sammlungen von Gesner, Ernesti, „u. a. Auch Heynens Opuscula hat man uns längstens versprochen, und mancher erwartet sie begierig.„ Ey nun so konnte freylich auch Hr. Hofr. Harles seine Opuscula drucken lassen, und wir schweigen. — — Das mag einmal zum Schluß ein Gedankenstrich seyn! — —

We.

Deutsche

Deutsche und lateinische Chrestomathie zum Gebrauch der Schulen und Gymnasien. Frankfurt und Leipzig, bey P. H. Perrenon, 1772. 132 Seiten in 8. wozu noch ein 2ter Theil von 240 Seiten ausser der lateinischen, die 128 Seiten ausmacht, 1773. hinzugekommen ist.

Der Verf. findet es für die Jugend sehr fürträglich, wenn sie früh zur Lektür angewöhnt wird. Er hoft, die gegenwärtige Sammlung werde desto eher gut seyn, da die darinn enthaltenen Stücke schon sich in ähnlichen Sammlungen, die in gleicher Absicht gemacht sind, finden. Wegen des nützlichen Gebrauchs verweiset er auf Sulzers Vorrede vor seinen Vorübungen. Da aber gar nichts vorzügliches diese Sammlung auszeichnet und die Funkische, Iselinsche und Sulzersche vielmehr weit vollkommner ist: wozu brauchen wir denn diese? Anstatt der poetischen Erzählung Gellerts vom Damokles findet man hier eine prosaische, die niemand lieber lesen wird. Diese und ähnliche Aenderungen geben diesem Buch keinen Werth und wenn es diesen nicht von Aenderungen bekommt: so sollte der Sammler bedenken, daß, wenn die gesammleten Stücke schon sich in andern Chrestomathien finden, wie er anmerkt, er desto weniger berechtigt wäre, eine neue Sammlung drucken zu lassen. Im zweyten Theil kommen einige gute Stücke aus der Moral vor. Auch finden sich darinn Uebersetzungen aus dem Curtius und Cäsar, ferner Charaktere und vermischte Aufsätze. Daß ein Mann von Genie und Geschmack nicht das alles zusammen gesucht oder geschrieben hat, sieht man aus allem und auch besonders aus den hier vorkommenden poetischen Stücken, worunter folgendes zur Probe dienen mag.

Ein Fluß verräth durch Rauschen sich, daß er sehr tief nicht lauft,
Ein Bote, daß er müde sey, wenn er sehr schwitzt und schnauft:
Wer allzusehr mit Worten pocht, giebt deutlich an den Tag,
Daß seine Lunge ziemlich viel, das Herze nichts vermag.

Wollte der Herausgeber den Druck dieser Sammlung dadurch rechtfertigen, daß er eine lateinische Chrestomathie damit verbunden hat: so wäre dagegen zu erinnern, daß jeder, der etwas deutsches und lateinisches in einem Bande zusammen haben will, Millers Chrestomathie oder die Büschingische oder

eine andre Sammlung zu bessern deutsch als die seinige ist, hinzubinden lassen kann.

S.

Publii Ovidii Nasonis Tristium Libri V, Ex Ponto Libri IV, ex recensione *Petri Burmanni*. Animadversiones interpretum excerpsit suasque adjecit *Theoph. Christo. Harles*. Erlangae, ex off. Wolfg. Waltheri, CIƆ IƆ CCLXXII 8. Ohne die Vorreden des Hrn. H. und der Auszüge aus den Vorreden anderer Herausgeber, ingleichen das Register abgerechnet: 546 SS.

Hr. Harles hat durch Erzählung der Umstände, unter welchen er diese Ausgabe einiger Gedichte des Ovids, die am häufigsten mit jungen Leuten pflegen gelesen zu werden, zu veranstalten gezwungen worden ist, jede sehr strenge Beurtheilung seiner Arbeit abgewiesen. Gesetzt also, sie sey blos eine erlaubte Fiction und eine künstliche Wendung der Vorsicht und Bescheidenheit, so leget sie uns die Pflicht auf, das Buch nicht nach dem Ideal der besten Handausgaben zu prüfen, und was jenem nicht entspricht, als Mängel auszuzeichnen, sondern vielmehr, ohne Rücksicht auf dasjenige, was zur größern Vollkommenheit und Bequemlichkeit mehreres hätte gewünschet oder gefordert werden mögen, blos diejenige Vollkommenheiten zu erzählen, welche Hr. H. dieser beschleunigten Ausgabe vor den bisherigen gegeben hat. Sie sind immer beträchtlich genug, um zu wünschen, daß wir nur für das erste alle oder doch die vornehmste claßische Schriftsteller der Griechen und Römer in gleichguten Ausgaben besitzen möchten. Denn daß es uns bey einer großen Menge von Ausgaben, gleichwol an zweckmäßigen Handausgaben fehle, daran wird niemand zweifeln, der diejenige kennet, welche wir gegenwärtig besitzen. Verschiedene aber immer noch die wenigsten, haben das Verdienst, worauf es freylich hauptsächlich ankommt, uns einen richtigen Text und den noch mit einer Last von Varianten überliefert zu haben: aber auf eine für junge Leute nothwendige exegetische Beyhülfe, die an schweren Stellen nie verlässet, die aus der Geschichte, Geographie und andern Theilen der alten Gelehrsamkeit die nöthigen

thigen Kenntnisse ergänzet, ohne in Weitschweifigkeit zu verfallen, die weder zu wenig noch zu viel für den jungen Leser saget, und die auf eine gründliche Weise die einzelne Schönheiten des Dichters u. s. w. entwickelt, ist, wenn wir wenige Beyspiele ausnehmen, fast gar noch nicht gedacht worden.

Unter der, freylich harten und unbilligen, Bedingung, welche Hr. H. seinem Verleger eingegangen hat, alle Wochen zwey bis drey Bogen zu liefern, hat er mehr, als der strengste Richter verlangen konnte, geleistet. Er hat zuvörderst für einen richtigen Text gesorget, und zu gleicher Zeit auch solchen durch Anmerkungen erläutert. Für die Richtigkeit des Textes hat er gesorget, indem er 1) den Burmannischen zum Grunde geleget hat, von welchem er nur selten, und nie ohne Anzeige der Gründe abgegangen ist. 2) Bey den Libris Tristium hat er Merula's Ausgabe (Venet. 1449.) verglichen; bey den Briefen e Ponto aber Theils eine Handschrift der Bayerschen Bibliothek, Theils Vergleichungen aus einer Erfurtischen Handschrift zu Rathe gezogen. Und ausserdem hat er noch zu eben dieser Absicht 3) die kritische Vermuthungen zweyer Gelehrten, Jak. Phil. de Medenbach, Wakker, und Claud Civilis, ingleichen Js. Verburgs genutzet, wie wohl er des letztern Anmerkungen, welche zu spät erst in seine Hände gekommen sind, unter der Aufschrift *Addenda* besonders beygefüget hat. In der Vorrede giebt Hr. H. von allen diesen Hülfsmitteln, deren er sich in der Eile bedienen können, weitere Nachricht. Die Art, wie Hr. H. bey seinem Dichter hiervon Gebrauch gemacht hat, findet unsern Beyfall. Er überströmet nicht den Leser mit einer unnützen Menge von verschiedenen Lesearten, welche Gewohnheit wir bey Handausgaben ganz zwecklos finden; aber wo der Sinn des Dichters dadurch verändert, erleichtert und verstärket wird, da unterläßt er doch nie, die Verschiedenheiten der Handschriften anzuführen, und solche kurz zu beurtheilen.

Die Erläuterungen des Dichters, welche Hr. H. unten am Rande beygefüget hat, sind so beschaffen, wie wir sie vorhin für junge Leser beschrieben und gewünschet haben. Wir sagen mit Fleiß für junge Leser: denn wer sie nach einer andern, als dieser Absicht beurtheilen wollte, der würde freylich oft zu viel und oft zu wenig finden, und sich daher betrügen, aber auch zugleich unbillig seyn.

M.

Von

Von den Sitten und Gebräuchen der Römer. Breslau, J. Fr. Korn, 1772. 424 Seiten in 8.

Wir wissen die eigentliche Bestimmung dieses Buches nicht genau, da demselben keine Vorrede vorangesetzet worden ist, aus welcher sich solche erkennen liesse. Unterdessen wenn unsere Vermuthung richtig ist, welche sich auf die Form und den leichten und gefälligen Ton im Erzählen gründet, der sonst Hand- oder Lesebüchern nicht eigen ist, so mag diese kleine Römische Statistick oder diese Beschreibung der Römischen Alterthümer, nicht zum gelehrten oder Schulunterricht, sondern vielmehr zur Belehrung solcher Leute bestimmt seyn, welche nicht Gelehrte von Profeßion werden, aber demohngeachtet alte und neue Bücher gerne lesen, und besonders Geschichtbücher zu ihrem Vergnügen durchblättern, auch selbst gute Uebersetzungen der Griechen und Römer in die Hand nehmen, wenigstens deren Geschichte aus Neugierde studiren wollen. Zu einer solchen freyen Lektür ist dies Buch, unserer Meynung nach, ganz gut eingerichtet. Die Materien sind nicht nachläßig ausgewählet, und die Beschreibung derselben selbst, ist so eingerichtet, daß alles Schul- oder Kunstmäßige vermiethen worden ist. Eben hieraus läßt sich noch mehr vermuthen, daß der V. solche Leser vorausgesetzt habe, denen die lateinische Welt eine noch neue oder fremde Welt ist. Er erkläret alles auf eine so leichte und faßliche Art, und erzählet so unterhaltend, daß selbst ein ganz roher Leser Begierde behalten wird, das Werkchen bis ans Ende zu lesen, ob es gleich alte Geschichte enthält.

Die allgemeine Einrichtung des Buches ist diese: Nach einer Einleitung, in welcher Betrachtungen über den Charakter, die Politick und Staatsverfassung der Römer angestellet werden, folgen vier Bücher in welchen dieses enhalten ist: I) die Sitten und Gebräuche der Römer in ihrem Privatleben; ihren Namen, Erziehung, Studien, Schulen, Kleidungen, Putze, Bequemlichkeit, Häusern, Geräthschaften, Speisen, Geschäften und Uebungen, Vertheilungen der Zeit, Weine, Heyrathen u. s. w. II) Die verschiedenen Regierungsformen und Obrigkeitliche Personen der Römer. III) Das Finanzwesen der Römer, ihre Kriegsmacht, Art, Krieg zu führen, bey welcher Gelegenheit ihre ganze Kriegskunst, die Einrichtung der Infanterie und Reuterey, ihre Lager, Kriegsmaschinen, Triumphe und andere Belohnungen der Kriegsleute beschrieben werden. IV) Die Religion der

Römer und alle Gebräuche und Anstalten, welche dahinein schlugen, ihre mancherley Arten von Spielen, besonders das Theater, ihre Leichenbegängnisse, Traueranstalten und Vergötterungen.

Kr.

Des Dionysius von Halikarnaß Römische Alterthümer. Aus dem griechischen übersetzt von Joh. Lor. Benzler. Erster Band 1771. Zweyter Band. 1772. Zusammen 1518 Seiten nebst 2 Bogen Vorrede. Lemgo, bey Meyer, in 8.

Dionysius von H. ist für die alte Röm. Geschichte so wichtig und klaßisch, daß bey der fortdaurenden Seltenheit der griechischen Originale (der Recensent weiß einen namhaften Ort in Niedersachsen, wo man ein einziges Exemplar vom ganzen Plato vergebens suchte) der deutsche Uebersetzer Dank verdient, daß er ihn seinen Landesleuten bekannter machte. Vielleicht reizt doch manchen z. E. Juristen, der in der Geschichte seines Studii den Dionys. so sehr brauchen kann, die Bequemlichkeit, in der lieben Muttersprache ihn lesen zu können, würklich einmal ihn wenigstens so zu lesen; auch ist das deutsche Kleid noch schon in so weit modisch gnug zugeschnitten, daß wer auch nur zum Zeitvertreib ließt, diese Uebersetzung statt eines faden Romans durchlaufen kann.

Das Original selbst hat, nur wenige etwas schwerere Stellen ausgenommen, so wenig Schwierigkeiten, daß man dem, der sich an seine Uebersetzung macht, allenfalls Richtigkeit zutrauen darf. Und diese nebst der Verständlichkeit ist alles, was Hr. B. der Vorrede zufolge zu leisten sich schuldig glaubt. Er versichert dabey, daß er alles das Matte, Nachläßige und Schleppende, was man etwa hie und da finden könnte, vollkommen selbst fühle, und man also keine Stelle in dieser Absicht tadeln würde, wo er sich nicht schon selbst verurtheilt hätte. Dadurch benimmt er nun freylich dem Kritikus die Gelegenheit sich auf einzelne Stellen einzulassen; das muß er ihm aber doch verstatten zu sagen, daß Hr. B. wider die Gewohnheit der Uebersetzer von seinem Originale ihm zu geringe zu urtheilen scheine. Als Muster der Schreibart ließt freylich niemand den Dionys. von Halic. aber keiner wird ihn auch darum wegwerfen, weil er kein Muster ist, sondern gern um seines wahren Werths willen die Kleinigkeit übersehn.

Bey der Vergleichung einzelner Bücher mit dem Original finden wir, daß der Uebers. im Punkte der Richtigkeit sein Wort großentheils gehalten habe; streiten läßt sich freylich über ein oder andre Stellen noch immer z. E. B. 1. S. 406. A. 7. u. a. Stellen mehr. — Er hat sich mit der Sylburgischen Ausgabe behelfen müssen; die hudsonische wäre zum Gebrauch bey einzelnen Stellen freilich noch besser gewesen, wenn er sie hätte haben können. Auch hat ihm die lateinische Uebers. bey jener, weniger und später aber die französische vom le Jay gute Dienste gethan. Die erste dünkt uns fast zu oft gute — auch nicht gute Dienste geleistet zu haben, wie er sich denn auch wohl durch sie hat verleiten lassen, wie schon ein andrer Recens. uns mit dieser Erinnerung zuvorgekommen ist, den lateinisch durch Antiquitates übersetzten Titel: Αρχαιολογια auch deutsch Alterthümer zugeben. Die schrieb doch in dem Verstande, wie wir es nehmen D. gewiß nicht, eben so wenig als Josephus, dessen gleichlautenden Titel man auch irrig so zu übersetzen pflegt. Warum sagen wir nicht bey beyden richtiger: alte Jüdische und Römische Geschichte. — Zur Bequemlichkeit solcher Leser die etwa ein Citatum des Dion. in dieser Uebers. nachschlagen wollen, wünschen wir, Hr. B. hätte die Seitenzahl der Sylb. Ausgabe beygesetzt; eine Bequemlichkeit, welche die Herrn Uebersetzer wohl solchen nachmachen könnten, die auswärts gedruckte Bücher wieder bey uns auflegen lassen. Der Recens. hat wenigstens oft einige Minuten mit dem Aufsuchen entweder der griechischen oder deutschen Stellen, die er mit einander vergleichen wollte, vergebens zubringen müssen, und in oben erwähnten Falle wirds andern Lesern nicht besser ergehn. Dem zweyten Bande der die übrigen Bücher enthält, ist ein Register der merkwürdigsten Sachen auf anderthalb Bogen beygefügt, die in der oben bemerkten Seitenzahl nicht mit begriffen sind. Des Verf. Unternehmen und seine fleißige Ausführung verdient allerdings Lob; nur schade, daß so viel Druck- oder Schreibfehler mit unterlaufen, die besonders die eigenthümlichen Namen zur Verwirrung des der griechischen Sprache unkundigen Lesers entstellen.

We.

C. Cornelius Tacitus Werke aus dem lateinischen übersetzt und mit den nöthigsten Anmerkungen beglei-

gleitet. III. und IVter Theil. Magdeburg, bey Hechtel, 1771. 19 Bogen in 8.

Nach einer Pause von sechs Jahren erhalten wir hier die Fortsetzung einer Arbeit die durch mancherley gute und böse Gerüchte gegangen ist. Durch die letztere, unsrer Meynung nach ohne Grund; da wir unpartheyisch gestehn müssen, daß diese Uebersetzung vor vielen ihrer Mitschwesterh, den Uebersetzungen ander alten Schriftsteller uns merkliche Vorzüge nicht sowol in der Treue als in der guten deutschen, dem Original im Ganzen nicht nachtheiligen, Schreibart zu haben scheine. Und durch die Länge des Stillstandes hat sie in diesem Bande das Lob nicht verlohren, das von einem andern Recensenten dem ersten A. B. (B. VIII. St. 2. S. 119.) ertheilt ist. Das kann einen jeden der Augenschein lehren, und wir enthalten uns um so viel mehr, jenes Lob hier zu wiederholen, da wir es mit den dort gemachten Einschränkungen auf diesen Band mit Recht ausdehnen zu können glauben.

Wir wollen indeß bey dieser Gelegenheit einige andre Erinnerungen um so viel lieber hinzufügen, je gewisser wir, wenn anders Verleger und Verfasser einstimmig sind, hoffen, nach den hier vollendeten Jahrbüchern werden nun auch die Geschichtbücher und übrigen Schriften des T. folgen, damit sonach die Uebersetzung vollständig werde. Denn gewiß verdient sie es zu werden.

Bey der Vergleichung vieler Stellen mit dem Original gestehn wir unsre Freude, daß der oder die Verfasser (die Vorrede zum ersten Theile sagt: die) also: daß die Verf. durch so manche Schwierigkeiten, die bey keinem Röm. Schriftsteller wohl gehäufter seyn können als bey diesem, sich so glücklich durch — wo nicht gearbeitet, doch, geholfen haben. Freylich ward die Freude etwas geringer, wenn wir an einigen Stellen das Original genauer verglichen, als wenn wir dies einen Augenblick veraassen und das Deutsche allein lasen. Denn im letzten Fall glaubten wir eine ursprünglich deutsch geschriebne Geschichte zu lesen; so gut fließt alles hinter einander fort. Nur soll und kann im Tacitus auch alles so fliessen? ist unser deutscher T. nicht oft mehr Freinsheimische Paraphrase als Uebersetzung, geht er nicht zuweilen zu französisch leicht über kritische Schwierigkeiten hinweg, selbst ohne einmal den Leser zuzurufen: hier nimm dich in Acht; der Weg ist schlüpfrig? Wir glauben, die Uebersetzer hätten uns diese unangenehme Bemerkung sehr oft ersparen können, wenn

sie uns über einen Punkt, den man beym T. wie bey jeder Uebersetzung eines alten Schriftst. mit Recht fodern kann, Gewisheit gegeben hätten, darüber nemlich, welche Ausgabe sie bey ihrer Uebers. zum Grunde gelegt? Keine besonders, werden sie sagen, sondern wie aus den Noten zumal zum ersten Band erhellt, wir haben aus mehr Lesearten die beste und wärs auch nur Conjektur des Lipsius, diese gewählt. — Dawider hat der Recensent nichts und hätte es noch weniger, wenn nur in diesem dritten und vierten Theile wenigstens so fleißig, wie noch bey den vorigen die Anzeige der Schwierigkeiten geschehn wäre. Denn daß die übrigen Arten sacherläuternder Anmerkungen hier noch mehr eingeschränkt sind, lassen wir gern hingehn. Und doch, wie gesagt, wünschten und erwarteten wir, man hätte eine Ausgabe hauptsächlich zum Grunde gelegt, damit man bey Zweifeln sich gewissern Raths erholen könnte, als itzt möglich ist. Aber das ist nicht nur unterblieben, sondern was uns bey einem deutschen Uebersetzer noch mehr Wunder nimmt, die letzte und vorzügliche Ausgabe des Tacitus, die Ernestische ist, wenn wir recht gesehn haben, in beyden Bänden nicht ein einzigesmal genannt und wir fürchten auch wenig gebraucht. Woher dieser Kaltsinn? Daß dadurch die Uebersetzung gelitten haben müsse, kann ein jeder gedenken, und daß sie wirklich gelitten habe, wollen wir nur mit wenig Proben aus diesem zweyten Bande beweisen. Im XIten Buche Kap. oder wie unser Uebers. hat §. 22. (in der Folge wünschen wir die §en in Kap. ohne Absätze verwandelt zu sehn, Tacitus schrieb nicht in §§. wie unsre deutschen Reichshistoricker) folgt bey der Lücke im Text de se noni . . . die deutsche Uebers. der Conjektur des Lipsius; verdiente denn die Ernest. Ausgabe die Jac. Gronovs non inficiatus billigt, nicht wenigstens angeführt, wo nicht befolgt zu werden? — K. 30. wo die Leseart cis Vectium etc. zweifelhaft ist, ist ebenfalls Ernestis Anm. nicht genutzt, sondern ein zwar verständlicher aber aus dem Texte nicht zu erweisender Sinn den Worten gegeben. Das läßt man nun allenfalls einem Franzosen hingehn, aber nicht einem Deutschen, der in andern Anm. zeigt, daß er Kritick hat und zu brauchen weis! — Im XIVten Buche K. oder §. 14. heißt es gar fliessend: „Er hatte schon lange Lust gehabt.„ Also vermuthlich nach Lipsii Muthmaßung cupido das auch Ernesti wünscht, aber nicht setzt, weil im Text cura oder copia steht. Und doch ist von beyden kein Wort gesagt. Eb. das. Kap. 56.: folgt der Uebers. zwar ganz gut wieder dem Lipsius, der lieber *postponis*

nis haben will als *praeponis*. (Und auch Hr. E. hat nunmehr in die 2te Ausgabe jenes aus kritischen Gründen in den Text aufgenommen) aber von dieser Veränderung hätte man doch auch wohl dem Leser ein Wörtgen sagen können, um ihn nicht irre zu machen, wenn er ja einmal einen Seitenblick in seinen latein. Tacitus thut. — B. XV. K. 54. sind die Worte ut plerique tradidere, de consequentibus, übersetzt: „wie die meisten Geschichtschreiber erzählen über das was erfolgen würde.„ Wir zweifeln, ob so ganz richtig, ob wir zwar wissen, daß andre Ausleger es ungefehr auch so haben erklären wollen. Denn uns dünkt abermal Ernestis Erklärung der Sprache gemäßer, wenn er scriptoribus darunter versteht. Hielt mans denn nicht der Mühe werth, E. darüber nachzusehn? B. XVI. K. 16. heißt es zwar in der Anm. „die lateinischen Worte, ne oderim tam segniter pereuntes sind undeutlich ꝛc.„ Aber gewiß auch die deutschen Worte: „ich „habe zeigen wollen, daß ich diejenigen nicht hasse, die so unrühmlich umgekommen„ (sind) Und doch hätten sie leicht deutlich werden können, wenn man die von Gronov gegebne und von Ernesti a. a. O. gebilligte Erklärung des *odisse* angenommen hätte. Wir könnten mehr Stellen anführen, wo wir eine gleiche Hintansetzung der genannten unstreitig sehr vorzüglichen Ausgabe bemerkt haben, wenn wir nicht glaubten, die angezeigten könnten zu Beyspielen schon hinlänglich seyn. Nicht als ob wir jene Ausgabe für unfehlbar halten; daß der würdige Gelehrte sie selbst nicht so ansehe, hat er durch verschiedene Veränderungen in der zweyten Ausgabe zur Gnüge gezeigt; aber wenn der Recensent an der Stelle der Uebers. gewesen wäre, so hätte er doch gewiß sie und sie vorzüglich zu Rathe gezogen, und auch allenfalls dem klügern Leser zur Liebe die Ursache seines Dissensus in zwey Worten gesagt. Aber es scheint, unsre Uebers. haben sie mit Bedacht zur linken Hand wollen liegen lassen, da sie z. E. lieber statt der von E. richtig wiederhergestellten Lesart B. XI. K. 4.: Valerius, Lipsii Muthmaßung: Mnester und K. 16. Italus statt Italicus lesen — Aber wir wollten ja kein Beyspiel weiter geben! Nun so sey noch das zum Schlusse gesagt, daß wir hiedurch der Uebersetzung nichts böses nachgesagt haben, sondern nur unsre Verwunderung zu erkennen geben wollen. Allen kann kein Autor, kein Uebersetzer es in allen Stücken recht machen, gnug wenn er den Meisten in den meisten Stücken gefällt. Und da müssen wir noch das als einen Beweis der Einsicht in beyde Sprachen an unsern Uebers. rühmen, daß sie

oft sehr glücklich eine uns vom Tacitus erzählte Rede in eine würklich vorgetragne (e sensu relativo in recitativum heißts in der Schule) verwandeln und dadurch manche dem deutschen Ohre sonst zu deduktionsmäßig lautende Stelle fliessender machen. Beyspiele findet man gleich zu Anfange B. XIII. K. 7. K. 19. K. 20. ꝛc. Das kann — und muß — unserm Bedünken nach auch ein Uebersetzer des Tacitus zuweilen thun, mit dessen beurtheilter Schreibart, wie unsre Verf. in der Vorrede richtig erinnern, es freylich auch wohl so ergehn mag, „daß man aus Prädilektion in einem Schriftsteller mehr finden kann als er selbst hat ausdrücken wollen.„ Mit Erlaubniß unsers uns unbekannten Herrn Kollegen R. setzen wir diese Worte her, ob sie uns gleich nebst einigen andern Ausdrücken der Vorrede auf seine oben angezogne Recension anzuspielen scheinen! — Ey nun, man muß die andre Parthey auch hören, sagt ein altes und wahres Sprüchwort! —

Og.

13. Erziehungsschriften.

Heinrich Brauns Churfürstl. geistlichen Raths und Canonici am U. L. Frauenstifte in München, Gedanken über die Erziehung und den öffentlichen Unterricht in Trivial. Real. und lateinischen Schulen nach den katholischen Schulverfassungen Oberdeutschlands. Ulm, bey J. C. Wohler, 1774. 320 Seiten in 8.

Bayern ist glücklich zu preißen, daß es einen Churfürsten zum Regenten hat, der einen Braun zu schätzen weis, und eines solchen Mannes Vorschläge zur Verbesserung der Erziehungsanstalten verlangt und sie ausführen läßt. Wenn in den katholischen Ländern Oberdeutschlands Männer, wie Braun, das Vertrauen der Fürsten finden und anfangen, wirksame Einflüsse in die Einrichtung der Schulanstalten zu bekommen: so wird die große Unwissenheit und der Mangel des Geschmacks, welche unterdessen, da alles umher in der Cultur des Geistes so weit fortgeschritten war, noch in den katholischen Ländern von Oberdeutschland herrschten, bald verschwinden. Allenthalben finden wir überzeugende Beweise von

von des Verfassers Liebe zur Wahrheit und von seiner brennenden Begierde, so weit, als an ihm liegt, Menschen durch nützliche Kenntnisse und durch Religion und Tugend glücklich zu machen. Wir finden bey Lesung dieses in der That höchst nützlichen und sehr gut geschriebenen Werkchens manches, welches vermuthen läßt, daß der Verfasser von Seiten des jugendlichen Unterrichts nicht sehr glücklich gewesen ist. Von Wißbegierde und Wahrheitsliebe beseelt, scheint er sich mühsam durch Unwissenheit, Irrthum und Vorurtheil hindurch gearbeitet zu haben. Zugleich sieht man aus dieser Schrift, daß er von einem übertriebenen Selbstvertrauen und einer sträflichen Kühnheit im Denken weit entfernt ist. Und ein sehr hochachtungswürdiger Mann muß der seyn, der von keinem Widersprechungsgeist, und von keiner Neigung, durch Eingriffe in Religionswahrheiten etwanigen Lebensunordnungen Entschuldigungen zu verschaffen, blos von Liebe zur Wahrheit und zu seinen Nebenmenschen geleitet wird und dabey durch in der Jugend eingesogene Vorurtheile und Irrthümer glücklich hindurch dringt, die Hülfe vortreflicher Schriften sucht und mit seinem gesunden Verstande und guten Herzen auf der Mittelstraße zwischem zu sklavischen und zu kühnem Denken stehen bleibt und den verschiedenen auch mit Partheylichkeit und Eifer sich widersprechenden Gelehrten ihren Werth läßt, ohne gegen den Einen oder den Andern ungerecht oder unbillig zu werden. Mit praktischer Beurtheilungskraft hat er auch auf die gegenwärtigen Zeiten, auf die Gegend, für die er diese Schrift aufzusetzen befehligt war und auf die Lage der Baierschen Schulen in Rücksicht auf die Einkünfte, die Lehrer und die Jugend sorgfältig gesehen und seine Vorschläge und Einrichtungen darnach bestimmt. Nirgends blickt eine besondere Vorliebe zu einer Sache durch, die er zum Nachtheil des gemeinen Besten gerne begünstigen möchte. Lobenswürdig ist es, daß er seine Entwürfe der Beschaffenheit der Umstände angepaßt hat; aber zu wünschen möchte es doch seyn, daß die Umstände etwas anders wären. Geringe Besoldungen und nicht genug tüchtige Lehrer legen ihm, wie es scheint, doch unangenehme Hindernisse in den Weg, nach deren Hebung er gewiß in manchem noch bessere Maaßregeln würde gewählt haben. Wie sehr er gesucht hat, sich mit Erziehungseinrichtungen bekannt zu machen, beweist der ansehnliche Vorrath von Schriften, auf die er sich hier bezieht, und deren Titel er anführt. Doch wir müssen noch unsre Leser mit dem Hauptinhalt und dem, wobey etwas zu bemerken ist, bekannt ma-

chen. Nächst einer Einleitung, die von der öffentlichen Erziehung handelt, handelt der Verfasser erstlich von den Trivialschulen, darnach von den Realschulen, drittens von den lateinischen Schulen und endlich von den Haupterfordernissen zur Vollziehung des Plans.

S. 7. sagt er, es gebe Beyspiele genug, da mit Ernst auf die Verbesserung der Schulen gedacht werde. Wohl zu viel Lob für unsre Zeit! Man schreibt Bücher darüber, man macht und genehmigt Plane; und das sind nur Palliatifmittel, wenn man nicht die Lehrer in bessere Umstände setzt. Letzteres geschieht nur noch hie und da. S. 10. sagt er freymüthig, daß der größte Theil der Einwohner auch die meiste Aufmerksamkeit verdiene. Eine unstreitige Wahrheit, aber eine Wahrheit auch, woran selten Fürsten und Minister glauben. S. 13. und an mehrern Stellen braucht der Verfasser Humaniora so, daß es die lateinischen Schulen bedeutet. Das kann wohl nur ein Provincialmißbrauch des Worts seyn. Von dem, was zum guten Plan erforderlich ist und wie viel daran liegt, ist S. 16. u. s. w. auch besonders S. 28. ungemein viel gutes gesagt. S. 30-41. kommen vortrefliche Anmerkungen über die Methode vor und über die Verschiedenheit derselben beym Privatunterricht und bey öffentlichen Schulen. S. 70. urtheilt der Verfasser sehr richtig über den Werth des Buchstabirens und Syllabirens. Der Recensent besitzt das kleine Lesebüchlein, davon Gesner, wie der Verfasser bemerkt, redet, und welches Gesner selbst zum Verfasser hat. Auch hat er bey seinen Kindern mit Sorgfalt das eine und das andre versucht und gefunden, daß aus den auch vom Verfasser angeführten Gründen das Buchstabiren am vortheilhaftesten ist. Es ist selbst anzurathen, daß, wenn auch Kinder schon fertig lesen können, sie zwischen durch noch immer bisweilen etwas buchstabiren. Was S. 59. u. s. w. auch S. 66. von dem Maaß gesagt wird, welches darinn zu beobachten ist, daß man den Kindern alles sinnlich und angenehm mache, verdient, als ein Beweis von des Verfassers praktischer Beurtheilungskraft und weiser Mäßigung, von allen Lehrern gelesen und beherzigt zu werden. Als ein guter Deutscher will er, daß wir unsre Buchstaben behalten S. 72. S. 79. empfiehlt er Heynatzens und Andrer Vorschriften. Vorzüglich gut sind die Vorschriften von Westphal und Wetzel in Hamburg gerathen. S. 85. wäre das Jenaische Rechenbuch noch besonders mit anzuführen gewesen, das weniger allgemein bekannt ist, als es seyn sollte. Die S. 96. 97. vorkommenden Gedanken von

dem

dem Glück der Bösen und dem Unglück der Tugendhaften wird der Verfasser gewiß in einer folgenden Auflage noch richtiger bestimmen. S. 98. 99. Viel Gutes von dem Werth der Offenbarung; aber S. 100. zu viel nachtheiliges von der Vernunft. S. 102. sehen wir nicht, worauf die Ausdrücke übrige Kräfte zielen. S. 111. wird der große Werth des Schlosserschen Katechismus nicht genug erkennt. In einer neuen Auflage wird der Verfasser, wir dürfen das erwarten, ohne Zweifel alles das näher prüfen. Recht hat aber der Verfasser, da er nicht will, daß man den Unterricht der geoffenbarten Religion spät anfange. S. 124. viel vortrefliches von Realschulen. S. 128. wie allenthalben, wird dem Bürgerstande zu sehr vor den Landleuten ein Vorzug zugestanden. Der gewöhnliche Bürger sollte dem wegen seiner Geschäfte und seines Beytrags zur menschlichen Glückseligkeit weit edlern Ackersmann nie vorgezogen werden. S. 139. glaubt der Verfasser, es können nicht wohl mehrere Sprachen zugleich getrieben werden. Der Recensent weis es aus vielen Erfahrungen, daß dies geschehen kann, ohne daß es die Seele in Verwirrung bringt oder zu stark angreift, wenn es nach der von Ehlers in seinen Gedanken vom Vocabellernen, die auch der Verfasser irgendwo anführt, angegebnen Methode geschieht. Resewitz zeigt dies auch in der dem Verfasser bekannten Schrift. Freylich etwas Zwischenzeit kann man wohl zwischen einer und der andern Sprache lassen. S. 143. u. s. w. viel schönes über den Religionsunterricht. S. 156. wird der Mangel an Geschmack zu viel bloß dem schlechten Unterricht zugeschrieben. Naturanlagen kommen eben so sehr dabey in Erwägung. Die Beschaffenheit des in einer ganzen Gegend herrschenden Geschmacks aber hängt freylich von Unterricht und Erziehung ab. Nach S. 160. hat die Einführung einer deutschen Sprachkunst noch im Baierschen Schwürigkeiten gefunden. O wie viel ist denn noch da für unsern würdigen Schulreformator zu thun. S. 180. sagt der Verfasser: Ein eifriger Belletrist wird auch mit Ehlern (Ehlers sollte es heißen) die englische Sprache lehren lassen. Ehlers empfiehlt die englische Sprache nicht sowol in Rücksicht auf Belletristerey, als deswegen, weil der Mensch, der durch Kenntnisse von der wichtigsten Art und durch innere Vollkommenheit glücklich werden und deswegen gerne die besten Schriften lesen will, in allen Arten der Wissenschaften bey den Engländern einen ungewöhnlichen Reichthum vortreflicher Bücher findet. S. 186. meynt der Verfasser, der öffentliche Unterricht in Sprachen könne nicht einen

so schnellen Fortgang haben, als der Privatunterricht. Wenn unterdessen, da einer explicirt, es nur bewirkt wird, daß alle übrigen so acht geben, als wenn sie selbst explicirten, welches zu bewirken nicht eben leicht ist, aber doch bewirkt werden kann, und wenn dabey der Geist der Nacheiferung unter die Jugend kommt: so hat selbst auch darinn der öffentliche Unterricht Vorzüge vor dem Privatunterricht. S. 195. ist bey N. 6. besonders Herders Preisschrift über den Ursprung der Sprachen noch zu nennen. S. 203. wären wohl größere Muster im Lateinschreiben, als die angeführten, zu nennen. Ernesti, Heyne. Gesner sind vor Andern zu empfehlen. Klotz, wie sehr man auch sein Latein preiset, hat nicht altrömisch gedacht und geschrieben. Man findet in seinem Latein die Form des deutschen und französischen Perioden. S. 206. das Vorziehen der Schüler nach ihren Geschicklichkeiten räth er nicht an. Der Recensent hat dies in aller Absicht gut und höchst wirksam gefunden. Aber die Certirübungen müssen freylich so angestellt werden, daß gar keine Partheylichkeit Statt finden kann, und zwar nach einem sorgfältig gemachten Plan. S. 207. wird richtig das Lateinreden in öffentlichen Schulen verworfen und der Verfasser hat vielleicht Recht, wenn ers aufs Disputiren ausdehnt. S. 213. finden wir die angeführten Verse und die ganze Anmerkung des Verfassers und seiner Schrift nicht würdig. Wir möchten nicht S. 215. mit dem Verfasser sagen, daß der ächte Ton der griechischen Accente itzt wichtig sey. Wer kennt nun wohl diese von den Alten beobachtete Senkung und Erhebung und Schleifung der Stimme? Man sorge nur für die richtige Beobachtung der Quantität. Nach S. 216. soll die verschiedene Aussprache des η nach dem verschiedenen Gebrauch bekannt gemacht werden. Aber der Verfasser will doch ohne Zweifel, daß der Schüler nur an eine bestimmte Aussprache gewöhnt werde. S. 300. können wir dem Gedanken des Verfassers nicht bestimmen, da ein Lehrer seine Schüler durch die verschiedenen Klassen hindurch führen soll. Dies hat seine Vortheile; aber wichtigere Unbequemlichkeiten. Der Verfasser wird leicht selbst auf diese fallen, auch würde es Haß und Feindschaft erregende Factionen zwischen den so einem Lehrer anhängenden Schülern und ihren Lehrern geben. In der 2ten Tabelle dürfte der Verfasser es auch nicht nach näherer Ueberlegung gut finden, daß er für jede Klasse ein Hauptstück der Religion bestimmt hat. Man mache sogleich den untersten Schüler mit dem Ganzen bekannt, aber nur mit dem allerwichtigsten und setze hernach immer mehr

dazu. Dies gilt auch von der Historie. Wenn man bedenkt, in welcher Gegend Herr Braun schreibt, und wie vieles er selbst in allem hat thun müssen: so muß man mit seiner Schreibart sehr zufrieden seyn. Sie ist überhaupt ungezwungen, und so, wie der Lehrvortrag es erfordert. Dennoch ist noch manches darinn zu verbessern. In der Zuschrift fällt er ins Kostbare, wenn es heißt: diese Gedanken (auf Höchst-Ihro Befehl gedacht) eilen in die Hände des Vaters des Vaterlandes. Man findet sonst, Gedanken zusammen denken; Vollzug anst. Vollziehung, weißt anst. weis (scit) S. 69. 115. und sonst oft; anderst anst. anders; S. 78. mindester Theil anst. kleinster; S. 81. diese (in der vielfachen Zahl) können als eine (bezieht sich auf viele) der besten empfohlen werden; Etwas anstreiten, welches vielleicht angenommen zu werden verdiente, anstatt bestreiten S. 141.; Köstcn S. 156. und öfters anst. Kosten; S. 185. von diesen ist je die Rede; vorträglich anst. vortheilhaft oder zuträglich; eine terse Schreibart; acuminos; Ziel, anst. Absicht, ohne daß etwas dabey steht, welches den figürlichen Ausdruck Ziel veranlassen könnte. So steht auch jene, ohne Rücksicht auf den diesem Wort eignen Gebrauch; häufig anstatt diejenigen. Das sind ohne Zweifel Provinzialfehler, wozu des Verfassers Ohr gewöhnt ist, und wovon ihn die Lesung der besten Schriftsteller noch nicht zurückgebracht hat.

---

14. Kriegswissenschaft.

Auszug derer gegen das Ende des verwichenen und im Anfange des gegenwärtigen Seculi, angegriffenen und vertheydigten Städte, nebst einigen Lehrsätzen und Unterricht aus der Krieges-Kunst, durch XVI. Tabellen erläutert und mit nöthigen Kupfern versehen. Aus der Krieges-Geschichte Ludewigs des XIV. die der Herr *Marquis de Quincy* 1726. beschrieben, auf allerhöchsten königlichen Befehl ins Deutsche übersetzt durch G. A. von Clair, königl. preußl. Ingenieur-Capitain. Berlin, gedruckt bey George Jacob Decker, königlichen Hofbuch-

buchdrucker. 1771. 2 Theile. Erster Theil 23. Zweyter Theil 2 Alph 1 Bogen in 4.

Eine Sammlung Belagerungen, die in Ansehung der Anlage und Ausführung des Angriffs und der Vertheidigung etwas merkwürdiges haben, ist allerdings eine Quelle, aus der ein nachdenkender Soldat verschiedene Grund- und Erfahrungs-Sätze schöpfen und sich darauf bey ähnlichen Unternehmungen stützen kann. Ist ein solches Werk die Arbeit eines Mannes der eine gründliche Kenntniß der Krieges- und anderer dahin einschlagender Wissenschaften mit einer langen Erfahrung, einer scharfen Beurtheilungs-Kraft und einem feinem Geschmacke verbindet; so wird es sich durch die glückliche Wahl der Begebenheiten, durch gründliche Betrachtungen über die vornehmsten Ereignisse und das Betragen der höhern und niedern Officier bey Vorfällen von Wichtigkeit, durch eine Anleitung zur Anwendung der Grundsätze der Angriffs- und Vertheidigungs-Wissenschaft und durch die Entwickelung der Folgen, welche aus der Beobachtung und Verabsäumung derselben entstehen, und durch die vor Augen liegende Beyspiele in ihr völliges Licht gesetzt werden, dem lehrbegierigen und aufgeklärten Theile des Militair-Standes empfohlen und ein Geschenk seyn, welches er mit aller Erkenntlichkeit annimmt. Auch dieses hätte gegenwärtiges Werk seyn können, wenn es dem Herrn Sammler gefallen hätte, es dergestalt zu bearbeiten. Wir geben zwar zu, daß er eben nicht nöthig hatte, diesem Plane zu folgen, indessen wundern wir uns, daß der H. von C. eine so schöne Gelegenheit entwischen lassen, sich von einer glänzenden Seite zu zeigen, und der Welt einen Beweis zu geben, daß er eben so geschickt sey, die Befehle des großen preußischen Monarchen auf dem Gefilde der Wissenschaften auszuführen, als auf dem Schlachtfelde, und bey seinen gelehrten Arbeiten den Enfiladen aufmerksamer Kunstrichter eben so gut auszuweichen wisse, als wenn er sich an der Tete einer Sappe befindet. Ohngeachtet wir nun gegen die militarischen Verdienste des Hn. U. nichts einzuwenden haben, so können wir dieses doch nicht von gegenwärtiger Uebersetzung sagen; denn diese ist auch für einen, dessen eigentlicher Beruf die Feder nicht ist, allzu schlecht.

Wir wollen indessen anzeigen, was der geneigte Leser (denn wirklich muß er sehr geneigt zu lesen seyn, wenn er dieses Werk lesen will) zu erwarten hat; hernach wollen wir auch durch einige Proben von der Geschicklichkeit des Hn. von C. im Uebersetzen, unser bereits gefälltes Urtheil rechtfertigen.

Zu-

Zuerst treffen wir, wie gewöhnlich, eine Vorrede an. Diese ist in dem ganzem Werke das einzige Stück, in dem der Hr. v. C. in selbst eigener Person auftritt, und die saure Arbeit über sich nimmt, denen Officiers den Nutzen begreiflich zu machen, den sie aus der Erlernung der Angriffs- und Vertheidigungs-Wissenschaft ziehen können. Bey dieser Gelegenheit bekommen nun die ungelehrigen Köpfe einen kleinen Ausputzer, den fleißigen verspricht er dagegen die Belohnung, daß sie ihren Namen verewigen werden. Wir gestehen, daß wir bey der ängstlichen und übel zusammenhängenden Schreibart, und bey der alle Augenblick abgerissenen und mit vieler Mühe wieder zusammengeflickten Kette der Gedanken einige Wehen empfanden, wie die Wehen eines in Kindesnöthen liegenden Schriftstellers sind, und waren dahero sehr froh, als wir uns durchgearbeitet hatten und den Inhalt des ersten Theils zu Gesichte bekamen. Dieser enthält die auf dem Titel versprochenen Lehrsätze und den Unterricht aus der Kriegeskunst, und die XVI. Erläuterungs-Tafeln sind weiter nichts als ein Verzeichniß der zur Vertheidigung einer Festung in Rücksicht auf die Größe derselben erforderlichen Kriegs-Bedürfnisse. Alles dieses ist aus der Kriegskunst des Hn. von Quincy gezogen, und sehr elend übersetzt. Ueberhaupt wird sich der Leser nicht sonderlich in diesem Theile erbauen, denn dem der noch nichts von der Befestigungskunst versteht, ist er unverständlich, dem der die gehörigen Kenntnisse davon besitzt, entbehrlich, beyden aber des kauderwelschen Deutsches und in einen fortlaufenden poßierlichen Styls wegen, lächerlich. Der Hr. v. C. muß nicht gewußt haben, daß Quincys ganze Kriegeskunst bereits vor vielen Jahren durch dem weltberühmten und unermüdeten Uebersetzer, den Hn. Jäger in die deutsche Sprache herüber gezerret worden, sonst würde er sich wohl nicht die Mühe genommen haben, dies noch einmal zu übersetzen.

Der zweyte Theil enthält die Belagerungen von **Valenciennes** 1677. von **Maynz** 1689.; von **Namur** 1692.; von **Namur** 1695.; von **Barcellona** 1697.; von **Landau** 1703.; von **Turin** 1706.; von **Lille** 1708. und von **Freyburg** 1713. Die Wahl dieser Belagerungen ist in so weit ganz gut getroffen. Wenn wir die erste ausnehmen, so sind die übrigen in der That merkwürdig und verdienen als nachahmungswürdige Beyspiele aufgestellt zu werden. Indessen wünschten wir, daß sie ein anderer als Quincy beschrieben, und ein anderer als der Hr. v. C. übersetzt hätte. Denn ausser der Partheylichkeit die ersterer beständig und öfters auf eine so plumpe Art ge-

gegen seine Nation blicken läßt, daß sie ins eckelhafte fällt, verstößt er nicht selten gegen die Wahrscheinlichkeit, und wenn er ins plaudern kommt, so erzählt er mit einer ernsthaften Miene in dem allervortreflichsten Zeitungsstyl alle Kleinigkeiten die er nur auftreiben kann. Z. B. „Unter den Gefangenen war 1 Oberster von den Husaren, ein Türke von Geburth, Schonkebeck genannt, ein Mann von besondern Ansehen; er hatte schneeweis Haar, und einen Barth bis auf den Gurt; schon sehr alt und einen Arm von Silber — Seite 191. „Eine Bombe fiel (bey der Belagerung von Turin) in die St. Johannis Kirche und tödtete und bleßirte „mehr denn 300 Menschen.„ Als General-Lieutenant von der Artillerie, hätte Quincy wohl wissen sollen, daß dieses keine Bombe thun kann. Seite 294. „Am nemlichen Tage wurden 60 Weiber vom Lande, die man an verschiedenen Orten „arretirt hatte, weil Pulver und Kugeln bey ihnen gefunden „worden, in der Armee des Herzogs von Bourgogne gepeitschet„ ꝛc. Dergleichen Merkwürdigkeiten vergißt Quincy niemals; Aber der Hr. v. C. hätte eben nicht nöthig gehabt, alles so gerade vor der Faust weg zu übersetzen; denn in einem Auszuge ist dem Leser, der sich unterrichten will, mit dergleichen Kleinigkeiten gar nicht gedient; alles nichtsbedeutende, ermüdende und einschläfernde will er weg und nur dasjenige wissen, was einen Einfluß auf die Sache selbst hat.

Bey der Uebersetzung wollten wir es mit dem Hr. v. C. eben so genau nicht nehmen, weil er ein Franzose ist, wenn er es nur erträglich gemacht hätte. Allein das können wir nicht so gelassen mit ansehen, daß sich zu der Menge von schlechten Uebersetzern, die im Schweis ihres Angesichts ihr Brod essen, auch noch ein Ausländer gesellet, und unsere im vollen Wachsthum stehende Muttersprache verstümmelt, und auf eine ganz barbarische Art mishandelt. Wenn der doch nur wenigstens die französische Namen, der bey der Artillerie und Fortification vorkommenden Werkzeuge und Geräthschaften durch die ihnen entsprechenden deutschen Benennungen auszudrücken gewußt hätte! Aber sogar das nicht! und dadurch wird er öfters so unverständlich und setzt den Leser in die Verlegenheit zu errathen, was der Uebersetzer eigentlich haben will. Denn in der That muß derjenige, der die XVI. dem ersten Theile angehängten Tafeln gebrauchen will, wieder seine Zuflucht zu der französischen Urschrift nehmen und wenn er es noch nicht weis, erst französisch lernen um das Deutsche zu verstehen.

In der ersten Tafel finden wir, z. B. Feuer-Mörser von einem 33. zolligen Caliebér zu halben Bomben. Wir möchten wohl wissen, ob der Hr. v. C. glaubt, daß dergleichen ungeheure Maschinen wirklich bey der Artillerie sind, oder jemals dabey gewesen sind? Hätte er den Unterschied zwischen Mortiers de 12. a 13. pouces de Diametre und Mortiers du Calibre de 33, 60. etc. gewußt, oder wenigstens einen Artilleristen gefragt, so würde er nicht so widersinnig übersetzt haben. Im Original steht Mortiers du Calibre de 33., pour tirer de demi — Bombes dù meme Calibre. Drey und dreyßig pfündige Mortier, und Bomben von eben dem Caliеber zu werfen. Halbe Bomben hat man in Deutschland nicht.

Portieres à l'epreuve du mousquet, garnies de leurs chassis übersetzt er: Mas keten feste Laden mit ihren Rahmen. Wenn wir nicht wüßten, daß Portieres Schießscharten Blendungen wären und das Original nicht selbst zur Hand hätten, so wären wir wirklich in großer Verlegenheit gewesen, was wir aus diesen Laden machen sollten. Wir können uns nicht einbilden, daß der Hr. v. C. nicht den Unterschied zwischen diesen Blendungen, die man auf Bresch und auf allen den Batterien gebraucht, wo man dem kleinen Gewehr-Feuer allzusehr ausgesetzt ist, und den Blendungen wissen sollte, welche man beym Sappiren gebraucht.

Coins de Mire „Stellkeile„ ist nicht das rechte Wort sondern Richtkeile

Serpes emmarchées sind nicht „gestielte Hakens„ sondern Faschienen-Messer mit Griffe

Louchets „Spitzhaken mit Stielen.„ Dies sind nichts weniger als Haken, sondern Absteck-Eisen oder eiserne Spaden, die unten etwas spitz zulaufen.

Clayes „Hacken„ wo hier Hacken herkommen, ist uns unbegreiflich. Clayes sind geflochtene Horden, die man bey der bedeckten Sappe gebraucht.

Chevre „Böcke.„ Das deutsche Wort ist, ein Hebezeug.

Da wir nicht Lust haben, die Tafeln noch einmal zu übersetzen, so wollen wir es bey dieser Probe bewenden lassen. So viel ist gewiß, daß fast kein einziges französische Wort mit dem rechten deutschen Worte ausgedruckt ist, und dieses ist um desto unverantwortlicher, da verschiedene dieses Werk blos der Tabellen wegen kaufen, und darinnen einen rechten Schatz zu finden glauben. Eins wollen wir der Seltenheit wegen noch anführen.

ren. Das Wort Paté, welches ein irreguläres ovalförmiges Festungswerk bedeutet, und mit dem sogenannten Hufeisen (Fer. a cheval) viel ähnliches hat, übersetzt er ohne sich lange zu besinnen, Pastete. Wir wollen die Stelle, wo er diese Pastete zuerst aufträgt, ganz hersetzen, denn sie enthält ausserdem noch einige andre Schönheiten und kann zugleich als ein Beyspiel von der Uebersetzungskunst des Herrn von C. und von seiner Schreibart dienen. 2. Th. S. 7. heißt es: „Die „Gegenwart des Königs feuerte den gemeinen Mann dermaßen an, daß die Transchee den 15ten bis am Fuß des Glacis „vom bedeckten Wege gebracht wurde; welche ein großes gekröntes Werk, das von zwey halben Monden flanquirt war, „umgaben; hinter welchen ein anderer halber Mond lag, der „ein Werk, das die Belagerten eine Pastete nannten, deckete; „dieses war eine alte Art von Werken, die bis auf dem Rand „des Grabens giengen, in welchen sich ein Arm vom Escaut „mit vieler Heftigkeit ergoß.„ Ohne Original wird man dieses platte Gewäsche schwerlich verstehen und dahero müssen wir es nur hersetzen. La presence du Roi, heißt es im Quincy, encourageoit tellement les Soldats, que — le 15. la Tranchee se trouva avancée jusqu'au pied du Glacis du chemin couvert, qui enveloppoit un *grand ouvrage couronné*, flanqué de deux demi-Lunes de Terre, derriere le millieu du quel il y avoit une autre demi-Lune revetuë qui couvrait un ouvrage, que les assiegés appellirent *paté*; c'etoit une *fortification ancienne*, qui alloit jusques sur le bord du fossé, dans lequel un bras de l'Escaut couloit avoit beaucoup de rapidité. Hieraus kann man nun deutlich sehen, wie getreu und verständlich der Hr. v. Clair übersetzt. Wir wollen von der Schreibart selbst nichts sagen, denn diese ist unter aller Kritick. Sollte er aber noch einmal auf den abentheuerlichen Einfall kommen, das Publikum mit einer Uebersetzung heimzusuchen, so wollen wir ihn bitten Ouvrage couronné ein Kronwerk und nicht „ein gekröntes Werk„ zu übersetzen, sich aber niemals des Worts Pastete von Festungswerken zu bedienen, weil es zu sehr nach der Küche riecht.

Zuweilen drückt Hr. v. C. die Meynung seines Autors auf eine so seltsame Art aus, daß man beynahe auf die Gedanken kommen sollte, er verstünde seine eigene Sprache nicht. Unter einer Menge von Stellen, welche dieses beweisen, ist besonders folgende merkwürdig. La nuit du 22. du 23. les imperiaux fortifierent extraordinairement leur tete de palissades et de gabionnages, en s'approfondissant et

en

en s'epuissant-ils travaillerent à une nouvelle Batterie pour voir les chemins couverts et la porte de Gand — und nun der Hr. Uebersetzer 2. Th. S. 30. „Die Nacht „vom 22ten zum 23ten verstärkten die kaiserlichen besonders „die Spitze ihrer Pallisaden und Schanzkörbe; sie vertieften „und verstärkten auch ihre sämtliche Erd-Arbeiten; sie arbei„teten an einer neuen Batterie, die den bedeckten Weg und „das Thor de Gand genannt, einsähe.„ Wir hätten gewünscht, der Hr. v. C. hätte uns in einer besondern Anmerkung belehret, wie man die Spitze der Pallisaden und Schanzkörbe verstärkt. Sahe denn der Hr. U. nicht, daß sich das Wort Tete auf die Sappe und die übrigen Arbeiten der Belagerer bezieht, und daß Fortifier la tete de Palissades et de gabionnages schlechterdings „die Tete der Arbeiten mit Palisaden und Schanzkörbe befestigen„ heißen mußte. Wie dieses geschieht, muß ihm als einem Ingenieur-Capitain nothwendig bekannt seyn, und dahero hätten wir uns dergleichen Schnitzer von einem Manne, der seinen Namen von Genie hat, niemals vermuthet. Die Stadt Gent oder Gand, wenn er es lieber will, muß ihm nicht bekannt seyn, denn sonst würde er wohl la Porte de Gand das Genter Thor und nicht, „das Thor de Gand genannt„ übersetzt haben. Beyläufig wollen wir auch anmerken, das hier pour voir les chemins couverts et la porte de Gand, den bedeckten Weg und das Genter Thor zu bestreichen und nicht einsehen heißt. So platt muß man nicht übersetzen.

Insgemein weis der Hr. von C. selten die deutschen Namen der Städte, Dörfer, Flüsse; aber darüber ist er in keiner Verlegenheit. Ohne sich lange zu besinnen, setzt er die französische Benennung hin und überläßt seinen Lesern die Sorge sie in einem Wörterbuche nachzuschlagen. Daher finden wir durchgehnds Escaut statt Schelde, Meuse statt Maas, Adige statt Etsch; Aix la Chapelle statt Achen; Spire statt Speyer; Visenothe statt Wisenau, einem Dorfe bey Maynz ꝛc. Eben so macht er es auch mit den Namen verschiedener Prinzen, Generals und anderer Officier. Den Graf von Hohen-Zollern nennt er den Graf von *Solre*, den Obristen von Döhnhof, den Obristen von Ennof; dem General Harrach, Arach; den General-Major von Schwerin, Swrin; den Prinz von Hessen-Philipsthal, den Prinzen von Hessen Philips-Stadt ꝛc. und S. 19. nimmt er dem Churfürsten von Bayern den Churhut und macht ihn zum bloßen Herzog.

Dieses ist aber noch nicht alles. Selbst die verschiedenen Stufen der Generalität bey den deutschen Armeen weis er nicht einmal zu nennen. Anstatt General-Majors, General-Feldzeugmeisters, etc. bey den kaiserlichen, preußischen, bayrischen etc. Truppen finden wir Major-General, Marchal de Camp. Colonel-General etc. Dieses wundert uns sehr von einem preußischen Officire, da wir verschiedene kennen, die eben so gelehrt als tapfer sind, und die Feder mit eben der Geschicklichkeit zu führen wissen, als den Degen. Daß er zuweilen wider die französische Rechtschreibung schnitzert und Feuquieur statt Feuquiere, Marquis de Crammont, statt Marquis de Grammont, de Hasfeldt statt d'Asfeldt de Santerre statt Senneterre schreibt und le Regiment du Maine das Regiment Mayn übersetze, wollten wir allenfalls auf Rechnung des Correctors setzen, wegen deren Ungeschicklichkeit der Autor selbst nicht allemal zu belangen ist, wenn wir nur nicht daraus, daß diese Namen oft so vorkommen, schließen müßten, der Hr. von C. habe alles ganz wohlbedächtig vorgeschrieben.

Nichts ist uns aber poßirlicher vorgekommen, als daß er sich in der Bedeutung des französischen Worts Palatin gar nicht finden können. Nach einer langen und ohne Zweifel mühsamen Untersuchung hält er es endlich für den Namen einer Person. S. 159. stiessen wir auf ein Regiment Dreyer vom Churfürsten *Palatinus* und S. 166. trafen wir seine Durchlauchten den Churfürst *Palatinus* selbst an. „Der „Prinz von Heßen-Caßel, heißt es daselbst,„ war mit 12 Bataillons und 9 Escadrons, „auf die dringenden Vorstel„lungen, welche der Churfürst Palatinus den Holländern ma„chen ließ; mit dem Bedinge, eben so viel nebst denen darin„nen intereßirten Prinzen ins Feld zu stellen, abgegangen; „welche man mit denen die der Graf von Naßau Wilburg in „den Lienien von Stollopfen (Stollhofen soll es heißen) com„mandirte, vereinigen wollte, und daraus eine ansehnliche „Armee zusammen zu bringen gedachte, um Landau zu „entsetzen.

„Nach dem Versprechen, welches dem Herrn March. „de Tallard gegeben war, detachirte der Herr Marquis de „Villeroy, welcher die Armee des Königs in Flandern com„mandirte, den Herrn General-Lieutenant Pracontal mit 21 „Bataillons und 24 Escadrons; sie marschirten den Heßischen „Prinzen gleich hoch; allein der Prinz von Heßen hatte die „Vortheile in dem Palatinat-Wagens zu rechter Zeit anzu„treffen, worauf er seine Infanterie warf und einem starken

„Marsch

„Marsch vorkam; dieses Mittel half ihm, daß er den 13ten „bey Spire einrückte; die Trouppen des Grafen von Naßau„Weilburg, welche er aus den Linien schickte, trafen zu gleicher „Zeit an.„

Als der March. de Tallard erfuhr, daß sich die Feinde bey Spire gesetzt hatten, gieng er gerade auf sie los. „Da „die Feinde gewahr wurden, daß es die französische Armee, „welche auf sie zukam, war, so setzten sie sich en ordre de „Bataille vor der Spitze ihres Lagers„ aber da der General Quartiermeister Palatinus ihre Armee so ungeschickt postirte, daß sie der französischen Armee die Flanke gab, so wurde sie geschlagen, wie solches sehr weitläuftig und unangenehm beym Hn. von C. Seite 167 rc. zu lesen. Diese Scharte wurde aber bey dem Entsatz von Turin S. 242. durch den Marchal de Camp. Rehbinder, mit der palatinischen Infanterie wieder ausgewetzt.

Wir haben uns unmöglich enthalten können, diese Stelle der Länge nach herzusetzen, weil man dadurch den Werth der Uebersetzung sehr richtig bestimmen kann. Da der Hr. von C. nicht einmal weis, daß Electeur Palatin, der Churfürst von der Pfalz und le Palatinat die Pfalz heißt, seine militarische Schreibart überdies sehr undeutlich und höchst eckelhaft ist, er auch von dem Interpunctiren nicht die mindeste Kenntniß hat; so ersuchen wir ihn seiner eignen Ehre wegen, niemals mehr gewaltsame Hände an ein französisches Buch zu legen, sich der Freyheit der Presse zur Verstümmelung des Originals zu bedienen, und das Publikum mit einer jämmerlichen Uebersetzung auf eine grausame Art heimzusuchen.

Q.

Geschichte der Bevestigungskunst, oder: Zuverläßiger Bericht von der Bevestigungskunst, von dem Angriffe und der Vertheydigung vester Plätze, vom Anfange bis auf gegenwärtige Zeit, nebst der Beschreibung der alten Kriegsmaschinen, wobey annoch: Neue und sichere Manier, einen Ort zu bevestigen, solchen mit geringer Besatzung gut zu vertheydigen, wie auch selbigen geschickt anzugreifen, zum Gebrauch für Liebhaber, und besonders für junge Ingenieurs ans Licht gestellet, und mit

zwey Kupfertafeln versehen von einem Kenner und Freund dieser Kunst. Breßlau, bey Christian Friedrich Gutsch, 1773. 10 Bogen in 8.

Vorrede. Die Befestigungskunst ist in den heutigen Zeiten so hoch gestiegen — daß große Monarchen, Erzeigungen von ihrem Daseyn zu haben, keine Kosten scheuen. Was die Geschichte der Befestigungskunst für Nutzen bringe. Man würde alle diese Nachrichten — in dem Polybio ausführlicher finden; allein, da gedachter Schriftsteller (nehmlich, wie wir vermuthen, der Folardische) des hohen Preises wegen, nur wenigen anzurathen ist — so findet man diese Nachrichten hier wohlfeiler im Auszug.

Erste Abtheilung. Da von dem Ursprung der Festungen, vor oder bald nach der Sündfluth, Moses wenig oder nichts sagt; so hält sich der Hr. Verf. an die Nachricht, die der Hr. Obriste v. Landsberg davon ertheilet hat. Die ersten Festungen waren blos mit Pfählen umsetzt. Man wehrte sich hauptsächlich mit einer Mixtur von Pech und Oehl. Durch diese Mixtur wurde so viel ausgerichtet, daß ein jeder, so etwas davon empfunden, nicht nur das Pfahlumhauen unterlassen, sondern auch mehrentheils seinen Geist dabey aufgegeben. (Einen ähnlichen Erfolg haben, leyder, noch jetzt manche andere Mixturen.) Bresche machte man mit einem angezündeten Bund Stroh oder Reißig. Nun kam der Armenianer Benhadat vom Gebürge Ararat herunter, und lehrte die Menschen Gräben um ihre Wohnplätze machen; dadurch wurden die gefährlichen Strohbündel unnütz. Und solche Benhadatische Festungen giebt es noch jetzt in Deutschland, Brabant und Flandern. Allein — die Feinde schauffelten Erde in die Gräben, giengen hinüber, und waren immer wieder mit ihren verzweifelten Strohbündeln bey der Hand. Die Betrachtung dieser Passage giebt uns Anlaß zu vielen nützlichen Anwendungen. Man kann z. B. fragen, ob man zu der Zeit die Erfindung der Erdkarren noch nicht gehabt? Ob die Pfeile damals schon üblich gewesen? Letzteres will der H. Verf. weder behaupten noch verwerfen. So viel ist gewiß, sagt er, daß wenn selbige damals schon existirt, würde der Herr von Landsberg solches nicht mit Stillschweigen übergehen. (Das denken wir auch; denn was sollte er für Ursachen dazu haben?) Man bauete Mauren mit Brustwehren und Schießscharten — da kam der Feind und riß die Schießscharten, mit Hacken, die so ziemlich stark waren, herunter, Vitruv nennet selbige le

cor-

corbeau demolisseur (nehmlich so oft er Französisch parlirt.) Vom Belier und den Anstalten dagegen (umständlich aus Follard); Untergrabung der Mauer; Machicoulis; Thürme — sie waren zu Mosis Zeiten noch unbekannt, denn seine Kundschafter melden nichts von Thürmen. Der Möglichkeit zu folge können wohl Thürme vorhanden gewesen seyn, aber vielleicht nicht da, wo die Kundschafter hinkamen. Runde Thürme hat zuerst Benabas von Schiras eingeführt, und sie sind durch die Römer nach Deutschland gekommen. Verschiedene Mauren und Gräben hinter einander. Sechserley bey den alten gebräuchliche Arten, sich der Plätze zu bemeistern. Maschinen der Alten (Follard). Es ist kein Schriftsteller ausfündig zu machen, welcher ihren Ursprung angegeben, sondern alle beschreiben sie als vollkommen und bekannt (einige griechische Mechanicker ausgenommen; die sie so umständlich beschreiben als ob vorher noch nie welche gemacht worden wären.) Investitur; Circumvallation; Laufgraben der Alten; Grabenfüllung; Minen und Gegenminen der Alten; bewegliche Thürme — Schießpulver.

Zwote Abtheilung. Runde Bollwerke; Italiänische Manier; Holländische. Nachdem diese in Verfall gerathen war, existirte eigentlich gar keine Manier, jeder erfand eine nach Willkühr. Die Franzosen haben in der Fortification, ehe Vauban bekannt wurde, eben nichts besonderes gethan. Vorzügliche Verdienste der Deutschen.

Dritte Abtheilung. Betrachtungen über die heut zu Tage gebräuchliche Fortification überhaupt. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen, über den Nutzen und Schaden der Festungen, stoßen wir auf folgenden Uebergang: die Anmerkungen, welche über das Daseyn derer Vestungen gemacht werden, sind nicht von solchem Eindruck, als wenn man die Nothwendigkeiten erweget, die eine gute Vestung erfordert, wenn sie nach dem Sinne eines erfahrnen Soldaten ersprießliche Dienste leisten kann. Hierauf folgen ein paar Worte über diese Nothwendigkeiten, und denn heißt es: Weil man indessen oft wünschet, Vestungen zu haben, die ohne starke Besatzung (und verhältnißmäßige übrige Nothwendigkeiten) gute Dienste leisten; so überliefere hiebey dem Liebhaber eine bis daher noch unbekannte und neue Manier, die ich von ohngefehr als ein Manuscript angetroffen — in den Worten dieses Manuscriptes. Hier folget also: Neue und sichere Manier, einen Ort zu bevestigen, mit geringer Besatzung gut zu vertheydigen und selbigen geschickt anzugreifen, 1773.

Dieses Manuscript ist nun nicht mehr und nicht weniger, als die 1770. in Hannover gedruckte, und von uns im 17. Bande, 1. Stück, 270. Seite, angezeigte: Bedeckte Festung, von J. J. Schneider; die etwa jemand abgeschrieben und so aufs neue zum Manuscript gemacht haben muß. Und wir hätten also abermals ein Werkchen, das man allenfalls ganz entbehren kann, des veränderten Titels wegen zweymal bezahlen müssen.

Pi.

15. Finanzwissenschaft.

Von Getraidemagazinen, von Lebensmitteln und von dem Unterhalte des Volkes. Frankfurt am Mayn, 1771. 124 S.

Die zwo ersten dieser Abhandlungen sind aus Hr. Bergius Policey und Cameralmagazine und die dritte aus des Hn. v. Justi Policeywissenschaft genommen. Daß ein Mann der ein System einer Wissenschaft fabrikenmäßig ausarbeitet, oder ein Magazin zusammen schreibet, einen andern wörtlich ausschreibe; das läßt sich begreifen: aber daß ein andrer das ausgeschriebene Zeug und das woher dieses ausgeschrieben ist, zusammen drucken lassen und dem Publikum in denselbigen Bändgen das nemliche doppelt verkaufe — das ist etwas zu bunt. Man vergleiche S. 33. 34. 79. 81. 82. 46. 28. 96. 9. 97. 14. 98. 15. 98. 16. 99. 24. 101. 25. 102. 36. 106. 38. 108. 40. 110. 41. 112. Wer die Schriften der Herrn Reimarus, Münchhausen, Barthausen, Fischer und Schlettwein gelesen hat, wird diese drey Abhandlungen wohl entbehren können. Indessen ist Herr Justi S. 121. als ein Augenzeuge von der Schädlichkeit der Sperrungen, die er doch nicht durchaus verwirft, merkwürdig.

Sammlung verschiedener Schriften, welche über die Recht- und Unrechtmäßigkeit des sogenannten Getraidabsatzes oder der Abgabe eines Theiles von durchgeführt werdendem Getraide gewechselt worden. Coburg, bey August Wilhelm Ahl, 1772.

Die eine dieser Abhandlungen declamirt wider die Sperrungen und behauptet die Rechtmäßigkeit des Getraidabsatzes: da die andre oder beynahe die erste derselben den Sperrungen das Wort redet und den Getraidabsatz als eine dem Rechte der Natur und den Reichsgesetzen zuwiderlaufende Sache ansiehet. Keine ist sonderbar merkwürdig.

Ein Vorschlag zu Anlegung eines öffentlichen Getraidmagazins zu jedermanns Vortheil und niemands Nachtheil: herausgegeben von Daniel Gottfried Schreber, der Rechte Doktor, öffentlichen Lehrer der Cameralwissenschaften und Mitgliede der Leipziger ökon. Gesellschaft. Leipzig, Breitkopf, 1772. 96 Seiten ohne die Vorrede.

Dieser Vorschlag ist für solche Länder bestimmet, die einen zureichenden Ackerbau haben. Um solche Länder wider die Uebel zu bewahren, welche Theurung und Mangel mit sich führen, soll in Zeiten, da die Preise unter dem Geringen stehen, eine zu Erreichung dieses Entzwecks nöthige Menge Getraides von den Landwirthen gesammelt und entweder in öffentlichen Magazinen oder auf Speichern der Unterthanen aufbewahret werden. Das Getraid, welches jeder, der an einer solchen Anstalt Theil hat, entweder in das allgemeine Vorrathshaus geliefert, oder auf einem Privatspeicher aufgeschüttet hat, kann und soll jeder verkaufen, so bald der Preis auf einen gewissen Punkt gestiegen ist. Wenn die Landesherrliche Sorgfalt solche Anstalten nicht stiftet: so können es besondre Gesellschaften thun. Wenn dieser Vorschlag, der an sich selbst sehr gut seyn mag, von einer Regierung, oder von einer besondern Gesellschaft, ausgeführet werden sollte: so müßte er deutlicher und ordentlicher abgefasset werden, als er vor uns liegt. Der zweyte Theil, oder besser zu sagen, die letzte Hälfte dieser Schrift, ist der großen Wahrheit, die nie genug geprediget werden kann, gewidmet, daß die Landwirthschaft der wichtigste aller Berufe sey, und daß alles, was dessen Begünstigung vermindert, die allgemeine Wohlfahrt schmälere. Auch hält es der Verfasser derselben, Herr Pfarrer Nimrod, für unmöglich, die Fruchtpreise durch Gesetze zu bestimmen; wider die Meynung folgender Schrift:

Von dem Nutzen eines gesetzlichen Fruchtpreises. Leipzig, bey Schwickert, 1771. 22 S. in 4.

Alle Feldfrüchte, auch Heu und Stroh, sollen nach dieser Abhandlung gesetzlich taxiret werden. Zu diesem Ende ist die Vermessung aller Ländereyen, die Würdigung derselben, die Berechnung ihres Ertrages nach Abzuge aller Unkosten, Abgaben, und dieses letztere zwar von zwölf Jahren nöthig. Davon rechnet man ein Jahr als ein Fehljahr ab: und nach dem was übrig bleibt bestimmet man den Preis, in welchem die Producten verkaufet werden sollen. Der Verfasser widerleget sieben Einwürfe, welche man wider seine Vorschläge zu machen pflegt und zeigt eilf Vortheile derselben. Wenn auch die Sache so leicht wäre, wie der Verfasser dieser Schrift sie angiebt: so würde sie nur dadurch unmöglich seyn, weil das Land, darinn sie statt haben sollte: allem Handel und Verkehre mit andern Ländern entsagen müßte. Wenigstens mit denjenigen, in welchen die Preise der Nahrungsmittel nicht gleich wären.

Das Aufschütten des Getraides nach der Politick und Moral beurtheilt von einem schlesischen Patrioten. Breslau, bey Gutsch, 1772. 24 S. in 8.

Das Aufschütten des Getraides in wohlfeilen Zeiten, ist nicht nur keine verderbliche, es ist eine gemeinnützige und sittlich gute Sache; welche die Theurung verhütet, nicht verursachet. Dieses wird in dieser Schrift erwiesen. Sonderbar ist es, daß eine so einfältige Wahrheit viele Jahrhunderte hindurch von allen Menschen miskennt worden ist, und noch itzt von den meisten miskennet wird.

Zweifel und Bedenken bey der wichtigen Frage von der freyen Aus und Einfuhr des Getraides Braunschweig, Waisenhaus, 1772. 70 S.

Diese Zweifel sind der Meynung des Hn. Reimarus entgegengesetzet. In dem Anfange derselben schränket der Verfasser, Herr Lichtenstein, solche auf den Nothfall ein; in dem Verfolge aber schweifet er vielfältig aus. Ordnung, Bestimmtheit der Begriffe und Kenntnis der wahren wirthschaftlichen Grundsätze herrschen nicht in dieser Schrift. Wenn die Frage ist, ob in dem Falle einer Theurung, da alle Einfuhr

von aussen in einem Staat unmöglich oder sehr schwer ist, die Ausfuhr aus demselben verboten werden soll: so läßt sich dieselbe wohl bejahen, mit der Einschränkung, daß der Staat den Eigenthümern des Getraides allen Schaden, der ihnen daher entstehet, aus dem Beytrage aller Bürger ersetze, welche aus dieser Vorkehrung Nutzen ziehen. Dieser Ersatz erheischet die Bezahlung dessen, was sein Getraid jeden gekostet hat,, eine billige Vergeltung der Mühe und der Auslage, die er auf dessen Erhaltung verwendet hat und einen gerechten Gewinnst auf demselben. Ohne diesen Ersatz würde der Landwirth von der Hervorbringung und der Kaufmann von der Aufschüttung und von dem Ankaufe des Getraides zum höchsten Nachtheile der Gesellschaft abgeschrecket werden. Wo aber kein Nothfall vorhanden, oder wo Anfuhr von aussen noch möglich ist: da halten wir es für höchst wahrscheinlich, daß die geringste Einschränkung des Getraidhandels mehr Schaden als Nutzen verursachen werde. Hr. L. verwirfet immer den Nothfall mit den gemeinen Zeiten. Er machet eine abscheuliche Abschilderung von den Künsten der Kornhändler, welche gewiß sie zuerst zu Grunde richten würden, wenn sie möglich wären. Das diese die Preise beym Einkaufe auf das höchste treiben, um nachher noch mehr darauf zu gewinnen, würde in einem Lande, wo die Einfuhr nicht verboten ist, höchst unvernünftig seyn; und S. 40. tadelt Hr. L. selbst die Kornhändler, daß sie einen wohlfeilen Einkauf erkünsteln. Erndten auf Erndten zu häufen, kann kein Vernünftiger sich zu Sinne kommen lassen. Der öftere Umsatz, der geschwinde Verkauf auch mit einem geringen Gewinnste, bereichern den Kornhändler mehr als die Erwartung unerschwinglicher Preise. Hr. L. findet so wie Hr. Barkhausen, daß hohe Getraidpreise die Emsigkeit des Landwirthes mehr hemmen als befördern. Er meynet, dessen Trägheit werde dardurch begünstiget. Wir zweifeln daran, und niedere Preise machen, daß viele tausend Jucharten schlechterer Acker nicht bepflüget werden, und daß hiermit unendlich viel weniger Getraides hervorgebracht wird, als bey hohen Preisen würde hervorgebracht werden. Hr. L. glaubet nicht, daß die Furcht des Verbotes der Ausfuhr billige und gerechte Kaufleute von dem Kornhandel abschrecken werde. Wir glauben auch, daß die Furcht nicht so viel zu gewinnen, als es möglich ist, es nicht thun werde. Aber die Furcht zu verliehren wird es thun, und diese muß bey jeder Sache statt haben, wo die Regierung sich vorbehält willkührlich zu handeln. Hr. L. fürchtet, alles Getraid eines Landes könne in die Hände weniger Familien gerathen. Wie sollte dieses möglich seyn. Wo sind die wenigen Familien,

lien, welche sich mit einem so beschwerlichen Geschäfte abgeben werden, als der Getraidhandel ist, und welche für Millionen Geldes Korn aufschütten werden. Wie viel Magazine braucht es nicht, um alles Getraid eines Landes von hunderttausend Einwohnern aufzuschütten. Wie wollten wenige Familien sich damit beladen, — insonderheit wenn man voraussetzet, daß die erlaubte Einfuhr alle ihre wucherlichen Anschläge nothwendig vereiteln müßte. Hr. L. findet den Gedanken ungegründet, daß das Verbot der Ausfuhr auch zugleich das Verbot der Einfuhr mit sich führe. Er sagt, die Erfahrung widerlege diesen Satz. Allein die Einfuhr ist doch nicht anders möglich als in die Länder, wo das Getraid eben sowol bezahlet wird, als an allen andern Orten, wo es hingebracht werden kann. Sobald also ein Land Einfuhr nöthig hat: so nützet das Verbot der Ausfuhr darinne nichts, indem es die Einfuhr nicht anders erhalten kann, als wenn es das Getraid eben so gut bezahlt als andere Länder; und in diesem Falle wird die Ausfuhr ihm zu keinem großen Nachtheile gereichen; es müßte denn die Thüre zu allen Ländern seyn, wo das Getraid theurer ist, und es müßte allen die Durchfuhr versperren können. Diese Sperrung würde eine Kriegserklärung gegen alle Staaten seyn, denen durch ein solches Land Getraid zugeführet werden könnte. Nicht die Sperranstalten, sondern die Künste der Kornhändler und der Eigenthümer haben in Deutschland die Theurung verursachet; sagt Hr. L. und der Verkauf des Getraides wird in diesem Reiche mit Rechte verboten. Hierauf folgen wieder große Declamationen wider die Kornhändler; die gewiß viel weniger geschadet haben, als alles Geschrey, das man aller Orten wider sie führet, und durch welches man bald alle wohldenkende Leute von einem so nützlichen Berufe abschrecket, und denselben zum größten Schaden der Gesellschaft in die Hände der schlechtesten Leute wirft. Hr. L. sagt: ein Kornhändler, welcher in seiner Spekulation betrogen werde, sey sich nicht zu gedenken. Er weis nicht, daß Millionen auf diesem Handel bey der großen Theurung in Italien verlohren und viele Häuser in Marseille dadurch zu Grunde gerichtet worden sind. Er glaubet auch die Kornhändler können zusammenschwören, um den Preis in einem Lande hoch zu halten. Es ist möglich; aber gewiß nur in Ländern, wo der Getraidhandel eingeschränkt, und wo die Einfuhr nicht erlaubt ist. Hr. L. besorget indessen von der Vermehrung der Kornhändler eher Nachtheil als Vortheil für den Staat. Diese Leute sind es, denen man es zu verdanken hat,

hat, daß der Getraidpreis in den Jahren 1770. und 1771. auf das vierfache gestiegen ist. Sie haben nach unserm Verfasser die allgemeine Noth verursachet. Sie machen sogar die vortheilhafte Errichtung öffentlicher Magazine unmöglich. Ihnen muß wenigstens die Erkaufung des innländischen Kornes verboten werden. Mit fremden Getraide zu handeln, will ihm unser Verf. noch gestatten. Auch dem Eigenthümer will er verbieten, sein Getraid in die Fremde zu verkaufen, obwol er dem Kornhändler erlauben will, fremdes Korn im Lande abzusetzen. So glaubte er den Getraidpreis und den Fruchthandel eines Landes auf einen festen Fuß setzen zu können. Wir befürchten hingegen, er werde dadurch die ganze Landwirthschaft eines Staates zu Grunde richten. Um dieses Unglück zu verhüten, will er endlich, wenn genug Getraid für die Unterhaltung der Einwohner dem Lande versichert ist, mit der unentgeltlichen Verstattung der freyen Ausfuhr des Ueberflusses zu Hülfe kommen; und um dem ganzen Lande die Unterhaltung zu versichern, schlägt er ein Landesmagazin vor. Ein solches sagt er: „dürfte sich am bequemsten anlegen lassen, wenn der Eigener jährlich angewiesen würde, behuef der Direktion des Staates, einen gewissen bestimmten „Kornvorrath auf etwanige künftige Noth bey sich liegen zu „lassen, den er demnächst mit billigen Zinsen verkaufen müßte. „Diese Zinse müßte ihm der Staat nach der folgenden Erndte „unfehlbar, auch sodenn bezahlen, wenn er gleich das Korn „nicht gebrauchen sollte.„ Ferner räth er an, das Brantesweinbrennen zu verbieten, wenigstens in Nothfällen solches einzuschränken und dessen Ausfahr nicht zu gestatten. Alle diese Anstalten scheinen uns mehr Mühe mehr Unkosten zu erfordern und weniger Nutzen zu schaffen, als ohne dieselben geschaffet werden kann. Ueberhaupt deucht es uns, die Vorschläge dieses und andrer Verfasser würden die Theurung, die sie verhüten sollen, eher erzeugen und wenn man sie über die Policey setzte, würde es ihnen ergehen, wie dem K. Julian, welcher nulla probabili ratione suscepta popularitatis amore vilitati studebat renum venalium, quae nonnunquam secus quam convenit ordinata inopiam gignere solet et famem. Ammian. Marcell. LXXII. c. 14.

Pl.

---

 16. Hand=

16. Handlungswissenschaft.

Ueber den Dorfhandel. Leipz. bey Weidmanns Erben und Reich, 1773. 96 Seiten in 8.

Dies ist eine von den guten Handelsschriften. Der V. verräth Kenntniß der Sache, und ruhiges Nachdenken über seine Materie. Die Furcht, für einseitig gehalten zu werden, hätte er nicht nöthig gehabt, vielweniger seine Versicherungen, daß er kein mittelbares Interesse zur Absicht habe, indem er gegen den Dorfhandel schreibt, wenn er sich nicht blos auf die Fabriken eingeschränkt, sondern gegen allen Dorfhandel en gros geschrieben hätte. Es ist ausgemacht wahr, daß die Städte ihre Beschäftigungen haben müssen, welche in Handlung und Industrie bestehen, und daß das Land seine Bedürfnisse dieser Art von der Stadt haben muß, wenn es für seine Bearbeitungen, den Landbau, die Viehzucht und allenfalls unapretirte Mannfaktur-Arbeiten wiederum gehörig belohnt seyn will. Es hat viele gegeben, die den Dörfern nichts gestatten wollen, als kleine Höckerey statt aller Handlung, und von Handwerkern keine andre, als Rademacher, Schmiede und Schuster, diese sind zu weit gegangen. Der Styl dieser kleinen Schrift ist angenehm und unterhaltend.

Johann August Ernesti der heiligen Schrift Doktors und derselben ordentlichen öffentlichen Lehrers auf der Universität zu Leipzig 2c. 2c. Abhandlungen von den Negociationen der Römer und von der Handlung nebst Blasii Caryphili Betrachtungen über die Handlung der Alten. Leipzig, bey W. G. Sommer, 1772.

Diese Uebersetzungen sind die Uebungen eines angehenden Schriftstellers, Nahmens Johann Friederich Krickow, der in dem Vorberichte, der gleichfalls eine Uebersetzung des Hrn. Prof. May Gedächtnißrede de bonarum artium in promovenda mercatura vilitate ist, sich einen unerfahrnen furchtsamen Schriftsteller nennt, welcher zum erstenmale vor dem Publikum zu erscheinen das Mittel des Uebersetzers hat wählen müssen. Der Vorbericht mag von mehr Nutzen für die Handelnden unserer Zeiten seyn, als die andern übersetzten

ten Stücke, die mehr zum Alterthums-Studium als zur Handlungswissenschaft beytragen. Der Hr. Uebersetzer hat sie wohl deswegen gewählt, um als guter Sohn desto füglicher seine erste Autorschaft seinen Eltern zueignen zu können, da sein Vater Kaufmann ist.

Zm.

---

17. Haushaltungskunst.

Wenzel Johann Pauls — Abhandlung von der Schaafzucht, nebst einen Anhang vom Tobacksbau. Wien, 1770. in 12.

Herr Pauls ist kein Schäfer und hätte das Publikum mit seiner Abhandlung von der Schaafzucht immer verschonen sollen, zumal er wirkliche Irrthümer mit vorbringt; z. E. S. 14. daß es zum Aufbringer einer guten Art Schaafe vortheilhaft sey, die Mutter-Lämmer von ihren eigenen Vätern bedecken zu lassen.

B.

Abhandlung vom Cydermachen oder Zubereitung des Obstweins — nebst einem Verzeichnisse der besten Cyderäpfel — nach der letztern — englischen Ausgabe übersetzt. Bayreuth, 1772. 7½ Bogen in 8.

Wenn wir Deutsche die Engländer in dem Cydermachen mehr nachahmen, und anstatt den Franzosen ihren oft schlechten Wein abzukaufen, unser in manchen Gegenden überflüßiges allenthalben aber mit wenig Mühe künftighin in Menge zu erhaltendes Obst zu einem so köstlichen Getränk machen wollten, so würde gegenwärtige Schrift ein nöthiges und gar brauchbares Buch seyn. Da dieses aber leider nicht ist, so versprechen wir ihr, sonderlich in den nördlichen Gegenden unsers Vaterlandes wenig Leser. Man findet fast in allen englischen ökonomischen Büchern, Anweisungen zum Cydermachen, die gegenwärtige aber scheinet sie alle in Absicht sehr vieler Vortheile und Handgriffe dabey zu übertreffen, und wird dem-

demjenigen, der Gelegenheit und Lust hat, Cyder zu machen, von vielen Nutzen seyn.

L.

Calendarium perpetuum, oder immerwährender Land- und Gartencalender. — Sechster Theil. Aus eigener Erfahrung aufgesetzt von Johann August Grotjan. Frankfurt und Leipzig, 1772. 11 Bogen in 8.

Die vorigen fünf Theile, davon der erste 1765. und der fünfte 1767. heraus kam, haben wir damals angezeiget und unter allen Gartencalendern diesen den vollständigsten genennet; ob er gleich nunmehro füglich auch einen andern Namen führen könnte. Es ist immer ein gutes und nicht gemeines Gartenbuch. Der sechste Theil handelt von einigen Baum- und Stauden-Arten, Anlegung lebendiger Zäune, verschiedener Blumensorten und am Ende von braunen Kohl.

B.

Lehrbegriff sämmtlicher ökonomischer und Cameralwissenschaften. Des ersten Theils 1. 2. Band. Neue von dem Verfasser selbst durchgesehene und mit einem Anhang vermehrte Auflage. Mannheim, 1773. 3 Alphab. 2 Bogen. Des zweyten Theils erster Band 1770. 1 Alphab. 7 Bogen in 4.

Wir ersuchen unsere Leser, sich die Mühe zu nehmen, dasjenige nachzulesen, was in dieser Bibliothek B. 8. St. 2. S. 93. und B. 17. St. 2. S. 342. von diesem vortreflichen Werk gesagt worden ist, weil ausser dem Anhange diese neue Ausgabe mit der ersten völlig gleich, nur daß diese von den vielen Druckfehlern gesäubert worden, welche in der vorigen eingeschlichen waren. Der Herr V. hat bey dieser Ausgabe zwar sein Werk von neuen durchgesehen, allein was konnte er wohl noch wichtiges hinzusetzen, da er das erstemal sein Buch so vollkommen gut ausgearbeitet hatte, daß auch der strengste Recensent, wenn er gerecht seyn, und mit Kenntniß der Sache urtheilen wollte, dies Buch als das beste seiner Art allen Lesern anpreisen mußte.

Der bey dieser neuen Ausgabe befindliche Anhang, welcher 9 Bogen stark ist, begreift 1) eine Widerlegung des Recensenten in sich, welcher in dieser Bibliothek den V. bey der Forstwissenschaft eines kleinen Irrthums beschuldigt hatte, wozu bloß ein dunkler Ausdruck Gelegenheit gegeben. 2) Des Herrn v. S. Anmerkungen zu diesem Buch, benebst der Beantwortung des Herrn Verfassers. Diese letzteren machen den größten Theil des Anhanges aus, und jeder Oekonom wird sie mit Vergnügen lesen. Werden wir denn nicht bald uns der Fortsetzung dieses so gründlich geschriebenen Buches zu erfreuen haben?

Bemerkungen der Churpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft vom Jahr 1772. Mit Kupfern. Mannheim, 1773. 1 Alphab. 2 Bog. in 8.

Machen den dritten Theil der Schriften dieser Gesellschaft aus, davon die zwey ersten Theile in unserer Bibliothek schon vor ein paar Jahren angezeiget sind. Der Inhalt dieses Jahrganges bestehet in folgenden Abhandlungen

1) Geschichte der Gesellschaft; welche ausser der Pfalz den Leser nicht sonderlich interessiren kann.

2) Von den Ursachen des öftern Wein-Miswachses — von S. H. Starck. Diese Abhandlung muß in den Weinländern recensirt werden, uns dünket sie indessen nicht übel gerathen zu seyn.

3) Abhandlung über die Holzsparkunst durch ökonomische Oefen, hiezu gehören die auf dem Titel angekündigten Kupfer und ist sehr gründlich ausgearbeitet.

4) Von den wahren Mitteln der Fruchtbarkeit von F. C. Medicus. In einer vorangeschickten schönen physikalischen Untersuchung bemerkt der Herr V., daß da die Befruchtung der Pflanzen nach den Kölreuterischen Versuchen durch ein aus denen weiblichen und männlichen Saamengefäßen hervordringendes Oehl geschehe, und hiedurch der Keim des Saamenkorns selbst, gegen Wolfs Meynung erzeugt und gebildet werde, ferner auch alle reife Saamen-Körner mehr oder weniger Oehl enthalten, so müsse die Fruchtbarkeit in dem Oehl verborgen liegen. Die alkalischen Salze, darinn Justi und andere den Grund der Fruchtbarkeit suchen, thun weiter nichts als daß sie das Oehl seifenartig und geschickt machen, die Pflanzen zu er-

nähr

nähren. Im Dünger liegt die Fruchtbarkeit vorzüglich verborgen. Die Erde ist nur der Standort der Pflanzen. (Aber mit des Herrn V. Erlaubniß wollen wir doch gern die Erde vor etwas mehreres beym Fruchtbau halten; dünge er nach seinem System einen leichten todten Sandboden mit Viehdünger wie er will, und sehe zu, ob er z. E. Gerste darauf mit Vortheil zu bauen im Stande sey.) Folglich soll man den Viehstand vermehren und wenig aber wohlgedüngte Felder anbauen, und zu diesem Ende handelt er im zweyten Theil seiner Abhandlung von der Stallfütterung in der Churpfalz.

5) Von den mancherley Nachtheilen der im Oberamt Lautern herkommlichen gemeinen Zugvieh- und Ochsenweiden von J. L. Born. Der Herr V. beschreibt zwar hier nur den Schaden, welcher seines Ortes durch die Gemeinweiden angerichtet wird; es werden aber leider noch viele Gegenden Deutschlands eine ähnliche Klage führen. Diese Abhandlung ist vorzüglich schön, und mit vieler Gründlichkeit und praktischen Kenntniß der Landwirthschaft geschrieben.

Beyträge zur Sittenlehre, Oekonomie, Arzneywissenschaft, Naturlehre und Geschichte in ihrem allgemeinen Umfange. Aus den westlichen Gegenden Deutschlandes. Zweytes Stück. Mannheim, 1772. 11 Bogen in 8.

Vor zwey Jahren kam das erste Stück dieser Beyträge heraus, und wir haben sie damals als solche empfohlen, die der Aufmerksamkeit des Publikums nicht unwürdig sind. Unter den sechs Aufsätzen, daraus dies zweyte Stück bestehet, hat uns der erste: *Adnotationes Marquardi Freberi ad Ausonii Mosellam*, und der dritte: Gemauerte Krippen für das Rindvieh, vorzüglich gefallen. Aber warum sind die Herren V. nicht fleissiger, als daß sie in zwey vollen Jahren nur eilf Bogen zu Markt bringen? das wird ihren Verleger nicht reich machen. L.

Lehrbuch für die Land- und Hauswirthe in der pragmatischen Geschichte der gesamten Land- und Hauswirthschaft des — Amtes Kupferzell, von J. F. Mayer — Mit Kupfern. Nürnberg, 1773. 21 Bogen in 8.

Wenn

Wenn der Herr V. uns bey dem Titel um Rath gefragt hätte, so würden wir ihn ersuchet haben, das Wort: Lehrbuch, auszulassen, und blos pragmatische Geschichte Land- und Hauswirthschaft des Amtes Kupferzell, zu setzen. Dies wäre neuer und zugleich passender gewesen, weil der Kriticker sonsten gleich die Frage aufwirft: Sollte wohl die Landwirthschaft des Amtes Kupferzell von solcher vortreflichen Beschaffenheit seyn, daß sie ein allgemeines Regulativ für die Landwirthe abgeben könnte? und wenn er denn das Buch lieset, und manches findet, was in einem Lehrbuche besser seyn müßte und auch manches das der Herr V. aus Liebe zu seinem Orte für unverbesserlich ansiehet, der Kriticker aber nicht, so ist dieser mit seinem Tadel gleich fertig; denn die Kriticker sind böse Menschen. Ausser dieser Bemerkung und daß Herr Mayer manchmal zu sehr den Lobredner macht, können wir dem Buche das nützliche praktische nicht absprechen, und wünschten wir wohl aus allen Gegenden unsers deutschen Vaterlandes pragmatische Geschichten der Landwirthschaft zu erhalten, welche für Oekonomen und hauptsächlich für Cameralisten äusserst vortheilhaft seyn würden.

J. Ch. Fabricii — Anfangsgründe der ökonomischen Wissenschaften zum Gebrauch akademischer Vorlesungen. Flensburg, 1773. 22 Bogen in 8.

Der V. sagt in der Vorrede, daß er nur für Anfänger geschrieben habe, und gelehrte Oekonomen nichts neues in seinem Buche finden würden. Als ein Lesebuch ist es gut zu gebrauchen. Was er von der Städtewirthschaft schreibt, ist noch vorzüglicher als seine Lehre vom Landbau.

J. F. Mayers — dritte Fortsetzung der Beyträge — zur Aufnahme der Land- und Hauswirthschaft nach den Grundsätzen der Naturlehre und der Erfahrung entworfen. Frankfurt am Mayn, 1773. 19 Bogen in 8.

Die Mayerschen Schriften behaupten noch immer ihren Werth, und da diese Beyträge schon bekannt genug sind, so wollen wir hier weiter nichts sagen, als daß sie denen übrigen Arbeiten dieses gelehrten Oekonomen vollkommen gleich kommen.

Be-

Behauptete Preißschrift über die von der — Ackerbaugesellschaft in Wien — herausgegebene Frage: wie die in N. Oe. künftig zu zertheilenden Viehweiden am besten anzuwenden — von E. J Gemberly. Wien, 1773. 6 Bogen in 8.

Lehret nichts neues. Der Grundsatz des V.: der Landwirth soll darauf bauen was der Boden trägt und in seiner Gegend am nöthigsten ist, verstehet sich von selbst.

Abhandlungen und Beobachtungen durch die ökonomische Gesellschaft zu Bern gesammlet, 1771. in 8.

Um nichts auszulassen, zeigen wir diesen Jahrgang nur blos an, denn die Schriften der Berner Societät brauchen keiner weitern Empfehlung.

Abhandlungen der freyen ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg — vom Jahr 1766. Zweyter Theil. Aus dem Rußischen übersetzt. Petersburg, Riga und Leipzig, 1773. 11 Bogen in 8. mit Kupfern.

Nicht alles hierinn ist für den deutschen Landwirth interessant, obgleich manches andere wiederum eine desto grössere Aufmerksamkeit verdienet, je neuer und nutzbarer es in unsern Gegenden ist. Zu diesem letzterem gehöret der vierte Aufsatz: von einem Mittel den Dünger zu vermehren, nemlich einen bretternen Schoppen auf die Viehweide zu erbauen und mit allerley Streu den Sommerdünger des Viehes, der sonsten verlohren gehet, sich zu Nutze zu machen.

A. G. Schirachs — Waldbienen Zucht. — Mit Kupfern. Herausgegeben von J. G. Vogel, Mittagsprediger — zu Muskau in Oberlausitz. Breslau, verlegts W. G. Korn, 1774. 15 Bogen ohne den Vorbericht.

Ein

Ein bis zum Eckel nach der Mode des Verfassers weitläuftig ausgedehntes Bienenbuch von der Waldbienenzucht, das mehr für die rußischen und pohlnischen Wildnisse als für Deutschland gehöret. Der V. saget einigemal selbst, daß er nicht für gemeine Bienenväter schreibe. Eben deswegen hätte er ja für Gelehrtere auch weit kürzer seyn, und dadurch das Buch wohlfeiler machen können: wie viel größern Abgang würden die Schriften nicht finden, die der allerdings zu früh gestorbene Verf., dessen Beytritt zu der Trippelallianz eines Steinmetzen, Hase, und Riems zu Verbesserung der Bienengesellschaften und der allgemeinen Landbienenzucht, wir noch gewünschet, wozu er auch in dieser Waldbienenzucht nicht abgeneigt zu seyn scheinet, der Welt geliefert hat. Wir versichern, daß wir bey Durchlesung dieses Buches, die wir eines richtigen Urtheiles wegen doch einmal genau vornehmen müssen, sehr ermüdet, aber auch in desto größre Verwunderung gesetzet worden, da wir fanden, daß der V. Abhandlungen, die in andern Sammlungen abgedruckt, und daselbst gut genug aufbewahrt gewesen, hier schon wieder doppelt nachdrucken lassen. Z. B.: Eine S. 133. und: eine S. 167. welche in den gemeinnützigen Arbeiten S. 175. und 183. anzutreffen; wohin die Leser gar leicht zu verweisen gewesen wären, denn dieser Nachdruck unterscheidet sich von jenem mit nichts merkwürdigem, als daß S. 134. Verbat mit depreciret verbessert, wir wollten sagen, verundeutschet, und S. 136. die Berechnung der Bienenstöcke, die in einem Bezirke von 12 Meilen gehalten werden könnten, um die Hälfte, nemlich von 28800. auf 14400. herunter gesetzet worden. Sagte uns doch der Verf. S. 5. selbst „wie leicht könnte ich damit (mit natürlichen Geschichten ꝛc.) ein halbes Alphabeth voll machen? „Wäre das aber nicht sündlich? ich werde aber meine Leser — in meine Schriften verweisen.„ Beym gedoppelten Einrücken dieser Abhandlungen hätte er wohl denken sollen, so sündlich jenes ist, eben so unverantwortlich seye auch dieses. Der Leser, der bey Verweisung der Geschichten die gehörigen Schriften anschaffen und nachschlagen muß, hätte ja auch diese Abhandlungen daselbst ohne weitere Kosten lesen können!

S. 143. erklärt der V. seine Bienengesellschaft für die Mutter und das Vorbild aller entstandenen Bienengesellschaften, die er hier vorzählet. Kein Wunder, daß er als Errichter der erstern so dick darauf thut, und den Ton über alle Schriftsteller dieser Art zu führen, sich anmaßet; kann man

aber dieses als wahr annehmen? Dieses Buch, und die darinn angezeigten Statuten (die wohl auch abgedruckt eben so entbehrlich sind, als wenn man uns noch andere Zunftartickel mittheilen wollte) der alten Zeidlergesellschaften (das heißt Bienengesellschaften) beweisen ja das Gegentheil: es stehet daher zu untersuchen, ob nicht vielmehr die Nürenbergische und Mußkaische Zeidlergesellschaft (und deren gab es noch mehrere) sich die Mutter, die Oberlausitzische aber ein Gegenbild und eine bloße Nachahmung nennen dürfe! Doch der Verf. ist nun todt, was reden wir viel mit ihm? und von Todten soll man nichts als Gutes sprechen; diesfalls brechen wir ganz ab, manche tadelnswerthe Stellen anzutasten, und sagen nur den Lesern, daß der fromme Verf. in dieser Schrift auch manche eigene Gedanken, und Poesien großer Dichter, seinem Triebe zufolgen, einrücken müssen, welche allerdings die Bogenzahl vergrößren. Der Recensent hat so wenig gegen diesen Trieb, als den, der den Verf. seine Mellitotheologie schreiben heißen. Welcher Kunstrichter wird dann hier die kritische Geisel, so hoch er sie auch aufgehoben, nicht sanft wieder niederlegen, wenn er erwäget, daß der V. dieses Buch als seine letzte Arbeit bey kränklichen Umständen, die ihm einen nahen Tod vorstellten, geschrieben? Vorzüglich aber, wenn man S. 10. die den Kunstrichter derb unter die Nase geriebene Priese nicht überschlägt: so saget der V. daselbst, „Wer mir „übrigens die eingesträueten erbaulichen Gedanken frommer „Dichter verüblen will, der kann es thun. Ich kann als ein „Theolog (als ein Kranker sollte es vielleicht heißen, denn „alle Theologen denken nicht also) die regen Triebe meines „gerührten Herzen den Tadlern zu gefallen nicht unterdrücken. „Er mag sie überschlagen. — Bey solchen Tadlern findet „so keine Entschuldigung Platz.„ Habt ihr es verstanden, ihr Tadler? tadeln sollt ihr nicht, aber überschlagen dürft ihr wohl. Auch wir haben des V. Rath befolget, nicht aber aus tadlender Absicht, sondern weil wir das meiste schon anderer Orte oft genug gelesen hatten! — Was ist dann nun unserer Recensentenpflicht noch übrig den Lesern zu sagen? Daß der V. sogar auch manche irrige Sätze aus seinen alten Schriften hier nachführet. Z. B. S. 103, 105. und — doch es sind gar viele, und der V. kann sich nicht mehr darüber verantworten: Lebte er auch noch, so wollten wir doch aus Bescheidenheit seine Lieblingssätze nicht angreifen, denn wie leicht würde man mit ihm in ein Handgemeng gerathen seyn! Alles, alles sagte der redliche V. seinen Widersprechern zum voraus: „widersprechen

„chen Sie mir ja nicht, oder ich antworte: in so einem ge„bieterischen Tone rede ich nun — da ich glaube, als Ueber„winder von dem gelehrten Campo Mortio (sollte Martio „heissen) abzutreten„ *) und „Noch lasse ich Ihnen den „Sieg nicht, sehen Sie, wie stark mich der Geist des Wi„derspruches beherrschet. **) Dies vorausgesetzt, werden alle diejenigen, deren Widersprüche er ohnmöglich toleriren können, weislich handeln, dessen seichte Streitschriften unbeantwortet zu lassen; das gelehrte und unpartheyische Publikum darf nur entscheiden, nicht die aufgebrachten klagenden Theile, oder die für den V. eingenommenen Gesellschafter! Wir rathen aus eben dem Grunde unserm sonst so tolerant und vorsichtig befundenen H. Vogel, welcher den Vorbericht, und darinnen den auch von uns mit Vergnügen gelesenen Lebenslauf des H. Schirachs niedergeschrieben, ganz wohlmeynend an, keinen neuen Streit durch heimliche Stiche und Anzüglichkeiten ferner zu veranlassen, wie er S. XXII. gethan, indem er eine Apologie für des V. Schriften hinzufüget, wenn er saget: „Diese Schriften und die darinn geoffenbarten großen Ein„sichten und neuen Erfindungen erwarben ihm nicht nur einen „allgemeinen Beyfall, sondern auch manche Gnadenbeloh„nung — wenn gleich einige Kriticker (also war der Bey„fall doch nicht allgemein!) denn wer kann allen gefallen, „vielleicht aus Partheylichkeit und unlautern Absichten oder „aus Mangel der Einsicht in dieses Fach ökonomischer Wis„senschaften ihn ungleich beurtheilt haben.„ (Hätte heissen sollen: ihn mit allem Rechte zu bessern, und auf richtigere Wege zu bringen gesuchet, wenn mittlerweile glänzende Urtheile durch Günstlinge, vielleicht aus Partheylichkeit und unlautern Absichten dem V. in seinem irrigen Wahne bestärket haben.) Desto mehr aber billigen wir den von H. Vogel beklagten Verlust unsers sich um die Bienenzucht sehr verdient gemachten Herrn Schirachs, ja wir können unsere Empfindungen nicht größer ausdrücken, als wenn wir unser Urtheil mit den Worten des H. V. schließen. „Die gelehrte Welt hat „allerdings an ihm ein nützliches Mitglied verlohren, das „Vaterland einen Mann, der ihm Ehre gemacht hat, und „die Bienengesellschaft einen Sekretär, dessen Verlust sie „lange empfinden wird.„

Zs.

*) S. dessen ausführliche Erläuterung S. 119.

**) Abhandl. der Oberlausitzer Bienengesellschaft. Dritte Sammlung, S. 30.

Kurze Anleitung für das Landvolk in Absicht auf die Bienen-Wirthschaft — für die Kaiserl. Königl. Erbländer insonderheit aber für das Königreich Hungarn eingerichtet. Worinnen deutlich gezeiget wird, wie durch eine wohl eingerichtete Bienen-Wirthschaft in kurzer Zeit ein beträchtliches Vermögen gesammlet werden könne. Alles aus eigener Erfahrung zusammengetragen, und zum Nutzen des Landmannes in Fragen und Antworten eingerichtet. Nebst einem kleinen Bienen-Kalender — und mit — Kupfern gezieret. Presburg und Leipzig, auf Kosten — Anton Löwens, 1773. 150 Seiten in 8.

Dieser lange Titel, den wir nicht einmal ganz abgeschrieben haben, verspricht vieles, aber das Buch liefert es auch. Es ist ein Catechismus, welches eigentlich sein Titel seyn können, der in der That kurz und faßlich geschrieben ist: er verdient gelesen und nachgeahmt zu werden. Wir finden uns verbunden, den Kennern ein und das andre vorzulegen. Der ungenannte Verfasser ist ein eifriger Freund der Bienen, mehrmalen nur zu enthusiastisch, z. B. wenn er im Vorberichte die Bienenzucht eine der nützlichsten Beschäftigung des Landmannes anpreiset: es giebt doch deren weit nützlichere. Wir verzeihen diese Hitze dem V. gar gerne, und merken es nur zur Richtschnur für andere an. — Er bekennet weiter ganz offenherzig, wem er einen guten Theil seiner Känntnisse zu danken habe; nähmlich dem von der überall großen Theresia eigends zur Bienenzucht aufgestellten Professor, der den Bienenwirthen, und Freunden der Bienenzucht den deutlichsten Unterricht unentgeltlich ertheilet.

Nun zur Lehre selbst: diese wäre unverbesserlich, wenn der Verfasser statt der großen Körbe, überhaupt nur solche Halbkörbe, die er S. 149. zu kennen scheint, anwendete. Er ist ein Kenner der Bienen, und ihrer Nahrung. Um sie im August an Orten, wo es ihnen an Nahrung fehlet, keinen Mangel leiden zu lassen, läßt er sie mit einem bequem dazu eingerichteten Wagen in die Heide Gegend fahren. Hie und da läßt sich der V. auch in das physicalische der Bienen ein, und spricht nicht uneben. Neu ists was er S. 41. auf die Frage: woraus leiten die Bienen das Wachs? antwortet: „das Wachs „kömmt

„kömmt aus dem Honige, welches die Bienen nicht machen, „sondern es durch die um ihren Unterleib herumgehenden drey „Ringlein ausschwitzen, daher auch die Bienen in ihren „Stöcken immer warm haben müssen„ daß sie das Wachs durch die Ringlein ausschwitzen, ist zwar nicht neu; aber daß es aus dem Honige entstehe, hat uns ausser dem Franzosen Düchet noch kein Deutscher gesaget: alles glaubte bisher, das Blumenmehl, welches die Bienen an den Füßen eintragen, seye der Wachsstoff, da es doch wirklich nichts anders, als Bienenbrod ist. Schon in den Bemerkungen der Churpfälzischen ökonomischen Gesellschaft 1769. S. 140. ward ein gleiches bestritten: selbst denen, die wirklich wachsartige Materie an den Füssen eintragen gesehen, die Fälle entgegen gesetzet, wenn dieses geschehen könne; und wenn es geschieht, dennoch nicht anderst denn Vorwachs (Propolis) zum verkütten der Ritze seye. Wir wollen einen entscheidenden chymischen Versuch hinzufügen: Wir nahmen Blumenmehl aus den Zellen; wohl zu verstehen aus Zellen: denn wenn man die Knöllchen von den Füßen der Bienen sammlen wollte, könnte man darunter Vorwachs, das sie sogar von dem aus neuem Leder an Kutschen ꝛc. herausschwitzenden Thrane ablangen, das sie aber nicht in die Zellen ablegen, sondern also gleich zur Kütte anwenden, erhalten, und daher einen betrüglichen Versuch vornehmen. Jenes reine Blumenmehl befreyeten wir über gelinden Kohlfeuer von seiner Feuchtigkeit, wie z. E. die Eyerdotter, wenn man Eyeröhl bereiten will: und fanden nach wiederholten Versuchen am Ende nichts als Staub, und nicht das geringste von Wachs oder öhligter Materie, welche sich doch eben wie bey Bereitung des Eyeröhles mehr concentriren und aufschließen sollen. Noch mehr: Blumenmehl mit einen Dacht gemenget, wird nie wie Wachs brennen, aber Dacht in Honig getaucht, wird anfänglich knispern, und wenn die Feuchtigkeit abgerauchet ist, wie Wachs brennen. Der V. hat also ganz recht: daß das Wachs im Honige und nicht im Blumenstaube verborgen liege. S. 46. verwirft der V. die Meynung einiger Glieder der Oberlausitzischen Bienengesellschaft, daß die Begattung der Bienen mit den Drohnen in der Luft geschehe; und hält es mehr für ein Hochzeitsgepränge — er sagt ferner, die Erfahrung lehre, daß die Bienen und Weisel mit den Drohnen vermischt im Stocke in Klumpen zusammenhängen, wo die Vermischung geschehe: daß der Satz unwahr sey, daß die Königinn allein und zwar nur einmal für alle Generationen befruchtet werde. — Er hält ferner die Eyer, welche nicht befruchtet werden, glei

den Hühnereyern, die keines Hahnen Begattung genossen — er setzt hinzu, daß andre die Faulbrut von verkehrt gelegten Eyern ableiteten, aber daß sie es ohne Grund thäten: welches er den meisten Schriftstellern, die solches lehrten S. 57. weitläuftiger widerleget. S. 49. saget er „ der Weisel lege „alle Arten Brut, die Bienen aber lauter Drohneneyer „ — der Verf. weis die Meyuung des H. Schirachs wohl, daß aus jedem gemeinen Bieneneye (3 tägigen Wurm hätte er sagen sollen, denn H. S. will die Eyer nicht in sein System eingeflochten haben:) eine Königinn werden könne: er bestreitet sie aber mit ziemlich wichtigen Gründen, und bleibt endlich bey der Meynung des berühmten Reaumurs stehen: daß die Bienenmutter auch Eyer lege, welche die Natur selbst zu Bienenmüttern bestimmt hat. Weiter: „ Eine gemeine Biene lege kaum 100 Eyer des Jahres, wenn ein „Weisel dagegen 60 bis 70000 Eyer lege: und wenn ein „Weisel täglich 3 bis 400 Eyer lege; eine gemeine Biene kaum „2 bis 3 lege.„ Richtig ist es S. 53: die Drohnen, so saget der V., werden bey jedesmaliger Ausbrütung anderer Brut, auch mit ausgebrütet, und sind ein Zeichen der ausgekrochenen ersten Bienenbrut. Ferner: In so weit es die Befruchtung anbelange, seyen die Drohnen dem Stocke unumgänglich nothwendig; auch deswegen, damit die Bienen ihre Lust und Aufmunterung beybehielten. Doch hiezu seye keine so große Menge erfoderlich, als ihrer allemal (aus Vorsorge für mehrere Schwärme glauben wir, die hätten abgehen können) gezeuget würden. Mit Wahrheit kann der V. S. 56. behaupten: „die Königinn „legt fast den ganzen Sommer über Eyer, und wenn die Zel„len nicht leer sind, und die Königinn doch einen vollen Eyer„stock hatte, oft 5 auch 6 Eyer in eine Zelle: die Bienen brin„gen aber die überflüßigen Eyer weg, ohne daß man weis „wohin sie solche tragen.„ Wir haben genau beobachtet, daß sie solche in andere Kuchen getragen, die von alter Brut leer wurden, und wo den ganzen Tag keine Königinn hinkam. Weiter: „hat — die Königinn sich von allen Eyern (die vollkom„men und befruchtet waren, fügen wir hinzu) ausgeleeret, „so ruhet sie 3 auch 4 Tage, ehe sie wieder anfängt,„ dies ist ganz natürlich: aber daß der Königinn der Eyerstock zerplatze, wenn sie in 10 oder 12 Tagen keinen Platz finde, wohin sie Eyer legen könnte, kommt uns als etwas unausgemachtes vor: es ist doch bekannt, daß sie bey neu eingefaßten Schwärmen viele Eyer auf das Brett herabfallen lässet, weil itzt hinlängliche Zellen mangeln, warum sonst nicht?

S.

S. 58. Daß das Blumenmehl blos zur Speise für die Brut, mit Honige und Wasser zu Gallerte oder zum Breye bereitet werde, stimmt mit unsern vielfältigen Erfahrungen überein; wiewol sie statt Wasser zu Zeiten auch Feuchtigkeit von den Mistpfützen ꝛc. anwenden.

S. 60. Eine recht sehr zu empfehlende Bemerkung ist hier: nemlich, daß es nicht genug seye, den Stock für gut zu halten, weil man Brut darinn erblickt, man müsse sie kennen: indem die Bienen, wenn der Weisel falsch ist, (oder krank) ihre eigene Brut, nemlich die Drohnen-Brut in die Bienenzellen legen. Es ist eben so wahr, daß bey einem gesunden Weisel, man alle Gattung Brut, vorzüglich die zu gemeinen Bienen antreffe, wo aber eitel koppigte Brut entdecket wird, derselbe fehle, oder krank, und zur Eyerlage untauglich seye, so sehr ihn auch die Bienen lieben, und zu ihrem Untergange zu lange geduldet haben; die Schädlichkeit dieser übertriebenen Liebe erhellet leicht, denn jetzt nimmt das gemeine Volk ab, und die Drohnen nehmen zu, auch weniges Bienenbrod wird verzehrt, als von dem häufigen Vorrath allemal bey dergleichen Stöcken vorgefunden wird.

Unrichtig ist es S. 62. daß die Königin den Regenten vorstelle. Liebe zur Mutter ist es, was ihr die gemeinen Bienen opfern, im übrigen stehet sie unter dieser Gewalt: aber desto richtiger ist es eben daselbst, daß die Königin nie aus eigener Bewegung den Stock verlasse, ihr Ausgang gehe nicht weiter als auf das Flugbret, frische Luft zu schöpfen.

S. 63. beschreibt der V. einen After-Weisel, der aus Drohnen-Brut entstehe. Auf was Art entstehet dann der Stachel bey einem Drohnen-Eye das zum Weisel werden soll? den After-Weisel einen kranken Weisel benennet, erklärt die Sache besser — S. 65. „Ein Weisel kann 10 bis 14 Jahre „leben, — wenn er früher stirbt, ist — die Unfruchtbarkeit, „der natürliche Tod, und die Verirrung in einen fremden „Stock schuld,„ ist meistens nicht übel angemerkt.

S. 84. beschreibt der V. seine Ableger, die er durch Austreibung eines Schwarmes samt einer Königin erhält — S. 85. Ursache, warum manche Bienen oft, manche keinmal schwärmen, sagt der V. entstehe daher: „der oft schwärme, habe „einen gesunden Weisel, der viel Brut lege. Der Stock so „nicht schwärme, habe sich schon angewöhnt alle Weisel Wiegen frühzeitig auszubeisen, und sie zu töden„ Gründe die des Nachdenkens werth sind.

S. 92. zeigt er noch eine Art Ableger, die dem Magazinsablegen beykommen, wenn er nur die zween aufeinander gesetzte Stöcke nicht eher trennte bis beyde vollgebauet wären.

S. 94. „Wenn zween Schwärme zusammen fliegen, „deren Weisel entweder alle beyde befruchtet, oder unbefruchtet seyen, würden sie einander nichts thun: wäre aber der „eine befruchtet, und der andere nicht, so setze es Feindseligkeiten ab, einer würde den andern tödten, oder in die Flucht „jagen, (dies ist der Fall, wenn Königin ausfliegen, ohne „daß der Schwarm folget) oft auch beyde einander tödtlich „verwunden, daß beyde sterben, und der schöne Schwarm „mit„ (auch dieses ist ausgemacht wahr) der V. fodert deswegen, daß man der Gewißheit wegen allemal einen aussange; und das mit vielen Grunde.

S. 104. Hier scheint sich der V. zu widersprechen: indem er saget, den 4ten oder 5ten Tag soll der Weisel der Befruchtung wegen mit einer Menge Bienen und Drohnen sich in die Luft begeben: Doch er sagte auch S. 46. daß er es nur für ein Hochzeitsgepränge halte. Wir glauben aber diese Beobachtung rühre daher, daß zwo Königinnen im Stocke waren; welches man allemal finden wird, wenn man dergleichen Ausflug siehet. Diese rückkommende Königinnen wird man entweder bald darauf, oder doch nach etlichen Tagen umgebracht finden: zu viele Beyspiele reden unserer Beobachtung das Wort; als daß wir annehmen sollten, die Königin möge der Begattung wegen (die doch im Stocke bequemer geschehen kann) eine so gefährliche Reise, bey welcher Sie ein Raub vieler Feinde, oder wenn sie im Rückfluge einen unrechten Stock träfe, umgebracht werden könnte, unternehmen.

S. 140. „Daß in Ungern, selbst wo die beste Weide ist, die Bienen Hungers sterben„ erklärt der V. dadurch: Weil man die schwersten Stöcke umbringt, und zur Zucht nur die mittlern, und leichtesten stehen lässet. Natürlicherweise kann das keine vortheilhafte Bienenzucht für alle Zeiten seyn.

Die Leser sehen bey diesen ausgezogenen Stellen, daß der ungenannte Verfasser, nicht Ursache gehabt, seinen Namen zu verbergen: wiewohl diese Bescheidenheit von einem neu auftretenden Schriftsteller immer zu loben ist: wir versichern zugleich, daß derselbe, ein recht guter Lehrer für seine Landsleute abgeben könne.

Grund-

Gründlicher Unterricht von Wartung der Bienen, aus wahrer Erfahrung zusammen getragen von Nicolaus Jacob, aus Sprottau. Gedruckt im Jahre 1773. 5 Bogen in 8.

Was oder wer mag doch den Verleger bewogen haben, solch Zeug aufzuwärmen? Nun dann, er hat es auf Makulatur Papier drucken lassen, gerade als wenn es ihm geträumet, daß es nur hiezu schicklich wäre.

Aufrichtige Beurtheilung einer heuchlerischen Recension, die im zwey und funfzigsten Stücke Erfurter gelehrten Zeitung vom Jahre 1773. wider H. Steinmetz von den verschiedenen Geschlechtsarten der Bienen eingerückt stunde — von einigen Patrioten der Wahrheit. Gedruckt, im Oberrheinischen Kreise, 1774. 32 Seiten in 8.

Meine Herren, wenn werden sie einmal aufhören, über noch ungewisse Sachen zu zanken und zu necken?

Zs.

---

18. Vermischte Nachrichten.

Der Gemeinnützige, eine Wochenschrift. Acht Theile in klein 8. Wesel, bey Fr. Jac. Röder, von 1772. 1773.

Da der Werth einer Wochenschrift und das Verdienst ihrer Verfasser, mit dem Grade der Cultur desjenigen Publikums, für welches sie zunächst geschrieben ward, in umgekehrter Verhältniß steht: so kann ein und ebendasselbe Werk dieser Art, bald treflich, bald mittelmäßig oder schlecht genannt werden, je nachdem es an den Ufern des Rheins, oder an den Ufern der Spree gelesen werden soll. Dies, dünkt mich, ist der Gesichtspunkt, aus welchem wir auch den Gemeinnützigen beurtheilen müssen. Es mag seyn, daß er in dem Tone der gewöhnlichen Wochenschriften über bekannte moralische Gegenstände größtentheils so etwas dahin docirt, was

einen bey der dritten Periode gähnen, und bey der fünften oder sechsten nicken macht; es mag seyn, daß die in den deutschen Wochenblättern seit Gottscheds sel. Zeiten beliebte Art des Witzes, bey welcher einem jeden, dessen Ohr an feinere Ironien gewöhnt ist, das Seufzen und Achselzucken loser, als das Lachen, sitzt, auch in dem Gemeinnützigen ihr Wesen treibt; es mag seyn, wenn man will, daß die in diese Wochenschrift eingerückte poetische Uebungen insonderheit so weit unter aller Kritick sind, daß man kein Wort darüber verliehren möchte; es mag also endlich seyn, daß diese Wochenschrift für eine Gegend, wo seit den letzten zwanzig Jahren Witz und Geschmack zu einem ansehnlichen Grade der Ausbildung gediehen sind, nichts weniger, als gemeinnützig genannt zu werden verdiene: so kann sie demohngeachtet für ein gewisses Publikum, in gewissen Gegenden Deutschlandes diese Benennung vielleicht mit großem Rechte behaupten. Um dieses mit Gewißheit entscheiden zu können, müßte man denjenigen Horizont, zu dessen Aufklärung der Gemeinnützige etwas beytragen will, in der Nähe gesehen haben; und das ist nicht der Fall, worinn der Schreiber dieser Anzeige sich befindet.

Unter den mannichfaltigen Aufsätzen, welche der Gemeinnützige enthält, zeichnen diejenigen, welche mit **Br.** unterschrieben sind, sich auf eine vortheilhafte Weise von den übrigen aus, und verdienten daher wohl eine nähere Beleuchtung, wenn der Raum es hier gestatten wollte. Besonders hat eine Abhandlung dieses Verfassers über die Tugend des Recens. Aufmerksamkeit an sich gezogen, weil sie in einer nicht unebenen Schreibart verschiedene richtige Bemerkungen enthält, welche in der christl. Welt bey weiten noch nicht überall gekannt, gebilliget und geprediget werden, und welche gleichwol überall erkannt, gebilliget und geprediget zu werden, so überaus würdig sind. Dahin rechne ich z. B. die Vorstellung von der Tugend, als dem alleinigen Zwecke der Religion, und von der Glückseligkeit, als dem alleinigen Zwecke der Tugend; die Vorstellung, daß Gott Religion und Gottesdienst nicht um sein selbst willen, sondern lediglich zum Besten der Menschen wolle, und daß also alles, was zu der Religion gerechnet zu werden verdienet, auf die Beförderung unserer sittlichen Vollkommenheit abzwecken müsse; die Vorstellung endlich, daß die moralische Ausbesserung des Menschen nicht durch eine unmittelbare Einwirkung Gottes, sondern durch die uns von Gott verliehene Seelenkräfte, und durch eine eigene treue Anwendung aller von der göttlichen Fürsehung veranstalteten

Hülfs-

Hülfsmittel zur Erleuchtung und Heiligung, bewerkstelliget werden müsse. „Den unsinnigen Satz, sagt dieser Verfasser, daß der Mensch aus eigenen Kräften gar nichts gutes leisten könne, daß er im Geistlichen ein Kloz sey; diesen unsinnigen Satz hat die Demuth nicht erzeuget: Scham und Unruhe des Gewissens (auch wohl geistliche Herrschsucht neben bey) müssen ihn ins System gebracht haben;" und dieser Verfasser hat Recht.

So sehr nun aber der Rec. über diese und andere einzelne Bemerkungen seine Zufriedenheit bezeugen muß: so wenig ist er im Stande der gewöhnlichen Erklärung von der Tugend, welche man auch in diesem Aufsatze adoptirt hat, und nach welcher die Tugend in einer Fertigkeit, seine Kräfte um Gotteswillen zur allgemeinen Glückseligkeit anzuwenden, gesetzt wird, seinen Beyfall zu geben. Tugend ist Fertigkeit nach deutlicher oder vernünftiger Erkenntniß überhaupt zu handeln; und eine Handlung, welche aus einer solchen Erkenntniß entspringt, oder (da dieses im eigentlichsten Verstande unmöglich ist, weil nicht die deutlichen, sondern die verworrenen Begriffe die unmittelbaren Ursachen unserer äusserlichen Handlungen sind) vielmehr eine Handlung, die aus Empfindungen entspringt, welche in irgend einer deutlichen Erkenntniß gegründet sind, kann durch den Umstand, daß wir in dem Augenblicke, da wir sie verrichteten, uns der höhern Bewegungsgründe der Religion nicht bewußt waren, ohnmöglich aufhören eine tugendhafte Handlung zu seyn; ohnmöglich zu einer lasterhaften herabgewürdiget werden. Das Wort Tugend schließt, genau betrachtet, einen Begriff in sich, der eben so relativisch ist, als derjenige, den das Wort Größe ausdrückt. So wie jedem zusammengesetzten Dinge, welches folglich ausgedehnt ist, eine gewisse Größe zukömmt: so muß auch jeder einfachen Substanz, welche deutlicher Erkenntniß fähig ist, jedem vernünftigen Geiste, ein gewisser Grad von Tugend zugestanden werden, welcher sich nach den Graden der Deutlichkeit und der Wirksamkeit seiner Erkenntniß richtet. So wie aber ein Körper nur alsdann groß genannt wird, wenn er größer ist, als gewöhnlicher Weise ein anderer Körper seiner Art zu seyn pflegt; so wird einem vernunftfähigem Geiste auch nur alsdann erst die Benennung eines tugendhaften beygelegt, wenn er da, wo andere gewöhnlicher Weise nach sinnlicher Motiven handeln, dem bessern Rathe der Vernunft gehorcht, oder mit andern Worten, wenn er eine Fertigkeit, eine Neigung gewonnen hat, seiner deutlichen Erkenntniß über-

all gemäß zu handeln. Je grösser und heller also der Wirkungskreis unserer Vernunft ist; je deutlicher und vollständiger unsere Begriffe vom Guten und Bösen, vom Recht und Unrecht sind, und je grösser unsere Fertigkeit, je stärker unsere Neigung ist, diesen Begriffen gemäß zu handeln: desto herrlicher, desto vollkommener ist unsere Tugend. Da nun die Vorstellungen von Gott, als einem allmächtigen, allweisen, allgütigen und gerechten Weltbeherrscher, unsere Begriffe von dem, was gut oder böse für uns ist, berichtigen, und diesen Begriffen gemäß zu leben, uns bewegen können: so sieht man leicht, daß der Gottesverehrer weit mehr innern Drang, weit mehrere Hülfsmittel habe, ein tugendhafter Mensch im ungemeinen Grade zu werden, als andere, welche von Gott nicht wissen, oder nichts von ihm wissen wollen. Aber daraus folget nun nicht, daß ohne alle Begriffe von Gott keine Tugend möglich sey; es folget nur so viel daraus, daß caeteris paribus, derjenige, dem diese wohlthätigen Begriffe geläufig geworden, es weit höher in dem Bestreben nach moralischer Vollkommenheit bringen könne, als ein anderer, dessen Seele sich mit diesen Begriffen nicht so vertraut gemacht hat. Noch weniger folget daraus, daß eine auf unser eigenes und anderer Wohlergehen abzweckende Handlung, bey welcher wir uns dieser Begriffe so eben nicht bewußt waren, deswegen aufhöre, eine tugendhafte Handlung zu seyn: genug wenn wir uns eines vernünftigen Grundes bewußt waren, warum wir sie verrichteten. Denn man bedenke doch nur, wie wenige der schönen tugendhaften Handlungen hienieden zu finden seyn würden, wenn bey der unbestimmbaren Menge von Handlungen, die wir stündlich, die wir augenblicklich verrichten; bey der blitzgleichen Schnelligkeit, womit unsere Seele, ihrem unaufhaltbaren Triebe zur Fortschreitung gemäß, von einer Vorstellung zur andern überzugehen pflegt; bey der absoluten Unmöglichkeit endlich einen und eben denselben Begriff ohne Unterlaß unserer Vorstellungskraft gegenwärtig zu erhalten; wenn, sage ich, bey dieser ganzen wesentlichen Einrichtung des Menschen, nur diejenigen seiner Handlungen den Namen der tugendhaften verdienen sollten, bey deren Ausübung er seiner Begriffe von Gott sich wirklich bewußt gewesen ist!

Bey fortgesetztem Nachdenken wird man sogar auf Fälle stossen, wo eine um Gotteswillen verrichtete Handlung weit weniger tugendhaft genannt zu werden verdienet, als eben dieselbe Handlung von einem andern aus anderweitigen Bewegungsgründen verrichtet. Denn da die Redensart, um

Gott

Gotteswillen etwas thun, nicht bloß die Bewegungsgründe der Liebe und der Dankbarkeit gegen Gott, sondern auch den Bewegungsgrund der Furcht vor Gott, als einem Rächer des Bösen und einem Vergelter des Guten, unter sich begreift: so setze man den Fall, daß der eine Mensch sich eines Unglücklichen, der seiner Hülfe bedarf, nur in Rücksicht auf diesen letzten Bewegungsgrund, also um Gotteswillen; ein anderer hingegen aus der bloßen Terentianischen Betrachtung, homo sum; nihil humani a me alienum esse puto, sich desselben anzunehmen, bereitwillig erfunden werde: und entscheide alsdann selbst, welcher von beyden in diesem Falle am tugendhaftesten gehandelt habe? Jener, welcher nur aus Furcht vor der Strafe und aus eigennütziger Hinsicht auf zukünftige Belohnung; oder dieser, welcher aus einer großmüthigen Empfindung des Mitleids, aus einem edlen Gefühle der Menschlichkeit, einem unglücklichen Bruder beyzuspringen eilt? Man entscheide.

Ich würde in Versuchung gerathen, dieses fruchtbare Thema weiter zu verfolgen, wenn ich mich nicht schon am äussersten Rande des mir vergönnten Raumes sähe. Ich schließe daher mit der Empfehlung einer hierher gehörigen treflichen Stelle in Hn. Eberhards neuer Apologie des Sokrates S. 352=355.

N.

Die Vereinigung des Civil- und Militärstandes, nebst zwo andern Abhandlungen vom Schlafe und vom Opium von Joh. Ernst Faber. Kiel, 1771.

Der H. V. welcher nicht mehr in Kiel, sondern wieder in sein Vaterland gerufen ist, und nun zu Jena sein Lehramt mit Beyfall verwaltet, erklärt die erste nicht in seinen theologischen Cirkul einzuschlagen scheinende Abhandlung vom Militärstand als eine Frucht seiner untheologischen Nebenstunden. Das ganze Stück ist ein neuer Beweis von des V. ausgebreiteten Kenntnissen und von der Wahrheit, die sonst noch so zweifelhaft war, daß ein philologischer Kopf auch für die heutige bürgerliche Geschäfte etwas nützliches schreiben könne. Die Kriegsverfassung der Römer und Schröders Diss. de Iurib. milit. singular. scheint den Gedanken erweckt und den V. auf verschiedene Vorschläge gebracht zu haben, die er hier mittheilt, die auch theils auf Hirschfelds Nachrichten von der

Schweizerischen Verfassung sich beziehen, alle Officier sollten Gelehrte und alle Gelehrte Officier werden, damit würde die Eifersucht unter beyden Ständen aufgehoben und die Universitäten volkreicher werden, und selbst der Soldatenstand würde weniger fürchterlich werden. Wir setzen noch hinzu, auch die Gelehrsamkeit würde dadurch viel von ihrem Pedantismus verlieren. Das alles kann man zugeben; Es hat jemand schon vor einigen Jahren den Gedanken am rechten Orte geäussert, daß man die akademische Polizey ganz militarisch einrichten, den Studenten zwar als Officier distinguiren, aber auch als Militär coërciren mußte, davon man den Vortheil haben würde, daß die ungesitteten Jünglinge gesittet nach Hause kämen, anstatt, daß jetzt meistens die gesittetern Jünglinge ungesittet oder falsch gesittet, als Pedanten, petits maitres, oder debauchés zurücke kommen; aber man glaubte, daß der Pedantismus damit nicht aufgehoben, sondern nur verwechselt würde, weil es auch einen Militarpedantismus giebt, wie auch, daß die Gelehrsamkeit zwar mit den militarischen Tugenden eines Regenten und sehr großen Feldherren sich vertragen möge, bey allen übrigen aber, deren Kriegstugenden blos mechanisch seyn müssen, die Gelehrsamkeit nicht mehr und nicht weniger seyn würde, als was sie bey dem gelehrten Bauer ist. Unsers wenigen Erachtens müßte der Militärstand, wenn erst der Erbfeind des Christlichen Namens gedemüthigt seyn wird, mehr vermindert als erweitert werden. Seit dem die Wölfe in Deutschland ausgerottet sind, braucht man keine Wolfsjäger mehr, die ganze Kunst ist darüber vergessen. Und unser aufgeklärtes, menschenfreundliches, zärtliches, süßes Zeitalter? wozu Krieg, wo keine Feinde sind? die Succeßions- und Theilungsstreitigkeiten der Könige? Dazu sollen die Bürger ihr Blut vergiessen und der Stand der stillen Ruhe, der gelehrte Stand, soll zu dem Ende eine Schule des Blutvergiessens werden? Wo ist der Mahler des Alterthums, der auch nur eine einzige der sanften Musen auch selbst Kalliopen, die Muse der Helden im Harnisch gemahlet hätte?

Das Stück vom Schlaf ist voll gesunder Psychologie. Die Geschäftigkeit des schlafenden Körpers ist die Wirkung eines wachenden innerlichen Wesens, das ist die Seele. Diese Seele wirkt öfters stärker, je schwächer der Körper ist; selbst die Thiere sind im Schlafe geschäftig und träumen; auch dieses kommt von ihrer Thierseele. Daß aber diese nicht unsterblich sey, wie die Seele der Menschen, das folgt aus dem

Mangel der Freyheit, der ihrer Selbstthätigkeit Schranken setzt. Der Recensente hat keine Versuchung den Thieren das Himmelreich zu vindiciren, aber was die Freyheit ihrer Seele betrift, so hält er sie doch für weit freyer als die Seele des leibeigenen Bauern, des Soldaten, des Schmeichlers und des Geizigen; man sehe den Hirsch, der über die Wände seiner Gefangenschaft und über die Zäune springt, den Adler, der den Horizont durchschweift, so oft er will, welches der Mensch nicht kann, dessen Seele zwar ihn so weit bringen kann, Flügel zu verfertigen, und Luftschiffe zu bauen, aber denn, wenn es zur Ausführung kommt, die Einschränkung seiner Freyheit fühlen muß.

Das Stück vom Opium ist sehr interessant; es enhält nicht nur die ganze Naturgeschichte dieses Gewächses, sondern auch die Geschichte des alten und heutigen seltnern Gebrauches, wie auch der Folgen desselben auf die Gesundheit; und denn einen neuen historischen Gedanken, daß Mahomet kein Fanatiker oder Epileptiker, sondern alle seine Inspirationen Wirkungen vom Opium gewesen.

Hk.

Umständliche Beschreibung des grönländischen Wallfischfanges, ingleichen von den Ursachen und Eigenschaften des Nordlichts, in freundschaftlichen Briefen, auf Verlangen guter Freunde herausgegeben von M. Johann Christoph Trampler. Leipzig, 1771. 164 Seiten in 8.

Kaum haben wir uns entschliessen können diese Bogen anzuzeigen, denn sie sind sehr unbedeutend. Ein Schiffschirurgus hatte ein Tagebuch auf seiner Reise zum Wallfischfange zu seinem eigenen Vergnügen gehalten, welches er nachher in Briefe umzuschaffen anfieng. Diese Arbeit vollführte H. T. der sie alsdann drucken ließ. Mit großem Danke würden wir eine Reisebeschreibung nach dem weiten Norden annehmen, wenn sie von einem Manne herrührte, der die Kunst zu beobachten und etwas Naturkunde gehabt hätte. Aber unser Reisende hat keines von beyden. Er erzählt Kleinigkeiten, die keinen nützen. Wider die Schreibart des Herausgebers und seine Schwatzhaftigkeit liesse sich auch vieles sagen. Was vom Nordlichte beygebracht ist, kann denen dienen, die

sich für diese Erscheinung fürchten, falls es noch dergleichen giebt.

S.

Johann Siebmachers großes Wappenbuch. Viertes Supplement. 32 Bogen in Fol. 1772. Nürnberg in Verlag der Raspischen Buchhandlung.

Dies Werk ist den Kennern der Heraldick bekannt genug. In diesem neuen Supplemente werden eine große Anzahl meist freyherrlicher und adlicher Wappen vorgestellet. Zulezt ist ein Namenregister über die vier Supplemente angehängt.

*

Die Kunst den Ziz nach Englischer Art zu machen und alle zum Zize gehörige gute Farben zu verfertigen, nebst einer Anleitung, wie man alle Saftfarben, um auf seidene Stoffe zu mahlen, zum Migniaturmahlen, Risse anzulegen und allerley Holz, Federn, Stroh, Haare ꝛc. zu färben, zubereiten soll. Aus dem Französischen des Herrn Delarmois, königl. Zeichners und Coloristen. Frankfurt am Mayn, bey Varrentrapp, 1772. 68 Seiten in 8.

Der Verf. eignet diese Bogen den Freundinnen der Zizzeichnung und Mahlerey zu, und rühmt sich gegen sie einer besondern Offenherzigkeit; diese Achtung für das schöne Geschlecht scheint aber doch, wenn wir anders eine Stelle seiner Zueignungsschrift recht verstehen, der wahre Grund nicht zu seyn, der ihn bewogen, seine Kunststücke zu publiciren. Vielleicht um Liebhaber zu erwecken, welche die Versuche weiter treiben und das Englische Zizmonopolium nach und nach schwächen möchten. Die Recepte scheinen alle aus guten chymischen Grundsätzen gemacht zu seyn; ob sie die Probe halten? Das mögen wohl diejenige untersuchen, die da Lust haben, sie zu machen.

Hk.

Em-

Empfindsame Reisen durch die Visiten-Zimmer am Neujahrstage von einem deutschen Yorick angestellt. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Cosmopolis, 1773.

— — Am Johannistage.

— — Am Weyhnachtstage. Jedes Stück 4 Bogen im Taschenformat.

Zwey Stücke dieser Reisen, nämlich die am Ostertage und Pfingsttage sind bereits im II. Stück des XIX. Bandes dieser Bibliothek angezeigt und beurtheilet. Durch diese neu hinzukommenden Stücke wird also der Jahrgang derselben, was die Festage anlangt, ziemlich vollständig. Nun wird vermuthlich der V. seinen Mitbürgern in Hamburg auch noch etwas empfindsames auf die kleinen Feste und Aposteltage vorpredigen. Sie enthalten kurze Betrachtungen über allerley Gegenstände, und die ersten eines jeden Stückes beziehen sich auf das Fest bey welchem sie zum Vorschein kommen sind. Einige dieser Reflexionen sind local, daher mögen sie in Hamburg einigen Eindruck gemacht, und guten Abgang gefunden haben. Deswegen wird der V. von seinem Verleger auch dem Publiko dermaßen vorgelobt, als wenn er, — Wunder was für ein Meisterstück geliefert hätte. Der so sehr gerühmte Aufsatz aber, welcher Bibliothek eines Frauenzimmers überschrieben ist, möchte wohl gerade der unbeträchtlichste unter allen seyn, wie wir denn überhaupt dieser Schrift, ungeachtet aller durchgehends so günstigen Recensionen, worauf sich der Verleger beruft, keinen rechten Geschmack abgewinnen können.

Ls.

1. Beylage zun Denkwürdigkeiten des seligen Sokrates. Von einem Geistlichen in Schwaben. Halle, 1773. 28 S. in 8.

2. Selbstgespräch eines Autors; mit 45 Scholien. 1773. 16 S. in 4.

3. An den Magum in Norden, haussäßig am alten Graben N. 58, zu Königsberg in Preußen. 1773. 4 S. in 4.

4. Neue Apologie des Buchstabens H, oder ausserordentliche Betrachtungen über die Orthographie der Deutschen von H. S. Schullehrer. Zwepte verbesserte Ausgabe. Pisa, 1773. 48 S. in 8.

5. An die Hexe zu Kadmonbor. Berlin, geschrieben in der jungen Fastnacht. 1773. 12 S. in 4.

6. Lettre perdue, d'un Sauvage de Nord, à un Financier de Pe-Kim. 1773. 15 S. in 4.

Wer im Laufe der Welt auf den gewöhnlichen Wegen, sacht mit fort gehet, und mit zwey Augen beständig um sich herum schauet, siehet die Veränderung der Dinge, die um ihn herumliegen, oft beynahe gar nicht einmal für merkwürdig an, weil er Augenzeuge ist, wie diese Veränderungen nach und nach geschehen, und auch die Ursachen wahrnimmt, warum sie unvermeidlich sind. Wer aber beständig seinen eigenen Weg sucht, und dabey in sich selbst und in seine Betrachtungen so eingewickelt ist, daß er niemals um sich herum siehet und höret, bis ihm entweder ein Schwalbenkoth auf die Nase fällt, oder sich ein Hinderniß, es mag nun ein Stein oder ein Graben seyn, unter seinen Füßen findet, der starrt gemeiniglich die Gegenstände, die eben unter seinem Gesichtskreise liegen, wild an, scheinet zu glauben, sie wären durch eine Art von Wunder, so zusammengestellt, und von denen die er erblickte, als er das letztemal sahe, so unterschieden, nimmt sich geschwinde ein paar Gegenstände, die ihm vorzüglich in die Augen fallen, versinkt sogleich in seine Lieblingssünde die Spekulation, schließt fleißig post hoc, penes hoc, ergo propter hoc, und erforscht so in tiefsinniger Einsamkeit abermals die Ursachen der Dinge.

Wenn wir nicht irren, so ists Hrn. Hamann, einem der berühmtesten Spekulanten unserer Zeit, in seinem Leben einigemal so gegangen, und wenn wirs, aus der Beylage (No. 1.) und aus der Apologie (No. 4.) schließen dürfen, so giengs ihm kürzlich wieder also. Er blickte von ohngefehr auf, und bemerkte, daß Eberhard alle Heiden selig wissen wollte, und daß Damm in seinen Betrachtungen über die Religion selten den Buchstaben H. schriebe. Er fand daß nach dem Lege continui, diese beyden Vorfälle mit einander verbunden seyn müßten, und ob dies gleich wahr seyn mag, so scheint er doch nur

darinn gefehlt zu haben, daß er den Zusammenhang bald allzu nahe bald allzuweit gesucht hat.

Man kann zwar aus diesen beyden Schriften, nicht ganz zuverläßig urtheilen, ob Hr. H überhaupt nicht leiden wolle, daß die Heiden selig werden können, oder nur nicht, daß dies behauptet werden soll; aber über die Weglassung des Buchstabens H, hat er sein Mißfallen viel deutlicher erklärt.

Er glaubt überhaupt entdeckt zu haben, daß zwischen der Orthographie und der Orthodoxie, eine innigere Verbindung sey, als sich viele Leute vorstellen u haben, und daß nicht allein die Orthodoxie in der Orthographie sehr nöthig sey, sondern auch, daß wenn man in der Orthographie allzuvorschnell verfährt, die Neuerungen in der Orthodoxie unausbleibliche Folgen davon seyn müssen.

Er findet viele Aehnlichkeit zwischen dem orthographischen Kanon und dem Kanon der Theologen, er giebt zu verstehen, daß in beyden verschiedenes willkührlich sey, daß sich in beyden verschiedenes nicht erklären lasse, das man aber doch glauben müsse. Er vermuthet (S. 13) „der Apologie Spaltungen und babylonische Verwirrungen, wenn die Aussprache „der Buchstaben auf einem so allgemeinen Richterthron über „die Rechtschreibung erhoben werden sollte, als sich die sogenannte Menschenvernunft über die Religion, unter dem „Deckmantel der Freyheit anmaßt,„ und S. 22. erklärt er ausdrücklich, er wollte zehnmal lieber mit einem Blinden von der Farbe, und mit einem Tauben von der Harmonie reden, als mit einem Gegner streiten, „der nicht einmal fähig ist, „einzusehen, daß eine allgemeine, gesunde, praktische Menschensprache und Menschenvernunft und Menschenreligion ohne „willkührliche Grundsätze, sein eigener Backofen von Eis „sind.„

Wir müssen diese Meynungen des Hrn. H. doch etwas näher beleuchten. Was die Regierung der Aussprache über die Orthographie anbetrift, so ist kein Zweifel, daß babylonische Verwirrungen erfolgen würden, wenn sie die einzige Richtschnur des Rechtschreibens seyn sollte. Zwar, da man ohnfehlbar die beste Aussprache der besten deutschen Provinzen, nebst dem Gebrauche der besten Schriftsteller zur Regel nehmen würde, so dürfte die Verwirrung unter den Schreibenden so gar groß nicht seyn, zumal da die Erfahrung lehret, daß man der guten Aussprache zufolge seit 100 Jahren in der Orthographie ganz erkleckliche Verbesserungen gemacht hat. Indessen da unter den Lehrern der Orthographie, welche sich alle ersinnliche Mühe gegeben haben, die Regeln über die

willkührliche Schreibart beynahe bis zur Demonstration zu bringen, die Verwirrung überaus groß seyn würde, wenn ihre so mühsam aufgeklaubte Regeln nichts mehr gelten sollten, so haben wir, an unserer geringen Seite, nichts dawider einzuwenden, daß man aufhöre die Orthographie ferner aufzuklären.

Ganz anders ist es mit der Aufklärung der Religion, oder vielmehr der Dogmatick durch die Vernunft beschaffen. Wenigstens kommen wir nicht durch, wenn wir vorspiegeln wollen, daß babylonische Verwirrungen erfolgen würden, wenn man an die Stelle willkührlicher Grundsätze, vernünftige Schlußfolgen setzte. Vor zweyhundert Jahren, als die Reformatoren nicht wenig willkührliche Grundsätze ausmerzten, weissagten die Katholicken, noch babylonischere Verwirrungen, die aber nicht erfolgt sind, und wenn man nicht annehmen will, daß nur blos die willkührlichen Grundsätze, die die Reformatoren stehen gelassen, oder an die Stelle anderer willkührlichen Grundsätze gesetzt haben, unsere Religion noch zusammen und in Ordnung erhielten, so dürfte uns, wenigstens die Furcht vor Verwirrungen, die ohnedem in der Theologie niemalen gefehlt haben, nicht abhalten, mit getrostem Muthe, alles willkührliche wegzuschaffen.

Doch wie nothwendig auch das willkührliche in der Orthographie und der Orthodoxie seyn mag, so ist doch auch aus der Geschichte bekannt genug, daß die Annahme und die Beybehaltung desselben mehrentheils von sehr zufälligen Ursachen abgehangen habe. Wie viel fehlte wohl, daß das unserm Schriftsteller so liebe h, nicht schon vor 100 Jahren aus der deutschen Rechtschreibung ganz und gar wäre verbannt worden, und daß er itzt diese seine gelehrte Apologie gar nicht hätte schreiben können. Georg Philipp Harsdörfer, Philipps von Zesen eifrigster Anhänger, hatte dem H schon den Untergang geschworen, und die deutsche Sprache hätte itzt kein H mehr; wenn nicht Harsdörfers jüngste Tochter, (wie denn das Frauenzimmer in der Orthographie und in der Orthodoxie oft viel behutsamer gehet, als das männliche Geschlecht) vorsichtiger gewesen wäre als ihr Vater. Sie blickte, wie ein Göze, tief in die Folgen der neuen orthographischen Heterodoxie, sie sahe ihren eignen Namen in einer Blöße, über die das H bisher einen wohlthätigen Schatten geworfen hatte.*)

Sie

*) Man sehe Papillotten (Frft. 1769. S. 216.) ein sehr gelehrtes und dem geneigten Leser, zum beliebigen Nachschlagen, wohl anzupreisendes Werkchen.

Sie zeigte an diesem einleuchtendem Exempel, den Nutzen eines willkührlichen orthographischen Kanons, und das H ward der deutschen Sprache erhalten. Wenn wir nicht irren, so hat es mit der Beybehaltung, gewisser willkührlicher Grundsätze in der Dogmatick, eben dieselbe Bewandniß. Diejenigen, welche sie auf keine Weise mit vernünftigen Grundsätzen vertauschen wollen, befürchten durch die Vernunft in einer Blöße zu erscheinen, welche zu bedecken, ihnen der wohlthätige Schatten eines Kanons sehr zu statten kommt, den sie nur deshalb für unfehlbar ausgeben, weil ihre eigene Auslegung desselben, um die es ihnen mehr zu thun ist, als um den Kanon selbst, nie fehlen soll.

Was übrigens die Ursachen der Verwerfung des Buchstabens H. und der Behauptung der Seligkeit der Heyden betrift, so hat sie wohl Hr. H. nicht am rechten Orte gesucht. Wenn man in manchen Dingen allzuviel Finesse sucht, so kommt man oft weit vom rechten Wege ab. Wir glauben nicht mehr und nicht weniger davon, als daß Damm das H verwerfe, weil es nicht in seinem Namen befindlich ist, und daß Hamann es vertheydige, weil es einen Theil seines Namens ausmacht. Eben so glauben wir, daß Ernesti behauptet, man könne sich mit den Heyden wohl in so weit abgeben, daß man lateinisch von ihnen lerne, aber nicht in so weit, daß man sie für selig halte *) und daß Eberhard hingegen der Meynung ist,

 auf-

*) Man wird hoffentlich von uns nicht glauben, daß wir Hrn. D. Ernesti eine Meynung aufbürden würden, die er nicht hat. Man sehe aber zum Ueberfluß, in dessen neuester theol. Bibl. II. Band S. 621. folgende Stelle: „die „Heyden haben seit einiger Zeit viel Freunde erhalten: „Das sind nicht eben solche, die ihre Schriften lesen, und „zu dem Ende, die griechische und lateinische Sprache „fleißig lernen, um sie zu verstehen, und sich nach die„sen Mustern bilden zu können. Diese Freunde gönne„ten wir ihnen, und wir wünschten, daß sie deren „recht viel hätten: aber nein, die Zahl dieser Freunde, „nimmt immer mehr ab als zu. Doch die Freunde, die „wir verstehen, meynen es mit den guten Heyden noch „besser als jene. Denn die sind nur für ihre Ehre. „Aber die, welche wir meynen, gehen weiter: sie su„chen sie auch in den Himmel zu bringen, und das ist „eine Frucht der jetzo so sehr mode gewordnen Men„schenliebe; ein Charakter eines Menschenfreundes. „Unter diese Heydenfreunde gehört auch der durch seinen „süßen Belisaire unter den schönen Geistern vor eini„gen Jahren so berühmt gewordene Marmontel. Man „würde

ausser dem Latein, mit dem es wohl seine gute Wege haben soll, müsse man auch wohl näher untersuchen, ob die tugendhaften Heyden, wirklich, ewig in Schwefel und Pech gebraten würden, kommen blos daher, daß Ernesti sich mehr mit dem Lateine beschäftigt, als mit der Seligkeit der Menschen, und Eberhard, mehr mit der Seligkeit der Menschen, als mit dem Lateine.

Noch bliebe zu untersuchen: Ob eine Religion ohne willkührliche Grundsätze eben so beschaffen sey, als ein Backofen von Eis. Der letzte Ausdruck ist nur ein wenig unbequem. Wir glauben, Hr. Hamann werde nichts dawider haben, wenn wir den letztern Theil des Satzes, etwas allgemeiner ausdrücken: als eine Kälte, mit der man wärmen wollte.

Die

„würde wohl gethan haben, wenn man darüber keinen „Krieg angefangen und gethan hätte, als wüßte man „nicht, was er für die Heyden darinnen gesagt hatte. „Denn er würde damit gewiß keinen, oder wenige seiner Leser verführt haben, die sein Buch nur zum Vergnügen lasen; und das Buch würde schon in die Vergessenheit gekommen seyn, nach welchem ohnedem „jetzo nicht leicht jemand fragt, u. s. w.„ Ueberhaupt kommen in dieser theologischen Bibliothek hin und wieder so allerliebste Naivitäten vor, daß sie wohl verdienten, besonders gesammlet, und weiter bekannt gemacht zu werden. Z. B. im I. B. S. 326. „Als wir auf die „Universität zu Wittenberg kamen, und zum erstenmale den „sel. D. Wernsdorf sahen, und er uns über unsere Studia befragt hatte, sagte er: Nun so kann was rechtes aus „ihm werden, wenn er will.„ Im IIIten Bande S. 380. „Es ist bedenklich, sich auch auf das philosophische „Geschwätz, mit einzulassen, z. B. ob das Unendliche „vom Endlichen beleidigt werden kann, u. s. w. — „Die meisten Leser denken dabey nichts, und es ist bey „diesem metaphysischen Krame, keine Gewißheit. „Wenn man mit einem Theologen zu thun hat, und für „Christen schreibt, muß man bey der Schrift und der „Auslegung bleiben. Damit kommt man auf beyden Seiten am besten fort, und es ist der beste Propf, damit man die Mäuler stumm machen kann.„ Im III. Bande S. 334. „Die Buchhändler finden bey dem „deutschen Krame ihr Conto besser, und den deutschen „Nasen riecht jetzo der Mist des neuen deutschen „Witzes besser, als wahre brauchbare Gelehrsamkeit, zumal wenn sie lateinisch erscheint.„ Ebend. S. 246. „Wie wir denn gewiß versichert sind, daß sehr wenige diese „fleißige und mühsame Sammlung des H. D. Walchs „(seine Ketzergesch.) durchlesen werden; zumal da sie „nur für die liebe deutsche Nation gemacht ist.„

Die meisten Menschen halten die Religion, in Absicht auf die Seele, für eben das, was dem Körper eine Magenstärkung ist. Vielen Leuten scheint es ausgemacht zu seyn, daß man den Magen wärmen müsse, um ihn zu stärken. Sehr viele ältliche Herren bedienen sich dazu, fein warmer dogmatischer Suppen, die sie zum Frühstücke, Mittagbrode und Abendbrode reichlich geniessen. Seit einiger Zeit stehet eine Gattung feuriger Jünglinge auf, die Suppen, so wie alles, was nicht stark ist, äusserst verachten. Dagegen, um ihrem Magen Kraft zu geben, viele harte Speisen, die sie verschlucken, zu verdauen, bedienen sie sich hitziger Getränke. Sie trinken unabläßig Punsch, Bischoff und Kardinal, nebst glühenden Weinen und allen Branntweinen von Usquebongh bis zum Kornbranntweine, gewürzt nach eines jeden Geschmacke, mit dunklen Gefühlen, innbrünstigen Empfindungen, Weissagungen und Aussichten, ja mit Kabbala und Unsinn. Auch hat es zu allen Zeiten, in allen Ländern, und unter allen Religionspartheyen, vernünftige Leute gegeben, welche das kalte Wasser getrunken haben, kalt, wie es ausser der Mutter Erde kommt, einer mehr, der andere weniger, nachdem jeder, gesunder oder durstiger war, ja manche haben ohne Bedenken ihren ganzen Körper in dem kältesten Wasser gewaschen und gebadet.

Man versichert uns, der berühmte Tissot, fälle, in einem Werke, von Magenstärkungen, welches nächstens erscheinen wird, das Urtheil: daß die ersten bey ihren schwächlichen Umständen, wenn sie eine ihnen angemessene, genaue Diät beobachteten, ihr Leben noch wohl eine gute Weile hinhalten könnten, daß die zweyten, in kurzem einen viel verdorbenern Magen haben würden, als die ersten, und daß von den dritten zu vermuthen sey, ihr Magen werde am wirksamsten seyn können, Speisen aller Art zu verdauen, und sie in einen gesunden Nahrungssaft zu verwandeln.

Doch wir wollen weiter gehen. Das Selbstgespräch eines Autors (No. 2.) betrift eine ganz andere Angelegenheit: Hr. Hamann bietet Hrn. Nicolai eine Handschrift drey Bogen, Winkelmannisches Formats stark, für dreyßig Friedrichsd'ore zum Verlage an, und versichert, daß er sie einem andern Buchhändler nicht für funfzig würde gelassen haben. Hr. Nicolai hat in dem sehr gelehrten und citationenreichen Schreiben, an den Magum im Norden (N. 3.) geantwortet. Ob die Schreibart desselben ächt Hamannisch sey, wird Hr. Hamann selbst am besten, nach Maaßgabe dessen, was er davon verstanden,

und nicht verstanden hat, ermessen können. Das deutlichste ist, daß ihm Hr. N. nicht dreyßig Friedrichsd'ore geschickt hat, sondern ihm ein Buch zu näherer Erklärung seiner Meynung zu senden verspricht.

Die *Lettre perdue* (N. 6.) ist vielleicht ein Stück des ebengedachten Mscts, obgleich nicht der Schwanz, der nach dem Selbstgespräche S. 12. den Nabel und den Kopf übertreffen soll, aber vielleicht, der Kopf, oder das orpheische Ey (s. S. 9.) Eine französische Schrift von Hamann ist schon merkwürdig genug, aber es sind auch ausserdem noch in dieser *Lettre* sehr sonderbare Sachen zu finden, z. B. eine getreue Bilanz von Hrn. Hamanns Einnahmen und Ausgaben vom 25. May 1767. bis zu Ende des Jahres 1772., woraus erhellet, daß er in dieser Zeit 1689. Rthlr. eingenommen, dagegen 5472. Rthlr. 60. preuss. Groschen ausgegeben, folglich 3783. Rthlr. 60. pr. Gr. mehr ausgegeben als eingenommen habe. Wobey er versichert, daß er dennoch nicht mehr schuldig sey, als 666⅔ Rthlr. *) die zur Hypothek auf seinem Hause stehen, und 50. Rthlr. die er seinem Buchhändler schuldig ist.

Endlich die Hexe von Kadmonbor (N. 5.) bezieht sich auf das Leben und die Meynnngen des Hrn. Mag. Sebaldus Nothankers, weil Hr. H., wie es scheint, argwohnte, daß dies das Buch sey, welches ihm Hr. N. in dem obenangeführten Schreiben zu senden versprochen hatte. Was aber in diesem Spruche an die Hexe von Kadmonbor eigentlich enthalten

*) Diese Hypothekschuld ist in der Gelehrten Geschichte wichtiger, als man beym ersten Anblicke denken sollte. Ein gewisser Gelehrter, der überzeugt zu seyn glaubt, daß bey Hrn. Hamann nichts ohne Anspielung ist, hat entdeckt, daß Hr. H. nur blos deshalb 666 Rthlr. zur Hypothek auf sein Haus genommen habe, weil dies die Zahl des Thieres in der Apokalypse ist. Auch soll er nicht umsonst ⅔ Rthlr. oder 60 preußische Groschen noch dazu aufgenommen haben, denn Hr. H. soll der Meynung seyn, daß man die Zahl, die herauskommt, wenn man ⅔ in 60 dividirt, mit der Zahl 666 multipliciren müsse, wenn man die wahre Zahl des Thieres finden wolle. Er soll auch blos deshalb, weil er die Ehre die Apokalypse richtig zu erklären, mit niemand zu theilen Lust hat, den ehrlichen Sebaldus Nothanker so von der Seite anblicken. Dies würde auch, ausser diesem schwer zu begreifen seyn, da er sonst selbst, an Gelehrsamkeit, Leben und Wandel, mit dem guten Sebaldus nicht wenig Aehnlichkeit hat.

hulten sey, können wir nicht bestimmen, weil wir uns auf Hexensprüche oder Geisterbeschwörungen nicht verstehen. Am Ende finden wir das Motto: „Aliud est *maledicere* aliud „accusare — *Maledictio* nihil habet propositi, praeter „contumeliam, quae, si petulantius jactata, *convicium*, „si facetius, *urbanitas* nominatur.„ Alle Leser, die dieses Schriftchen lesen wollen, mögen also urtheilen, ob *convicium* oder *urbanitas* darinn anzutreffen sey, oder keines von beyden.

Bey dieser Gelegenheit wollen wir noch eine kleine Anmerkung über undeutliche und unverständliche Schriften machen. Sie geht nicht Hrn. Hamann allein an, sondern manche andere Schriftsteller, die uns seit einiger Zeit

Im Uebermuthe ihres Muthes

mit Schriften beschenken, bey denen der Leser nicht selten ausrufen muß,

Wahrhaftig das ist schön!
Der Teufel selbst kanns nicht verstehn!

Um mit diesen metaphorischen und bilderliebenden Herren, auch durch Bild- und Gleichniß zu reden, stellen wir uns eine deutliche Schrift, die deutlich und nichts weiter ist, als eine Sänfte vor, die keine Träger hat. Von der Stelle wird man damit nicht kommen, aber dennoch, wenn man keinen bessern Platz hat, kann man sich allenfalls darinn auf eine Weile ausruhen, oder vor dem Regen schützen. Ein Buch, das nützliche Wahrheiten, wo nicht neue Erfindungen, deutlich vorträgt, gleicht einer Sänfte, in der uns verständige Träger nach einem bestimmten Orte tragen. Wir empfinden in derselben vom schlechten Wege weniger, und legen denselben bequemer und geschwinder zurück, als wir es zu Fuße hätten thun können. Aber ein Buch voll Verstandes und Witzes, voll der kühnsten Entdeckung, wenn es unverständlich geschrieben ist, und am Meisten, wenn es vorsetzlich unverständlich ist, weil die Gedanken durch die Deutlichkeit einen großen Theil ihrer Neuheit, Kühnheit und Wahrheit verlieren würden, und wenn es noch so voll, von den stärksten Flügen der Imagination wäre, ist eben so beschaffen, wie eine Sänfte ohne Boden, mit der euch berauschte Träger durch dick und dünne über Stock und Stein schleppen. Ihr müßt euch doch auf eure Füße verlassen, und wäret viel besser daran, wenn ihr nur blos zu Fuße gienget. Ihr würdet wenigstens den ungeraden höckerichten und kothigten Weg vermeiden, und wohl eben so geschwind an Ort und Stelle gelangen. Jener Bauer, d

man in eine solche Sänfte kriechen ließ, sagte am Ende des Weges: „Wenn es nicht des ledernen Schilderhäuschens „wegen wäre, in dem ich gesteckt habe, so hätte ich eben so „gut auch können zu Fuße gehen.„ Und wie mancher verständiger Mann, mag, wenn er solches Buch, mit vieler Mühe und Beschwerlichkeit endlich zu Ende gebracht hat, bey sich gesagt haben: „Wenn es nicht darum wäre, daß man „ein solches Buch auch einmal müßte gelesen haben, so hätte „ich auf das Bißchen Wahrheit, das ich unter diesem Schwall „von dunkeln Schattenbildern, von fern mehr errathen, als „erkannt habe, auch wohl, ohne ein Buch zu lesen, durch „meine eigne Kenntnisse, kommen können.„

Dh. Hd.

Encyclopedisches Journal. 1774. Cleve, bey Bärstecher, 1 bis 5 Stück in gr. 8.

Dieses Journal, wovon jährlich 12 Stücke herauskommen sollen, ist eine sichtliche Nachahmung der Engländischen Magazine, welche innerhalb und ausserhalb England von Leuten von allen Ständen so viel gelesen werden. Es wird daher auch in der Vorrede des ersten Stückes Leuten von allen Ständen zur Lectur angepriesen, von Facultätsgelehrten an, bis auf den Windbeutel, der in Gesellschaft nur gern etwas schwatzen will.

Es ist kein Zweifel, daß alle Stände dies Journal lesen könnten, so wie es kein Zweifel ist, daß unter den Titel Encyclopedisches Journal, Aufsätze von aller möglichen Art könnten begriffen werden. Man kann auch keinesweges sagen, daß die Ausführung dieses Journals, so viel man aus den vor uns habenden fünf Stücken urtheilen kann, schlecht gerathen seyn. „Es wird auch wohl Leser finden. Indessen zweifeln wir doch, daß es allgemein gelesen werden, daß es auf gewisse Weise das Buch der deutschen Nation werden möchte, so wie es die engländischen Magazine für die ihrige sind, und vielleicht würde es überhaupt sehr schwer werden, in Deutschland dergleichen Bücher zu schreiben. Die Ursachen liegen Theils in den Lesern solcher Schriften, theils in den Verfassern, theils in der Beschaffenheit der deutschen Gelehrsamkeit, Regierungsformen, Lebensart u. s. w.

In England lesen alle Stände, bis auf den untersten, weit mehr als in Deutschland, so wie man auch sagt, daß sie vergleichungsweise weit mehr denken sollen. Es ist also einem Verfasser weit leichter, eine große Anzahl von Lesern in einem engen

engen Bezirke zu finden, und ihren Geschmack auszukundschaften. In Deutschland hingegen ist nicht allein alles weit mehr zerstreut, Sitten, Regierungsform, Religion ꝛc. ist nicht allein in den meisten Provinzen verschieden, sondern die Gelehrten sind in Deutschland überhaupt Wesen von ganz anderer Art, als Ungelehrte, *) für die sie daher auch nicht leicht schreiben können, weil sie selten das treffen, was denselben hauptsächlich interessant ist.

In England sind die Landesangelegenheiten und die Begebenheiten, die im Lande vorgegangen sind, und noch vorgehen, nebst den Raisonnemens darüber, der vornehmste Gegenstand der Magazine. An Gegenständen gleicher Art fehlet es in Deutschland nicht, und wenn es die Umstände sonst verstatteten, dieselbe zu bearbeiten, so würde nichts mehr unser lesendes Publicum vermehren, als eben dieses, wenn man dem Publicum Dinge vorlegte, die es zunächst angehen. Es ist unglaublich, wie wenig wir wissen, was eigentlich um uns herum vorgehet. Deutschland ist das Land, das in Deutschland am unbekanntesten ist. Der Sachse macht sich oft von dem, was in Brandenburg vorgehet, die seltsamsten Begriffe, der Brandenburger von dem was in Hannover vorgehet, und der Hannoveraner wieder von dem, was in Sachsen, oder in andern Provinzen geschiehet u. s. w. Wir kennen die Staatsverfassung verschiedener Provinzen aus den Akten, und Verträgen. Das heißt, wir kennen den Buchstaben derselben, aber den wahren innern Geist, die wahre Verfassung, wodurch alle schriftlichen Verfassungen modificirt werden, ist völlig unbekannt. Mit Handel, Manufacturen, neuen Erfindungen, wichtigen Gebäuden u. s. w. gehet es eben so, sogar die unbeträchtlichsten Anekdoten, sonderbare Begebenheiten, Wohlthätigkeiten u. s. w. wenn sie in Frankreich, oder in England vorgehen, werden aus einem deutschen Zeitungsblatte in das andere abgeschrieben, aber ähnliche und oft weit wichtigere Begebenheiten, die alle Tage vor unsern Augen geschehen, wissen wenige, und schreibt niemand auf. Dies erstreckt sich sogar auf alle in Staats- und Weltgeschäften arbeitende Personen. Die

*) Man sehe Klopstocks gelehrte Republick, aus welcher alle, die die Wissenschaften im gemeinem Leben anwenden, ohne eigentliche Schriftsteller zu seyn, Leute die man in England und andern vernünftigen Ländern, für den schätzbarsten Theil der Nation hält, unter der Benennung Altfranken ausgeschlossen werden. Seitdem fängt schon in Zeitungsblättern, der Namen Altfranke an, ein Schimpfwort zu werden, und man setzt Altfranken und thörichte Jünglinge, in eine Klasse.

Die Namen mancher deutschen Conrektoren und mancher ascetischen Schwätzer, sind in Deutschland bekannter, als die Namen deutscher Staatsminister, die oft unermüdet arbeiten, ganzen Ländern eine veränderte Gestalt zu geben, unternehmender Großhändler, die den Kunstfleiß von tausenden erwecken und unterhalten, scharfsinniger Künstler, welche zu wichtigen Zwecken, wichtige Hebzeuge ersinnen, patriotischer Oekonomen, die ganze Gegenden urbar gemacht, Wälder angepflanzt, Moräste ausgetrocknet, und dadurch den Grund zum künftigem Wohlstande einer ganzen Provinz gelegt haben.

Es giebt sogar unter den deutschen Schriftstellern einige die sich schämen würden, ihren gelehrten Lesern, solch altfränkisches Zeug vorzulegen, und es für viel wichtiger halten, zu berichten, ob irgendwo in einer alma — ana mit Consens der gratiösen philosophischen Facultät, funfzig gelehrte Republikaner die höchste Würde in der Weltweisheit capessirt haben. —

Da indessen die Altfranken, die gewiß nicht der verächtlichste Theil der Nation sind, auch der zahlreichste sind, und der zusammen eine Gesellschaft ausmacht, die im Grunde weit eher vor sich selbst, ohne die gelehrte Republick bestehen kann, als diese ohne sie: so giebt es sogar Gelehrten, welche glauben, die altfränkischen Thaten rechtschaffener Altfranken zu beschreiben, sey wichtiger und nützlicher, als die Verordnungen gelehrter Landtage zu erzählen, die mit andern Landtagsverordnungen, nur das einzige gemein haben, daß sie sehr oft nicht befolgt werden.

Wenn es denn also der Mühe werth wäre, zu wissen und zu beschreiben, was viele rechtschafne Leute thun, welche nicht schreiben; so würde dazu hauptsächlich erfodert werden, daß in jedem deutschen Lande selbst ein öffentliches Blatt, ein Magazin, ein encyclopedisches Journal oder wie man es sonst nennen will, herauskäme, worinn alles, was im Lande vorgehet, angezeigt, beschrieben und darüber raisonniret würde, denn es ist natürlich, daß jeder das eher sehen kann was zu seinen Füßen liegt, als das, was entfernt ist. Aber fast jeder Homme en Place schlägt die Hände über das Haupt zusammen, so bald nur jemand eine solche Idee hat. — Wie? ruft man aus, die Landesangelegenheiten zu offenbaren! — Als ob alle Landesangelegenheiten und Landesbegebenheiten Staatsgeheimnisse wären. — Als ob nicht jedes Land selbst, im Ganzen, größern Schaden bloß dadurch litte, daß die Obrigkeit und alle Bürger desselben, dessen wahre Beschaffenheit nicht kennt, als ihm etwa ein Nachbar und Nebenbuhler zufügen könnte, der aus öffentlichen Schriften auch etwas davon erfährt.

Im

Indessen giebt es in Deutschland noch einsichtsvolle Staatsmänner gnug, die die Freyheit zu denken und die Freyheit zu schreiben begünstigen würden. Aber die deutsche Litteratur steht nicht unter der unmittelbaren Aufsicht von Staatsmännern. Censoren urtheilen ohne Appellation über das Leben und über den Tod eines deutschen Buchs. Der mittelmäßigste Kopf, der eben Dekanus einer Facultät ist, darf aus dem Werke des grösten Genies, die Stellen die ihm mißfallen, ohne Barmherzigkeit wegstreichen, und niemand darf ihn fragen: Was machst du? Oft ist der Eigensinn, oft aber auch die Aengstlichkeit dieser Leute schuld, daß die besten Gedanken im verborgnen bleiben. Sie befürchten immer, sie möchten anstoßen, und bitten oft den Schriftsteller, daß er sie doch nur nicht der Gefahr eines Verweises aussetzen möge, sind sie aber jemals in ihrem Leben, um über ein von ihnen censirtes Buch zur Rede gestellt worden, so lassen sie gar nichts mehr paßiren. Oder wie ein gewisser Staatsmann einst sagte: Wenn sie einmal Rhabarber bekommen haben, so wirkt er Jahre lang bey ihnen.

Wer kann unter diesen Umständen von deutschen Sachen in Deutschland schreiben? Und welches Wunder, wenn diejenigen, die itzt erzdeutsch seyn wollen, Deutschland, noch immer entweder in den Zeiten der Barden oder der Ritter suchen? Und welches Wunder wenn sie träumen, da sich von entfernten Zeiten so leicht träumen lässet.

Und wenn also niemand schreiben will und schreiben kann, woraus bestehen denn die Journale, die zum Unterrichte der Nation geschrieben werden? Ey nun! aus Uebersetzungen! Aber diese intereßiren die Nation nicht unmittelbar. Und werden nicht dadurch unsere verständigen Weltleute selbst auf die französische und engländische Lektur gewiesen, über deren Zunahme in Deutschland sich deutsche Schriftsteller so oft beschweren, und in Absicht auf die Folgen mit Grunde. Nur sollten sie auch die Ursachen bedenken, und denn würden sie, wenn sie unpartheyisch seyn wollten, oft die Hand auf den Mund legen müssen.

Auch das encyclopedische Journal besteht meistens aus Uebersetzungen; *) meist aus guten, aus nützlichen Uebersetzun-

*) Wie sclavisch wir Deutschen die Ausländer nachahmen, davon giebt das Encycl. Journal abermals einen Beweis. Dem Sentimental-Magazine sind kupferne Münzen auf berühmte Leute beygefügt. Dies macht das Encycl. Journal nach. — Und läßt auch auf berühmte Deutschen Münzen prägen? Ach nein! Es läßt eine von den engländischen Münzen nachschlagen.

setzungen: aber es sind Uebersetzungen. Wir müssen auch einige gute Originalabhandlungen nicht vergessen, besonders eine: „Ueber die Absicht und den Plan des Tacitus bey seinem Buche von der Lage und die Sitten der Deutschen, nebst „einem Versuche einer Erklärung einiger altdeutschen Sitten.„ Sie ist sehr gut. „Aber eine Abhandlung über den wahren „Plan der itzigen deutschen Staatsverfassung, Handlungsverfassung, Religionsverfassung, über die Absichten verschiedener deutschen Fürsten, deutscher Orden, deutscher Gemeinheiten bey ihren itzigen Anordnungen und Unternehmungen — eine Erläuterung itziger deutschen Sitten, und „wenn man wollte, auch deutscher Thorheiten„ — sollte die nicht mehrere Leser interessirt, sollte die nicht auf das Wohl der Leser eines solchen Journals einen viel unmittelbarern Einfluß gehabt haben? Die engländischen Magazine sind voll von dergleichen Abhandlungen, die französischen neuen Brochüren, beschäftigen sich hauptsächlich mit ihrer eignen Nation.

Wir haben dieses nur angeführt, um einen Theil der Ursachen zu zeigen, warum, obgleich jedermann in Deutschland die Nothwendigkeit eines guten öffentlichen Blattes einsiehet, obgleich viele Schriftsteller unsrer Nation diesen Dienst leisten wollen, dennoch meistens der Plan nicht recht angelegt wird, und die Ausführung noch mehr mißlingen muß.

Herr Dohm in Göttingen, dem die Aufsicht des Encyclopedischen Journals, aufgetragen worden, nachdem schon einige Stücke erschienen waren, scheinet gefühlt zu haben, wie schwer es ist für die Nation, ein Journal zu schreiben. Er sucht also, wie man aus einer, von ihm, dem fünften Stücke beygefügten Nachricht ersiehet, das Encyclopedische Journal ganz auf Gelehrsamkeit zurückzuführen. Er weiset, „die Damen und Herren, die nur lesen wollen, um „sich zur Toilette vorzubereiten„ sehr verbindlich zur Iris des Hn. Jacobi, und versichert, das encyclopedische Journal sey bestimmt, den Gelehrten und den Mann zu unterhalten, es solle ein wissenschaftliches Journal seyn.

Er verspricht, die eigentlichen Facultätswissenschaften ausgenommen, Abhandlungen aus allen übrigen, deren wesentliche Eigenschaften, Wichtigkeit, Neuigkeit und Gemeinnützigkeit seyn soll. Er verspricht besonders, historischgenau und philosophischgedachte Geschichte der Wissenschaften und der menschlichen Kenntnisse, doch soll nicht eben immer von der Geschichte ganzer Wissenschaften, sondern mehr von der Geschichte einzelner Theile der Wissenschaften, Hauptideen, Lehren rc. die Rede seyn. u. s. w.

Man

Man siehet wohl, daß dieser Plan sehr viel enger ist, als der erstere, daß er aber noch weitläufig und schwer gnug ist, und daß, wenn er auch nur, der Hälfte nach, gut ausgeführet wird, Hr. Dohm sich doch dadurch ein großes Verdienst um die deutsche Gelehrsamkeit machen kann.

Wichtigkeit, Neuigkeit und Gemeinnützigkeit zu wesentlichen Eigenschaften der einzurückenden Abhandlungen zu machen! Dies ist warlich ein hartes Gesetz, das sich Hr. Dohm aufgelegt hat — Und monatlich 12 Bogen in groß Octav, Facit jährlich 144 Bogen — Dabey fieng uns an, der Muth zu sinken! 144 Bogen voll wichtiger neuer und gemeinnütziger Originalabhandlungen! Doch eben erblickten wir, daß Hr. Dohm auch Uebersetzungen verspricht — Freylich einem ehrlichen Herausgeber der 144 Bogen jährlich füllen soll, muß wohl die reiche Erndte in die Augen fallen, die in dem *Gentleman's Magazine* in dem *London Magazine*, in dem *Sentimental-Magazine* (alte Bücher ungerechnet) mit so leichter Mühe zu machen ist, dahingegen auf deutschem Boden, mit großer Mühe, nur wenige einzelne Aehren können geschnitten werden.

Hr. Dohm wünscht auch, daß die Gelehrten das Encyclopedische Journal so nützen wollten, wie Leibnitz die *Acta eruditorum* nemlich, ihre neuen Ideen darinn bekannt zu machen. Wir wünschen dies mit ihm. Freylich! Wie viel könnten die Gelehrten nicht thun, wenn sie nur wollten!

Bo.

A new Collection of select pieces in english Prose. Hat auch noch diesen Titel: Vermischte Aufsätze in englischer Prose, gesammlet von C. D. Ebeling. Hamburg, bey Herolds Wittwe, 1773. 332 Seiten in 8. ohne die deutsche Vorrede.

Der V. verdient unsern völligen Dank; denn allerdings ists wahr, was er sagt, daß die so gewöhnlichen *Tompson's* Miscellanies gar nicht das rechte Buch sind, um eine lebender Sprache zu lernen. Es hat nichts vom Ton des Umganges, nichts vom Ton der Geschäfte: sondern Predigten, und antiquarische, metaphysische, moralische Abhandlungen. Weit anders ist H. E. zu Werke gegangen. Er sorgt nicht sowol für den, der blos als ein Gelehrter auch die engli-

englische Sprache lernen will, sondern vornemlich für den, der sie einst reden oder schreiben muß, indem er Geschäfte mit Engländern zu betreiben hat. — Er fängt mit Fabeln aus dem Richardson an, hat hernach die lehrreichsten und angenehmsten Bücher excerpirt, z. E. Grandison, Tom Jones, Humphry Klinker, Tristram Shandy, Baretti, Gullivers Reisen, Littletons Todtengespräche, Ansons und Shaws Reisen, Andersons Geschichte des Handels, Robertson, Hume, den Adventurer, Erzählungen von Kalas, Sirven, Patkul; Briefe von und an Pope, und über das Erdbeben in Lissabon; ein paar Scenen aus Kolmanns eifersüchtiger Frau, und einen größeren Auszug aus Kolmanns englischem Kaufmann, welches die anglisirte Ecossoise von Voltaire ist. Die 4 letzten Blätter enthalten Erklärung solcher Wörter, die man nicht leicht in Wörterbüchern findet. — Mehr brauchen wir nicht zu sagen, um diese Arbeit zu loben, der Leser, der die Werke kennt, die wir genannt haben, weis itzt schon selbst ihren Werth.

Mancher würde vielleicht wünschen, daß nun ein ähnlicher Band englischer Verse folge; allein, das wünschen wir nicht, und freuen uns, hierzu auch kein Versprechen des H. E. zu finden. Wer englisch genug versteht und die Dichter genug liebt, um einen Band davon durchzulesen, der gehe zu ihnen selbst; dem ist der Epitomator ein schlechter kleiner Behelf; ein anders aber wars mit dem Anfänger in Prose. Nur möchte doch etwa der Uebergang von ungebundner zu gebundner Rede schwer seyn; und darum, müssen wir gestehen, hätten wir hier nur wenige poetische Stücke gewünscht, gleichsam zum Vorschmack. — Die Vorrede schließt sich: „Gefällt diese Sammlung und wird sie brauchbar befunden, „so liefere ich eine ähnliche italiänische.„ Die wünschten wir je eher je lieber zu bekommen, zumal da ital. Bücher bey uns noch seltner sind, und die gemeiniglich gebrauchte Scelta von Gaudio eine Geschmack- und Gedankenleere Kompilation ist. Wir können zugleich H. E. versichern, daß seine englische Sammlung schon auf Realschulen gebraucht wird.

Ta.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des vier und zwanzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächsl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1775.

Vorbericht.

Es sind mit diesem Stücke abermals zwölf Bände der allgemeinen deutschen Bibliothek geendigt, welche Anzeigen der in den Jahren 1765. bis 1773. herausgekommenen Bücher, enthalten. Zu diesen zwölf Bänden, wird abermals, hoffentlich noch im Laufe dieses Jahres, ein Anhang herauskommen. Er wird 1) die noch fehlenden Anzeigen von den Jahren 1765. bis 1773. 2) doppelte Register über diese zwölf Bände, enthalten. Er wird aber an Bogenzahl nicht so stark werden, als der Anhang zu den ersten zwölf Bänden, weil sich die Verfasser, bey den Anzeigen, so viel möglich, der Kürze beflissen haben.

Des fünf und zwanzigsten Bandes erstes Stück, wird ohnfehlbar noch in der Ostermesse dieses 1775ten Jahres erscheinen, und so wird dieses Werk, auf die bisherige Art, unter dem bisherigen Titel und unter fortgehender Zahl der Bände, ununterbrochen fortgesetzt werden.

Man hat zuweilen schriftlich von mir verlangt, daß ich den Titel ändern, und die Theile wieder von vorn an zählen sollte, damit manche Liebhaber, welche die ersten Bände nicht besitzen, sich die Fortsetzung, als ein neues Werk, anschaffen könnten. Die öftere Veränderung des Titels, die, wenn man dem Verlangen aller Liebhaber willfahren wollte, alle fünf oder zehn Jahre geschehen müßte, ist aber mit nicht wenigen Ungemächlichkeiten verbunden, welche hier zu erörtern zu weitläuftig ist. Der itzige Titel ist dem Inhalte des Buches angemessen, und damit ist der Hauptzweck eines Titels erfüllet. Uebrigens kann jeder Leser füglich dieses Werk auch vom fünf und zwanzigsten oder andern beliebigen Bande an, kaufen, und die vorhergehenden Bände, entweder entbehren, oder, wofern ja etwann, der gewöhnliche Ladenpreis ihm

auf einmal zu hoch wäre, entweder sie nach und nach kaufen, oder gelegentlich in Auctionen, die in den grossen Städten Deutschlandes häufig sind, oft für einen mäßigen Preis erstehen.

Zuletzt danke ich den vielen verdienstvollen Gelehrten, in allen deutschen Provinzen und auch in fremden Ländern, welche durch ihre Beyträge, dieses Werk bisher, bey seinem Werthe erhalten haben. Ich erkenne, daß wenn die allgemeine deutsche Bibliothek, vor andern ähnlichen Schriften einen Vorzug verdient, und zu der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, in unserer Nation das ihrige beyträgt, es bloß den vielen würdigen Männern zu danken ist, welche sich beeifern, durch ihre Beyträge dieses Werk zu vervollkommnen. Ich habe schmeichelhafte Beweise, daß dieser Eifer, nicht abnimmt, sondern zunimmt, und kann also hoffen, daß dieses Werk nichts von seinem Werthe verlieren werde.

Von den Anfällen die hin und wieder auf dasselbe geschehen, habe ich nichts zu sagen. Ich hoffe man wird mir die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ich nur, wenn es höchstnöthig ist, und auch dann nur ungern, Streitschriften wechsele. Das Geschrey, das einige tobende Widersacher vor einigen Jahren erhoben, ist gestillet, und hat nicht mehr Folgen hinterlassen, als jedes leere Geschrey. Wenn noch hin und wieder einige Leutchen murren und kläffen wollen, so mögen sie immer murren und kläffen, bis sie es müde werden.

Berlin, den 1ten März
1775.

Friedrich Nicolai.

Verzeichniß

der in diesem zweyten Stück des vier und zwanzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Ta-

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

Die

4) Schöne Wissenschaften.

5) Schöne Künste.

Musik.

6) Romanen.

7) Weltweisheit.

8) Ma=

8) Mathematick.

9) Naturlehre, Naturgeschichte, Chymie und Mineralogie.

Vor-

10) Geschichte, Diplomatick und Erdbeschreibung.

Chro-

A.

11) Gelehrte Geschichte.

12) Philologie, Kritick und Alterthümer.

13) Erziehungsschriften.

Ent-

14) Kriegswissenschaft.

15) Finanzwissenschaft.

16) Handlungswissenschaft.

17) Haushaltungskunst.

Ver-

18) Vermischte Nachrichten.

Nachtrag zur Rechtsgelahrheit.

D

19) Zauberey.



Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Herr Ernst Teuthorns, Pfr. in Biedenkopf, abgenöthigter Beweis, daß die Lehrer der Evangel. Kirchen und Schulen, besonders in Hessen, keine Mitbrüder des Hrn. D. Bahrdts in Giesen, weder sind, noch jemalen seyn können. Frankfurt und Leipzig, 1772. auf Kosten guter Freunde, 127 Seiten in 8.

Diese, durch Hrn. D. Bahrdt's 1771. herausgegebne Vorschläge zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegrifs unsrer Kirche, veranlaßte Schrift ist ein augenscheinlicher Beweis, daß der Lehrer der Gemeine in Biedenkopf, kein scharfdenkender Kopf, kein einsichtsvoller Theologe, kein glimpflicher, menschlicher Beurtheiler seiner Brüder, kein geschmackvoller Schriftsteller weder ist, noch jemalen seyn könne.

Abhandlungen für die Reinigkeit der Religion. Erstes Stück, eine Anzeige einiger der gegen die Heilsordnung und Religion der Christen überhaupt streitenden Irrthümer Hrn. D. C. Fr. Bahrdts, ord. Prof. der Theol. — zu Giesen, enthaltend von J. G. G. Schwarz, Pfr. in Giesen. Frankfurt und Leipzig, 1772. 8.

So jämmerlich besudeltes Papier ist uns lange nicht vor die Augen gekommen, als diese gegen verschiedne Sätze in den Bahrdtischen 1772. erschienenen Predigten gerichtete Bogen.

W.

D. Joh. Pet. Millers, ord. Prof. der Theol. zu Göttingen, Lehrbuch der ganzen christlichen Moral zum allgemeinen Gebrauch. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1773. 46. und 277 Seiten in 8.

Den Anfang macht eine in zwey Hauptstücke zerschnittene Abhandlung von der Moral überhaupt S. 1 : 30. und von der Christlichen insbesondre S. 31 60.; hier wird in drey Abschnitten vom göttlichen Gesetze S. 31 49.; von der eigentlichen Beschaffenheit der christl. Moral S. 49. 50.; und vom Gewissen S. 51 60. gehandelt. Hierauf folgt die Moral selber, oder die eigentlich sogenannte Ethik, deren erster Theil: von der innern Heiligkeit und von dem eigentlichen Charakter eines Christen, überschrieben, a) von der Buße und b) den Mitteln des geistlichen Wachsthums handelt S. 61 : 82.; der zweyte in zween Abschnitten von der christlichen Beobachtung allgemeiner Pflichten S. 83 : 226. und der hypothetischen S. 226 : 258. Der Abschnitt von der christl. Beobachtung allgemeiner Pflichten ist wieder in drey Kapitel zertheilt, a) von der Erfüllung unsrer Pflichten unmittelbar gegen Gott, S. 83 : 122.; b) von der heiligen Beobachtung der Pflichten unmittelbar gegen uns selber, S. 122 : 177.; c) von der christl. Beobachtung unsrer Pflichten gegen andre überhaupt, und gegen einzelne Menschen insonderheit S. 177 : 226. Es schließt der Abschn. von der christl. Beobachtung der hypothetischen Pflichten, a) in der häuslichen Gesellschaft S. 226 : 240.; b) in der bürgerlichen S. 241 : 253.; c) in der gottesdienstlichen — S. 258. Wenn man auch an dem Gang, den der Verf. genommen, nichts vorzügliches wahrnehmen, ja Eins und das Andre zu tadeln finden sollte: so zeichnet sich gleichwol dieses Lehrbuch durch andre Eigenschaften merklich aus. Dahin gehört die, (einige wenige Stellen ausgenommen) nicht nach der Schule schmeckende, sondern edle und gefällige Sprache; die ausgebreitetere und genauere Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens; (daher:) die meistens glückliche Entfernung von der Strenge mancher Mitbrüder des Verf. eines Theils und von der Gelindigkeit etlicher Moralisten auf der andern Seite; die häufige Einstreuung psychologischer Anmerkungen; die fleißige Bemerkung der mancherley Quellen einer Sünde, und der verschiednen Arten sie zu begehen sowol, als der eine Tugend gehörig auszuüben; die, wenn gleich nicht verschwen-

des

derische, doch hinreichende, Anführung guter Schriften, woraus man sich weiter belehren kann; — Vorzüge, die manchem neuern Handbuch der christl. Moral abgehen. Beweise hiervon können, unter andern, die §§. 114. 115. 143. 154. 180. 189. 190. 200. 214. seyn. Ausserdem hat es uns wohlgefallen, daß der Verf. §. 106. S. 107. es dem Gesinde und armen Leuten nicht zur Sünde macht, an Sonn- und Festtagen „einen Theil der Zeit zu ihrer nöthigsten Selbstversorgung anzuwenden.„ Denn nicht alle dergleichen Leuten sind anhaltenderer Andachtsübungen fähig, noch dazu geneigt. Auch ist solch eine Beschäftigung immer besser, als faullenzen, aufs Gaffen und Durchziehen des Nebenmenschen ausgehen, damit allerley Fallstricken sich blos stellen, u. s. w. — Eine Stelle S. 157. wollen wir, um verschiedner Prediger willen, die sich mit ihrem Eifer und ihrer Strenge Wunder viel wissen, hierhersetzen: „Es ist unrecht, und der Empfehlung der „christl. Religion nachtheilig, wenn manche aus Mißkenntniß unserer zweckmäßigen Verknüpfung mit der sichtbaren „Welt, alles Vergnügen, unter dem Namen einer fleischlichen Weltfreude, sündlichen Eitelkeit und Ueppigkeit; oder „weil es kurz und vergänglich ist; oder weil es die Gottlosen allemal mißbrauchen, oder endlich, weil man bey dem „Genusse weltlicher Freuden nicht die Uebungen des unmittelbaren Gottesdienstes verrichten könnte, schlechterdings „verdammen.„ — Gesegnet haben wir auch den Verf. weil er die häufige Lebensstrafen misbilligt, und statt derselben andre vorschlägt. Wir setzen zu dem, was er hierüber S. 196. gesagt hat, hinzu: daß die Lebensstrafen, wie die Erfahrung zeigt, bey weitem nicht so stark abschrecken, als man sich von ihnen verspricht; daß, wenn sie in mühselige, oder auch in gefährliche, Unschuldigen nicht aufzulastende Arbeiten verwandelt würden, die Verbrecher noch benutzt werden können; Gelegenheit dadurch erhalten, den der Gesellschaft zugefügten Nachtheil, vollkommen, oder einigermaßen mindestens, zu vergüten, (welches bey der Abschlachtung derselben nicht Statt haben kann); daß ihre Seele so viel eher bearbeitet und gebessert werden könne, welches bey der Hinrichtung ebenfalls meistens, wo nicht gänzlich, wegfällt —

In anderm Betracht aber sind wir mit diesem Lehrbuch nicht so zufrieden. In den Kapiteln vom göttlichen Gesetze, von der Buße, von den Mitteln des geistlichen Wachsthums, von den Pflichten unmittelbar gegen Gott, hätte hin und wieder, den Hauptsachen unbeschadet, mehr Kürze, mehr Prä-

cision und Licht angebracht werden sollen. Insbesondre ge-
bricht es manchen Definitionen des Verf. an Ründung und
Kürze, z. B. der von der Genügsamkeit in Gott §. 101. u. a.
Auch ist zuweilen ein Gedanke unnöthiger Weise auf einem
Blatt wiederholet; z. Ex. S. 166. vom Eigendünkel eben
dasselbe gesagt worden, was schon S. 165. b) vorgekommen.
§. 150. möchten sich a) und b) widersprechen. — Die bibli-
sche Stellen sind nicht immer sorgfältig genug gewählt. So
beweiset, z. B. Luk. 11, 1 : 13. nicht, daß „der Heiland uns
„zur genauen Beobachtung aller seiner Vorschriften auch ei-
„nen übernatürlichen Benstand verheissen„ habe. Und so
wäre gegen die übrige ebenfalls allerley zu erinnern. Dabey
ist zu besorgen, daß man keine gute Handlung eines Menschen
werde anführen können, die nicht blos aus dem natürlichen
Spiel der verschiedenen Räder unsrer Maschine ꝛc. zu erklären
stehe, ohne dazu den Urheber dieses Werks selbst, nach dem
einmaligen Aufziehen, ferner in dasselbe greifen zu lassen,
den Gang zu verstärken oder zu mindern, u. s. f. — Daß
der Verf. von der Erlösung J. C. die Motiven zur Tugend,
an verschiedenen Orten hergenommen, ist der wohlhergebrach-
ten Sitte gemäß. Indessen zweifelt der Rec. ob solche je von
merklichem Einfluß gewesen sind, — seyn werden. Die nä-
her an den Menschen gränzende, möchten wohl von weit aus-
gebreiteteren gewesen seyn, und immer bleiben. — Daß
die christliche Religion im 16ten Jahrhundert „in ihrem gött-
„lich reinen Glanz aus der Nacht des Pabstthums hervorge-
„treten„ S. 130. mag der Verf. wohl nicht im Ernst den-
ken. A priori kann man sagen, ist es unmöglich, war es
insbesondre solchen Menschen, und in solchen Zeiten unmög-
lich, mit einemmal ex fumo dare lucem, im hohen Sinn,
worinn dieses hier vom V. genommen wird. Und eine nä-
häre Zusammenhaltung des christl. Lehrbegrifs mit der Ur-
kunde zeigt zum Augenschein, daß jener angebl. Edelstein von
göttlich reinem Glanz noch jetzt hie und da mehrerer Bear-
beitung und Politur sehr bedürftig sey. — Verschiedne ver-
muthlich selbst gemachte, mindestens nicht sehr gemeine Wör-
ter haben uns eben nicht verwerflich geschienen, z. Ex. Klä-
geln, S. 214. (oft, gerne, und über Kleinigkeiten klagen)
ein bängliches Herz, (das sich gerne, über alles, bänget, sich
zu ängstigen geneigt ist); für gemeinliebig (S. 17. der vort.
Abh. so gemeinliebig, brüderl. und gesellig bauet er seine Ga-
ben zum gemeinen Nutzen an) aber, hätte sich wohl ein an-
es finden lassen. — Die vorläufige Abhandlung von

ein

einer noch möglichen Verbesserung des Vortrages der Moral, hat nebst den darinn enthaltenen Proben aus der Apostelgeschichte Kap. II. bis XIV., bis auf verschiedenes in den letzteren, das theils, obgleich mit einer wichtigen Mine vorgebracht, etwas ins alltägliche fällt, theils überhaupt nicht einfach und populär genug vorgetragen ist, unsern Beyfall. Irrt sich der Rec. nicht sehr, so fehlt es nicht gänzlich an Versuchen, biblische Stücke auf diese Weise zu bearbeiten. Dem sey, wie ihm wolle: überaus nützlich ist es allemal, für besonders junge, Prediger, wenn sie recht viele Abschnitte der h. Schrift, so behandelt, vor Augen haben. Indessen können sie schon daran ein gutes Muster nehmen, andre vor sich selbst auf solche Art zu bearbeiten, um in ihrem Amt davon Gebrauch zu machen, ihre Zuhörer in Predigten auf diesem Wege zur Erfüllung ihrer sittl. Pflichten zu leiten ꝛc.

Kb.

Gemeine Fehler im Predigen, angezeigt von Ingwer Petersen, Predigern zu Dagebül, Amts Tondern. Flensburg und Leipzig, in der Kortenschen Buchhandlung, 1773. 8. 104 Seiten.

Die Fehler, welche der V. rüget, betreffen die vernachläßigte Behandlung des Textes, die Einförmigkeit der Eingänge, den Hauptsatz und dessen Abtheilungen, die Weitläuftigkeit des Vortrages, den Mangel eigener Theilnehmung des Herzens, mit welcher von manchen Predigern auf der Kanzel gesprochen wird, welches der V. ein gewisses Fremdethun nennet, die Deklamation, den Ausdruck oder die Sprache, den verkehrten Gebrauch des Grundtextes und der Schriftstellen, und andere Unschicklichkeiten. Zur Quelle dieser Fehler werden Mangel an natürlicher Fähigkeit oder erworbener Geschicklichkeit, Mangel an hinlänglicher Klugheit, der ein Natur- und noch öfter ein Erziehungsfehler ist, Mangel des fleißigen Studirens, Mangel der eigenen Gottesfurcht und christlichen Rechtschaffenheit angegeben. Hr. P. hat völlig Recht, und wenn manche Prediger durch seinen auf Wahrheit und Billigkeit gegründeten Tadel sich auf ihre Fehler, die sie vielleicht nicht einmal dafür halten, wollten aufmerksam machen lassen, so könnten ihnen diese Bogen schon zur guten Erinnerung dienen. Nur hätten wir S. 22. das Thema, den Einzug Jesu in die Herzen, ganz verworfen, denn er sagt

nichts, was nicht viel verständlicher in eigentlichen Worten gesagt werden könnte; S. 55. noch den jungen Candidaten oder Predigern die Lehre gegeben, daß sie sich nicht in den vertraulichen Ton eines älteren oder vieljährigen Lehrers einer Gemeine werfen möchten, weil es gar zu seltsam klingt, wenn ein junger Mensch auf der Kanzel sagt: Ich muß mich über dies und jenes, wundern, ich sehe die und die unter euch mit Mitleiden an, es befremdet mich gar sehr, daß ich das und das von euch höre u. d. gl.; und S. 79. nicht so uneingeschränkt die Franzosen, selbst Maßillon und Saurin nicht den deutschen Predigern zur Nachahmung empfohlen.

F.

Der Christ in der Nacht, von M. U. Danneil. 3 Theile. Hamburg, 1770. 190 Seiten.

Hier ist eine Probe, die wir beym ersten Auffallen des Buchs erblicken, S. 180. „Die dem Mond beywohnende Kälte ist ein wohlgetrofnes Sinnbild von dem Kaltsinn unsers Herzens, wenn es die Sonne der Gerechtigkeit „bestralen, erleuchten, erwärmen — will. Hat er den Tag „über einen sehr schwachen Schein, nimmt er nur erstlich „gegen Abend die wohlthätigen Stralen der Urquelle alles „Feuers auf; so wird hiermit angezeigt, wie viele Menschen „in der besten Blüthe ihrer Jahre es verabsäumen, die göttliche ihnen erschienene Gnade anzunehmen; alsdenn erst, „wenn der traurige Abend ihres Lebens herannahet, fangen „sie an mit Ernst die Blicke der göttlichen Gnade aufzufangen und sich zuzueignen. Der Hof, welcher das Licht des „Monden um etliche Grade verringert, bringet uns die mächtigen Hindernisse in das Gedächtniß, mit welchen dergleichen Christen zu kämpfen und sie zu überwinden haben, die „die Spätlinge ihres Lebens dem Herrn aufopfern wollen.„ — Das wird nun schwerlich zu geniessen seyn. Wir wollen sehen, ob wir unsern Lesern nicht etwas besseres vorsetzen können. — S. 131. „so süße wie Honigseim „schmecket dem strangwürdigen Uebelthäter der Einbruch, der „von dem großen Lichte der Welt nie begrüßten Nacht, „welche aber oft seinen Mund mit unschmackhaften und unverdaulichen Kieselsteinen anfüllet. — Ungehört und „unbemerkt schleicher der vom Unglück geschwängerte Dieb, „zu der Zeit, wenn die duftenden Schatten der Mitternacht

„die

„die Sterblichen unter dem Schlaf tief begraben haben.„ — Eben so wenig zu verdauen, als das vorige, wird man sagen; — noch nichts besseres? Wir wollen einen Versuch wagen, S. 174. „Zuförderst geben jene Irrlichter ein deutliches und hinlängl. ausgemahltes Bild ab, wie der Mensch „von der Nacht der Unwissenheit eingeschlossen, sich oft durch „den bloßen äusserlichen Schein der Dinge hintergehen läßt.„ S. 175. „Ein Schifscapitain, dessen Schif den Anker verlohren, und zu scheitern drohete, der aber noch sein Leben „als eine Beute davon getragen, und glücklich angeländet, „und hinlänglich geborgen ist, kann nicht ein solches Vergnügen empfinden, als ich bey mir fühle, da ich unter deiner „Gnade stehe.„ S. 176. „Womit kann aber wohl jene „Sternschnuppe verglichen werden, die hellglänzend in die „Höhe steigt, schnell dahin fährt, die Luft durchstreicht, und „todt und erblaßt wieder zur Erden niedersinkt? Stellet sie „uns nicht ein Vorbild dar von der Unbeständigkeit vieler „Christen in Beobachtung ihrer Pflichten? ꝛc.„ — Nun wollen wir einmal rückwärts blättern, S. 56. „Würde es „wohl möglich seyn, daß wir eine abschlägliche Antwort hören sollten, wenn wir in wahrem Glauben mit dem Räuchwerk unsers Gebäts vor dem mitleidsvollen und zur Rechten der Majestät Gottes thronenden vollkommnen Hohenpriester erscheinen, und es zu seinem unverwelklichen Ruhm „anzünden.„ S. 42. „Wenn mein Gebät etwas bey dir „vermag, wahrhaftiges Osterlamm für unsre Sünden erwürget, geschlachtet, und durch das heftig wütende Feuer des „göttlichen Zorns vollendet, — so laß den Eingang zu meinem unverwahrten Herzen mit deinem Versöhnblute besprenget seyn, damit niemals — auch nicht in dieser Nacht „der geschworne Feind unsers geistlichen und ewigen Lebens — einen schmerzhaften Seelenmord an mir begehe ꝛc.„ S. 40. „unterdessen, da ich den lebhaftesten — Vorstellungen nachhänge, hat man sich in meinem feuerrothen Zubereitungszimmer der Speisen, mit den — Anstalten zur „Abendmahlzeit beschäftigt.„ — Wir bitten unsre Leser um Vergebung, daß wir ihnen diesmal nichts anders auftragen, — sie müssen sich an den Verf. halten, der solche Speisen zugerichtet hat. Vielleicht finden wir noch etwas, das mehr nach ihrem Geschmack ist. Sollte es etwan folgendes seyn?: „S. 32. ich sollte die unnennbarste Angst schwitzen; „ich mit den Sündengreul durchwebtes Geschöpf, ich hätte „es verdient, auf die Folterbank eines verwundeten Ge-

„wissens ausgespannet, und durch ihre anziehende Kraft „zerrissen zu werden.„ S. 8. „wohlan, meine Seele, laß, „da sich der Tag geneigt hat, dein Abendopfer in jene ge„heiligte Höhen, zu den preiswürdigen Vater des Lichts — „emporsteigen, damit er dich mit dem vortreflichen Thau „seiner unendlichen Erbarmung befeuchte, dich mit den „Schatten seiner weisen Vorsorge bedecke — denke an die „heilige Ruhe, zu der du erhaben werden sollst ꝛc.„ Unsre Leser werden uns erlauben, nach der Last des Abschreibens, die diesmal ausserordentlich drückend war, nun auch an die Ruhe zu denken, — die ihnen, sollten wir glauben, nach solch einer Lektüre ebenfalls nöthig seyn wird.

W.

Predigten für Kinder von reifern Alter. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich, 1771. 8. 198 Seiten.

Eine glückliche Arbeit, die dem V. viel Ehre macht. Er hat sich ganz in die Denkungsart einer heranwachsenden Jugend von zwölf bis funfzehn Jahren zu setzen gewußt, und seine Lehren sind ihren Fähigkeiten, Kenntnissen und Erfahrungen genau angemessen. Er sagt ihnen lauter Wahrheiten, die sie unmittelbar angehen, und da alles, was er ihnen vorträgt, weniger aus dem Kopf als aus dem Herzen zu kommen scheint, so werden seine Anreden an die jungen Leute dadurch so rührend und einschmeichelnd, daß es auch für gesetzte Personen ein Vergnügen ist, sie zu lesen. Wenn der Rec. in seiner Jugend dergleichen zu lesen bekommen hätte, sie würden den ausnehmenden Eindruck auf ihn gemacht haben. Hier ist der Inhalt einer jeden Predigt. 1. Von dem Andenken an die Wohlthaten der Kindheit. 2. Von der frühzeitigen Frömmigkeit. 3. Von jugendlichen Beyspielen der Frömmigkeit. 4. Von den Vortheilen der jugendlichen Frömmigkeit. 5. Von der Klugheit bey dem Genuß der jugendlichen Ergötzungen. 6. Von den jugendlichen Trübsalen. 7. Erweckung zum Gebet. 8. Von der Nachahmung der kleinen Kinder. 9. Von der jugendlichen Arbeitsamkeit. 10. Vom jugendlichen Müßiggang. 11. Von der Kürze und Mühseligkeit des jugendlichen Lebens. 12. Von der Anwendung der Kürze und Mühseligkeit des jugendlichen Lebens. 13. Von dem Umgange mit den Bösen. 14. Von

dem Trost Vater und Mutterloser Waysen — Wir bitten alle Eltern, daß sie nicht allein ihre Kinder statt schaler, schlüpfriger Romane diese Predigten lesen lassen, sondern sie auch zu ihrer eigenen Belehrung in der nie auszulernenden schweren Kunst, die Jugend wohl zu erziehen, und vornemlich ihre Herzen gut zu bilden, selbst mit Aufmerksamkeit lesen mögen. Und den Menschenliebenden Kinderfreund, der sie geschrieben hat, ermuntern wir, das versprochene zweyte Bändchen, wozu ihm noch viel Stoff übrig ist, ja nachfolgen zu lassen.

F.

Hermann Christian Paulsens Betrachtungen über die Wahrheiten der christlichen Religion. Erstes und zweytes Buch. Von Gott und seinen Werken. Hamburg, in Verlag von Christian Herolds Wittwe. 1771. 864 S. in gr. 8.

Hiermit liefert der V. den Anfang seines versprochenen Werks für evangelische Christen, deren Beruf keine theologische Gelehrsamkeit ist. Das erste Buch nimmt die Lehre von Gott ein. In dessen erstem Hauptst. wird von den göttlichen Eigenschaften, in dem zweyten von der heiligen Dreyeinigkeit gehandelt. In dem zweyten Buche stellt Hr. P. seine Betrachtungen über die Werke Gottes an. Dessen erstes Hauptst. handelt von der Schöpfung, das zweyte von den Engeln, das dritte von der göttlichen Vorsehung. Wir beziehen uns hier völlig auf unser Urtheil von des V. Betracht. über die Grundwahrheiten der christl. Rel. XIII. B. 1 St. S. 242. Was wir da vermutheten, das ist geschehen. Hr. P. hat sichtbarlich den Plan des Werks zu groß angelegt, welches nun eigentlich kein christliches leicht durch zu lesendes Lehrbuch für jedermann, sondern die vollständigste lutherische Dogmatick werden wird, die das deutsche Reich je gesehen hat. Was nur je die Scholastiker in das theologische System von undenkbaren Spitzfindigkeiten aufgenommen haben, das hat der V. mit in sein Buch gebracht und aufs weitläufigste als göttliche, zur Seligkeit der Menschen gehörige Wahrheit zu vertheydigen gesucht. Die sie nicht dafür halten, werden als Feinde des Christenthums niedergedonnert. Es kann seyn, daß der starke Schall manchen in Schrecken setzen wird. Wer aber gut gewafnet, wer in Prüfung der Wahrheit stark, und

durch fleißige Forschung der h. Schrift erfahren ist, der möchte wohl fest auf seinen Füßen stehen bleiben. Argumente genug hat der V., womit er diesen und jenen Gegner bestreiten will. Aber die Zahl macht es nicht aus. Ein anderer würde die, denen der V. viel Stärke zutraut, weil sie zu schwach sind, zum Dienst unbrauchbar finden, und als Invaliden Gliederweise ausrangiren. Allein Hr. P. behilft sich damit. Die bessere Auswahl der Sachen, für welche, und der Gründe, mit welchen er kämpfet, wäre seinen Bemühungen gewiß sehr vortheilhaft gewesen. Es ist Schade, daß er sich so unbeschreiblich weit ausdehnt, das problematische der Theologie von der eigentlichen Lehre Jesu, wie sie alle Menschen intereßirt, nicht abzusondern weis, und daher für Leute, die sich am Ende doch nur an den simpelsten Lehren des Evangeliums halten, soviel unbrauchbares zusammenschreibt. Hat eine Lehre wenig Einfluß in die glückselige Gemüthsruhe und Besserung der Christen, so ist es die Lehre von den guten und bösen Engeln, von denen wir so wenig sichere Kenntniß haben, und der V. widmet doch seinen Betrachtungen darüber mehr als 200 Seiten. Sonst haben wir hin und her Gedanken gefunden, denen ihrer Stärke und Richtigkeit wegen alles Lob gebührt. Wenn man also gleich nicht sagen kann, daß Hr. P. auf die in unsern Zeiten so nöthige Läuterung der christlichen Lehre von falschen Zusätzen, wofern allerley Gattungen von Menschen im Glauben an dieselbe befestiget werden sollen, bedacht gewesen, so wird man ihm doch den Ruhm eines arbeitsamen Schriftstellers, der gutes zu stiften denkt, müssen wiederfahren lassen.

Meine Vorsätze. Folgen meiner Ueberzeugungen. Berlin, bey August Mylius, 1772. 8. 102 Seiten.

Der Nutzen, welcher dem Hr. Dr. Töllner von den Selbstgesprächen, die er i. J. 1769. unter dem Titel: Meine Ueberzeugungen drucken ließ, bekannt geworden, hat ihn bewogen einen ähnlichen Auszug der christlichen Sittenlehre zu entwerfen, und die Entschliessungen eines Christen zu deren gewissenhaften Ausübung in neun ähnlichen Selbstermunterungen zu verfassen. Sie sind auf die christliche Tugend überhaupt, auf die Tugenden des Christen gegen Gott, in Ansehung seiner selbst und gegen andere Menschen, auf die

Hülfsmittel der christlichen Tugend und die christliche Todesbereitung gerichtet, und von gleichem Werthe mit den Ueberzeugungen. (S. A. D. Bibl. XIV. I. 166.) Auf unsere damalige Erinnerung wegen der Vorstellung, daß Menschen durch gute Handlungen die Freude Gottes vergrößern, antwortet der V. „Ich sehe klar, daß die Freude Gottes „an der Welt größer oder kleiner seyn muß, nach der ungleichen Anzahl guter Handlungen in derselben. Aber wie das „mit die Unendlichkeit und Unabhängigkeit der höchsten Seligkeit Gottes zu vereinigen sey, das erfordert eine sehr tiefsinnige Untersuchung. Wem es Anstoß verursacht, der setze, „anstatt zur Freude Gottes handeln, zum Wohlgefallen Gottes handeln.„

Freymüthige Unterredungen über die Mängel des gewöhnlichen Religionsunterrichts und deren Verbesserung. Erste und zweyte Unterredung. Nördlingen, bey Karl Gottlob Beck, 1769. 1770. 152 Seiten in 8.

Der V. läßt drey Personen von ganz verschiedener Denkungsart über ein Sache sprechen, welche seit einiger Zeit viel Streit verursacht hat. Kein übler Einfall! Paläokrates ist ein hitziger Vertheydiger der alten Theologen und deren hergebrachten scholastischen Lehrart, und als ein solcher, natürlicher Weise ein erklärter Feind aller Neuerungen, welche itzt einige Gottesgelehrte anfangen, die er höchst ärgerlich und dem Christenthum gefährlich findet. Neophilus, sein Antipode, hält von den alten Theologen wenig, desto mehr aber von den neuern. Für Basedown, Semlern, Tellern, für die Verf. der A. D. Bibl., für den V. des Buchs vom falschen Religionseifer, besonders für den jüngern Bahrdt ist er so mit Leib und Seele eingenommen, daß er überall durch sie denkt und spricht. Sophronius sucht eine weise Mäßigung unter beyden zu treffen, und macht, wenn sie in ihren Meynungen zu weit auseinander sind, daß sie etwas näher zusammenrücken. Er schätzt die alten Theologen seit der Reformation, wie billig, nach ihrem Werth, läßt aber auch den neueren Gerechtigkeit wiederfahren. Er urtheilt, jener Lehrart sey für ihre Zeiten gut und brauchbar gewesen, die unsrigen aber erforderten eine Veränderung derselben. Weiter als auf die Lehrart in der Theologie und Religion, meynt er, dürfe

und müsse sich die Verbesserung aber nicht erstrecken. Ganz orthodox ist er zwar nicht, wiewol er sagt, daß er es wäre, hält aber doch Ernestis, Ditelmaiers, Schuberts Theologie unter den neuern wohl so für die beste — Es werden viel wahre und gute Anmerkungen in diesen Gesprächen gemacht, z. B. S. 130. und 131. über den polemischen Geist und den kirchlichen Eifer der Gottesgelehrten bald nach der Reformation, in Vergleichung mit dem mehr philosophischen und raisonnirendem Religionsgeiste unserer Zeiten, besonders vom Sophronius, dessen Reden uns darum am besten gefallen, weil das, was er spricht, am besten überlegt, und in einem anständigen ernsthaften Ton gesagt ist. Paläokrates und Neophilus, der eine ein grober Polterer und der andere ein oft brausender und launigt seyn wollender Witzling, haben vielfältig in ihren Reden etwas, das den Leser zurückstößt, auch dann, was sie was wahres sagen. Der V. hätte sie ebenfalls in ihrem Charakter so können sprechen lassen, daß sie gefallen hätten. Er durfte ihre Sprache, die gar zu roh geblieben ist, nur etwas verfeinern. Aber freylich würde ihm das etwas Mühe gemacht haben. Mehr Kürze, Leichtigkeit und Natur in den Dialogen denn noch dazu, so hätten diese Unterredungen, deren Inhalt ganz nützlich ist, sehr interessant werden können.

T.

Zum Andenken einer würdigen Frau, Frauen Christiana Magdal. Philipp. Semlerin, gebohrnen Döbnerin. Nebst einiger Nachricht seines eigenen Lebens und beygefügten Verzeichniß sämtlicher Schriften, von D. Johann Salomo Semler. Halle, gedruckt bey Joh. Christian Hendel, 1772. 195 Seiten in 8.

Hr. D. Semler wollte seiner verstorbenen Gemahlin ein Ehrengedächtniß aufrichten, welches sie wegen ihrer grossen Gemüthsgaben und Tugenden wie er sie uns beschreibt, auch gewiß verdiente, und damit zugleich seinen Kindern das Andenken einer so vortreflichen Mutter, der sie einmal nachahmen sollten, unvergeßlich machen. Zu dem Ende schrieb er diese Bogen, von denen er ausdrücklich erklärt, daß sie nicht für die gelehrte Welt aufgesetzt wären, sondern blos den reinsten, edelsten Empfindungen, welche in der kleinen häus-

lichen

lichen Gesellschaft von Rechtswegen zu Hause sind, gehören, und daher auch nicht aus dem vertraulichen Zirkel von Freunden herausgehoben oder als eine öffentliche Schrift beurtheilt werden sollten — dem sey, wie ihm wolle. Der gelehrte Mann darf sich ihrer nicht schämen. Sie zeugen von seinem zärtlichen, gefühlvollen, und dabey aufrichtig gottesfürchtigen Herzen, dessen natürliche Sprache er ohne alle Kunst so redend darinn ausgedruckt hat. Selbst Kleinigkeiten, wenn sie das häusliche Glück einer Familie betreffen; beyläufige Anekdoten aus dem Leben und den Schicksalen eines Mannes, wie Hr. S.; Handlungen und Gesinnungen desselben, wenn sie seinen ganzen individuellen Charakter zeichnen, wie deren einige hier in die Erzählungen eingemischt werden, können dem, der sich für würdige Personen intereßirt, gewiß nicht unangenehm seyn. Dem Rec. haben sie Vergnügen gemacht. Ihm ist die Lesung der ganzen Schrift den Komplimentirton, wenn von Respectspersonen gesprochen wird, ausgenommen, unterhaltend und der Schluß besonders rührend gewesen. Die den V. bey allen Gelegenheiten für einem Socinianer ausschreyen, möchten vielleicht vortheilhaftere Meynungen von ihm bekommen, wenn sie lesen, was er der Verstorbenen auf ihrem schmerzhaften Krankenlager einmal von der Person Christi gesagt hat, und da vielleicht niemand suchen wird — Am Ende sind auch die sämtlichen Trauergedichte abgedruckt. Das angehängte Verzeichniß aller Semlerischen Schriften macht, daß man die unermüdete Arbeitsamkeit des V. und seine Schnelligkeit im schreiben bewundern muß.

B.

Der heiligen Schrift zweyter Theil, welcher die übrigen canonischen Bücher des Alten Testaments, nebst den apocryphischen enthält, mit Anmerkungen herausgegeben von L. Johann Gottfried Körner, Diener des göttlichen Worts bey der evangelischen Gemeinde zu Leipzig. Leipzig, verlegts Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn, 1771. 4. 494 Seiten.

Hr. K. hat schon in der Vorr. z. I. Th. *) die Meynung geäussert, daß man in Luthers Uebersetzung nichts ändern, sondern „die vortrefliche Arbeit dieses auserwählten Rüstzeu„ges

*) A. d. Bibl. XV. B. I. St. S. 129.

„ees als eine theure Beylage unserer evangelischen Kirche „treulich bewahren müsse.„ Weil aber doch einige Fehler und Unrichtigkeiten derselben nicht zu leugnen sind, so macht Hr K. kurze Noten unter dem Text, welche, wo es ihm nöthig schien, Luthern berichtigen, einen historischen oder geographischen Umstand erläutern, manche Dunkelheit aufklären, auch bisweilen ein räzelhaftes Gleichniß und Sprüchwort der ältsten Zeiten auflösen sollen. Eine Menge dieser Anmerkungen sind höchst unbedeutend. Indessen soll es uns lieb seyn, wenn sie den ungelehrten Lesern des A. T. so viel zum rechten Verständniß dieser Bücher helfen werden, als der V. sich davon vorstellt. Folgende Noten mögen zur Probe hergesetzet seyn.

„Sprüche Sal. 30. 18 : 20. Agur macht eine Vergleichung zwischen einer Ehebrecherinn und vier Sachen, die ihm „zur Verwunderung waren. Man muß also bey Erklärung „seiner Worte, sowol auf das Wunderbare, als auf die Aehnlichkeit zwischen dem Gleichnisse und der verglichenen Sache „sehen.„

„Wunderbar ist es, daß der Adler, der mit schnellem „Fluge sich zum Himmel schwingt, doch das Aas einer Erde „zu seiner Nahrung hat. Ihm gleicht die Ehebrecherinn, „welche bey allem ihrem Stolze, wenn sie sich noch so brüstet, „doch mit den schlechtesten Leuten, die oft lebendige Aeßer sind, „sich gemein macht, und sie andern als eine Beute wegzuholen suchet.„

„Wunderbar ist es, wie die Schlange sich in Felsenklüften schmiegt, um ihre alte Haut abzulegen. Ihr gleicht „die listige Ebebrecherinn, welche die Gerechtigkeit zu hintergehen weiß, Schlupfwinkel und Ausflüchte genug hat, „und immer neue Gestalten annimmt u. s. w.„

„v. 31. Ein Wind, Windhund, oder besser ein wohl „gegürtetes und gerüstetes Pferd, welches muthig einhergeht. „Der alte Ziegenbock geht trotzig vor der Heerde her. Es „ist gewöhnlich, daß große Feldherrn mit Böcken verglichen „werden. Jes. 14, 19. 2c. In allen diesen Bildern trift man „was ähnliches an, von dem Aufzuge eines Königes.„

„v. 32, 33. Hast du thöricht gehandelt, so sey stille „und suche es nicht noch lange zu rechtfertigen — Wenn „du mit deiner Beleidigung oder unbesonnenen Rechthaberey „an einen gelinden liebreichen (sanftmüthigen Menschen, „würden wir sagen) geräthst, so wird er dich zwar mit liebreichen glatten Worten zu rechte weisen; aber wenn du an-

„ei

„einen Stolzen gerähst, der die Nase hoch trägt; da dürfte „es ohne Blut und Verletzung nicht abgehen, wenigstens wird, „wenn du mit einem Zornigen zu thun hast, Zank und Streit „entstehen, dem du entgehst, wenn du stille bist und dich „nicht rechtfertigest. Dies dünkt mir die Sittenlehre zu seyn, „die Agur hier vortragen will.„

„Pred. Sal. 3, 317. **Würgen**, tödtlich verwunden. „**Brechen**, abbrechen, einreißen. **Klagen**, trauren. **Herzen**, „sich freundschaftlich umarmen. **Zunehen**, das zerrissene „wieder zusammen nehen.„ — Solcher Anmerkungen bedarf es vollends gar nicht. Sollte nicht jedermann wissen, was würgen, brechen, klagen, herzen, zunehen wäre?

Philosophie wider die starken Geister. Das ist Betrachtungen über die menschliche Natur und über die natürliche Religion. Aus dem Italiänischen übersetzt, von F. Jordan Simon, aus dem Eremiten Orden des heiligen Augustinus. Erster Theil Betrachtungen über die menschliche Natur. Bamberg und Wirzburg, bey Tobias Göbhardt, 1771. 250 Seiten. Zweyter Theil. Betrachtungen über die natürliche Religion. 1771. 252 Seiten. Dritter Theil. Fortsetzung der Betrachtungen über die natürliche Religion. 1771. 250 Seiten in 8.

Wir haben freylich in Deutschland bessere Bücher über die natürliche Religion als dieses, einen **Reimarus** z. E. dessen philosophisches Auge in die Natur der Menschen und der Thiere noch ein gut Theil tiefer hinein sahe, als der Italiäner, den Hr. S. übersetzt hat. Wenn dieser fleißige Augustiner indessen Ursache gehabt, sich von einer solchen Uebersetzung unter seinen Glaubensverwandten Nutzen zu versprechen und manchem Religionsverächter, deren Geist oft herzlich schwach ist, dadurch zu gewinnen, so ist seine Bemühung immer zu loben, und wir wünschen ihm Glück dazu. Gegen den Vorwurf, daß seine Uebersetzung an manchen Stellen undeutsch sey, hat er sich schon in der Vorrede verwahrt. „Die „Sprachen, sagt er, sind nur Zeichen der inneren Gedanken; „ob die Zeichen von Gold, von Silber, von Elfenbein, oder „von Eisen oder Bley oder Stein oder Holz seyn (sind) „ist eines, wenn man nur weis, was sie anzeigen.„

Lamindi Pritanii oder des gelehrten Herrn *Ludovici Antonii Muratorii* Abhandlung von der Mäßigung der Denkungsart in Absicht auf Religionssachen, worinn sowol die einem Christen zustehende Rechte, als auch derselben Einschränkungen in der Untersuchung und dem Vortrage der Wahrheit gezeiget und der heilige Augustinus wider den vielfältigen Tadel des Johann Pherepons gerettet wird. Aus dem lateinischen ins deutsche übersetzt. Erster Theil. Cum approbatione. Frankfurth und Leipzig, verlegts Johann Paul Krauß, Buchhändler. 1770. 866 Seiten. Zweyter Theil. 1770. 532 Seiten in 8.

Das Buch ist gerade sechzig Jahr alt, und der V. schrieb als ein ächtes Glied der römischen Kirche. Daher sind die Rechte der Vernunft, über die Religion zu denken und ihre Lehrsätze in Untersuchung zu ziehen, bey ihm noch in sehr enge Grenzen eingeschränkt, und wo diese Einschränkungen bleiben, da ist es unmöglich in der Philosophie und Theologie freyeres Feld zu gewinnen. Weil gegenwärtig in der katholischen Kirche hie und da gelehrte Männer aufstehen und in Religionssachen freyer als ihre Vorfahren zu urtheilen anfangen: so will man vielleicht durch Uebersetzung solcher Schriften, wie diese ist, den daraus zu besorgenden Folgen vorbauen. Aber die gesunde Vernunft wird doch einmal ihre lange genug gekränkten Rechte auch in der römischen Kirche wieder behaupten, und dann wird der heilige Augustinus nicht mehr so männiglich als vom M. vertheydiget werden.

Ez.

Friedrich Eusebius Scherzers Abhandlung von den Glaubenslehren, ohne welche eine aufrichtige Rechtschaffenheit nicht seyn kann. Coburg, bey Rudolph August Wilhelm Ahl, 1771. 8. 112 S.

Bey Recensirung des Tractats: Vom falschen Religionseifer in unserer Bibl. VII. B. II. St. S. 129. ist unter andern gesagt worden: „es wäre zu wünschen, daß man „einmal fest setzte, ohne welche Glaubenslehren weiter keine

„aufs

„aufrichtige Rechtschaffenheit seyn könne, und da dünkt uns,
„die Sache von allen Seiten und im ganzen Ernst überlegt,
„die Lehren von Gott, seiner alles umschließenden Fürsorge,
„und der Hofnung eines künftigen Lebens müßten das Ganze
„ausmachen.„ Hr. Sch. hat dieses sehr unbestimmt, zweydeutig und unzulänglich gefunden, und ist dadurch zu seiner Abhandlung veranlaßt worden. Er setzt erst, mit einer Weitschweifigkeit, die dem Leser unangenehm wird, fest, was er, nach seinem Begrif, unter der Rechtschaffenheit eines Christen verstehe (denn von der Rechtschaffenheit eines Heiden, Juden oder Naturalisten ist hier gar nicht die Rede) und suchet alsdenn zu beweisen, wer ein rechtschaffener Christ seyn wolle, der müsse glauben 1. daß die H. Schrift göttlichen Ursprungs sey, 2. daß ein Gott sey, das unendlich vollkommne Wesen und also der höchste. 3. Daß nur ein einiger Gott sey. 4. Daß der wahre Gott sey Vater, Sohn und h. Geist, und also drey in der einigen Gottheit seyn. 5. Daß Gott der Sohn Mensch geworden sey. 6. Daß Gott die ganze Welt geschaffen habe. 7. Daß Gott die Welt regiere und für alle Geschöpfe sorge. 8. Daß die Seele des Menschen unsterblich sey. 9. Daß der Mensch ein Sünder sey, und durch die Sünde ein großes Verderben der Menschen entstanden. 10. Daß Gott allen Sündern wolle Gnade wiederfahren lassen. 11. Daß der Sohn Gottes, Jesus Christus für die Sünder gestorben, und sie von den Sünden und Strafen derselben erlöst habe. 12. Daß der Mensch in die von Gott vorgeschriebene Ordnung treten müsse, wenn er an der Erlösung Jesu Theil haben will. 13. Daß Gott den Menschen die Sakramente zu Mitteln der Seligkeit verordnet habe. 14. Daß man im heil. Abendmahl Jesu Leib und Blut geniesse. 15. Daß eine Auferstehung der Todten sey. 16. Daß nach diesem Leben ein anderes bevorstehe, welches den Gläubigen höchst selig, den Ungläubigen aber höchst unselig seyn werde. — Hätte der V. überlegt, daß das mehreste hiervon ja offenbar unter jenen angegebenen drey Hauptlehren schon mit begriffen sey, wie er denn selbst mit großen Umschweifen darthut, daß die Veranstaltung Gottes durch das Erlösungswerk Jesu Christi mit unter die Lehre von seiner Fürsorge für die Menschen gehöre — auch bemerkt, was von den wesentlichen Lehren des Christenthums in der Bibl. XIII. B. 2. St. S. 329. 330. und XV. B. 1. St. S. 73. gesagt worden: so hätte er vielleicht seine Mühe, diese Bogen zu schreiben, sparen können. Indessen ist der V. so billig, daß er nicht alles und jedes, was in der

Dogmatick über jene Punkte gelehrt wird, dem Christen als nothwendige Glaubensarticfel aufdringt, ohne deren Annehmung keine aufrichtige Rechtschaffenheit statt fände, sondern hält selbst dafür, daß darunter für manchen wohl vieles abgehen könne. Aus diesem Grunde läßt er auch einen gelehrten Kritikus, der eine oder die andere Schriftstelle nach seiner Ueberzeugung, obgleich vielleicht im Irrthum, für unächt hält, doch caeteris paribus für einen rechtschaffenen Mann paßiren. Er setzt auch allemal voraus, daß es nach den Umständen und Fähigkeiten eines Menschen möglich gewesen sey, von den angeführten Lehren überzeugt zu werden. So sagt er z. B. S. 102. nur: „Da es, wie ich aus anderweitigen „Beweisen voraussetze, mit dem wirklichen Gebrauch des Leibes und Blutes Christi im h. Abendmahl seine Richtigkeit „hat: so kann ohne die Erkenntniß dieser Lehre keine aufrichtige Rechtschaffenheit bey denen seyn, welche durch gewissenhafte Anwendung ihrer Fähigkeiten, Gaben, Gelegenheiten, „Umstände zu dieser Erkenntniß hätten gelangen können.„ Was will man mehr? Ein reformirter Christ also, der z. E. niemals ausserhalb Genf gekommen wäre oder nicht wüßte, daß eine lutherische Kirche und lutherische Bücher in der Welt wären, kann immer ein rechtschaffener Mann seyn. Aber noch eines oder das andere von den 16 Artickeln nachzulassen, das hat nicht in des V. Macht gestanden. Der fromme Christ nun, der zwar mit ehrlichem Herzen nach der Bibel an den Vater, Sohn und heiligen Geist, aber nicht an drey Substanzen in einer Gottheit glaubt, wovon die Bibel auch nichts weis — der gottesfürchtige Lutheraner, der Christi Worte bey der Abendmahlseinsetzung im uneigentlichem, figürlichem Verstande nimmt, der mag sich nur nicht mehr für rechtschaffen vor Gott und Menschen halten, denn ein Mann, der Scherzer heißt, hat bewiesen, daß er es nicht ist.

Mathäus Henry praktische Erklärung der Weissagung Jesaiä. Aus dem Englischen in einen freyen Auszug gebracht und mit praktischen Anmerkungen versehen, nebst einer Vorrede von D. Friedrich Eberhard Rambach, O.C.R. und Inspector der evangel. Kirchen und Schulen in Schlesien. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung, 1771. 894 Seiten in 8.

Wir

Wir haben schon bey andern Gelegenheiten über Henrys Manier, die h. Schrift zu erklären und Rambachs Manier zu übersetzen unsre Meynung gesagt. Also begnügen wir uns hier blos anzuzeigen, daß dieses Buch zu jedermanns beliebigen Gebrauch nun auch in deutscher Sprache vorhanden sey. In der Vorrede werden diejenigen Gründe im Auszuge mitgetheilt, aus welchen Henry, in seiner allgemeinen Vorrede zu den prophetischen Schriften dieses Werks, gegen die Juden zu beweisen gesucht hat, daß Jesus der wahre Meßias sey, von welchem in den Propheten geweißaget worden. An diesem Beweise gefällt uns nur ein Hauptumstand nicht, weil er dadurch von seiner Bündigkeit viel verliert, nemlich, daß zur richtigen Auslegung der Weissagungen vom Meßias in den Propheten, so viel auf den Unterschied des dreyfachen Amtes Christi, des prophetischen, hohenpriesterlichen und königlichen gebauet, und angenommen wird, daß dessen Abbildungen zu dem ganzen Entwurf von dem Werke der Erlösung gehören; da doch bekannt ist, daß alles, was von christlichen Gottesgelehrten in der Dogmatick über das dreyfache Amt des Erlösers gelehrt wird, sich auf bloße ihm beygelegte Namen und Vergleichungen des neuen Testaments gründe, welche man schwerlich zum Fundament annehmen kann, um den wahren Sinn eines prophetischen Buchs im alten Testament daraus zu bestimmen, man müßte denn ein υςερον πρόλερον machen wollen.

Christlich wohlgemeintes Prüfungsschreiben, (seit der letzten Frankfurter Michaelis-Messe) über das Christenthum der gegenwärtigen Tage, zum heilsamen Gebrauch derer, die sich in der Macht Gottes zur Seligkeit wollen bewahren lassen. Im Jahr nach unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi Geburt, 1770. 175 Seiten in 8.

Elenderes, andächtig seyn sollendes Geschwätz, läßt sich doch kaum zusammenschmieren. Und das soll Erbauung stiften? Von dem Gebrauch solcher Blätter in den Morgenstunden, wozu man sich die göttliche Gnade erbitten soll, erwartet ihr V., wie sie auch taxiret werden mögen, Segen? Nun ein Mann, der so schwachmüthig ist, verdient unser christlich wohlgemeintes Mitleiden.

Kleine Schriften von dem Verfasser der Lehre vom Gewissen. Erste Sammlung. Leipzig, bey Johann Friedrich Junius, 1769. 268 Seiten in gr. 8.

Wer ist mein Nächster? Beyträge zur Theodicee, erstes Stück. Simon von Cyrene. Darüber ließ sich was schreiben und der V. schrieb. Zur Uebung war es auch recht gut, denn es ließ sich dabey manches wiederholen, was er in der Philosophie, Theologie und Moral mit rühmlichen Fleiß zu lernen gesucht hatte. Aber diese Aufsätze, so fix und fertig, wie sie waren, nun auch drucken zu lassen, dazu hat ihn vermuthlich das schmeichelhafte Lob, das der V. seiner ersten Schrift wegen, hie und da erhalten hat, verführt; denn höchst mittelmäßig sind sie nur. Dergleichen Abhandlungen einige Jahre weglegen, und sie dann etwa einmal wieder ansehn und ihren Gehalt prüfen, ist eine gar schöne Sache, die man besonders jungen Gelehrten nicht genug empfehlen kann. Ein weiser Vater behält seine Kinder so lange zu Hause und bildet sie nach Möglichkeit aus, bis er sicher ist, daß er sie mit Ehren in der großen Welt vorführen werde. Unsere Autoren sollten es mit ihren kleinen Schriften nur auch so machen.

Die reformirte keine fremde Religion, eine Schutzschrift, besonders für die Lehre des heil. Abendmahls. Frankfurt und Leipzig, bey Johann George Eßlinger, 1769. 204 Seiten in 8.

Wir wissen nicht eigentlich, was der ungenannte V. für besondere Veranlassungen zu dieser Schrift mag gehabt haben, weil sie nicht angegeben sind. Giebt es noch zu unsern Zeiten in der lutherischen Kirche Leute, welche die Reformirten für keine Glaubensbrüder halten, sondern meynen, daß sie eine ganz andere Religion als sie hätten, und grundstürzende Irthümer lehrten; so verdienen die warlich nicht, daß man um ihrentwillen eine Feder ansetze, geschweige zu ihrer Belehrung die Presse beschwere. Am allerwenigsten bedarf die reformirte Confeßion eine so seltsame, in ganz barbarischem Deutsch abgefaßte Schutzschrift, als diese ist. Sie enthält nichts als einige tausend, Gott weis wie, zusammengebrachte Citaten aus allen möglichen älteren und neueren theologischen philosophischen und historischen Büchern. Was Freunde und Feinde, Weise und Narren, friedliebende Theologen und

Zänker, von allen drey christlichen Hauptpartheyen, von je an über die unter ihnen streitige Lehrsätze, besonders das heil. Abendmahl und dahin gehörige Dogmata, beyläufig in ihren Schriften mit ein paar Worten gesagt haben, das hat der V. ohne Wahl und Ordnung in seiner dunkeln Apologie zusammen zu stoppeln, sich die undankbare Mühe gegeben. Wer soll so ein Mischmasch lesen? Und wem soll der Unrath nutzen?

Le ſage dans la ſolitude, ou meditations religieuſes ſur divers ſujets, ouvrage traduit de l'allemand. Nouvelle edition, augmentée de la traduction d'une Ode de Mr. de Haller et de la devotion de la campagne. A Lauſanne, chez Francois Graſſet et Comp. MDCCLXX. 168 Seiten in 8.

Die deutsche Urschrift ist hinlänglich bekannt. Da die Morgengedanken des Hrn. v. Haller sich gut dazu schicken, so hat der Uebersetzer sie hinzufügen wollen. Ob die devotion de la campagne den Uebersetzer oder sonst jemand den zum V. hat, wissen wir nicht.

Richard Pearsals, gewesenen Predigers zu Taunton in der Grafschaft Sommertset, philosophische und erbauliche Betrachtungen über einige Gegenstände der Natur und der Zukunft, in einer Reihe von Briefen. Aus dem Englischen übersetzt von Christian David Jani, Conrector des Gymnasiums zu Halle. Flensburg und Leipzig, in der Kortenschen Buchhandlung, 1772. in 8.

Betrachtungen über sehr heterogene Dinge, über das Weltmeer, die Ernte, das Krankenbette, das jüngste Gericht, die Schmetterlinge, den vollen Mond und ein Spaziergang ins Holz, die ganz Herveysche Theologie, in Herveyschen allegorischen Bildern gedacht und in hochfliegender poetischer Prose geschrieben sind. Es kommen freylich auf allen Seiten erbauliche Gedanken vor, aber wie es denn so zu gehen pflegt, wenn man über alles was erbauliches, und das noch dazu, schön und prächtig sagen will; man fällt ins unnatürliche ge-

gezwungene und schwülstige. Man spricht z. B. vom Monde; vom Mondschein auf der Erde, und vom Erdschein im Monde; dabey liesse sich wohl den Menschen eine Ermunterung geben, nicht wie gewisse Thiere die Einsamkeit zu suchen, sondern gesellig zu seyn. Ja! aber wie brachte man das in Zusammenhang? Recht gut, auf folgende Art, wie P. S. 353. Der Mond scheint ja der Erde und die Erde dem Monde; Also: „Soll ich nicht hieraus gegenseitige Liebe und Freundschaft „lernen? O möchte ich sie doch auch jedermann lehren können. „Die Eule mag immerhin die Gesellschaft der Vögel scheuen; „die Geier und Harpyien mögen immer nur für sich selbst „leben, und dazu geschaffen zu seyn scheinen, Feindseligkeiten „gegen die übrigen gefiederten Nationen auszuüben; die ein„samen Ungeheuer von Afrika mögen immerhin die Gesell„schaft fliehen, oder sich unter einander ihre Liebe brummen, „und ihre Umarmungen murren; indem ihre zottigten trotzi„gen Gesichter, und ihre fürchterlichen Klauen nicht zur Zärt„lichkeit gemacht sind, — wir, die wir zur Gesellschaft geschaf„fen sind, und uns dabey am besten befinden, wir wollen „den Tauben nachahmen, oder gleich den friedsamen Schafen, „uns in eine harmonische Gesellschaft zusammenhalten, und „unsern Nächsten als uns selbst lieben u. s. w.„ Da haben wir ja Bewegungsgründe, Aufmunterungen zur Geselligkeit und christlichen Menschenliebe aus dem Monde hergeholt. Und bey der Gelegenheit ließ sich auch ein afrikanisches wildes Thier nach der Natur abmahlen. Ist das nicht erbaulich? — Der Uebersetzer hat es so gefunden, und nicht bloß erbaulich, sondern auch schön, vorzüglich in Ansehung der Gedanken und des Ausdrucks. Daher will er den P. gerne „in das „Kabinet unserer fühlenden Leser und Leserinnen einführen, „welche Hervey auf die angenehmste Art unterhalten hat und „noch unterhält.„ Wir wünschen ihm Glück dazu, wenn er seine Absicht erreicht, aber befördern will der Rec. sie wenigstens nicht helfen. Hervey wurde freylich vor zwanzig Jahren von vielen Leuten gelesen. Seine Schreibart gefiel, und einige junge Geistliche wurden damals und nachher so in ihn verliebt, daß sie anfiengen in seinem und dem Youngschen Geschmack auch für ihre Landesleute Erbauungsbücher zu schreiben und Predigten zu verfertigen. Nach gerade ist man etwas davon zurück gekommen, und ich glaube, es steht fast nicht zu besorgen, daß Pearsal noch itzt bey Deutschen, die zur Erbauung lesen, den Beyfall und die Nachahmer finden werde, die er vielleicht vor zwanzig Jahren gefunden hätte. Sollte

das geschehen, so würden wir die Uebersetzung für mehr schädlich als nützlich halten, und aus dieser Ursache erstreckt sich des Rec. Gefälligkeit nicht so weit, daß er sie loben könnte. Solche Bücher könnten wir den Engeländern immer lassen; sie verderben offenbar den guten Geschmack. Ein Briefstyl, wie ihn P. hat, wenn wir auch vom übrigem abstrahiren! Kann etwas seltsamer seyn? Aber was finge mancher, der seinen Namen gerne gedruckt sehen will, an, wenn es nicht aus dem engländischen was zu übersetzen gäbe?

Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden auf jeden Tag des Jahres von M. Christoph Christian Sturm, Prediger an der h. Geistkirche in Magdeburg. Erster und zweyter Theil. Zweyte verbesserte Auflage. Mit churfürstl. sächsischer Freyheit. Halle, verlegts Johann Gottlieb Trampe. 1771. 750 Seiten in 8.

Unterhaltung der Andacht über die Leidensgeschichte Jesu von M. Christoph Christian Sturm rc. Halle, bey Johann Gottlieb Trampe, 1771. 329 Seiten in 8.

Das erste unter diesen beyden Andachtsbüchern, das sich schon in vieler Händen befindet, ist in dieser neuen Auflage um derer willen, welche die erste besitzen, nur an wenigen Stellen geändert und verbessert worden. — Das zweyte enthält 1. Vorläufige Betrachtungen über die Leidensgeschichte Jesu, deren Nothwendigkeit und Nutzen, die Gemüthsfassung dabey, und den Endzweck der Leiden Jesu betreffend. 2. XXXXV. Paßionsbetrachtungen von Jesu Hingange zum Oelberge, bis zu seinem Begräbniß. 3. Eine erklärende Umschreibung der Leidensgeschichte nach den Evangelisten. Bey den Paßionsbetrachtungen, deren jede sich mit einem dazu schicklichen alten oder neuen, zum Theil von dem V. selbst verfertigten Liede schließt, hat Hr. St. den Lesern behülflich seyn wollen, die Erzählung der letzten Leiden Jesu auf ihr Herz anzuwenden, und die darinn enthaltenen Lehren, Warnungen und Trostgründe daraus für sich herzuleiten. Das ist ihm denn auch ganz gut geglückt, und wer wird es nicht billigen, daß er die natürliche und einfalts-

volle Sprache des Herzens dazu gewählt hat, die allein rührt und einnimmt. Gewisse Ausdrücke und Redensarten, die nun einem jeden einmal geläufig sind, wenn vom Leiden und der Versöhnung Christi die Rede ist, z. B. der Zorn Gottes gegen die Sünder hat sich in dem Leiden Christi offenbart; Gott hat die Sünde an seinem Sohn gestraft; Jesus hat durch seinen Tod die Gerechtigkeit Gottes befriediget, den Zorn Gottes gestillt, — sind dem V. ebenfalls eigen, und müssen aus der Hypothese erklärt werden, daß Jesus bey seinen Leiden als der Bürge und Vertreter an der Sünder Stelle gestanden habe. Wenn man aber diese Redensarten auf deutliche Vorstellungen zurückbringen will, so stößt man an, und findet, was der V. von gewissen andern Folgerungen aus der Leidensgeschichte Jesu sagt, daß sie nemlich dem Herzen, aber nicht dem Verstande Genüge thun. Wer sollte wohl in Paßionsbetrachtungen nicht oft auf den Trost der göttlichen Begnadigung kommen müssen, der dem reuigen Sünder durch Christi Lehre und Tod so fest versichert ist. Aber wenn darauf bestanden wird, Gott hat in Jesu den Sünder, an dessen Stelle er getreten, abgestraft, so frage ich: Wo denn das in der Bibel eigentlich stehe? Müssen die Worte Jesu: des Menschensohn gebe sein Leben zur Erlösung für viele; müssen die Ausdrücke der Apostel: Christus habe für die Menschen gelitten, der Gerechte sey für die Ungerechten gestorben, nothwendig so viel heißen, als er habe an ihrer Stelle sein Leben gelassen, an ihrer Stelle gelitten, an ihrer Stelle gestorben? Oder heißt es soviel, als: ihnen zu gut, zu ihrem Besten, zu ihrer Befreyung von mannigfaltigem moralischen Elende. Sein Leiden und sein Tod sey ein Glück für die Welt gewesen, und habe ihr die seligsten Vortheile in Ansehung ihrer moralischen Glückseligkeit verschaft? Wenn Paulus 2 Cor. 5, 19. sagt, Gott habe durch Christum die Welt mit ihm selber versöhnt: so kann ja das nichts anders heißen, als er habe sie sich wieder zugethan und ergeben gemacht. So erklärt ja der Apostel solches ausdrücklich von der nicht zu besorgenden Zurechnung der Sünde, deren wir durch Christum gewiß geworden, und dessen Evangelium dem umkehrenden Sünder völlige Gnade prediget. θεὸς θέμενος ἐν ἡμῖν τὸν λόγον τῆς καταλλαγῆς. — Die Vorstellung von einem den heiligen Jesum getroffenen Zorn Gottes, von einer durch sein Leiden geschehenen eigentlichen Befriedigung oder Genugthuung der verletzten göttlichen Gerechtigkeit, passet ja gar nicht auf Gott, und aus den Redensarten der Schrift folgt sie auch nicht nothwendig.

Aber,

Aber wie gesagt, alle Leser, für die Hr. St. geschrieben hat, denken mit ihm in der oben angeführten Idee von dem leidenden Jesu, als Vertreter, und also hindern jene Ausdrücke ihre Erbauung nicht, sondern befördern sie vielmehr. Denn vor der Hand wird an Christum den gekreuzigten glauben, und Christum den gekreuzigten predigen, noch lange soviel heißen, als an das Versöhnende in dem Leiden Jesu, so dunkel die Vorstellung davon immer seyn mag, glauben, und das Versöhnende in seinem Tode einschärfen. Wer indessen in dieser Idee auch nicht davon denkt, der wird, wenn er sonst ein Christ ist, nicht nur allemal in den Betrachtungen der Leiden Jesu, tröstendes, warnendes und aufmunterndes genug für sein Herz und Gewissen finden, sondern auch seinem Erlöser mit demselben ehrerbietigem und dankbarem Gemüthe verbunden seyn, als es irgend ein Bekenner des Evangeliums jemals seyn kann. Eins oder das andere ändert nichts in seiner Beruhigung, Heiligung und Hofnung.

Die angehängte Umschreibung der Leidensgeschichte, die, solche Stellen, welche einige Erläuterung und genauere Bestimmung aus dem Context brauchen, ausgenommen, mehrentheils eine wörtliche Uebersetzung der Evangelisten ist, steht um gemeiner Leser willen da, und hat uns ganz wohl gefallen. Hr. St. hat sie in viele kleine Abschnitte getheilt, und zu jedem mehr oder weniger praktische Anmerkungen hinzugefügt, oder vielmehr kurze aus dem Inhalt gezogene Porismata, die auch recht gut sind. — Daß er S. 247. die Worte Jesu bey der Abendmahlseinsetzung, das ist mein Leib! übersetzt hat: „denn das, was ihr geniesset, ist mein „Leib selbst, der für euch getödtet wird„ befremdet uns. Er hätte lieber, wie Luther, nur wörtlich übersetzen sollen: Nehmet, esset, das ist mein Leib! Der Sinn der Worte ist sehr leicht. — In der dritten Anmerk. dazu heißt es: „Ich „kann mir nicht vorstellen, daß das h. Abendmahl bloß eine „Ceremonie seyn sollte. Da es die Stiftung des sterbenden „Jesu ist, der durch seinen Tod eigentlich den Gottesdienst „im Geist und in der Wahrheit bestätigte, so muß er erhabenere „Absichten gehabt haben.„ Wenn die Meynung vom Abendmahl, die Hr. St. dabey gewiß im Sinne gehabt hat, auch ungegründet ist, so folgt noch nicht, daß es deswegen eine bloße unbedeutende Ceremonie wird. Der Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit kann und soll sehr gut durch diesen äusserlichen heiligen Gebrauch befördert werden. Die Absicht des Heilandes dabey war erhaben genug und seiner voll-

kommen würdig. Die Schuld liegt an seinen Bekennern, wenn sie nicht erreicht wird.

Die Religion eines evangelischen Christen, entworfen von L. C. Schmahling, Prediger zu Trebra und Grazungen. Leipzig, bey Christian Gottlob Hilschern, 1772. 317 Seiten in 8.

Nicht alles, was in diesem Buche steht, gehört zur Religion eines jedweden Christen. Es sind auch viel Sätze aus der Theologie mit eingemischt worden, über welche jemand anders als der V. denken, und doch ein sehr frommer Christ seyn kann. Ohne uns mit deren namentlichen Anzeige, oder mit abermaligen Erinnerungen, theils gegen manche dogmatische Unrichtigkeiten in den Begriffen und Erklärungen des V., theils gegen schwache Beweisgründe und unbiblische Vorstellungen, aufzuhalten, gestehen wir gern dieser Schrift für eine gewisse Klasse von Lesern ihren guten Nutzen zu, glauben auch, daß ein Catechet, der sich selbst nicht zu helfen weis, sich einen Auszug daraus machen, und den bey dem Unterricht der Jugend ganz wohl brauchen könne. Indessen könnte manches anders und besser seyn. Aber Hr. Schmahling fängt an, viel zu schreiben. Bey vielem schreiben pflegt nicht alles mit solcher Genauigkeit ausgearbeitet zu werden, als es billig geschehen sollte, wenn es zum Druck bestimmt ist. Ein Schriftsteller thut immer wohl, wenn er sich Zeit zu seinen Sachen nimmt, und nicht jede Messe mit einem neuen Buche da ist.

T.

Biblische Lieder, übersetzt von F. X. Riedel, v. d. G. J. Wien, gedruckt und verlegt von Joseph Kurzböck, k. k. illir. und orient. Hof- wie auch N. Oe. Landsch. und Univ. Buchdrucker, 1771. 181 Seiten in 8.

Es sind die Sieges- und Loblieder des Moses, das Siegeslied der Debora, das Loblied der Hanna, das Klaglied Davids, das hohe Lied Salomons, einige Loblieder aus dem Esaias, das Lied des Tobias, die Lieder der Judith, das Lied des Propheten Habakuk, die Klaglieder des Jeremias, das Lied der drey Männer im feurigen Ofen, die Lieder der Maria, des Zacharias und Simeons —. Einige sind in gereim-

te,

te, andere in reimfreye Verse übersetzt. Was auch daran noch häufig zu bessern wäre, und in manchen Stellen nach dem Original noch stärker hätte ausgedrückt werden können, so hat doch Hr. R. einigen Oden, besonders dem Gesange der Debora, im Ganzen allen poetischen Schwung gegeben; und die Uebersetzung zeuget immer von seinem guten Geschmack. Das Gebeth S. 159. scheint ein eigenes Gedicht des Uebersetzers zu seyn, welches gegen die biblischen Lieder sehr abfällt. Damit unsere Leser selbst urtheilen, wollen wir eines von diesen ganz einrücken.

„Loblied Marien.

„Meine Seele frohlocket und preiset den Höchsten:
„In meinem Heiland, meinem Gott
„Jauchzet entzückend mein Geist.

„Gütig sah er auf mich, auf seine Dienstmagd herunter,
„Und sehet! selig preisen mich
„Alle Geschlechter darum.

„Denn mich hatte der Starke mit herrlichen Gnaden erhoben,
„Sehr hoch erhoben. Heilig sey,
„Heilig sein Namen und Ruhm!

„Heilig die Güte, die er von einem Geschlecht zum andern
„Den Frommen, die in Wahrheit ihn
„Ehren und fürchten, erzeigt!

„Er hat im mächtigen Arme Gewalt und Wunder gezeiget:
„Die, derer Herz vom Stolze schwoll,
„Hat er, wie Spreuer, zerstreut.

„Er hat vom Stuhle der Ehre den mächtigen Sünder gestürzet:
„Den Schwachen, der im Staube kroch,
„Hat er unendlich erhöht.

„Er hat den hungrigen Armen mit glänzenden Schätzen erfüllet:
„Und hat in Dürftigkeit versenkt,
„Den, der auf Schätze gepocht.

„Denn er siehet auf uns in diesen Tagen der Gnade:
„Er siehet auf sein erwähltes Volk
„Israel gütig herab.

„Ewig

„Ewig liebet er uns, gleichwie er es unseren Vätern,
„So Abraham, als Abrahams
„Ewigen Saamen verhieß.

Friedrich Albrecht Meisters Kandidaten-Briefe. Dritter Theil. Oehringen, verlegts Johann Christoph Meßerer, 1771. 207 Seiten in 8.

Noch eine kleine Nachlese zu den vorhergehenden Theilen, die wir im Anhange zum I-XII. B. S. 395. angezeigt haben, in sieben Briefen. In zweyen darunter theilt der V. seinem Correspondenten die Gedanken mit, wozu er durch die Beurtheilung seiner Briefe in den Frankfurtischen und Göttingischen gelehrten Zeitungen veranlaßt worden.

Ez.

Heilige Reden über wichtige Wahrheiten des Christenthums von J. F. Häseler, Prediger an der St. Johanniskirche in Wolfenbüttel. Braunschweig, verlegts sel. Ludolph Schröters Erben, 1771. 218 Seiten in gr. 8. Zweyter Theil. Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstädt, im Verlag der Gebrüder Meisner, 1772. 242 Seiten in gr. 8.

Ein jeder Theil enthält sieben Reden von gemeinnützigem Inhalte. Hr. H. ist nicht ohne gute Kanzelgaben, man sieht auch, daß er Fleiß auf seine Vorträge wendet, aber er liebt noch die feine neologische Rhetorick, befleißiget sich zu sichtlich auf den schönen mahlerischen Ausdruck und könnte mit seinen Schilderungen, Anspielungen auf biblische Geschichten, künstlichen Bildern und Figuren der Rede ein wenig sparsamer seyn. Gleich in der ersten Predigt von dem Siege des Christen über die Schrecken des Todes, finden sich dergleichen häufig, z. B. S. 14. „Dort stirbt ein zärtlicher Vater, ein geliebter Ehegatte, ein aufrichtiger Freund. Sein Leben verfloß sanft und ohne Bekümmerniß, wie ein stiller Bach durch „eine blühende Wiese, ohne daß Sturm und Fluth ihn trübe „macht, sanft fortschleicht — S. 12. Das Gemählde eines sterbenden — Oder Vorstellungen wie diese: „Das Verdienst „Jesu soll die Flammen des göttlichen Zorns auslöschen —

„Blut

„Blut des Erlösers, du bist für alle Sünden geflossen! hei„liger Geist, bekleide mich mit diesem Purpur! (Ists nicht „Galimathias?) — Ich sehe schon, sagt der sterbende, die „heiligen Engel, ich sehe schon den Wagen des Elias — „Der Seele des sterbenden Christen erscheint das Bild des „Heilandes, der ihm tröstlich die Hände reicht — Wenn du „durch den Jordan des Todes gehest — Suchet Schutz un„ter dem Kreuze des Erlösers „ — Der Prediger bildet sich bisweilen ein, daß es recht emphatisch gesprochen sey, wenn er wie Hr. H. S. 17. sagt: „Es ist dem Menschen einmal ge„setzt, zu sterben, hernach kömmt das Gericht. Zittere, Sün„der, bey dieser erschrecklichen Wahrheit!„ Man hat aber anmerken wollen, daß die Zuhörer am wenigsten zittern, wenn man ihnen sagt, daß sie zittern sollen. — Bey dem allen gehören des V. Predigten nicht zu den schlechtesten.

F.

Unterhaltungen für gefangene Missethäter. Zweyte, mit Zusätzen vermehrte Auflage. Zürich, bey Orell, Geßner, Füeßlin und Compagnie, 1772. 420 Seiten in gr. 8.

Es bleibt bey dem Urtheil, das bereits von der ersten Ausgabe XV. B. I. St. S. 146. gefället worden, sowol in Ansehung des Buches selbst, als des Anhangs, welcher sechs Lebensgeschichte ehemals gefangener Missethäter enthält, und von Hrn. J. R. Cramer, D. G. W. und Act. der Ascetischen Gesellschaft in Zürch, aus sorgfältigen und genauen Beobachtungen, wie es heißt, zusammengetragen ist.

Warum mangelt es bey dem täglichen Wachsthume der Wissenschaften gleichwol noch sehr an guten Predigern? Quibusdam somnia. Leipzig, bey Christian Gottlieb Hilscher, 1771. 134 S. in 8.

Nachdem der V. in dem ersten Theil seiner Abhandlung sich über die theils natürlichem, theils durch eigenen Fleiß erworbenen äusserlichen und innerlichen Gaben, Eigenschaften und Geschicklichkeiten, welche ein guter Prediger besitzen muß, erklärt hat: so beantwortet er in der zwoten Abtheilung eigentlich erst seine aufgeworfene Frage. Er gesteht, daß wir itzt vergleichungsweise bessere Prediger haben als etwa vor 50. Jahren,

glaubt

glaubt aber, wie er denn wohl Recht darinn hat, wir hätten nicht so viel gute, als wir bey dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaften haben könnten. Als allgemeine Ursachen davon werden angegeben. 1. Mangel der Aufsicht über diejenigen, welche sich dem Studiren und besonders dem Predigtamte widmen. 2. Verabsäumung der Studirenden auf Schulen in Ansehung der Dinge, die ein guter Prediger nicht entbehren kann. 3. Desgleichen auf Universitäten — wo von der schlechten Art, wie die jungen Geistlichen angeführt werden, viel wahres gesagt wird. 4. Vorzug der systematischen vor der biblischen Theologie. 5. Zu große Nachsicht gegen lasterhafte Prediger. 6. Schwacher Einfluß der Gemeine in die Wahl ihrer Prediger. — Es ist wohl recht gut, was der V. hier anführt, aber gewiß ziehen die Gemeinen, wenn die Wahl der Prediger bey ihnen steht, oft den frey deklamirenden Schwätzer, wenn nur alles schnell vom Maule weggeht, dem bescheidenen blöderen, aber gründlicherem Redner vor. — Die besondere Ursachen sind dem V., daß mancher schon im Mutterleibe, oder doch eher, als man seine Fähigkeiten weiß, zum Prediger bestimmt wird; daß man oft gerade die unfähigsten dazu widmet, andere dazu zwingt; ferner die niedrige Herkunft vieler Prediger (dies ist gewiß ein Hauptpunkt, zu dem bekannte andere Ursachen beytragen) die Armuth vieler Theologie studirenden; unzeitige Begierde, ein großer Redner zu werden; Mangel guter Freunde, die dem Prediger seine Fehler sagen; allzu große Liebe zum Youngschen Geschmack; daß man einen Vorzug darinn sucht, biblisch predigen zu wollen; daß viele kein gut Gedächtniß haben; daß man den Prediger tadelt, wenn er einen schriftlichen Aufsatz vor sich hat; oder es ihm zur Schande anrechnet, sich gedruckter Predigten zu bedienen; die vielen schlechten Pfarren (Hinc illae lacrymae) die vielen Wirthschaftspfarren; die Verachtung, worinn der Predigerstand zum Theil stehet. — Was diese betrift, so würde sie aufhören, wenn erst andere Ursachen, die dazu beytragen, gehoben wären.

Es ist nicht zu leugnen, daß der V. die Sache ganz richtig getroffen. Sein Büchlein würde uns aber noch besser gefallen, wenn es nicht an manchen Stellen in einem gewissen Studententon geschrieben wäre, der der Sache nicht würdig genug ist. Bey jungen Leuten, ehe sie sich dem Predigtamt widmen, könnte es Nachdenken und Selbstprüfung veranlassen, ob sie sich auch dazu schickten?

Ez.

Ere-

Exegetische Versuche über einige biblische Worte und Redensarten. Erstes, zweytes, drittes, viertes Stück, angestellet von M. Caspar Gottlob Langen, Pfarrern zu Wolkenburg. Chemnitz, bey Johann Christoph Stößel, 1770. 1773. 756 S. in 8.

Diese Stücke enthalten zusammen eilf Abhandlungen. Ihr Inhalt ist folgender: Von der Erwählung und den Auserwählten in biblischen Verstande. Von dem Unterschiede der eigentlichen Weissagungen und der poetischen Beschreibungen. Die Lehre Pauli vom Gesetz. Von der Bedeutung der Paulinischen Redensart: durch Christum und in Christo. Von der Bedeutung des Wortes Bund in der H. Schrift. Unmasgebliche Gedanken von der Salbung Christi. Von dem Worte Glaube und glauben. Von den Worten gerecht, Gerechtigkeit und rechtfertigen. Von der Bedeutung des Wortes Geist. Von der Redensart Sohn Gottes. Von dem Sitzen Christi zur rechten Gottes. Der V. scheinet manchmal zu glauben, als wenn er der erste sey, der über diese Materien etwas schriebe, da die Sachen doch alle sehr bekannt sind. Indessen er hat die Aufsätze, wie man wohl sieht, zu seiner Uebung in der biblischen Exegese, gemacht, und allerley Ausleger dabey zu Rathe gezogen, ältere und neuere, gute, mittelmäßige und schlechte. Wenn diese Versuche nun gleich sehr trocken und überaus langweilig zu lesen sind, eben weil Hr. L. sich so sehr dabey aufhält, wie Carpzov, oder Weismann, oder Moldenhauer oder Seb. Schmidt und hundert andere das Wort und die Redensart in der Bibel verstanden haben, wenn sie gleich über diese und jene dunkele und schwere Schriftstelle eben keine neuen Aufschlüsse geben, so sind sie doch ein Beweis, wie ein Gelehrsamkeit und besonders die exegetische Wissenschaft liebender Pfarrer seine Nebenstunden nützlich angewendet hat. Ueber die Bescheidenheit des gut gesinnten V. geht nichts. Fast artet sie in eine zu weit getriebene blöde Schüchternheit und wirkliche Schwachheit bey ihm aus. Er ist der biblischen Grundsprachen nicht unkundig, hat auch selbst über seinen Text gedacht, aber doch wagt er sich selten mit einem eigenen Urtheil hervor, sondern führt, wenn bekannte Ausleger von einander abgehen, ihre verschiedenen Meynungen an, und überläßt es dann dem, der will und kann, sich für die eine oder die andere zu erklären. Vielmals ist er selbst

selbst unentschlossen, wem er beytreten soll. Gegen einen Weltberühmten Mann trauet er sich vollends kaum ein Wort aufbringen. Und ob er sich gleich nicht bewußt ist, daß er etwas wider die Orthodoxie geschrieben, welches ihm sehr leid seyn sollte, so bittet er doch um Vergebung, wenn er etwa einige zu freye Meynungen geäussert hätte. Wir haben deren keine gefunden, sondern vielmehr eine zu sklavische Anhänglichkeit an angesehene Kirchenlehrer unter Todten und Lebendigen bey Hrn. L. wahrgenommen, welche einer ganz freyen Untersuchung der Wahrheit allemal sehr hinderlich fällt.

Erklärungen schwerer Schriftstellen in den göttlichen Schriften des neuen Testaments, mit Beurtheilungen entgegenstehender Auslegungen verbunden, von Johann Christian Blasche, Professor der Gottesgelahrheit und Weltweisheit. Erster, zweyter, dritter, vierter Theil. Jena, verlegts Johann Wilhelm Hartung, 1770. 1772. 644 Seiten in 8.

Hundert Stellen in der Bibel würden Kinder leicht zu verstehen seyn, wenn sie nicht durch schulgelehrte Mikrologen, die ihre Ausleger seyn wollen, selbst schwer gemacht würden, und wenn der verzweifelte Umstand, daß dieser und jener Lehrsatz einer christlichen Kirchenparthey zu dem und dem Ausspruch eines biblischen Verfassers nicht recht passen will, manche Exegeten nicht noch immerfort nöthigte, sich die Köpfe zu zerbrechen, wie sich eines mit dem andern in gute Harmonie bringen liesse. Doch was sollten viele Theologen, akademische, und nicht akademische, wohl anfangen, was könnten sie schreiben und drucken lassen, wenn es nicht Schriftstellen gäbe, über deren Sinn die Gelehrten noch uneins sind? wenn nicht Sachen und Geschichte in der Bibel stünden, bey denen die Neugier der Leser allerley Fragen aufwirft und wissen will, was es wohl mit dem oder dem Umstande dabey für eine Bewandniß haben möchte? — Zu neun und neunzig bereits vorhandenen Erörterungen darüber läßt sich doch noch immer füglich die hundertste schreiben; und sollte ihr V. auch nur in einer Nebenidee von seinen Vorgängern abgehen, so wiederholt er doch nicht ganz das Alte, sondern bringt aus dem Schatz seiner Gelehrsamkeit gewissermaßen was neues hervor. Ein Lehrer auf der Universität scheint zu einer solchen Arbeit um so

mehr Beruf zu haben, da sie ihm so sehr schwer nicht werden kann. Vorlesungen über biblische Bücher muß er Amtswegen halten, akademische Programmen müssen auch gelegentlich geschrieben werden, also sind die Materialien zur Erklärung einzelner Schriftstellen schon da. Er darf sie nur in Ordnung bringen, die Lektion und das Programm ein wenig erweitern, und die neuste Auslegung, die etwa ein anderer davon gegeben hat, beyläufig in gelehrte Untersuchung ziehen, so bringt er leicht ein exegetisches Werk zu Stande, welches er der Welt übergeben kann. Die Studenten können ihr Collegium daraus repetiren, und wenn es den Fürsten und Fürstinnen des Landes, wie das angezeigte, zugeschrieben wird, so erfährt die gnädigste Herrschaft zugleich, wie fleißig der Herr Professor ist und sich um die studierende Jugend viel Mühe giebt.

Des Herrn Blasche Erklärungen sind auf diese Art entstanden. Seine wehrtesten Herren Zuhörer haben sie mündlich von ihm gehört und nun kann auch ganz Deutschland sie lesen. Der V. glaubt, die Parabel von den Arbeitern im Weinberge Matth. 20. und die Lehre von der Gerechtigkeit durch die Werke Jacob. 2. wären bisher noch in große Dunkelheit verhüllt gewesen; ohnerachtet nichts klärer seyn kann als die erste, und des Georg Bullus gründliche Harmonia apostolica, in qua doctrina Iacobi de justificatione ex operibus explanatur et defenditur, et consensus Pauli cum Iacobo liquido demonstratur, bereits hundert Jahr alt ist; also widmet er diesen Schriftstellen seinen ersten Theil in zwoen Abhandlungen. Er versteht den Jacobus ganz recht, damit aber seine Bemühungen, welche lediglich auf die Erhaltung der reinen Lehre abzielen, nicht möchten gemißdeutet werden: so läßt er vermuthlich mit gutem Bedacht S. 66. den Satz einfließen: „der ächte Glaube der Christen weis nichts „von der moralischen Gerechtigkeit vor Gott; die zugerechnete Gerechtigkeit allein ist der Schild, womit er sich decket.„ Wir sollten meynen, wenn der Glaube in moralisch guten Werken sich lebendig und fruchtbar bewiese, wie Jacobus auch nach Hrn. B. Erklärung lehrt, so müßte er doch wohl was davon wissen.

Wer von der Verklärung Christi nach den Geschichterzählungen der Evangelisten Matthäi, Marci, Lucä, einen vollständigen Begriff haben will, und etwa über den wichtigen Umstand dabey zweifelhaft ist, ob die Wolke, wie einige meynen, die Jünger Jesu, oder, wie andere dafür halten, den

Moses und Elias, oder, welches eine dritte Meynung ist, alle gegenwärtige Personen überzogen habe, der muß die erste Abhandlung des zweyten Theils lesen. Hr. B. ist der dritten Meynung zugethan und beweiset ihre Richtigkeit aus dem Grundtext durch sorgfältige Gegeneinanderhaltung der verschiedenen Erzählungen, wobey die bisherigen Ausleger den Fehler gemacht, daß sie das ἐπεσκίασε und das εἰσελθεῖν εἰς τὴν νεφέλην irrig für ebendieselbe Sache angesehen haben. „Um aber noch,„ setzt der B. in einer Note hinzu, „begreiflicher zu machen, daß alle bey der Verklärung anwesende Personen von der Wolke überzogen waren, darf man nur erwägen, daß eine Wolke nicht so enge begrenzt ist, wie es unserm Auge scheinet. Zwischen der dunkeln Wand des Nebels, die einer im Nebel stehenden Person rings umher sich zeiget, und unserm Auge müssen in einer Entfernung von sechzig oder mehr Schritten die Dunsttheile in ununterbrochener Linie entgegen stehen, wenn es eine dunkele Wand des Nebels seyn soll. Wenn demnach Moses und Elias, die kurz vorher unfern von den Jüngern mit Jesu im Gespräche waren, vor den Augen der Jünger in das Dunkele der Wolken giengen, so mußten die Dunsttheile von ihnen bis zu den Jüngern sich erstrecken, folglich diese von der Wolke mit begriffen seyn„ — Mit ähnlichem Scharfsinn wird auch in eben diesem zweyten Theil was schon von hunderten geschehen, die Zuläßigkeit der Eidschwüre über Matth. 5, 33. 34. gerettet, die Stelle Jac. 5, 12. erklärt, Hrn. D. Moldenhauers gegebene Erklärung von Jac. 2, 14 : 26. in bescheidene Prüfung gezogen, und die Geschichterzählung von Jesu Wunder an dem kranken Kinde des Königischen zu Capernaum, Joh. 4, 47 : 53. erklärt — In dem dritten Theil giebt Hr. B. eine Erklärung von den gleichlautenden Schriftstellen Matth. 11, 19. und Luc. 7, 35. handelt von dem Ziel und dem Kleinod, dem der Apostel Paulus nachjaget über Phil. 3., und endlich von dem, was Paulus mit der κοινωνία εἰς τὸ εὐαγγέλιον sagen wolle, über Phil. 1, 3 : 8. In dem vierten Theil werden die vier ersten Kap. des 1. Br. an die Corinther, und 1 Cor. 7, 14. erklärt. Wer diese sämtliche Schriftstellen ohne den B. noch nicht versteht, mag sich bey ihm Raths erhohlen.

Die bald angehende herrliche und selige Monarchie der Gnade und Liebe Jesu Christi. Herausgegeben

ben von *C. R. L. S. P. T. T. Pierre.* Altona, 1772. gedruckt mit Eckstorffschen Schriften 498 Seiten in 8.

In diesem Werke liefert der V. eine umständlichere Beschreibung der glücklichen Monarchie, auf welche er noch auf Erden hoffet. In seiner ersten Schrift! **Entwurf einer neuen theologischen und moralischen Reformation** ꝛc. hat er bereits den Grundriß dazu entworfen. Den ersten Theil der gegenwärtigen betitelt er die **Herrlichkeit**, weil er darinn die Herrlichkeit der Gottheit und Menschheit, wie auch der Gesetze, Unterthanen und Herrschaft Jesu Christi beschreibt. Der zweyte Theil ist die **Stände** betitelt, weil er von den besondern Pflichten und Verrichtungen eines jeden handelt. Die **Verbesserung** aller Aeste der Regierung nach Christi Lehre macht den Inhalt des dritten Theils. Und der vierte ist eine Abbildung der künftigen Regierung dieser seligen Monarchie der Liebe. In alle diese Theile hat der V. zugleich einen Auszug der wahren christlichen Religion und Politik eingerückt, weil, wie er sagt, die wahre Lehre der Seligkeit des Staats, der Kirche und eines jeden Menschen darinn bestehet. „Jesus Christus wird sich (S. 410.) einen Stadthalter erwählen, den er mit seinen göttlichen und geistlichen Tugenden „und Gaben ausrüsten; und zum sichtbaren Regenten seiner „triumphirenden Kirche auf Erden einsetzen wird. Wann „und wie solches geschehen wird, setzt der V. hinzu, weis ich „nicht.„ Und doch schreibt er ein Buch davon? Damit der Rec. nicht nöthig habe, sein Urtheil über des V. Meynungen zu wiederholen, so bezieht er sich auf die Recension jenes **Entwurfs** ꝛc. im III. B. 2. St. S. 96. ff.

T.

Arzneyen für unzufriedene Christen, zum nützlichen Gebrauch bey den gegenwärtigen Zeiten. Braunschweig, bey Joh. Chr. Meyer, 1772. 15 Bogen in 8.

Die Ingredienzien hätten zum Theil besser müssen gewählt, zum Theil in einer andern Dosis vermischt, überhaupt aber in einem angenehmern Vehikel beygebracht werden, um mit **Nutzen** in gegenwärtigen und zukünftigen Zeiten gebraucht werden zu können. Dem Verfertiger gegenwärtiger

Arzneyen scheint der Gebrauch verschiedener Arzneymittel selbst noch nöthig zu seyn, damit andere, mit denen, welche er etwan künftig zu verordnen Lust hätte, minder unzufrieden seyn mögen, als mit den jetzt feil gebotenen.

Andachten im Leiden und auf dem Sterbebette, von Jac. Fried. Feddersen, Prediger an der Johanniskirche in Magdeburg. Magdeburg und Leipzig, 1772. zu finden in der Seidel- und Scheidhauerschen Buchhandlung, 22 Bogen in 8.

Wer dem Zweck, es sey nun Leidende und Kranke, oder andre, zu erbauen, wahre Genüge leisten wollte, müßte vor allen Dingen einmal das Feld genau kennen, das er bearbeiten will, und den Saamen, der sich für dasselbe schickt, wir meynen, den Menschen studiert, und sein dogmatisches und moralisches System durchgedacht haben, auch keine der kalten Seelen seyn — dabey aber sich nicht sowol mit dem Gedanken: nun will ich ein Erbauungsbuch schreiben, immer hinsetzen, als vielmehr den Besuch der Muse der Erbauung, die Stunde der wahren Rührung, abwarten und benutzen. Sein Buch müßte auf viele Fälle gerichtete, auf die mancherley Grade des Guten und Bösen, die vielartige Charaktere und Gemüthsfassungen, Rücksicht nehmende, mit einem Wort, specielle Betrachtungen und Gebäte enthalten. Der Gedanke Jesu Matth. 7, 21. und Pauli Ebr. 12, 14. müßte das universal Ingredienz seyn, müßte in allen Theilen des Buchs herrschen, um die Guten in ihren bisherigen Gesinnungen zu stärken, und zur Fortsetzung des Fleißes in rechtschafnen Handlungen, zur Beharrung in der Jugend zu ermuntern — die Bösen dagegen einigermaßen noch aufmerksam zu machen, das zu thun, was noch geschehen kann. Wo etwan für gut befunden wird, der Lehre, von dem was man gewöhnlich Jesu Verdienst zu nennen pflegt, Erwähnung zu thun, so müßte diese Lehre so gestellet und vorgetragen seyn, daß sie nicht — gegen die augenscheinliche Absicht Gottes, und gegen den ausdrücklichen Willen Jesu und seiner Apostel, zugleich auch gegen die Natur und eigentliche Wohlfarth des Menschen verkehret, nicht zur Sicherheit und Trägheit mißbraucht werden könne. Keine Worte und Redensarten müßte man sich darinn erlauben, wobey die meiste Leser nichts denken, oder leicht unrichtig denken können — kein Schwulst

und Ziererey dürfte Platz finden, keine Trockenheit und Kälte, sondern überall die größte Deutlichkeit, Simplicität und Rührung herrschen. Oder vielmehr, wenn jemand mit den vorhin angegebenen Eigenschaften ausgestattet ist, so müßte nicht, so wird alles dieses nothwendig in sein Buch von selbst übergehen; — der Leser richtige Begriffe von den Forderungen Gottes, von ihren eigentlichen Obliegenheiten, Mittelpflichten ꝛc. daraus erhalten; — wenn jemand, dem die Gabe der Prüfung versagt ist, dem Kranken ꝛc. aus dem Buch vorliest, er doch in keinen falschen, dort unstatthaften Trost eingewiegt werden; überhaupt dasselbe eine wahrhaftig erbauliche Lektüre gewähren. Allemal aber wird der ausgebreitetste Nutzen vor dem Krankenbette, von einem einsichtsvollen Prediger, der seinem Zuspruch dem individuellen Zustand des Leidenden genau anzupassen weis, gestiftet werden.

Nicht völlig hat der Verf. jenes alles beobachtet. Neben verschiedenen einleuchtenden, nachdrücklichen, und erbauenden Betrachtungen enthält sein Buch auch solche, worinn blos von Jesu Leiden und Tod, und deren Folgen, oder (das gewöhnliche, aber nicht schriftmäßige Wort zu gebrauchen,) vom Verdienst Jesu, und der darauf gegründeten Hofnung der Seligkeit, die Rede ist, — von eigner Anstrengung aber, von Bildung des Sinnes und Lebens nach Jesu Lehre und Beyspiel, darohne doch kein ächtes Glück hier, und kein Himmel dort, sich denken läßt, *) so wenig, als für einen Blinden Vergnügen der Mahlerey, wenig, oder gar nichts, steht; auch manche andre Stellen, worinn dem Menschen zwar das Seinige angedrungen wird, aber bald in allzu zierlichen, bald in eigentlich biblischen, und andern aus den gemeinen Andachtsbüchern zusammengelesenen, uneigentlichen, und nicht genug bestimmten und faßlichen, Worten und Formeln, kurz: eben nicht auf die gemeindeutlichste und simpelste Weise angedrungen wird. Beyspiele werden sich jedem Leser darbieten. — Wie David, dessen Leben doch durch unleugbare, große Vergehungen verunstaltet war, durch das vielbedeutende Beywort der Mann nach dem Herzen Gottes, von dem Verf. erhoben werden konnte, wissen wir nicht. Diese Benennung, unter welcher David's in der H. Schrift gedacht wird, können wir unmöglich auf seinen ganzen sittlichen Charakter und Leben ausdehnen, sondern müssen sie blos auf einige seiner Verrichtungen, dadurch die Absichten Gottes besser, als durch

 die

*) Matth. 7, 21-27. 2 Petr. 1, 5-11. 2 Cor. 7, 1.

die andren Jüdischen Könige, erreicht worden, z. B. daß er alles vor den Befleckungen der Abgötterey rein zu erhalten beflissen gewesen, u. dergl. m. einschränken, — halten aber übrigens für das sicherste, sich derselben jetzo zu enthalten. — Die Stelle Matth. 6. sorget — nicht für den andern Morgen — denn es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigne Plage habe, dünkt dem Rec. vom Verf. in der XVII. And. nicht am rechten Ort angebracht worden, überhaupt eine von den Schriftstellen zu seyn, die sehr behutsam angeführt werden müssen, damit die Leute nicht zur Hintansetzung des eignen Nachdenkens, Arbeitens 2c. verführt, — zu einem stupiden Vertrauen auf Gott geleitet werden mögen. —

Denkmäler der Gottseligkeit oder die Macht der Religion in Krankheiten und im Tode in den Beyspielen einiger vortreflichen Personen. Zweyter Band. Aus dem Engl. übersetzt. Bey dieser Uebersetzung mit einigen Beyträgen vermehrt. Züllichau, in der Waisenhaus und Frommannischen Handlung, 1772. 442 S. in 8.

Die übersetzte Nachrichten sind aus den Triumphs of faith, und den pious memorials gezogen, und unterrichten uns von den letzten Stunden Stephani, J. Bradford's, L. Saunders, D. Farrw's, des Sohnes von Rob. Aguire, J. Holland's, Will. Cowper's, Joach. Curäi, Bolton's, eines Indianers Namens Waban, Piambohu, eines andern Indianers, J. C. Schadens, (Diakoni in Berlin,) D. Sam. Winter's, Dar. Brainerd's, Phil. Henry's, D. Doddridge's, Jon. Edwards, Th. Steffe's, Jak. Hervey's, Sam. Davies, Sam. Waker's von Truro, D. John. Guyse's, Thom. Jones (Kaplan's in London,) Rich. Pearsall's, D. Lelands, Joh. Gottsch. von Schurman, (Bruder der bekannten Schurmanin, Laur. Homma (eines Predigers zu Amsterdam,) der Magdalene Henry (die von der Kathol. zur Reformirten Kirche übergegangen,) J. J. Ulrichs (Prof. u. Pred. zu Zürich) Joh. Mischkens (Insp. des Hall. Waisenhaußes,) der S. Jägerin, (Tochter des Kanzler Jäger's in Tübingen,) Th. Gouge's, D. Benj. Whichcot's, D. Evans, Will. Moth's, J. Hübbard's, J. Harrison's, u. a. m. so wie im Anhang, (der aus einigen Monatschriften genommen ist) S. 292 - 442. die letzte Augenblicke von Joach. Daniel

sianus, Jak. Andreä, Dav. Runge, J. C. Lobethan, M. A. Schwabe, J. G. Neidhardt, dem Obersten von Bardeleben, D. Bengel, dem verstorbenen Fürsten von Waldek u. a. m. beschrieben werden.

Ob von diesen, und ähnlichen, Beyspielen ein für die Macht und Wahrheit unsrer heiligsten Religion vorzüglicher Beweis hergenommen werden könne, möchten manche zweifeln. — Haben wir doch andre geltende, ja unumstößliche Beweise von der Wohlthätigkeit, Wahrheit und Göttlichkeit der Religion Jesu, daß wir vielleicht dergleichen auf mehrere, wo nicht alle Religionen passende ꝛc. entbehren könnten.

Dem sey nun aber wie ihm wolle, so hätten gleichwol immer die Nachrichten weit sorgfältiger gewählt, die Erzählungen selbst kürzer, auch der Styl reiner und würdiger seyn können und sollen. So würde das Buch noch eine in verschiedenen Betracht brauchbare, erbauende Lektüre abgegeben haben, da es hingegen jetzt wohl gar hin und wieder schaden mag.

Drey Proben, die mir beym ersten Aufschlagen in die Augen fielen, müssen doch unsern Lesern nicht vorenthalten werden. S. 11. von M. Cowper: „von seiner baldigen „Auflösung 1619. redet er — in folgenden Worten: der „Tod ist etwas schreckliches, und der Strom des Jordans „zwischen uns und unserm Canaan brauset mit starken Ungestüm: allein er steht still, wenn die Bundeslade kommt. „Man werfe seinen Anker, und befestige ihn an den Felsen, „Jesus, das Ende des dreyfachen Seils sey an das Herz „gebunden, so wird man glücklich hinüber kommen.„ S. 116. „dieser helle Stern (Sam. Davies) der in der westli„chen Welt mit so vielem Glanz schien, war 1724. — in „Amerika geboren. Er war ein einziger Sohn und ein „Sohn der Gebäte und Gelübde; er ward auf eifriges Fle„hen gegeben, und seine vorzügl. fromme Mutter widmete „ihn Gott von Mutterleibe an, und nannte ihn wegen der „ähnlichen Gelegenheit wie jenen alten Propheten, Samuel. „Gott nahm das ihm gewidmete Kind an; hatte ihn unter sei„ner besondern Vorsorge; — er segnete ihn nicht allein, „sondern machte ihn auch selbst zu einem Segen.„ — S. 27. von D. Sam. Winter: „Ums 12te Jahr seines Alters „gefiel es Gott durch die Predigt eines gewissen Hrn. Sladen „sein Herz zu erwecken. — Eines Tages, als er aus der „Schule kam, entfernte er sich hinter einen Zaun, und bat, „daß Gott ihn zu dem Werk geschickt machen, — und ihm

„einen glückl. Erfolg ertheilen wollte. Es kam ihm vor, „als höre er eine Stimme, die ihm von der Erhörung seines Gebäts versichre, und ihm zugleich entdecke, daß er „zu dem Werk bestimmt wäre, und ein glückliches Werkzeug „seyn würde, daß viele von der Sünde sich zum lebendigen „Gott bekehrten. Dies erfreute sein Herz u. s. w.„ Was dergleichen Stellen, (mehrere ähnliche, z. B. S. 119. 259. können um des Raums willen nicht hergesetzt werden) für einen Eindruck überall machen werden, sey dem Urtheil der Leser überlassen.

So viele ansehnliche Uebersetzungs-Fabriken sind aller Orten angelegt. Was liefern sie uns aber meistens von theologischen Arbeiten der Britten? Mittelmäßige Produktionen von Stackhouse, Henry, u. a. oder schlechte von Burkitt, Bates, und wie die Urheber von dergleichen erbaulichen Unrichtigkeiten, oder Armseligkeiten mehr heißen mögen. Die bessere, reifere Früchte von Clarke, Con. Middleton, Taylor, Hoadley, Sykes, und andre von dieser Art hingegen, lassen sie auf Englischen Boden stehen, eben als ob in unserm deutschen Erdreich bereits genung dergl. edle Gewächse angepflanzt stünden.

W.

Vollständiger Auszug aus J. L. von Mosheim Sittenlehre der h. Schrift, worinn 9 Theile dieses Werks in zween Bänden enthalten sind, ehemals herausgegeben von J. F. Sommerau, anjetzt durchaus verbessert und vermehrt. Quedlinburg und Blankenburg, bey Reussner, 1772. I. Th. 728 II. Th. 852. in 8.

Werk, Einleitung und Auszüge sind bekannt. Nun dürfen die moralischen Systeme wohl lange ruhen und indessen mag man Psychologie lernen, dies Werk zu berichtigen oder einst noch wohl ein besseres zu schreiben. Ich halte gleichwol Sommerau's Auszug nach Hrn Millers seiner Einleitung für sehr überflüßig, so wie ich den millerischen Auszug der mosheimischen Theile als gedachter und körnichter dem grossen Werke selbst vorziehe. Zu Mosheims Zeiten wurde die Psychologie noch nicht so getrieben und die Theologen schrieben auch nicht recht mit unumfangenem Gemüthe. Eines der

allerbesten, und wohl das schönste System bleibt dies Werk, Hrn. D. Millers Arbeit besonders, jederzeit. Nun soll auch Bonnet eine Moral schreiben, welche äusserst pünktlich seyn soll. Bisher gefällt mir Miller immer noch am besten, dann er hat auch für die Handwerker und Familienväter aus schönen Herzen populär, väterlich oder lieber freundschaftlich geschrieben.

Rz.

Tagebuch einer zween monatlichen Reise, welche in der Absicht die Religion bey den Grenzeinwohnern von Pensylvanien zu befördern, und das Christenthum bey den Indianern, welche auf der westlichen Seite des Aleghogeny Gebirges wohnen, einzuführen unternommen worden. Nebst einem Anhange, welcher Anmerkungen über die Sprache und Gebräuche etlicher besonderer indianischen Stämme, und einem kurzen Bericht von den verschiedenen Versuchen, welche dieselben zu bekehren und gesittet zu machen von der ersten Erbauung Neu Engelands an, bis auf diesen Tag sind angestellt worden, in sich enthält. Herausgegeben von Carl Beatty. A. M. und aus dem englischen übersetzt. Frankf. und Leipzig, in Johann Georg Fleischers Buchhandlung, 1771. 157 S. in 8.

Hr. B. war von der Synode zu Neu-York und Philadelphia, nebst Hrn. Duffield, ernannt worden, die Grenzeinwohner von Pensylvanien zu besuchen, um ihre Religionsbedürfnisse zu erforschen. Bey der Gelegenheit solle er auch zu den Indianern reisen, um ihre Gesinnungen gegen das Christenthum zu erfahren. Er reißte im Augustmonat des Jahres 1766. in Begleitung eines indianischen Christen, Joseph Peepy, der ihm zum Dollmetscher dienen sollte, und Hrn. Duffield, den er zu Carlisle fand, dahin, und erzählt hier erst in dem Tagebuche selbst, hernach in einem Schreiben an den Dr. Erskine zu Edinburg, und dann in noch besondern angehängten Anmerkungen über Indianische Sachen,

 wie

wie er den Zustand dieser Leute in Ansehung ihrer Religion, Sitten, Gebräuche und gesellschaftlichen Verfassung gefunden habe. Seine Nachrichten von ihrer Lebensart, von der Beschaffenheit des Landes, so sie bewohnen, von ihrer Gesinnung gegen die christliche Religion, interessiren den Leser ungleich stärker und sind mit viel mehr gesunder Beurtheilungskraft und Verstand abgefaßt, als die meisten von denen, welche man von Halle aus über ähnliche Gegenstände ins Publicum bringt. Es ist rührend zu lesen, S. 87. wenn die ehrlichen Indianer einer großen Stadt zu Hrn. B. und seinem Gefährten kommen und ihnen sagen: „Lieben Brüder, was ihr „uns vorgetragen habt, damit sind wir wohl zufrieden. Wir „glauben daß ein Gott ist, der den Himmel, die Erde und „alle Dinge gemacht hat. Ihr habt uns gegen das Betrinken „gewarnt. Wir geben euch vollkommen Beyfall. Wir sehen es als eine recht böse Sache an; und es verursacht uns „viel Misvergnügen, wenn Rum oder irgend eine Art starkes Getränk zu uns gebracht wird. — Allein der Fehler „liegt nicht ganz auf unserer Seite, sondern fängt bey unsern „Brüdern, den weißen Völkern an. Denn wenn diese Rum herbeybringen, so werden einige von unsern Leuten kaufen wollen; sie müssen ihn kaufen, denn deswegen wird er ja herbeygeschaft. Aber wenn sie uns keinen zuführten, so könnten „sie uns keinen einhandeln. Und nun, Brüder, wir bitten „euch inständig, haltet Glauben, und ersuchet unsre Brüder, „die weißen Völker, daß sie uns keinen mehr zuführen. Zeiget ihnen in der Absicht diesen Gürtel (sie hielten einen grossen Porcellain-Gürtel in die Höhe) zeiget ihn dem Obersten im Fort, und unsern Brüdern auf dem Wege, den ihr „zu Hause nehmet, und den Obersten in Philadelphia und „in andern Städten, aus welchen Rum herbeygebracht werden möchte, und bittet sie recht ernstlich, uns keinen mehr „zuzuführen. Und nun Brüder, wir haben noch etwas, das „wir nicht leiden können, und worüber wir uns sehr beklagen müssen. Es giebt einige, (sie meynten die weißen) die „unsre Squaws, (Weiber) um bey ihnen schlafen zu dürfen „miethen, und ihnen dafür Rum geben. Die Squaws „verkaufen denn den Rum an unsere Leute und machen sie trunken. Wir bitten euch, warnet unsre Brüder, und suchet „dieses, soviel als möglich zu verhindern.„ Eben so rührend ist der Brief S. 134. den die indianischen Christen ihren Brüdern, die an der Westseite des Aleghogeny Gebirges wohnen, und noch Heiden sind auf der letztern Einladung, zu ihnen zurück

rückzukehren, zur Antwort schreiben, Hr. B. führt unterschiedene Religionsgebräuche einiger indianischen Stämme an, welche ungemein viel Aehnlichkeit mit manchen jüdischen Gebräuchen haben. Er will auch von gewissen mündlichen Ueberlieferungen alttestamentischer Geschichte unter ihnen etwas gehört haben, als dunkle Traditionen von der Sündfluth, dem babylonischen Thurnbau, der 40. jährigen Reise der Israeliten durch die Wüste u. d. g. woraus er fast eine Abstammung derselben vom jüdischen Volke vermuthet, welches uns aber aus andern Gründen sehr unwahrscheinlich dünkt. S. 144. macht er noch eine Anmerkung, von der wir sonst das Gegentheil geglaubt haben, nehmlich „der Plan, die Wilden erst „in eine gesittete Verfassung zu bringen, und sie dann in der „Lehre des Christenthums zu unterrichten, sey, soviel er „wüßte, so scheinbar er auch denen, die mit ihren Sitten und „Gebräuchen nicht bekannt wären, vorkommen möchte, doch „noch nicht möglich befunden worden. Ihre Vourtheile gegen die Gesetze und die ganze Lebensart gesitteter Völker, „wären eben so groß und noch größer, als gegen das Christenthum. — Jene hielten sie für Knechtschaft und Sklaverey. Wenn einige von ihnen aber erst die christl. Religion „angenommen hätten, alsdenn fingen sie an die Nothwendigkeit und Vortheile einer bürgerlichen Verfassung einzusehen.„

B.

Herrn Peter Baylens, weiland Professors der Weltweisheit und Geschichte zu Rotterdam Traktat von der allgemeinen Toleranz oder philosophischer Commentar über die Worte Christi: nöthige sie herein zu kommen, aus dem Französischen übersetzt mit Anmerkungen. Erster Theil. Wittenberg, zu finden bey Carl Christian Dürre, 1771. 358 Seiten. Zweeter Theil, 295 Seiten. Dritter Theil, 206 Seiten. Vierter und letzter Theil, 1771. 334 Seiten.

Der Inhalt sowol als der Werth dieses für die menschliche Gesellschaft so wichtigen, und zu ihrer Ruhe und Glückseligkeit so beförderlichen Werks des berühmten Bayle ist in der gelehrten Welt längst bekannt und entschieden. Obgleich beynahe hundert Jahr seit der ersten Bekanntmachung desselben

den verflossen sind, und über die Toleranz so viel und zum Theil von großen Schriftstellern geschrieben worden, so ist es doch dadurch nicht verdränget, oder demjenigen, der in dieser wichtigen Materie bis auf den Grund sehen will, entbehrlich gemacht worden. Nicht leicht ist auch wohl bey irgend einer Untersuchung mit einem starken gesunden Verstande mehr Feinheit und Geschicklichkeit in der Dialektik, und mit einem philosophischem Tiefsinn mehr einnehmende Faßlichkeit verbunden worden, als in diesem Commentar, dessen Verfasser so glücklich, alles was die Geschichte und der ganze Vorrath menschlicher Kenntnisse ihm zu seiner Absicht dienliches darboten, zu nutzen weis, die ganze Materie von so vielen Seiten betrachtet, und in ein so mannichfaltiges Licht setzet, alles was seinem Hauptsatz entgegen stehet, bemerket, unpartheyisch vorträgt, und indem er es mit einer überflüßigen Klarheit und Evidenz beantwortet, dem barbarischen Verfolgungsgeist bis in seine geheimsten Schlupfwinkel nachsetzt, und aus allen seinen Verschanzungen herausjaget. Wir wissen es also dem Uebersetzer Dank, daß er uns eine im Ganzen nicht übel gerathene Uebersetzung von diesem schätzbarem Werke geliefert hat. Sollte er indessen hiebey die Absicht gehabt haben, wozu nach der Angabe der wider die neuern Toleranzprediger eifernden Vorrede dieser Commentar dienlich seyn soll, das deutsche Publikum nemlich mit einem Gegenmittel gegen die vermeintlichen Verirrungen und das gestiftete Unheil solcher Vertheydiger der Duldung zu versehen, so möchte ihm dieselbe, aller Wahrscheinlichkeit nach, fehlschlagen. Weiter können doch diejenigen, gegen welche in dieser declamatorischen und vor einem solchem Werke sehr unschicklich angebrachten Vorrede geeifert wird, weiter können sie, wofern nicht solche Indifferentisten die zugleich völlige Unglaubige sind, gemeynt werden, in ihrer Vertheydigung der Toleranz nicht gehen, als Bayle, der eine allgemeine und vollständige Duldung behauptet. Vermuthlich aber erregen die neuern Toleranzprediger den Unwillen des Vorredners dadurch, daß sie eine unverbrüchliche Anhänglichkeit an väterliche Satzungen nicht für ihre Pflicht erkennen, keine Präscription, keine Präclusiv Urtheile in Glaubensachen zugestehen, sondern sich berechtigt halten, den überlieferten Lehrbegrif nicht nur zu untersuchen, sondern auch nach Befinden, zu verbessern oder der Vernunft und Schrift gleichförmiger zu machen. Und Bayle ist so weit entfernt, diese Forderung für unrechtmäßig zu erklären, oder irgend einem oder mehrern Menschen das Recht zuzugestehn, für die Nach-

kom-

kommenschaft und für die folgende Zeiten unveränderliche Glaubensartickel festzusetzen, daß er vielmehr mit deutlichen Worten das Gegentheil behauptet. Wir wollen dem Eiferer nur eine Stelle aus dem ersten Theile S. 304. und 305. in Errinnerung bringen. Da sie ein Wort zu seiner Zeit geredet ist, und zugleich zu einer Probe der Uebersetzung dienen kann, so wollen wir sie hersetzen. „Es ist gewiß, sagt Bayle, „daß, wenn sich eine Anzahl Leute für sich und ihre Nachkommen anheischig macht, eine gewisse Religion zu bekennen, „so geschieht dieses nur, weil sie allzu leichtsinnig voraussetzen, „daß sie und ihre Nachkommen allemal eben dasselbe Gewissen haben werden, welches sie damals bey sich empfunden. „Denn wenn sie die Veränderungen, die sich in der Welt ereignen, und die verschiednen Begriffe bedächten, die in unserm Geiste auf einander folgen: so würden sie niemals eine „solche Verbindung ohne Rücksicht auf ihr Gewissen eingehen; das heißt, sie würden sagen: wir versprechen für uns „und unsre Nachkommen, daß wir uns niemals von derjenigen „Religion lossagen wollen, die wir für die beste halten werden. Ihr Vertrag aber würde nicht auf diesen oder jenen „Glaubensartickel insbesondre fallen. Wissen sie denn, ob „dasjenige, was ihnen heute als wahr vorkommt, ihnen auch „über dreyßig Jahre, oder den Menschen eines folgenden „Jahrhunderts, so vorkommen werde: Also sind diese Versprechungen ganz null und nichtig; sie übersteigen die Macht „derer, die sie eingehen; denn kein einziger Mensch kann sich, „noch weniger andre aufs künftige verbindlich machen, dasjenige zu glauben, was ihnen nicht als wahr vorkommen „wird. Weil nun die Könige die Gewalt, ihren Unterthanen zu befehlen, daß sie wider ihr Gewissen handeln sollen, „weder von Gott noch von Menschen bekommen haben: so „ist offenbar, daß alle Edikte, die sie in dieser Absicht ausgehen lassen, in Ansehung des Rechts null und nichtig, und „eine bloße Usurpation, folglich auch die Strafen, die sie den „Uebertretern derselben zuerkennen, ungerecht sind.„

Was die Anmerkungen anbetrift, womit der Uebersetzer dies Werk vermehrt hat, so scheinen sie selten den Endzweck zu haben, den Text zu erläutern und zu bestätigen, oder zu berichtigen und zu widerlegen; und noch seltner erreichen sie diesen Endzweck. Zwar bemühet sich der Uebersetzer Baylens meisterhafte Vertheydigungen der Rechte eines irrenden Gewissens, in einigen Anmerkungen (II. Theil S. 184. 197. 290. IV. Theil S. 54.) zu widerlegen, oder vielmehr zu entkräften,

vermuthlich weil sie ihm den neuern Indifferentisten oder Toleranzpredigern zu günstig schien, allein er thut es mit dem schlechtem Erfolge, den die Sophisterey bey ihren Bemühungen die Wahrheit zu verdunkeln, immer haben muß; er thut es ohne einzusehen, daß Bayle, der sein System ganz und bis auf die entferntesten Folgen übersahe, auch diese von ihm bestrittene Sätze annehmen mußte, wenn er nicht seine Grundsätze mit einmal aufgeben, und sein ganzes Gebäude niederreissen wollte. Die meisten Anmerkungen sind ganz zufällig und stehen mit dem Werke selbst in keiner weitern Verbindung, als daß der Uebersetzer von einem Worte oder Namen Gelegenheit nimmt, Betrachtungen anzustellen und Nachrichten zu liefern. z. B. Bayle sagt, daß die alten griechischen Philosophen, ohne den Staat in Verwirrung zu setzen, über die wichtigsten Lehrpunkte, als die Vorsehung, uneinig gewesen. Dies giebt dem U. Gelegenheit über den Satz des Philosophen von Sanssouci, daß die Vorsehung sich nur um die Arten, nicht aber um die einzelnen Dinge bekümmere, ausführlich zu commentiren, und den gekrönten Philosophen durch Vorhaltung seiner eignen Schicksale und des Schutzes, womit die Vorsehung in dem letzten Kriege für ihn gewacht, zu widerlegen. Bayle erwähnet beyläufig der Türken und der U. ergreift die Gelegenheit, in einer weitläuftigen politischen Abhandlung zu untersuchen, ob das bekannte Friedensproject Heinrichs des IVten, worinn die Zerstörung des Türkischen Reichs mit eingeschlossen war, in Absicht auf diesen Punkt, auszuführen gewesen oder nicht? Insonderheit ist er fast unerschöpflich an Nachrichten und politischen Reflexionen in Ansehung des Missionswerks der Jesuiten in Japan und China, und rückt gleich daraus hervor, so oft nur etwas von diesen beyden Reichen im Text vorkömmt. Wir wollen darum nicht leugnen, daß sich diese historischen Anmerkungen zum Theil wenigstens ganz gut lesen lassen, aber sie gehörten doch insonderheit in der Ausdehnung und mit den Wiederholungen, womit sie beygebracht werden, nicht hieher und vergrößern das Buch ohne Noth.

Betrachtungen über die Wunderwerke des Evangelium, zur Beantwortung der Schwierigkeiten, die Herr J. J. Rousseau in seinem dritten Briefe aus dem Gebirge dawider erregt hat. Aus dem Französischen des Hrn. Claparede übersetzt. Mit ver-

verschiednen beygefügten wichtigen Abhandlungen und Fragen zur Beleuchtung eben dieser Materie von der ascetischen Gesellschaft in Zürch herausgegeben. Zürich, bey Orell, Geßner, Füeßli und Comp. 1771. 275 Seiten in 8.

Die Gegner des Christenthums haben verschiedne Anfälle auf die Wunderwerke der heil. Schrift versucht. „Spinosa,„ sagt unser Verfasser, „leugnete die Möglichkeit derselben, Woolston versuchte, die Wunder unsers Heilandes „in Allegorien zu verwandeln. Hr. Rousseau wählt einen „ganz andern Weg; er nimmt die Wunderwerke nicht an, und „verwirft sie nicht; er leugnet, daß unser Erlöser sie zu einem „Beweise seiner Sendung gebraucht habe; er häuft Schwierigkeiten wider diese Art von Beweisen; oft bedient er sich „des Scherzes, dieses Lieblingsgewebes der Ungläubigen.„ Seine Einwendungen zu widerlegen, welches der V. nicht sowol um derselben Erheblichkeit willen, als weil der Ruhm und die Beredsamkeit ihres Urhebers, ihnen bey manchen Lesern ein Gewicht geben konnten, nöthig hält, theilt er seine Schrift in zwo Hauptstücke ab, wovon das erste den Ungrund der Behauptung, daß J. C. seine Wunder nicht als Beweise seiner göttlichen Sendung angegeben, zeiget, und in dem zweeten bewiesen wird, daß seiner Einwendungen ungeachtet, Wunderwerke geschickt sind, eine göttliche Sendung zu beweisen. Wir wollen aus dem ersten Hauptstücke die wichtigsten Einwürfe des Hrn. Rousseau, und das Wesentliche der Antworten, die ihm hier entgegengesetzet werden, anführen.

Daß unser Herr seine Wunderwerke zum Beweise seiner Sendung angeführet habe, wird dem Verf. aus deutlichen Aussprüchen desselben, wo er sich auf seine Werke, als einen Grund, warum er Glauben fordert, beziehet, und der Evangelisten, insonderheit des heil. Johannis Kap. 20, 30. 31. sehr leicht zu beweisen; und wenn man nicht wüßte, wie sehr Vorurtheile vermögend sind, auch den scharfsichtigsten blind zu machen, so würde es unbegreiflich seyn, wie Rousseau dieses in den Evangelien überhin sehen können. Aber er wendet ein: „Jesus Christus gab zum Beweise seiner Sendung „nicht seine Wunder, sondern sein Wort, und setzte hinzu: „nicht die Wunder, die ich gethan habe, nein, sondern das „Wort, das ich geredet habe, wird ihn richten.„ Antwort: das Wort, das Jesus geredet hat, wird die ungläubigen Juden

den darum verurtheilen, weil es sattsam bewiesen war, daß es nicht blos das Wort eines Menschen sey: und wenn Jesus nicht ausdrücklich sagt: die Wunder, die ich gethan habe, werden ihn verurtheilen, so sagen es diese Wunder selbst deutlich genug. Ueberdies sagt er es anderswo, insonderheit Joh. 15, 22. 23. 24. und in der Parallelstelle Joh. 12, 48.-49. Wir übergehen andre eben so unerhebliche Einwendungen, um noch von einigen scheinbarern etwas zu sagen. Hiezu giebt ihm der Umstand Anlaß, daß sich Jesus zuweilen geweigert, solche Wunder als man von ihm zum Beweise seiner Sendung forderte, zu verrichten, woraus R. schließen will, daß der Zweck derselben gar nicht dahin gegangen, seine Macht zu offenbaren. Aber ist denn, antwortet der V. ganz recht, derjenige, welcher seine Sendung durch Wunderwerke beweiset, verbunden, alle diejenigen zu wirken, die man zu fordern sich einfallen läßt, und die vielleicht nicht alle die Merkmale, daran ein wahres Wunder zu erkennen ist, an sich hatten? — Wir würden noch hinzusetzen, daß die Forderung der Feinde und Lästerer Jesu, die ihm, nachdem er augenscheinliche Wunder vor ihren Augen gethan hatten, noch andre vorschrieben und ihm gleichsam sagten: dies gilt noch nicht, kannst du auch noch dies thun, so wollen wir glauben; äusserst unanständig und unehrerbietig war, und es folglich von ihm Schwachheit gewesen wäre, sich hierinn nach ihrer abergläubischen Phantasey zu richten, und gleichsam Probestücke vor ihnen zu machen, zumal, wenn er eben das Wunder, das sie zu fordern pflegten, nemlich ein Zeichen vom Himmel, das an sich immer verdächtiger und zweydeutiger, insonderheit, da es ihm so aufgelegt ward, gewesen wäre, verrichtet hätte. So oft dies hingegen nicht der Fall war, daß nemlich nicht eine eitle Neugierde, oder eine auf Aberglauben gegründete Zweifelsucht, die Forderung eines Wunders veranlaßte, weigerte sich Jesus nicht, zur Offenbarung seiner Macht, und zur Ueberzeugung der Gegenwärtigen, Wunder zu thun. So geschahe die Heilung des Gichtbrüchigen, um zu beweisen, daß er Macht habe, die Sünde zu vergeben. Die Heilung des Blindgebohrnen, nach der eignen Erklärung Jesu, daß die Werke Gottes offenbar würden. Auch bey der Auferweckung Lazari kommen Umstände vor, woraus man schließen kann, daß er durch die Gesinnung und Urtheile der dabey gegenwärtigen Juden gleichsam aufgefordert ward, dies Wunder zu verrichten. — R. wendet ferner ein: „die Wunderwerke sind um „so viel weniger geschickt, den Glauben zu wirken, weil sie

„vielmehr den Glauben voraussetzen. Jesus forderte wirklich „den Glauben, ehe er das Wunderwerk verrichtete. Es stehet „sogar Marc. 6, 5. Jesus habe in seinem Vaterlande kein „Wunderwerk wirken können, von wegen des Unglaubens „der Einwohner.„ Antwort. In der angeführten Stelle heißt es: Jesus konnte allda nicht einige That thun, ohne wenigen Siechen legte er die Hände auf und heilte sie. Läßt man die letzten Worte weg, so kann man den Leser zu dem irrigen Gedanken verleiten, als wenn es dem Herrn Jesu physisch unmöglich gewesen wäre, bey diesem Anlaß ein Wunderwerk zu verrichten; hat er aber einige ob wohl wenige gewirkt, so hatte er das wunderthätige Vermögen gewiß. Es bestand aber auch der Unglaube, dem die Ursache, warum an einem Orte so wenig Wunder gewirkt würden, beygemessen wird, nicht darinn, daß die Einwohner nicht glaubten, sondern daß sie sich hartnäckig weigerten zu glauben, Marc. 16, 14. wie denn Unglaube im N. Testament fast allemal die Verfassung des Geistes und Herzens bedeutet, welche verursacht, daß man die überzeugendsten Beweise verwirft. Da die Wunderwerke Jesu Werke der Güte, Liebe und Barmherzigkeit waren, wofür Rousseau sie angesehen haben will, da aber ferner ihr Zweck nicht war, Erstaunen zu erwecken, sondern zu überzeugen: so achtete es Jesus schicklich zu seyn, sehr wenig oder gar keine zu wirken, wenn er sah, daß keine Ueberzeugung erfolgen würde. Daraus aber folget keinesweges, daß sie ihrer Natur nach, ungeschickt sind, den Glauben zu wirken; alles was man daher schließen kann, ist dieses, daß sie nicht allezeit überzeugen. — Einen andern Beweis, daß J. C. seine Wunderwerke nicht darum gewirkt habe, um seine Würde als eines göttlichen Gesandten darauf zu gründen, findet R. darinn, daß „er dieselben nie in den Ruf bringen, noch ihnen „das zuverläßige Ansehen geben wollen, welches sie als wirkliche „Wunderwerke nöthig hatten, sondern daß er sie bey besondern „Anlässen gewirkt, bey deren Wahl er kein öffentliches Zeugniß hat suchen können.„ Vermuthlich, antwortete der V., will dies so viel heissen: die Wunderwerke Jesu sind nicht so öffentlich gewirkt, als es nöthig war, aber wie viele derselben haben allen den Ruf und alles das ungezweifelte Ansehen gehabt, so man nur wünschen kann? Machten die Wunder, welche in Galiläa verrichtet wurden, kein Aufsehen? Matth. 4, 23. Marc. 2, 12. Luc. 7, 12. 16. 17. Machte die Heilung des Blindgebohrnen, ein Wunder, das eine gerichtliche Untersuchung veranlaßte, die Auferweckung Lazari, die in Gegen

genwart vieler von Jerusalem gekommener Juden geschahe; die Speisung der 5000. Mann, machten diese Wunder kein Aufsehen? Geschahen sie nicht öffentlich genug? Beweiset nicht eben dieses auch der Eindruck, den sie auf die Feinde Jesu machten, daß sie gestehen mußten: dieser Mensch thut viele Zeichen, lassen wir ihn also, so werden alle an ihn glauben. Joh. 11, 47. 48. und Kap. 7, 31. „Wir wollen,„ setzt der V. hinzu, „uns alles vorstellen, was man immer fordern kann, damit wunderbare Begebenheiten weltkündig „werden. Man fordert, daß sie eine hinlängliche Anzahl unverwerflicher Zeugen gehabt haben, die Begebenheiten selbst „müssen zahlreich und verschieden seyn; man muß sie nicht nur „ein, sondern mehrmal, nicht nur an einem, sondern an „mehr Orten gesehen haben; man muß sie in den Städten „und auf dem Lande, in den Flecken und in der Hauptstadt, „in Privathäusern und auf öffentlichen Plätzen, in den Tempeln und in den Synagogen gesehen haben. Große und „Kleine, Juden und Heyden, Richter und Priester; selbst „die geschwornen Feinde des Glaubens müssen Zeugen gewesen seyn. Nun aber haben die Wunderwerke des Evangelium alle diese Merkmale ihrer Beglaubigung, was kann „man mehr fordern? Muß man sich nach allem diesem nicht „verwundern, wie Hr. R. sagt, daß J. C. seinen Wundern „nicht alles erforderliche Ansehen gegeben?„ — Eine neue Schwierigkeit, welche, wenn man R. glauben will, sein System sehr unterstützt, ist diese: „Jesus befahl den Kranken, die er gesund gemacht hatte, das Stillschweigen: man „sollte glauben, Jesus habe besorgt, seine Wunderkraft möchte „bekannt werden; eine ausserordentliche Weise, dieselben zu „einem Beweise seiner Sendung zu machen!„ allein,„ fügt er hinzu, „dieses alles erklärt sich von selbst, wenn man bedenkt, daß die Juden diesen Beweis da suchten, wo Jesus „ihnen nicht geben wollte.„ Man sollte meynen, antwortete der V., daß Jesus die ganze Zeit seines Lehramts bemühet gewesen, seine Wunder vor den Leuten zu verbergen, aber wie oft hat er seine Wunderwerke vor einer Menge von Zuschauern gewirkt, daß sie in dem Augenblick, da sie geschahen, öffentlich bekannt wurden; befahl er auch in diesen Fällen, sie geheim zu halten? Oft sagte er zu denen, die er gesund gemacht hatte: gehet, verkündiget, wie große Dinge Gott euch gethan hat. Luc. 8, 39. Wenn er seine Wunder in andern Fällen geheim zu halten befahl, so geschahe dies aus besondern Ursachen, damit nicht ein mehr feuriger als erleuchteter Eifer ihn

etwa

etwa für den König der Juden ausrufen möchte, oder irgend ein aufrührischer Kopf sich die vortheilhafte Gesinnung des Volks für Jesum zu Nutze machen und einen Aufruhr unter demselben erregen möchte. Joh. 6, 15. Jesus aber wollte sich bey der Regierung nicht verdächtig machen; seine Unschuld sollte dieses schöne Zeugniß erhalten: ich finde keine Schuld an diesen Menschen. Auch wollte Jesus nicht durch ein gar zu großes Aufsehen seine Feinde vor der Zeit zu Gewaltthätigkeiten reitzen. Der V. macht über die Weisheit, die unser Heiland in dieser Absicht bewiesen, sehr richtige und treffende Anmerkungen; allein wir müssen hier abbrechen, da unsre Leser aus dem, was angeführt worden, schon unser Urtheil, daß diese Widerlegung gründlich und bündig sey, bestätiget finden werden. Noch müssen wir zur Ehre des V. hinzusetzen, daß er mit einer anständigen Mäßigung und Sanftmuth, wodurch die gute Sache nichts verlieret, sondern vielmehr gewinnet, seine Gegner zu widerlegen weis.

Noch etwas von dem Anhange, den die Ascetische Gesellschaft in Zürich, die aus den jüngern Geistlichen in Zürich bestehet, dieser Schrift beygefüget hat. Der Vorsteher derselben, Herr Chorherr Breitinger hat derselben verschiedne Fragen die Wunderwerke betreffend, insonderheit in Absicht auf die Fortdauer derselben in allen Zeitaltern der Kirche, vorgelegt. Aus dem, was von den auf diese Fragen gegebnen Antworten mitgetheilet wird, sehen wir, daß die Glieder der ascetischen Gesellschaft nicht der Meynung ihres Mitbruders, des Hrn. Lavaters sind. Sie finden vielmehr die Behauptung, daß die Wunder fortdaurender Natur sind, und zu allen Zeiten geschehen sollten, auch darum verwerflich, weil die Römische Kirche eben dies behauptet, und zwar ohne die Wirklichkeit der vorgegebnen Wunder beweisen zu können, und ohne daß diese Meynung irgend einen Nutzen gestiftet, da sie vielmehr viel Aberglauben hervorgebracht und genährt habe. Diese Gelehrten behaupten also, daß man den Worten Christi Marc. 16, 17. worauf die gegenseitige Meynung hauptsächlich gegründet wird, eine andre Deutung geben müsse. Allein sie zeigen nicht, wie sie auf eine andre Weise zu erklären sind, und dies wäre doch das Wichtigste gewesen, was sie billig hätten leisten sollen; denn alles was sie sonst vorbringen, kann die bestrittene Meynung verhaßt und verdächtig machen, so lange aber die Erklärung, worauf sie gebauet ist, nicht umgestoßen wird, ist sie nicht widerlegt. —

M. Johann Ehrenfried Wagners, Diac. zu Marienberg Anweisung zu gesunden Urtheilen über die Reformation und den Zustand der evangelischlutherischen Kirche in dreyen Büchern. Chemnitz, bey Johann Christoph Stößel, 1771. 456 Seiten in 8.

Der Hr. M. Wagner, von dem wir vor einigen Jahren eine apologetischhistorische Abbildung der evangelischlutherischen Kirche erhalten haben, tritt hier abermals als ein Vertheydiger und zwar der Reformation auf, wodurch die evangelischlutherische Kirche entstanden ist. Um diese Reformation gegen alle ihre Feinde und Tadler zu rechtfertigen, theilet er seine Materie in Rücksicht auf die verschiednen Arten der von alten und neuern Gegnern wider dieselbe vorgebrachten Einwendungen in folgende drey Untersuchungen ab, nemlich er untersucht zuerst, was die Reformation sey, und sonderlich, wie sie damals, als sie geschehen, eigentlich entstehen müssen; Zweytens, wer ein Recht dazu habe, und was man damals für einen Gebrauch davon gemacht; und drittens, wie weit sie sich erstrecke, und was sie evangelischlutherischen Christen für Freyheit gelassen habe, ihre Untersuchungen und Prüfungen über ihren Lehrbegriff und Gottesdienst fortzusetzen!

Unter der ersten Abtheilung wird zuerst von falschen, dann von unhinlänglichen, ferner von übertriebnen Reformationen gehandelt. Zu den letztern wird die Kirchenverbesserung der Reformirten, der Socinianer, Antitrinitarier, Anabaptisten u. s. f. gerechnet. Endlich wird die Beschaffenheit einer rechtmäßigen Reformation im Allgemeinen vorgestellt, und hierauf erwiesen, daß die luthersche Kirchenverbesserung alle angegebne Eigenschaften und Merkmale einer rechtmäßigen Reformation gehabt habe. Wir enthalten uns von der Eintheilung und Methode des Verf. ein mehreres anzuführen, indem er in den folgenden Untersuchungen seine Materie auf eben diese Weise abhandelt. Er schickt nemlich eine allgemeine Vorstellung voran, wie die Sache rechtmäßig beschaffen seyn sollte, z. B. von dem Rechte zu reformiren, worauf es ankomme, wem es zustehe u. s. w. und findet dann in der Anwendung seiner allgemeinen Theorie auf die luthersche Reformation, daß gerade ein solches Recht zu reformiren, als er erwiesen hatte, statt gefunden, daß es von denen und auf die Weise gebraucht worden, von welchen und wie es gebraucht wer-

werden mußte. Durch diese Methode mag vielleicht solchen Lesern, denen dies Buch insonderheit nützlich werden kann, die Sache deutlicher werden, aber weitläuftiger ist der Vortrag dadurch geworden, und manche Wiederholungen veranlaßt. Denn das Lob, daß er ein gut gemeintes und brauchbares Buch geschrieben habe, wollen wir dem Verf. darum nicht versagen, weil wir in manchen Stücken, insonderheit was die Vollkommenheit der evangelischlu herschen Reformation betrift, mit ihm nicht einerley Meynung sind. Insonderheit könnte, wie wir hoffen, dieses Buch denen, die durch die leichtsinnige Vorstellungen der Reformation und das irreligiöse Geschwätz eines Voltaire und seiner Nachbeter verführt in Gefahr stehen, das herrliche Werk der göttlichen Vorsehung in der durch Luthern gestifteten Reformation zu verkennen, würdigere Begriffe davon beybringen, sie auf die wohlthätigen Folgen derselben aufmerksam machen, und vor dem Wahn bewahren, daß sie unnöthig gewesen. Auch kann es solchen Protestanten, die in ihren besondren Umständen eine nähere Versuchung finden, gegen das Pabstthum gleichgültig zu werden, oder eine gar zu günstige Meynung von demselben zu fassen, zu einer nöthigen Verwahrung dienen, und sie lehren, den verbesserten Religionszustand, worein sie durch diese Reformation gesetzt worden, nach Verdienst zu schätzen. Für eigentliche Gelehrte hingegen möchte der Nutzen desselben so groß nicht seyn, denn der Verf. dringt weder tief genug in die abgehandelten Materien hinein, noch beantwortet er das was seinen Behauptungen entgegen, für das Recht und die Nothwendigkeit die Reformation weiter zu vervollkommnen, in einigen neuern Schriften vorgebracht worden, hinlänglich; noch hat er endlich, unsres Bedünkens, Freymüthigkeit und Unpartheylichkeit genug, um denen, welche den wahren und unterscheidenden Grundsatz der Protestanten von dem alleinigen Ansehen der heil. Schrift in Glaubenssachen, höher halten, als alles was man zum Lehrbegriff der evangelischlutherschen Kirche rechnet, ein völliges Genüge mit seinen Untersuchungen zu thun.

Um dieses unser Urtheil einigermaßen zu bestätigen, wollen wir über den letzten Abschnitt dieses Buchs, wie man rechtmäßige Verbesserungen bey unsrer Kirche vorzunehmen und einreissenden Mängeln abzuhelfen habe, noch einige Anmerkungen hersetzen. Der V. setzt zuerst die Schrancken fest, nach welchen man bey dieser Verbesserung verfahren müsse. Dafür nehmen wir nun mit dem Verf. diesen Grundsatz an,

daß die heil. Schrift die einzige Regel in Glaubens- und Religionssachen seyn müsse. Allein es soll nun auch weiter ein wahrer Christ sich in der Verbindung mit allen wahren Verehrern Jesu durch alle Zeitläufte erhalten, und dies soll dadurch geschehen, daß er alle gute äusserliche Anstalten aus alten Zeiten, nach ihren Absichten beurtheilet, und beybehält; von allen Schriften über die reine Lehre guten Gebrauch macht, und sonderlich die fast allgemein in der Christenheit angenommene Glaubensbekenntnisse, als das sogenannte Apostolische, Nicenische, und Athanasische mit eigner Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit sowol als auch von den Ursachen der dabey gebrauchten Wörter und Redensarten bekennet und annimmt, und selbst die Aussprüche und Verordnungen jener ersten allgemeinen Concilien pflichtmäßig gebraucht und anwendet — Diese zwote Regel der Einschränkung für den Verbesserer ist theils zweydeutig, theils ganz unnöthig, ja der ersten widerstreitend. Ein wahrer Verehrer Jesu ist derjenige, der ausser Jesum sonst keinen Lehrer und Meister erkennet, dem die heil. Schrift der einzige Erkenntniß- und Entscheidungsgrund ist, indem nun ebendieselbe und zwar allein dem Verbesserer ein solcher Grund seyn soll, so setzt er sich durch diesen gemeinschaftlichen Grund schon in die nöthige Verbindung mit allen wahren Verehrern Jesu — Sollte aber hiezu auch noch die Annehmung menschlicher Lehrbekenntnisse und Concilienschlüsse nöthig seyn, so würde er denselben ein ungebührliches Gewicht beylegen, und eine Achtung für dieselbe hegen müssen, die sich entweder auf die Betrachtung, daß sie mit der heil. Schrift übereinstimmen, oder lediglich in dem Umstande gründete, daß sie vormals von sehr vielen Christen angenommen worden. In dem ersten Falle müssen solche Bekenntnisse bey ihm nicht das geringste mehr gelten, als die Schrift eines jeden Privatlehrers, und er kann und muß also durch jene bey seinen Untersuchungen und Verbesserungen nicht mehr eingeschränkt werden als durch diese. In dem zweeten Falle verstößt er offenbar gegen die erste Regel, denn er setzt nun das Ansehen der Menschen, die zusammengenommen eben so fehlbar sind als jeder einzelner, dem göttlichen Ansehen an die Seite — Eine dritte Einschränkungsregel: „da der evangelischlutherische Christ durch seine symbolische Schriften, und „die darauf gegründete Einrichtung seines Gottesdienstes nun „einmal in einem rechtmäßigen Unterschiede von andern christ„lichen Religionspartheyen stehet, so sucht auch derselbe die„sen Unterschied rechtmäßig fortzusetzen und zu erhalten „ —

Bey

Bey dieser Regel wird die Untrüglichkeit der evangelischlutherischen Symb. Schriften vorausgesetzt, und als ausgemacht angenommen, daß eine jede Untersuchung derselben so ausfallen müsse, daß der Lutheraner in allen Stücken Recht behalte, und alle seine Gegner immer Unrecht haben. Wie aber bey der Voraussetzung einer durchgängigen Richtigkeit des zur Prüfung überlaßnen Lehrbegrifs und folglich der schon entschiednen Unrichtigkeit eines jeden abstimmigen Urtheils des Untersuchers, von der einen Seite im Ernst eine freye Untersuchung gefordert, und von der andern vorgenommen werden könne, dies können wir nicht einsehen. Wenn mir jemand einen Aufsatz zur Prüfung übergiebt, aber zugleich merken läßt, daß er unfehlbar Beyfall von mir erwarte, indem er zum voraus versichert sey, daß alles, was ich dagegen errinnern möchte, unstatthaft sey, und ich im Weigerungsfall ungerecht oder ein Dumkopf seyn müsse; so weis ich, wie ich das bescheidne Wort Untersuchung zu verstehen habe, und ich irre nicht, wenn ich demjenigen, der auf diese Weise eine Prüfung von mir verlanget, für einen eingebildeten selbstvermessenen Menschen halte, der auf Unfehlbarkeit Anspruch macht. — Ob die Sache nun verändert werde, wenn mehrere einen selbstgemachten oder von andern empfangnen Lehrbegriff so zur Prüfung vorlegen, und ob dann, wenn sich diese mehrere eine Kirche nennen, das was bey einzelnen Personen tadelnswerther Eigendünkel seyn würde, eine lobenswürdige Standhaftigkeit wird, das wollen wir dem Verf. zu beurtheilen überlassen. Wir übergehen noch andre Einschränkungen, die der vorsichtige Verf. nöthig findet, und wollen nun sehen, was ein Verbesserer, dem solche Fesseln angelegt sind, noch leisten könne und solle. „Diejenigen, heißt es, „handeln pflichtmäßig bey ihrem Bibelfleiße, welche „sich bemühen, den Originaltext der heil. Schrift aus Hand„schriften und andern Urkunden immer mehr zu berichtigen — In wie ferne ihnen aber obige Einschränkungen die Hände dazu frey lassen, wollen wir jetzt nicht untersuchen. — Ferner handeln auch diejenigen pflichtmäßig, „welche eingewurzelte Vor„urtheile bey der Auslegung derselben, unrichtige Regeln und „Beobachtungen dabey immer mehr zu vermeiden trachten, „und sich bemühen, hiebey richtiger zu verfahren„. — Sehr wohl: aber sollte bey einer veränderten und verbesserten Auslegungsmethode, wenn man dabey nach richtigern Grundsätzen und bewährtern Regeln, als in ältern Zeiten geschehen, verfähret, sollte dann wohl nicht manche Schriftstelle ganz anders, als vormals ausgelegt werden müssen, und sollte nicht dies auch manches

dictum probans, manche Stellen, worauf sich die Unterscheidungslehren unserer Kirche gründen, treffen? Dies ist in der That sehr zu besorgen, und ein Verbesserer, dem jene Lehren heilig und unverletzlich seyn sollen, verfährt am sichersten, wenn er sich auf solche Neuerungen in der Auslegung nicht einläst, sondern beym Alten bleibt. Einen sicherern Weg betritt der Verbesserer allerdings, wenn er, wie der V. ihm ferner vorschreibt, den bereits von andern gefundnen wahren Verstand ferner bestätiget, und gegen die Einwendungen der Gegner rettet und behauptet; Ferner soll er den auf Luthers Uebersetzung gewandten Fleiß nicht vernichten; sondern so weit es eine richtige Auslegung leidet, gebrauchen und pflichtmäßig fortsetzen. — Dies letztere verstehen wir nicht recht. Wenn von gelehrten Auslegungen der Bibel die Rede ist, so kann und muß ja Luthers deutsche Uebersetzung nicht in Betrachtung kommen. Soll man die Uebersetzung nach und nach verbessern und berichtigen? Dergleichen Verbesserungen würden einem Privatgelehrten, da diese Uebersetzung nun einmal zum öffentlichen Kirchen-Gebrauch eingeführt und gewidmet ist, schwerlich zugestanden werden. Diejenigen handeln pflichtmäßig, fähret der V. fort, „welche zwar ihre Auslegungen nicht „nach den Bekenntnißbüchern unserer Kirche schmieden, aber „doch auch, nachdem sie dieselben als solche erkannt haben, „die in Gottes Wort gegründet sind, auf ihren Inhalt dabey „sehen, daß sie denselben niemals widersprechen.„ Der Schriftforscher soll also eine Art von Neutralität beobachten, allein wer soll doch immer, wenn er die Bibel liest, ein Auge auf die Bekenntnißbücher gerichtet haben, und denn möchte er schwerlich unpartheyisch bleiben, sondern es würde dann heißen; wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, wer nicht mit mir sammlet, d. i. wer nicht mit den Verfertigern dieser Schriften ganz eigentlich Beweisstellen sammlet, der zerstreuet. Durch Befolgung dieser Regel würde man ziemlich gesichert seyn, kein Neuling zu werden, oder Heterodoxien aus der Bibel zu lernen; aber um die freye Untersuchung, um die Beobachtung des ersten Grundsatzes, die heil. Schrift als die einzige Regel in Glaubens- und Religionssachen zu gebrauchen, würde es sehr schlecht aussehen. Die Einschränkung: „nachdem sie dieselben „als solche erkannt haben, die in Gotteswort gegründet sind„ ist sehr unbedeutend. Denn wofern der Theologe nicht überzeugt ist, daß er durch das Forschen in der Schrift seine Religionserkenntnisse und Einsichten nicht weiter vermehren, verbessern, und berichtigen kann, wofern er nicht mit Zuverlässigkeit

sigkeit annehmen darf, daß ihm keine dunkle, zweydeutige und seinem angenommenen Lehrbegriffe scheinbar widerstreitende Schriftstelle mehr übrig ist, darf er auch diesen Lehrbegriff, der so viele gelehrte tiefsinnige und philosophische Fragen entscheidet, nie für so völlig geschlossen, so durchgehends in der Schrift gegründet halten, daß er zuversichtlich erwarten könne, nichts als Bestätigungen seines Systems in der Bibel zu finden.

Wir können uns bey den andern Vorschriften, nach welchen der V. will gebessert haben, nicht länger aufhalten, weil wir noch zur Hebung einiger Beschwerden, die der V. in der Vorrede über unsre im XIII. B. II. St. d. A. D. B. befindlichen Recension seiner apologetischen Abbildung der evang. luth. Kirche führet, etwas sagen wollen. — Wir sollen diese seine Schrift aus einem ganz unrichtigen Gesichtspunkt beurtheilet haben, indem seine Absicht nicht, wie wir geurtheilet hatten, zunächst gewesen sey, eine Apologie der symbolischen Bücher unserer Kirche zu schreiben. — Es kann seyn, daß dies nicht eigentlich die Absicht des V. gewesen; allein nach der Wendung, die er seiner Apologie gegeben, hätte dies seine Absicht ohngefähr seyn müssen. Denn die ganze Art der Vertheydigung läuft doch, so viel wir noch einsehen können, darauf hinaus: da die symb. Bücher der luth. Kirche völlig mit der heil. Schrift übereinstimmen, und die luthersche Kirche in ihrem Lehrbegriff und Gottesdienst gänzlich auf diese Bücher gegründet ist, und sich noch bisher mit unverbrüchlicher Treue an dieselben hält, so ist ihr Lehrbegriff und Gottesdienst richtig und unverwerflich, sie ist die wahre Kirche und eben hiedurch wider alle Einwürfe gesichert. — Die Vertheydigung der Kirche geschicht also vermittelst ihrer Bekenntnißbücher, deren Inhalt als wahr und schriftmäßig vorausgesetzt wird. So haben wir die Vertheydigung des V. vorgestellt, und diese Vorstellung halten wir auch noch für richtig. — Wir sollen gesagt haben: der V. gebe die symbolischen Lehren darum für wahr oder schriftmäßig aus, weil sie ausdisputirt, und sonderlich durch die Concordienformel erstritten worden. Dies haben wir wenigstens nicht sagen wollen, sondern vielmehr: der V. nehme es, anstatt die Schriftmäßigkeit der symbolischen Lehrsätze zu erweisen, als eine bereits abgemachte und ausdisputirte Sache an, daß sie wahr und schriftmäßig seynd. — Hat er das nicht gethan, wie hätte er dann die Kirche durch den Grund der Uebereinstimmung mit diesen Lehren vertheydigen können? — Ferner haben wir ihm vorgeworfen, „er habe dadurch, daß er alles vertheydigen wollen, dem historischen

„Theil seines Buchs ein nachtheiliges und verdächtiges Ansehen „gegeben.„ Der V. hingegen lehnet es von sich ab, daß er alles vertheydiget, er gestehet aber, daß er alles entschuldiget habe. — Es ist möglich, daß wir manches, was der Absicht des V. nach, nur Entschuldigung seyn sollte, für eigentliche Vertheydigung angesehen haben, und daß daher die eben gedachte widrige Wirkung entstanden, die wenn man hierinn richtiger, als wir hierinn mögen gethan haben, unterscheidet, vielleicht größtentheils wegfallen würde. Indessen müssen wir doch gestehen, daß der V. die Entschuldigung auch der unbeträchtlichsten Kleinigkeiten oder der offenbarsten Fehler und Misbräuche sich so angelegen seyn läßt, und dem Gegentheil nie das geringste einräumet, wovon sich auch in der gegenwärtigen Schrift Beyspiele genug finden, daß es sehr leicht war, in ein solches Versehen zu fallen. — Kleinigkeiten z. B. von den Namen der Kirchen-Ceremonien u. d. g. wobey sich der V., wie wir ihm vorgeworfen, zu sehr aufgehalten habe, sollen durch den Widerspruch der Gegner wichtig gemacht seyn. — Klein und wichtig sind Begriffe von Verhältnissen, worinn der Verfasser und der Recensent sehr leicht verschieden seyn können; uns schien in Vergleichung mit manchen Dingen, die er unberührt gelassen, manches, das er weitläuftig abhandelte, klein und unbedeutend. Wenn der Widerspruch gegen Kleinigkeiten selbst läppisch ist, so werden Kleinigkeiten auch nicht einmal durch den Widerspruch wichtig. — Da der V. einen andern Vorwurf, daß er bey der Nachricht von den inneren Veränderungen in Ansehung des Lehrvortrages, der allmähligen Ausbildung der Akroamatischen Theologie u. s. w. zu kurz und zu unvollständig sey, selbst als gegründet zugestehet, so versichern wir ihn hierdurch, daß es keinesweges aus einer ihm widrigen Gesinnung, oder nachtheiligen Absicht geschehen, daß wir bey diesem Tadel nicht zugleich sein eignes Geständniß des Mangels aus der Vorrede angeführt haben, sondern lediglich daher, daß wir es übersehen hatten, oder es uns eben nicht beyfiel. — Der V. siehet nicht ein, „woher die künftigen grossen Veränderungen in der Theologie aus der Wolfischen Philosophie, „deren in unsrer Recension gedacht war, kommen sollen, wenn „es anders wahr ist, daß die heil. Schrift der einzige Erkenntniß- Bestimmungs- und Beurtheilungs-Grund aller christ„lichen Lehren ist.„ — Dafür wird die heil. Schrift der philosophirende Dogmaticker immer bekennen, indessen wird seine Philosophie immer einen wichtigen Einfluß in sein theologisches System haben. Die heilige Schrift giebt ihm freylich

lich die Lehren an, allein sie giebt sie in populären und oft in figürlichen Ausdrücken an, und nun nimmt sich die Philosophie heraus, diese Ausdrücke in ihre Sprache zu übersetzen, oder zu bestimmen, wie sie genau und eigentlich zu verstehen sind. Noch mehr, die heil. Schrift trägt wie bekannt, ihre Lehrsätze nicht immer allgemein, nicht in Verknüpfung vor; die dogmatisirende Philosophie bildet allgemeine Lehrsätze daraus, bringt sie in Verbindung, und erlaubt sich nicht selten, zu dieser Absicht die Lücken oder anscheinende Widersprüche durch ihre Hypothesen auszufüllen und zu heben, und verwebt dann, das was sie zur Theologie hergegeben, mit dem was die Bibel dazu darreicht, das in Vergleichung oft nur wenig ist, dergestalt, daß es sehr schwer ist, beydes von einander abzusondern und genau zu bestimmen, was jede derselben beygetragen hat. — Doch näher zur Sache. — Wenn die Wolfische Philosophie, unter den Bedingungen, die wir in der Recension gesetzt haben, eine Friedensstifterinn zwischen ihren Anhängern in der Lutherschen und Reformirten Kirche würde, wenn sie die fatale Scheidewand der streitigen Lehren von der Prädestination und vom Abendmahl, niederrisse, so würde doch der V. dies wohl für große Veränderungen in der Theologie gelten lassen. Und zu einem solchen Vergleich könnte es sehr leicht kommen, der Wolfische Lutheraner wird an die Vorstellung und Demonstration der Lehre von der Prädestination, wie sie den gemeinschaftlichen Grundsätzen gemäs, Wittenbach unter andern gemacht hat, wenig auszusetzen finden, und der Wolfische Calvinist möchte sich mit dem Begriff von der Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl, als ihn eben dieser Philosophie gemäs, verschiedne Luthersche Gelehrte, unter andern der Herr Prof. Meyer in Halle in seinen philosophischen Betrachtungen über die christliche Religion, auf eine bloße Wirkung einschränken, gleichfalls gar leicht versöhnen. — Endlich findet es der V. unrichtig geschlossen, daß wir zum Beweise unsers Urtheils, daß er oft ohne gehörige eigne Einsicht schreibe, angeführt, daß er bey seiner unverbrüchlichen Anhänglichkeit an der Concordienformel, Hrn. Dr. Semlers Auslegungsregeln und Methode angepriesen habe. — Freylich haben wir vorausgesetzt, daß er etwas, das seiner Denkungsart ganz entgegen ist, nicht anpreisen würde, wenn er es gehörig kennte, oder daß er das Mittel nicht wollen werde, da er den Zweck oder was wenigstens die Folge seyn könnte, nicht will. Und in dieser Voraussetzung können wir es noch nicht mit einander reimen, wie man die Einsichten, Schrift-

er-

erklärungen und darauf gegründete Lehrbestimmungen der Verfertiger eben gedachter Formel als das ne plus Ultra in der theologischen Erkenntniß verehren, und alles, was davon abweicht, für heillose Neuerungen erklären, und dennoch zugleich eine Auslegungs-Methode und Grundsätze, vermöge der nothwendig manche Schriftstellen, die jenen Lehrbestimmungen zum Grunde und zur Stütze dienen, ganz anders ausgelegt werden, und folglich wegfallen müssen, anpreisen könne.

Briefe über unbedachtsame Gelübde von Gottlieb Müller, Probst und Superintendenten zu Kemberg. Leipzig, bey Adam Friedrich Böhme, 1771. 6½ Bogen in kl. 8.

Einige Frauenzimmer von schwachen Einsichten, die unbedachtsame und thörichte Gelübde unter gewissen Bedingungen gethan hatten, und das wozu sie sich dadurch anheischig gemacht, in der Folge theils nicht erfüllen konnten, theils nicht wollten, suchten bey dem Hrn. Probst Müller Rath und Beruhigung für ihr Gewissen. Die Antworten die er denselben gegeben, legt er hier vollständiger ausgeführt dem Publikum in fünf Briefen vor, weil vielleicht auch andre dadurch in ähnlichen Fällen belehret, gewarnet und beruhiget werden könnten. Daß diese Hofnung des Verf. ganz ungegründet sey, wollen wir zwar nicht behaupten, indessen wünschen wir doch, daß seine Belehrung, in mancher Absicht gründlicher, richtiger und deutlicher abgefaßt seyn möchte. Wir wollen ein paar Fälle ansehen. Eine bejahrte und schwächliche Person hatte dieses Gelübde gethan: „wenn mir der liebe Gott zu meiner „Gesundheit verhilft, daß ich nicht mehr die häßliche Arzeney „(zum Laxiren) einnehmen darf, so will ich vier Jahre lang, „alle Freytage, und sonderlich alle Bußtage, bis zum Untergang der Sonne fasten.„ Diese Person hatte ihr Gelübde gehalten, die gesetzten vier Jahre waren verflossen, ja sie hatte noch mehr gethan, als sie ihrem Gelübde nach, zu thun schuldig war, sie hatte gefastet, ob sie gleich ihre Gesundheit nicht so weit wieder erhalten hatte, daß sie die häßliche Arzeney nicht mehr einnehmen dürfte, und dennoch machte sie sich einen Gewissensscrupel, das ihr so beschwerliche und schädliche Fasten nunmehr zu unterlassen, ja was noch sonderbarer ist, sie beunruhigte sich in ihrem Gewissen eben darüber, daß sie die Arzeney noch immer nehmen mußte, ob sie gleich jedesmal davon

eine gute Wirkung verspürte — Hier sucht sie nun der V. zu beruhigen, und ihren unnöthigen Gewissenszweifel zu benehmen, indem er ihr vorstellt, daß sie ja alles und mehr gethan habe, als ihr Gelübde fordere und weiter an dasselbe nicht gebunden sey. Das ist so weit gut: aber er hätte sie überhaupt über die Thorheit und Unrechtmäßigkeit solcher Gelübde belehren, sie unterrichten sollen, wie unwürdig und unanständig es von Gott dem gütigsten Wesen gedacht sey, wenn man ihm dadurch einen Dienst zu leisten glaubt, daß man sich ohne Noth Wehe thut, und ihn zur Erfüllung unsrer oft thörichten Wünsche dadurch zu bewegen hoft, daß man sich anheischig macht, seinen Leib zu kasteyen, und wohl gar, wie hier der Fall war, einen Selbstmord zu begehen. Eine Erinnerung, wie leicht man durch solche Gelübde zu der sündlichen, und unvernünftigen Einbildung, daß man durch die strenge und übertriebne Erfüllung derselben, sich ein Verdienst um und vor Gott machen könne, verleitet werden könne, wäre auch nicht übel angebracht gewesen, und hätte wenigstens zur Belehrung und Warnung mancher schwacher und abergläubischer Leser sehr nützlich seyn können. Eben dies, nemlich eine gründliche Belehrung über die Beschaffenheit der gewöhnlichen bedingten Gelübde, vermissen wir auch in dem Rath, den der V. einer andern angefochtenen ertheilet. Diese hatte in dem letzten Kriege, Gott, wenn er ihre Söhne bewahren würde, daß sie nicht zu Kriegesdiensten gezwungen würden, gelobet, in ihrem Leben keine Spitzen mehr zu tragen. Sie war ihres Wunsches gewähret worden, und dennoch wollte sie ihr Gelübde nicht länger halten. Sie sucht durch eine Menge selbst gelehrter Gründe z. B. daß die Gelübde nur in das Alte Testament gehören, im Neuen aber keine Verbindlichkeit hätten, u. s. w. den V. zu bewegen, sie von dem zu lästigen Gelübde zu dispensiren, ja sie läßt ihn so gar hoffen, daß sie sich für eine gewierige Antwort, erkenntlich bezeugen würde. Allein er schlägt ihr Gesuch rund ab, und erklärt ihr sogar: „woferne sie sich von ihrem Gelübde losreissen wollte, so würde „diese so geringe Sache, die an sich unsündlich ist, das Spitzentragen ihr ganz gewiß zur Verdammniß gereichen. Denn „es geschähe nicht aus einer gewissen Ueberzeugung, daß es „vor Gott recht sey, sondern sie machte sich allenfalls nichts „daraus, Gott zu beleidigen. Ihre That des Spitzentragens gienge nicht aus dem Glauben. Was aber nicht aus „dem Glauben gehet, das ist Sünde.„ In der That ein hartes Urtheil, das aber doch wenigstens nicht so gerade zu ver-

verdammen, sondern mit der Bedingung, wenn diese Person unter dem Widerspruch ihres Gewissens, und bey der mehr oder weniger starken Ueberzeugung, daß sie sündige, ihr Gelübde brechen wollte, hätte abgefaßt werden müssen. — Wir würden ihr die Nichthaltung ihres Gelübdes insonderheit aus dem Grunde widerrathen haben, weil sie schwerlich zu einer völligen Versicherung, daß sie daran nicht sündige, und also auch nie zu einer Gewissensruhe, kommen würde. — Auch würden wir hier Gelegenheit genommen haben, überhaupt vor solchen Gelübden, wodurch man sich selbst einen Fallstrick legt, und sich ohne Noth so manchen Beunruhigungen aussetzet, zu warnen und uns gehütet haben, die Ablegung solcher Gelübde, wie der V. zu thun scheint, als eine lobenswürdige Sache vorzustellen. Ueberhaupt macht er aus den Gelübden mehr, als er daraus machen sollte. Daß er den Teufel bey den Versuchungen seiner Angefochtnen in Geschäftigkeit setzt, und ihn eine ansehnliche Rolle dabey spielen läßt, können wir auch nicht billigen, theils weil wir es noch nicht für erwiesen halten, daß er bey solchen Gelegenheiten, wirklich so geschäftig ist, theils weil dies Vorgeben weder zur Beruhigung der Angefochtenen noch zur Ueberwindung der Versuchung etwas beytragen kann. Vielmehr müssen dergleichen Versuchungen, wenn sie entweder ganz oder zum Theil auf die Rechnung satanischer Eingebungen gesetzt werden, eben dadurch ein Ansehen von Wichtigkeit erhalten, das den Kampf dagegen nicht erleichtert, sondern schwerer macht, und mit unnöthigen Aengstlichkeiten verknüpfet. Vermuthlich würde der V. bey dieser schwachen Person, die so sehnlich wünschte, Spitzen tragen zu dürfen, mehr ausgerichtet haben, wenn er ihr diese Begierde mehr als etwas läppisches und kindisches vorzustellen gesucht hätte.

Die Sprache, in welcher der V. mit seinen Patientinnen redet, scheinet uns nicht angemessen zu seyn. Er hält in einem dictatorischen superintendentenmäßigen Ton ganze feyerliche aus locis communibus zusammengesetzte Reden. Wäre es wohl nicht besser gewesen, wenn er vertraulich und mehr als ein Freund sich bis zu ihren Schwachheiten herabgelassen, und sie so allmählig davon geheilet hätte? In wie fern das Vorgeben des V., daß die Personen, denen er Rath ertheilet hat, zwar zu seiner Diöcese, aber nicht zu seiner besondern Gemeinde gehören, zur Ablehnung des besorglichen Vorwurfs, Gewissenssachen und Heimlichkeiten bekannt gemacht zu haben, dienen könne, vermögen wir nicht einzusehen,

denn

denn durch diesen Umstand wird die Entdeckung derselben z. B. derjenigen, die keine Spitzen tragen darf, an dem Orte ihres Aufenthalts, und unter ihren Nachbarn, nicht unmöglich, ja nicht einmal scheverer gemacht.

Bf.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Io. Gottlieb Heineccii, Recitationes in elementa juris civilis secundum ordinem institutionum, accedit *Io. Christ. Gottl. Heineccii*, Commentarius de vita, fatis ac scriptis beati parentis. Vratislaviae, impensis Hornii, 1773. Ohne die Vorrede 624 Seiten in 8.

Eine neue Auflage der im Jahr 1765. zuerst erschienen Vorlesungen über die Institutionen, so wie sie Heineccius selbst zu Papier gebracht und in Franecker gehalten hat. Diese Auflage unterscheidet sich von der vorigen durch nichts als durch die mehrere Druckfehler.

Zu verwundern ist es übrigens, daß ein Mann wie Heineccius ein so ausserordentlich mageres und unzureichendes Geschwätz über sein eignes Lehrbuch hat halten können, als diese Vorlesungen sind, die wahrlich ein Docent, der zum erstenmal in seinem Leben die Institutionen vorträgt, kaum schlechter halten kann. Nicht zu gedenken, daß keiner der nicht wenigen Fehler des Buchs in den Vorlesungen verbessert wird, da doch sonst ein Tag den andern lehrt; so sind nicht einmal die Anfangsgründe mit der Deutlichkeit, Präcision und Ordnung vorgetragen, in der allein sie der Schüler fassen kann, und gerade die Sätze des Buchs, die aus dem mündlichen Vortrag Licht erwarten, sind gemeiniglich mit trocknem Fusse übergangen. Wann es nöthig wäre, wollten wir hundert Beyspiele anführen. Bey dieser Gelegenheit muß der Recensent einmal öffentlich den Wunsch äussern, den er schon lange heimlich gethan hat. Die Institutionen des Heineccius haben, wie niemand, welcher ein Lehrbuch zu beurtheilen im Stande ist, bezweifeln wird, große Mängel, und nur der relativische Werth hat dem Buche den ausnehmenden Beyfall verschafft, dessen sich wenige academische Compendien rühmen können.

End-

Endlich wäre es dann doch wohl Zeit, daß ein Mann von Einsicht und schon festgesetzter Reputation uns ein besseres gäbe, da man sich einmal so sehr in den Justinianeischen Institutionenplan hineingedacht hat, daß man schwerlich einen andern goutiren wird: so rathen wir ihn beyzubehalten, und nur durch Abschneiden und Zusetzen zu verbessern. Wir sind überzeugt, daß sich nach diesem Schnitt ein zwar nicht gutes doch sehr erträgliches und brauchbares Compendium schreiben läßt. Es müßte aber ein Mann, der schon als ein vortreflicher Compendienschreiber bekannt ist, z. B. Herr Böhmer in Göttingen die Sache unternehmen: große Mühe könnte ihm ein Buch dieser Art nicht machen, und wie groß wäre im Gegentheil das Verdienst, das er sich bey dem lehrenden sowol als lernenden Theil der Rechtsgelehrten erwürbe.

Carl Friedrich Walchs Einleitung in die Wissenschaft aus Acten einen Vortrag zu thun, und darüber zu erkennen. Jena, bey Cröckers Wittwe, 336 S. in 8.

Wann irgend eine Kunst nicht durch Regeln beygebracht werden kann, sondern ein gesunder und heller Kopf, die Lesung einiger Muster und Uebung die vornehmsten Erfordernisse und besten Mittel zu ihrer Erwerbung sind, so ist es die Wissenschaft aus Acten eine Relation zu machen. Der Recensent hat in seinem Leben schon manche Relation gemacht, welche die Prüfung ausgehalten hat, aber es ist ihm niemals eingefallen, irgend eine Anweisung zur Referirkunst zu lesen. Indessen giebt es freylich auch dabey Handgriffe, einige Regeln für die äussere Form, die man langsamer durch Erfahrung und Abstraction, geschwinder durch Unterricht lernt. Diese mögen dann einige Rechtfertigung seyn, für die große Menge der Schriften über die Referirkunst, und für den Gedanken unsers Autors, diese Menge zu vermehren.

In der vorausgesetzten Vorbereitung wird überhaupt etwas von Acten: Relationen und Decreten gesagt, und eine litterarische Notiz der schon vorhandenen Schriften dieser Art gegeben.

In der Specialtractation handelt das erste Buch vom Referiren, das zweyte vom Decretiren. Im ersten spricht der V. von dem Vortrag aus den Acten überhaupt, von Lesung der Acten, vom Actenextract, von dem Vortrag, der ent-

entweder ein Bericht, oder eine gemeine, oder solenne Relation ist, von jedem dieser Dinge insonderheit. Darauf von Civilacten, sowol in ordentlichen als summarischen Processen, von Criminalacten, von Acten über actus voluntariae jurisdictionis.

Im zweyten Buch zuerst von den Entschliessungen, welche der Richter selbst auf die vor ihm ergangene Acten faßt, von gerichtlichen Verordnungen, von Erkenntnissen und ihren besondern Gattungen; alsdann von Entschliessungen, die ein anderer faßt; von Rescripten, von Urtheilen auswärtiger Dicasterien. Als Muster sind einige Aktenauszüge und Relationen angehängt.

Richtig ist es, was der V. in der Vorrede rühmt, daß das Buch ordentlicher und vollständiger ist als seine Vorgänger und keine Allotrien vom Proceß einmischt, so wie diese zum Theil thun. Aber auch bey Durchlesung dieser Schrift haben wir hier und da, z. E. im 3ten §. und seiner Note gewünscht, daß Hr. Walch die Gabe deutlicher Ideen in höherem Grade besäße.

Sr.

---

3. Arzneygelahrheit.

Car. a Linné etc. Materia medica per regna tria naturae etc. editio altera auctior, curante *Io. Chr. Dan. Schreber*. Lipſ. et Erlang. 1772. 1 Alph. in gr. 8.

Eigentlich hätte H. v. Linné nur das Gewächsreich herausgegeben, und die beyden andern in akademischen Probeschriften ausarbeiten lassen. Hier hat H. Schreber mit seines Lehrers Bewilligung alles aus allen 3 Naturreichen gesammelt und nach spätern Schriften desselben verbessert und ergänzt. Wir haben doch den blutstillenden Eichenschwamm, die Quercus marina (Fucus vesiculosus) des Russell vermißt. Der Eischleim ist nicht blos vom Hausen (Acipenser Huso) sondern die Schwimmblase von allen Arten des Acipenseris.

C. R. Hannes de insitione variolarum in urbe patria Vesaliensi tentata Vesal. Röder, 1772. 86 S. in kl. 8.

An 5 jungen Leuten, von deren Blatterung man ungewiß war, verrichtete er die Operation vergeblich. Nachher inoculirte er 3 Kinder eines Officiers glücklich: aber ohne Nachfolge zu finden. Und doch wütete damals eine Epidemie, bey der noch sonderbar war, daß bis auf sehr wenige, keiner blatterte, der den zugleich epidemischen Kinkhusten hatte und umgekehrt. In letztern haben China, Spiesglasschwefel und Kastor, auch nach H. Leidenfrasts Empfehlung der Eßig verdünnt und versüßt sehr gut gethan. Man kann diesen Husten doch zweymal haben. Daß H. H. seine Inoculationswunden noch mit Digestiven verbindet, hat uns gewundert.

Ernst Ant. Nicolai Hofraths, Prof. in Jena s. w. Pathologie. Dritter Band. Halle, Hemmerde, 1773. 768 S. in 8.

Die Lehre von den Fiebern wird fortgesetzt, das Scharlachfieber, die Partialentzündungen, die bösartigen, faulen, Fleckfieber, die Pest und die zehrenden Fieber kommen vor. H. N. schrieb anfangs blos für akademische Vorlesungen: jetzt aber sammelt er aus den besten Schriften ein System und hat daher am Ende Zusätze zum ersten Theile angehängt. Wir haben noch einen vierten Theil zu gewarten. H. N. hat viel Brauchbares gesammelt.

S.

Versuch über den Gebrauch und die Wirkungen der Seidelbastrinde von H *le Roy*, Leibarzt des Gr. v. Provence s. w. aus dem Franz. und nach des Verf. eigenhändigen Verbesserungen übersetzt von H. Junker, Prof. der deutsch. Spr. zu Paris. Straßb. Bauer, 1773. 248 S. in kl. 8.

Es ist bekannt, daß verschiedne Zugmittel aus dem Gewächsreiche ihren großen Nutzen haben. Sie wirken sanfter, sind weniger reizend und können länger fortgebraucht werden. Ausser den schwächern Zugmitteln, als Senf, Merrettig s. w. sind verschiedne stärkere, als die frische Bryonia, der brennende Ranunkel und einige Rinden aus dem Geschlechte der Daphne des Linné (Cort. Mezerei, Laureolae) den Aerzten hinreichend bekannt: aber wirklich scheinen sie weniger, als sie sollten, gebraucht zu werden. H. le Roy beschreibt die

An

Tugenden eines ähnlichen Mittels. Es heißt in Frankreich Sainbois oder Garou; die ältern Kräuterkenner nennten es Thymelaca. H. R. hat es durch die Weiber im Lande Aunis kennen lernen, die es, als ein Hausmittel brauchen, und glaubt, seinem Jahrhundert ein neues Mittel anzupreisen, dessen Kräfte er auch mit einem neuen Namen exutorisch nennt. Es lößt neimlich nur die Oberhaut ab und zieht, so lang sie frisch oder doch in Eßig oder Wasser geweicht, täglich neu aufgelegt wird, eine Menge Feuchtigkeiten aus der Stelle heraus. Doch wirkt sie bey weiten nicht so schnell und kräftig, als die span. Fliegen. Aber wo ein langsamer Abzug durch Fontanellen s. w. zu bewirken ist, in Augenkrankheiten, Fehlern des Gehörs, Geschwülsten, Engbrüstigkeit und Brustkrankheiten, Melancholie, Schlagflüssen, Epilepsie s. w. thut diese Rinde gute Dienste. Wirklich ist es ein Verdienst, daß H. R. diese Art Zugmittel wieder in Schwang bringt, wenn ers nur nicht mit so vielem Prunk und Ruhmredigkeit, nicht mit so vielem Räsonniren thäte; wenn er nur wüßte, daß er nichts sogar neues sagt. Seine Seidelbastrinde ist ganz offenbar eine Art Daphne und nach der wenig genauen Beschreibung des H. R. ist sie wohl gar die obbenannte Rinde, die wir armen Deutschen schon lange von der Seite eines äussern Zugmittels gekannt und gebraucht: aber über andern ähnlichen halb wieder vergessen haben. Hätte H. R. etwas mehr botanische Kenntniß und etwas mehr gelehrte Kunde seines Mittels, die unsre Nachbarn uns schwerfälligen (lourds) Deutschen so fleißig zur Last legen: so würde er in einem andern Tone gesprochen haben. Dies vermeintlich neue Mittel wird vielen unsrer weichlichen Standespersonen herrlich gefallen und H. R. zeigt an, wo es in Paris zu haben. Wer indessen es nicht gerade aus Paris haben will, kann es aus allen reichlich versehenen deutschen Apotheken unter dem Namen Cort. Mezerei erhalten und darf nur bitten, daß es nicht verlegne Waare sey. Denn viel geht es nicht ab.

Va.

I. B. Michaelis Sagar, Circuli Iglav. in Moravia Physici historia morbi epidemici in circulo Iglav. etc. observati annis 1771. 1772. Lips. Krause, 1773. 3 Bogen.

Hunger und schlechte Nahrungsmittel veranlaßte ein Fieber, das mit Würmern und Friesel auch Flecken begleitetes und dem Hungarischen Lagerfiebern ähnlich war. Die Beschreibung ist mager und die Cur enthält nichts Besonders. Desto mehr Besonders enthält die Beschreibung der Ursachen dieser Epidemie. Die Witterung und das schlechte Getraide waren nicht allein Schuld daran, sondern auch der Mangel der elektrischen Kraft im Körper und der 1769. erschienene Komet. Verdrießlich liest sich sonst Hr. S. auch z. E. cum accurata conscriptione princeps in ictu oculi scire potest. Von eben diesem Verf. haben wir

Dissertatio de variolis Iglaviensibus anni 1766. ib. eod. 94 S. 8.

Es herrschten dabey auch Masern und Scharlachfieber. Wenn Hr. S. Katarrhalzufälle, einen schweren heissen Odem und eine etwas trockne Zunge fand: so weissagte er, (veraciter prophetavi) daß Masern kommen würden. Zufälle des Unterleibes und Zuckungen aber deuteten auf Pocken. Wenn der Geschwulst im Gesicht fällt: so ist in den Gliedern ein starker Schmerz, bevor diese auch schwellen. Das ist so unbemerkt nicht, als Hr. S. glaubt. Wenn Eiter die Lungen belastete: so blieb beym Einathmen der Pulsschlag oft völlig aus. Es waren viel zusammenfliessende Pocken, die aber nicht bösartiger waren, als die abstehenden und unter diesen warzige, (verrucosae) die eine speckartige Materie enthielten, jauchige und frieselartige (herpeticae) Die leeren (siliquosas) Pocken rechnet er mit Recht unter die jauchigen (lymphaticas). Die Epidemie war schwer und mördlich und ist ziemlich beschrieben, wenn man den Styl ausnimmt. Er schreibt die Ursachen dem schwülen Frühling und dem unregelmäßigen unangenehmen Sommer zu. In der Curart erklärt er sich hart gegen den Mohnsaft; auch gegen die Rinde, der er überhaupt nicht günstig scheint, im zweyten Fieber. Mit Recht tadelt er die allgemeinen Methoden und das Blutlassen ohne Unterschied. Hr. S. versichert, eine weise, etwas trockne, dicke, heiße Zunge mit hervorragenden Wärzchen zeige gewiß eine Schwarte des Blutkuchens an. Von Brechmitteln ist er in allen Perioden der Krankheit ein erklärter Freund: aber nicht von Zugpflastern, die er in andern Krankheiten doch sehr braucht. Dem Mohnsaft ist er besonders abhold und tadelt über dessen Lob selbst Huxham, für den er sonst besondre Vorliebe hat. Sa-

menmilch und Kaffe mit Milch preiset er mehr an. Den Leib offen zu halten, ist immer wichtig. Zu bösartigen Pocken nimmt er ein ander Miasma an, als zu gutartigen. Es ist nicht dieselbe Krankheit und die Grundstoffe der Wesen sind unveränderlich. Dem Blatterbelzen zu Gunsten macht er einige gute Anmerkungen und überhaupt läßt sich die treue Erzählung dessen, was Hr. S. gesehen und seine dürre Meynung, des holperigen und barbarischen Styls ungeachtet, oft mit Vergnügen und oft mit Nutzen lesen.

Ml.

Herrn Bonnaud Abhandlung von den schädlichen Wirkungen der Schnürbrüste sowol bey Kindern als Erwachsenen und insonderheit beym weiblichen Geschlecht. Aus dem Französischen. Leipzig, bey Friedrich Gotthold Jacobäern, 1773. 175 S. in 8.

Alles dasjenige, was schon Huxham, Winslow, Vandermonde, Raulin und andere mehr von den unglücklichen Vorurtheile, Schnürbrüste zu tragen, gesagt haben, trägt der V. hier zusammen vor. Um dieses desto deutlicher zu machen, giebt er eine kurze anatomische Beschreibung des menschlichen Körpers, wodurch die Leser in den Stand gesetzt werden, seine Gründe wider den Gebrauch der Schnürbrüste einzusehen. Ferner zeigt der V. die Quellen der Gewaltthätigkeit, die der Geist der Mode, und der verdorbene Geschmack, bey der Wartung unserer Kinder von der Wiege an, bis ins Alter, hervorgebracht haben. Er glaubt, wenn man das natürliche Maas des Ober- und Unterleibes, nebst den Absichten, wozu der Schöpfer die Theile bestimmet hat, die in diesen beyden hohlen Räumen eingeschlossen sind, mit Ueberlegung betrachtet, und dabey die Bauart und Form ansiehet, die die Schneider den Schnürleibern geben, so muß man in die Versuchung gerathen, zu glauben: die Erfindung könne keine geringere Absicht haben, als sich der Natur zu widersetzen, und die Welt voll elender, bleichsüchtiger und in der Blüte ihrer Jugend dem Grabe zueilender Frauenzimmer zu machen, welche man in den Städten alle Tage, als Schlachtopfer dieser schädlichen und verderblichen Mode, unter dem Namen der nach der Mode erzogenen Schönen herumschleichen siehet. Riolan, der erste Leibarzt der Königin Maria von Medices behauptet, daß unter hundert damals lebenden adelichen Frauenzimmern

kaum zehen zu finden gewesen, welchen nicht die rechte Schulter höher gewachsen, als die linke, und dieses giebt er blos allein dem strengen Gebrauche der Schnürbrüste schuld. Eben dieses behauptet auch Winslow. Die Brüste leiden hauptsächlich durch den Gebrauch dieser Maschinen bey vornehmen Frauenzimmern, und diese sind hauptsächlich die Ursach, daß die wenigsten vornehmen Frauenzimmer wegen verstopfter Drüsen ihre Kinder nicht selbst stillen können, oder wohl gar nach der Entbindung verschiedene unangenehme Folgen von Vereiterungen an diesen Theilen leiden. Hierher sind nicht weniger die Lungengeschwüre zu rechnen, welche nach Bluthusten zurück zu bleiben pflegen. Die physiologische Beschreibung und Erklärung des V. von der Entstehung dieser Uebel ist hier zu erzehlen allzuweitläuftig. Lesenswerth ist alles dasjenige, so der Verfasser von dem Schaden, den das Tragen der Schnürbrüste dem Unterleibe zufügt, hauptsächlich gilt dieses vom Magen und den übrigen Verdauungswerkzeugen, in wie ferne durch den Druck dieser leidigen Maschinen die Action aller Dauungswerkzeuge sowol, als auch der Leber und Milz gestört wird. Der große Schade, welchen sich schwangere Frauenzimmer durch die eitle und thörichte Gewohnheit des Schnürens nemlich zuziehen, bestreitet der V. mit aller möglichen patriotischen Wärme und dieses verdient von allen Frauenzimmern gelesen zu werden, weil es in Betracht der Entvölkerung von äusserster Wichtigkeit ist: denn hier opfern sie nicht allein sich selbst ihren eigensinnigen Grillen auf, sondern sie machen auch ihre Leibesfrucht zum Schlachtopfer ihrer Eitelkeit. Man betrachte nur die Weiber auf dem Lande, ist daselbst nicht eine unzeitige Geburt etwas seltnes? Zuletzt von den kläglichen Würkungen, die das Tragen der Schnürbrüste in Betracht des Kopfs nach sich zieht. Ungleich glücklicher, gesunder und dauerhafter sind die Wilden, die Schwarzen, unsere Bäuerinnen, nebst ihren Kindern, denen diese verwünschenswerthe Mode unbekannt ist!

Dr.

Obſervationes chemicae et mineralogicae pars ſecunda auctore *Chriſtian. Ehrenfried Weigel* Medic. Doct. cum Tabulis aeneis. Gryphiae apud Anton Ferd. Roeſe, 1773. gr. 4. 99 Seiten.

Der

Der erste Theil dieser Schrift, welcher zu Göttingen 1771. herauskam, ist von uns zu seiner Zeit angezeigt worden, und der V. will gegenwärtigen zweyten Theil als eine Fortsetzung des erstern betrachtet wissen. Die erste Beobachtung begreift eine Antwort und Widerlegung gegen die Zweifel des Apothekers Well in Wien. (Siehe allgem. deutsche. Bibl. XX. B. St. I. S. 250.) Zu den Versuchen, womit der V. Well's Meynungen zu bestreiten sucht, hat derselbe einen Queckfilberkalch gewählt, welcher durch bloßes Feuer ohne Zuthuung irgend einer Säure gemacht worden. Mit Nordhäuser Vitriolöle diesen Queckfilberkalch überschüttet, wurde weder eine vollkommene Auflösung bewürkt, noch weniger wurde das Quecksilber lebendig. Eben so verhielt sich das englische Vitriolöl. Der Salzgeist machte etwas von diesem Kalche zu lebendigen Quecksilber, das auf der Oberfläche aschgrau geworden. Das Königswasser mit diesem Kalche digerirt, zeigte noch mehr Würkung. Im siebenten und achten Versuche fand der V. die Wahrheit bestätigt, welche der D. Bucholz in Weimar (S. chymische Versuche über das Meyerische acidum pingue S. 91 : 95.) bekannt gemacht, daß nemlich das Schneewasser, wie auch das gemeine Wasser etwas vom Quecksilberkalche oder dem rothen Präcipitate auflösen, wenn beydes vermischt, gehörig digerirt, oder gekocht wird. Diese partiale Auflösung des Quecksilberkalchs schreibt der V. mit Recht der vereinigten Materie des Feuers oder des Lichts zu. Der Salmiakgeist machte nach dem zehenden Versuche binnen fünf Stunden den Quecksilberkalch wieder zu lebendigen Quecksilber. Durch diesen Versuch will der V. beweisen, daß das Quecksilber in der Calcination keinesweges durch die Beraubung eines seiner Bestandtheile, sondern allein durch den Beytritt einer Feuermaterie in eine dichte pulverichte Maße verwandelt werde, und wenn diese Materie (wie z. B. hier durch den Salmiakgeist) wieder weggenommen worden, so erscheine das Quecksilber wieder in seiner laufenden Gestalt, und zwar eben so als wenn es durch eine größere Gewalt des Feuers wieder lebendig gemacht worden wäre.

Die übrigen Versuche mit dem Terpentin, Baumöl und Weingeist, als offenbar ölichten brennbaren und die Revification schon für sich selbst bewürkenden Körpern übergehen wir mit Fleiß.

Der V. bedient sich mit guten Vorbedacht des Wortes Feuertheile, um sich nicht in unnöthige Streitigkeiten weder mit dem Apotheker Well, noch mit den Anhängern der Meyerischen

beschreibt. Bey der Cur derer aus diesen Lastern entsprungenen Uebel, verbessert er vorher die Säfte, und befreyet solche von der vorhandenen Schärfe und Unreinigkeit, ehe er die verletzten und geschwächten Fiebern zu stärken anfängt. Ein Jüngling der durch das Laster der Selbstbefleckung so ausgezehrt war, daß er nicht mehr aufstehen konnte, ward, da er dieses Laster verließ, und das Weißenburger Bad mit verschäumter Kühmilch trank, und dabey nichts als Brühe aus Reiß, Gersten oder Habergrütze, mit etwas weißem Brod einige Wochen lang genoß, wieder völlig hergestellt. Auf ähnliche Art sind noch andere diesem Laster ergebne Jünglinge von dem V. zurechte gebracht worden, denen abführende Mittel, Chinarinde, nahrhafte Brühen, und andere stärkende, und vom Tißot empfohlnen Mittel nichts halfen. Doch dünkt uns 20 Gran Eisenfeilstaub täglich gegeben, für den Magen eines ausgemergelten Jünglings eine viel zu starke Gabe. In der fallenden Sucht hat der V. von der gemeinen Gilgentinktur ausserordentliche Würkungen an verschiedenen namentlich angezeigten Personen, alten und jungen in Spitälern gesehen, die allerdings äusserst bemerkenswerth sind, weil dieses Mittel mit allen gegen diese Krankheit bisher bekannten mit gutem Grunde um den Vorzug streiten kann. Schade, daß man nicht eigentlich wissen kann, was der V. unter Gilgentinktur verstehet, wir bitten den V. hierdurch um die Bekanntmachung dieses Mittels.

So wie der V. die eben erzehlten Laster und ihre Folgen abgehandelt, so fährt er fort von dem allzuwollüstigen und unnatürlichen Essen und Trinken zu handeln, wir wünschten nur, daß es weniger rednerisch und unnöthig weitläuftig geschehen wäre.

Beym letztern Abschnitte vom Ehrgeitze, Geitze, und der Habsucht, werden uns unsere Leser um so mehr entschuldigen Auszüge zu geben, weil wir nicht gerne zu weitläuftig werden mögen.

Or.

Der Gebrauch und Nutzen des Tabackrauchclystiers, nebst zwoen dazu bequemen Maschinen, beschrieben und bey dieser dritten Auflage vermehret von Joh. Gottlieb Schäffer, der W. W. u. A. G. D. der Kais. Ac. der Naturf. und der Churf. Baye-

Bayerischen Ac. Mitgl. Mit zwoen Kupfertafeln. Regensburg, bey Montag und Gruner, 1772. 14 Bog. in 4.

Wir haben der zwoten Auflage dieser nützlichen Schrift, von 1766. schon im V. B. 1. Th. S. 276. mit gebührendem Lobe gedacht. Die gegenwärtige dritte hat ausser einigen kleinen Zusätzen im Texte und den Anmerkungen, noch acht neue Wahrnehmungen mehr als die vorige, wodurch der Nutzen und Gebrauch des Tabackrauchclystiers immer mehr bestätigt und erläutert wird. Ausserdem ist nichts wesentliches verändert.

Hm.

Herrn Preßavins neue und gründliche Abhandlung von den Nervenkrankheiten und den Dünsten oder Vapeurs, nebst der rechten Art sie zu heilen. Aus dem Franz. Nürnberg, bey Schwarzkopf, 1772. 29 Bogen in 8.

Dies Werk ist nicht so gar superficiell, wie die meisten französischen Schriften über die Nervenkrankheiten und Vapeurs. Herr P. hat wirklich seine Materie durchgedacht, und er ist mit der Natur, als ein Beobachter, bekannt. Seine Einleitung, von den wahren Grundsätzen der Animalität verdient fürs erste gelesen zu werden. Die thierische Faser hat nach ihm eine thierische bewegende Kraft, die von den bloß physicalischen und mechanischen Kräften verschieden ist. Allein die will er nicht Reizbarkeit nennen, weil er glaubt, daß sie nicht ohne Ausnahme von einem Reize in Wirkung gesetzt werde. Wie viel oder wenig an dieser Meynung seyn mag, so kannte doch der Herr v. Haller das Factum so gut als Herr Pr. daß sich die Muskelfaser in [illegible]en Umständen zusammenzieht, ohne daß ein äusserlicher [illegible] sichtbar in sie wirke. Allein wer kennt wohl die äus[illegible]n [illegible]e insgesamt, von welchen die mit Nerven durch und [illegible] erfüllten Muskelfasern Reize annehmen, oder nicht? [illegible]n ein zur Ruhe gebrachter Muskel sich von selbst wieder in [illegible]gung zu setzen scheint, so kann der Eindruck der Luft [illegible] Nervenspitzen Reiz genug für ihn seyn, und wenn er in Bewegung fortfährt, obgleich der Reiz, der ihn zuerst [illegible]wegung gesetzt, längst aufgehört hat in ihn zu wirken, [illegible]

die eigene Bewegung des Muskels seinen Nerven reizende Eindrücke geben, die die Bewegung unterhalten: denn daß durch die bloße Bewegung eines Muskels seine Nerven sinnliche Eindrücke erhalten können, erhellet daraus, weil man es in vielen Fällen klar empfindet, wenn sich ein Muskel bewegt. Herr Pr. erkennt es selbst, daß die Reizbarkeit der Muskelfaser bloß von der Einverleibung der Nervensubstanz in sie herrühre. Unmöglich kann er also zweifeln, daß der Muskel durch Eindrücke gereizt werden könne, die sonst auf andre Körper gar keine bewegende Kraft äussern zu können scheinen. Wenn es die Nervensubstanz im Muskel ist, die den Reiz annimmt, und die Muskelfaser regt, so kann sogar das Licht, ein Schall, ein Geruchtheilchen, Reiz genug für einen Muskel seyn, da diese Dinge bekanntermaßen die lebhaftesten sinnlichen Eindrücke in manche Nerven machen. Wenigstens folgt hieraus so viel gewiß, daß Hr. Pr. ohne hinlänglichen Grund urtheilet, es würden manchmal die Muskeln ohne allen äussern Reiz in Bewegung gesetzt, weil kein äusserer Körper sichtbar in sie wirkt, dem er es zutrauete, daß er in ihre Nerven einen sinnlichen Eindruck machen könnte. Wir halten es für gewiß, daß kein Muskel ohne einen sinnlichen Eindruck in seine Nervensubstanz jemals wirklich gereizt wird: aber zuweilen kann dieser sinnliche Eindruck freylich nicht ausserhalb des Muskels, sondern in ihm selbst, oder in seinem Nerven liegen, und so sind, wie bekannt, die Gedanken selbst, durch ihren Einfluß vom Gehirne ab in die Nerven, bey allen willkührlichen Bewegungen reizende Kräfte der Muskeln. Aber auch selbst die von aussen kommenden Reize der Muskeln sind in den meisten Fällen vorhanden, wo es uns scheint, als wären gar keine da. Inzwischen ist hier der Ort nicht, sich hierüber weiter zu erklären, und es beliebt nun ein für allemal dem Herrn Pr. die Reizbarkeit lieber mit dem Namen einer Elasticität der organischen Faser zu belegen, das sie doch gewiß nicht ist, noch jemals seyn kann. Er nimmt auch mit einigen neuern verschiedene Mittelpunkte der thierischen Kräfte im Körper an, z. E. im Herzen, im Zwerchfelle, im Gehirne, in den Gedärmen, allein es fehlt ihm doch überall an recht bestimmten Begriffen, so daß er gemeiniglich so viel als nichts sagt, wo er sich dieser Voraussetzung bedient, um praktische Erläuterungen daraus zu geben. Jedoch wir kommen zum Werke selbst, das in drey Capitel eingetheilt ist, wovon das letzte blos die Vapeurs, das erste und zweyte hingegen die übrigen Nervenkrankheiten zum

Ge-

Gegenstande hat. Wir finden in der Eintheilung und Herleitung dieser Krankheiten eine merkliche Uebereinstimmung mit Lorrys Grundsätzen, den doch Hr. Pr. nie anführt. Er hat eben so, wie dieser, dreyerley Hauptgattungen von Nervenkrankheiten; nemlich eine, die von einer Spannung, eine die von einer Erschlaffung, und eine, die von einer andern nicht genau zu bestimmenden unnatürlichen Beschaffenheit der Nerven herrühren soll. Hätte er doch das Systematisiren in einer Lehre fahren gelassen, wovon wir noch keine Theorie haben! Wie mißlich ist es nicht allezeit, aus solchen streitigen Grundsätzen die Regeln zur Cur herzuleiten. Konnte man sich nicht, wie Whytt, blos an die Erfahrung halten? Was hat die Kunst dadurch wohl etwa bey Whytt verlohren? Haben wir wohl noch bis itzt ein besseres praktisches Werk von den Nervenkrankheiten, als das seinige? Aber wie könnte ein französischer Wundarzt sich wohl so weit erniedrigen, zu sagen: diese Arzney wirkt in dieser Nervenkrankheit, unter dieser Bedingung dies und das, aber wie sie das thue, erkläre ich nicht. Nein, lieber nimmt er die Erfahrung stillschweigends hin, und arbeitet so lange in seiner Theorie umher, bis er ein System gefunden hat, nach welchem nichts anders erfolgen kann, als was er aus der Erfahrung schon weis: und dann erst rückt er mit ihr heraus, und zeiget, wie vortreflich die Erfahrung sein System bestätige, und wie viel durch seinen Scharfsinn die Praxis der Theorie zu danken habe. So wird man es hier häufig finden, wenn man besonders die beyden ersten Theile durchblättert, worinn Hr. Pr. von der Erschlaffung, Erstarrung, Lähmung, von den Schmerzen, vom Eretismus, von den Krämpfen, z. E. der Mundklemme, dem Schielen, dem Halskrampfe der Contractur, dem Priapismus, von der Catalepsie, den Convulsionen, und einigen Arten derselben, von der Epilepsie, vom Herzklopfen, der convulsivischen Engbrüstigkeit, der Nervencolick, dem Schlucken und der Cardialgie, handelt. Wenn man nun alle die theoretischen Sprünge abrechnet, die er so häufig macht, so kann sein Buch für viele Leser noch wohl zu einer ganz brauchbaren Anleitung dienen, um die Art und Weise, nebst den bekannten Hülfsmitteln, kennen zu lernen, wie solche Krankheiten zu curiren sind, obgleich freylich ein schon etwas geübter Arzt überall wenig Neues finden wird, das seine Aufmerksamkeit besonders verdiente, wenn wir jedoch die häufig eingerückten medicinischen Casus ausnehmen, die als Beobachtungen immer ihre Stelle behaupten. Allzu zuversichtlich muß man aber auch selbst seinen prakti-

tischen Sätzen nicht trauen; z. E. wenn er das oft so nützliche Umwickeln der Glieder in Krämpfen verwirft, S. 46. oder seinen seltsamen Mischmasch wider die Epilepsie empfiehlt S. 138. oder die Brechmittel und Purganzen in der Mundklemme für schlechterdings tödtlich erklärt, S. 53. da sie doch von verschiedenen angesehenen Aerzten mit Nutzen verordnet worden sind u. s. w. Ausserdem ist das Werk im Detail zu kurz und zu allgemein für Anfänger, und wir können es also nur eigentlich solchen Aerzten empfehlen, die die angeführten Beobachtungen und allerley von dem V. gethane Vorschläge zu prüfen und zu nutzen wissen. Die praktische Abhandlung von den Vapeurs, im dritten Theile, gilt wohl eigentlich dem jüngern Hrn. Pomme, dessen so vielfältig angefochtenes Werk von derselben Materie schwerlich einem unsrer Leser unbekannt seyn kann. Daß durch des Pomme erschlaffende, anfeuchtende und kühlende Curart die Vapeurs, welche von allzureitzbaren, [illegible] allzusehr gereitzten Nerven entstehn, curirt werden können, [illegible]s kann ihm niemand abstreiten. Allein ist dies die [illegible] eine Curart derselben? und giebt es nicht Vapeurs von [illegible], den vorigen ganz entgegengesetzten Ursachen, wider [illegible] die obigen Mittel nicht nur ohne Nutzen, sondern gar [illegible] Schaden und zur Vermehrung des Uebels verordnet werden würden? Dies ist es, was Hr. Pr. im dritten Kapitel untersucht und bekräftiget, und wir müssen gestehn, daß er uns in dieser Untersuchung vorzüglich gefallen hat. Er urtheilt mit vieler Einsicht, belegt seine Sätze mit Beobachtungen, und macht davon einen sehr lehrreichen Gebrauch. Die Uebersetzung dieses Buchs ist eben nicht die beste: doch läßt sie sich lesen.

Gz.

Franc. Jacobi, M. D. Descriptio methodi Mercurium sublimatum corrosivum tutius copiosiusque exhibendi. Monasterii Westphalorum, sumptibus Perrenon, 1772. 1½ Bogen in 8.

Herr J. nahm wahr, daß gewisse Pillen, die man unter dem Namen pillularum majorum Hofmanni häufig verordnete, von ungemein guter Wirkung waren. Er erkundigte sich daher bey dem Herrn Leibarzte Hofmann zu Münster nach der Zusammensetzung derselben, und dieser theilte ihm die Vor-

schrift

schreibung in einem Sendschreiben mit, das er hier übersetzt liefert. Da der Merc. Sublim. in allen sonst bekannten Formen oft unerwartete und widrige Wirkungen äusserte, die er hauptsächlich von seinem abscheulichen Geschmacke herleitet, so war er genöthigt auf eine andre Form zu denken. Nach einigen Versuchen fand er diese. Er lösete ein Quentlein Mercurii sublim. in genugsamen Wasser auf, befeuchtete mit diesem Wasser zehn Quentlein Semmelkrumen, und machte daraus Pillen, deren zehn einen Gran Merc. subl. enthielten. Von diesen Pillen werden täglich dreymal, nemlich früh, gegen Mittag und Abends, jedesmal drey bis fünf Stück, doch früh Morgens ein Gran weniger, mit Thee oder Caffee, mit, oder ohne Milch, bey der bekannten Diät, und ohne daß Purganzen dazwischen nöthig wären, genommen, und so wirkt der Mercur. subl. gemeiniglich ohne alle Beschwerlichkeit. Einige haben die Dosin dieser Pillen so sehr überschritten, daß sie in einem Tage vier Gran Mercurii verschluckt haben, ohne davon Ungelegenheit verspürt zu haben. Das wäre nun freylich von dieser heftigen Arzney in keiner andern Form zu hoffen. Herr H. erklärt die gelinde Wirkung des Merc. in dieser Form hinreichend, und streut noch sonst einige kleine Anmerkungen mit ein, die diesen nützlichen Aufsatz noch lesenswürdiger machen. Daß er, wie ersichtlich, eigentlich ein Geschenk des Herrn Hofmann, und Herr Jacobi nur der Herausgeber sey, ist, um des Titels willen, billig zu erinnern.

Hm.

Der Arzt für Brunnengäste zu Hause und bey der Quelle. Hamburg, bey Berth, 1771. 16 Bogen in 8.

Wie dies Buch zu dem Titel, oder dieser Titel zu dem Buche gekommen, wissen wir nicht. Wir vermutheten eine Diätetick in der Anwendung auf Leute, die sich eines Gesundbrunnens bedienen wollen. An deren Statt finden wir drey ziemlich unbeträchtliche Aufsätze. Die ersten sind zwey Capitel aus der gemeinen Diätetick, nämlich von der Leibesübung, und von den Speisen und Getränken, worinn wir nichts, das sich vom gewöhnlichen auszeichnete, gefunden, es möchte dann der, S. 177. wie es scheint, nur zur Lust oder zur Probe unternommene Beweis seyn, daß man die Hauptmahlzeit nicht des Mittags, sondern Abends halten müsse. Uebrigens sind es die schon so oft gesagten Lebensregeln, ohne die geringste

An-

Anwendung auf die Brunnentrinker, mit häufigen Stellen aus dem Hippocrates, Galen, Plinius, und lateinischen Dichtern belegt, und mit kleinen Anekdoten aus der Geschichte der alten Weltweisen aufgestutzt; nicht schlecht geschrieben, aber in Fuldaer Deutsch. Wir sehn nemlich aus dem dritten Aufsatze, der eigentlich nur eine Anpreisung des Fuldaischen Brückenauer Gesundbrunnen ist, daß der V. daselbst Brunnenarzt sey, und schon 1767. eine umständliche Nachricht davon herausgegeben habe, die uns nicht zu Gesichte gekommen.

Abhandlung vom Caffee, aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert; nebst einer Nachricht von der Cichorienwurzel, von Fr. Gerh. Constantini, d. A. D. und Praktikus in Hameln. Hannover, bey Försters Erben, 1771. 11 B. in 8.

Die hier übersetzte fast schon vergessene Schrift des la Roque, die seiner arabischen Reisebeschreibung angehängt ist, sollte eigentlich eine Recension der ersten und einiger folgenden Schriften vom Caffee heissen, aus deren Auszügen einigermaßen eine Geschichte dieses Getränks erwächst, die nicht unangenehm zu lesen ist. Hr. C. hat den Text mit einigen Anmerkungen versehn, die größtentheils medicinisch sind, und die Schädlichkeit des Caffee aus seinem Oehle, das die Nerven schwächt, herleiten. Hierinn hat er wohl Recht, aber seine Anmerkungen sind oft zu langweilig und gedehnt. Am Ende triumphirt er über den Cichoriencaffee, und hofft, daß dieser bald den schädlichen Caffee verdrängen werde. A la bonne Heure!

Herrn Tissots Anweisung, wie man sich bey grassirenden und ansteckenden Krankheiten, als Pocken, Masern, hitzigen, faulen, bösartigen und Wechselfiebern 2c. zu verhalten. Ohne Druckort und Verleger, 1771. 6 Bogen in 8.

Ein bloßer Nachdruck der hier genannten Artickel aus dem Avis au peuple.

Gz.

Theo-

Theophilus von Bordeu, Mitglied der medic. Facultät zu Paris und Montpellier, von dem schleimichten Gewebe oder dem zellichten Werkzeuge und einigen Brustkrankheiten. Aus dem Französischen übersetzt. Wien und Leipzig, bey Gräffern, 1772. $12\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

So entbehrlich uns itzt der vordere Theil dieser Abhandlung des Herrn B. vom Zellgewebe wäre, wovon man schon so vieles in bekannten Schriften besitzt, so würde man doch immer den letztern praktischen Theil nicht unrecht in Deutschland bekannter zu machen suchen, da er zu vielen wichtigen Reflexionen über die Curarten von allerley, besonders inflammatorischen Krankheiten, Veranlassung giebt. Allein schwerlich wird jemand gelüsten, das was Bordeu gesagt hat, aus dem elenden Deutsch des stümperhaften Uebersetzers heraus zu buchstabiren. So wie er den thierischen Leim S. 33 mit einer kälbernen Gallerte vergleicht, könnte man auch kälberner Kopf! sagen.

Hm.

S. A. D. Tissot rc. rc. von der Gesundheit der Gelehrten und anderer Leute, die bey ihren Geschäften wenige Bewegung machen. Aus dem französischen. Augsburg und Innsbruck, bey Wolff, 1771. 13 Bogen in 8.

Es ist die schon 1768. zu Leipzig bey Müller herausgekommene Uebersetzung, die von uns im II. B. 2 Th. S. 232. recensirt worden, mit der ungeschliffenen Vorrede.

Ernesti Jeremiae Neifeldii, M. D. S. R. Polon. Consiliarii aulici, et A. N. C. Socii, Ratio Medendi morbis circuli sanguinei, monumentis praestantissimorum Medicorum tum veterum tum vel maxime recentiorum superstructa. Vratislaviae, imp. Kornii Sen. 1773. 1 Alph. 9 Bogen in gr. 8.

Ein Werk in Ludwigs Geist und Art, dessen Schüler Herr N. ist. Er schreibt es für angehende Aerzte, denen er die Theorie und Curart der Krankheiten deutlich macht, wobey man wohl sieht, daß er die Schriften der neuern Aerzte genutzt hat. Zu diesem Zwecke ist das Buch gut, weiter aber erstreckt sich auch sein Werth nicht. Herr N. handelt die Krankheiten in Ludwigs Ordnung ab, und fängt also mit denen an, die dieser allgemeine nennt, wohin zuerst die gehören, welche den Umlauf des Bluts betreffen, und welche dieser erste Theil allein in sich hält. Im nächsten Theile sollen die Morbi circuli serosi atque nervosi laticis folgen. Itzt ist in dreyen Kapiteln die Rede von den Fiebern, von den Entzündungen und von den Blutflüssen. Ueber anderthalbhundert Recepte und ein Register beschliessen diesen ersten Theil. Wir haben einige der wichtigsten Artickel ganz durchgelesen, worauf wir unser obiges Urtheil gründen, übrigens haben wir nichts gefunden, wodurch sich das Werk so auszeichnete, daß es einer ausführlichen Anzeige bedürfte. Die traurigen Schicksale des V. die er in der Vorrede erzählt, geben seinem Eifer und Fleiße, sich jungen Aerzten nützlich zu machen, einen besondern Werth, und erregen in jedem menschenfreundlichen Herzen den Wunsch, daß ihn die Früchte seiner Arbeitsamkeit für das Erlittene reichlich entschädigen mögen.

Gz.

Herrn Jos. Habermanns M. D. Abhandlung von unschädlichen Begräbnissen und den nachtheiligen Beerdigungen der Todten, in den Kirchen und Städten. A. d. latein. übers. Wien, bey Krause, 1773. 142 S. in gr. 8.

Die Abhandlung hat, auf Veranlassung der Kaiserinn, mehr Beziehung auf Wien, allein sie ist so gut und gründlich geschrieben, daß wir sie allen in die Hände wünschen, welche die medicinische Policey zu verbessern, Ansehen und Vermögen haben.

J. M. A. Iagemann — circa annos 1770-1772. liber epidemiorum de acuta passim epidemica febre. Erford. 1772. Weber, 94 S.

Ein

Einer der guten Beyträge zur Kenntniß der merkwürdigen Epidemie, welche wenig Provinzen von Deutschland verschont gelassen hat. Das Fieber war, nach dieses V. Beobachtung, offenbar remittirend, von fauligter Art — ansteckend, und der Zunder desselben allezeit im Unterleibe. Nonnen und Mönche wurden nicht angesteckt, so lange sie in den Klöstern blieben. Des Verf. Mittel sind, ausser der Entfernung politischer und moralischer Ursachen, gröstentheils ausleerend.

Sr.

Phil. Ambros. Marherr, M. D. Profess. Institut. Medic. in Univers. Prag. — Praelectiones in *H. Boerhaave* Institut. Medicas. Cum Praefat. Cranzii Tom. I. II. III. Vienn. et Lips. apud Rud. Graeffer, 1772. 5 Alph. 5 Bog. in gr. 8.

Es sind dieses die Vorlesungen so wie sie der verstorbene M. über Boerhaav's Institutionen, nemlich bis zu Ende der Physiologie, wirklich gehalten hat. Man hat sie nach seinem Tode herausgegeben, und wir wissen nicht ob er selbst die letzte Hand dran gelegt hatte. Der Stil ist ungekünstelt und leicht, der Vortrag deutlich, nur zuweilen fast zu ausführlich. Auf sieben langen Seiten finden wir dargethan, daß die ersten Menschen schon Krankheiten unterworfen gewesen wären, obwol die älteste Geschichte davon nichts erwähne. Da ist noch immer der den Deutschen so oft von Ausländern vorgeworfene pedantische Hang, alle Lücken ausfüllen zu wollen, auch da wo diese Vollständigkeit thöricht ist; der Hang dem Reimann folgte als er seine Gelehrtengeschichte im Paradise anfing, und der bey der Untersuchung: ob Adam und Eva auch Nabel gehabt haben? mit zum Grunde lag.

Die älteste fabelhafte Geschichte der Medicin ist ziemlich weitläuftig abgehandelt, und man erwartet daher leicht, daß die bekannten Anecdoten vom Hippopotamus und vom Vogel Ibis nicht vergessen sind, von deren jenem die Aerzte das Aderlassen, von diesem aber die Kunst Clystire zu geben (die er jedoch mit seinem Munde, nemlich mit dem Schnabel beybringt) gelernt haben sollen.

In den eigentlich medicinischen Materien zeigt sich der Verf. mehrentheils als einen Mann der selbst denkt und der

mit den neuern Aufklärungen wohl bekannt ist. Eine Meynung von der er überzeugt ist, behauptet er immer mit Wärme, und wird manchmal hart gegen die, welche anders denken. Dem frühern Commentator eben dieser Institutionen, dem von Haller, begegnet er zuweilen etwas unglimpflich, doch giebt er oftmals zu, daß er Verdienste habe; er bestreitet vielfältig dessen Behauptungen, und wir bekennen, mit sehr ungleichem Glücke. So hat er, zum Beyspiel, offenbar Recht gegen Hallern anzunehmen, daß das Blut durch die Lungen geschwinder umlaufe als durch die übrigen Theile des Körpers; sein Beweis ist mathematisch und unwiderleglich (Tom. II. S. 170.) Manchmal aber können wir ihm weniger beypflichten, zumal wenn er, wie es hin und wieder geschieht, chimänos wird. Zuweilen zieht er Hamberger's Lehrart der Haller'schen vor, und obwol er hin und wieder sich gut genug über die Anwendung der Gesetze der Physik auf den thierischen Körper erklärte: so dünkt uns doch er vergesse zuweilen, daß ein wirksames Etwas (principium actuosum) im lebenden Körper sey, daß sich unter die uns bekannten Gesetze der Physik nicht bequemt.

Im Ganzen ist dieses Werk in seiner Art lobenswerth, und wir können mit Hn. Cranz, in dessen kurzen emphatischen Vorrede, den frühen Hintritt dieses als Lehrer nützlichen Mannes beklagen, der sein Schüler war.

XX.

Beweis der Möglichkeit, daß einige Leute lebendig können begraben werden, nebst der Anzeige, wie man dergleichen Vorfälle verhüten könne. Von J. P. Brinckmann, der Arzneygelahrtheit Doctor. Düsseldorf, Cleve und Leipzig, bey J. G. Baerstecher, 1772. 232 Seiten in 8.

Dieser brauchbare Aufsatz ist in fünf Hauptstücke abgetheilt. Der erste Abschnitt liefert eine zusammenhangende Beschreibung des thierischen Lebens, und der V. holt alle mögliche physiologische Gründe anbey, um seine Beschreibung vollständig und geltend zu machen. Die abgebrochenen Sätze von der Theorie unsers Lebens will derselbe nur dazu angewendet wissen, um einigermaßen die Erklärung von der Möglichkeit zu geben, daß einer, der für tod gehalten würde, würklich wieder zum Leben gebracht werden könne. In dem zweyten Haupt-

Hauptstücke wird eben dieser Gegenstand abgehandelt. Das dritte Hauptstück ist fast blos historisch, und bestehet aus abgebrochenen kurzen Geschichten von den verschiedenen Fällen, in welchen Menschen für tod gehalten werden können, die doch leben. Erstlich werden aus den alten Schriftstellern Beyspiele beygebracht, daß Leute in einem langen todtenähnlichen Schlaf verfallen, und hernach wieder lebendig worden sind, wie Pausanias, Plinius u. a. mehr erzehlen. Freylich lauft hier manche Fabel mit unter. Ein solcher vermeintlicher und wahrscheinlicher Tod kann von äusserlichen und innerlichen Ursachen entstehen, wie z. B. bey Ertrunkenen, Gestürzten u. dergl. oder auch bey denen, welchen eine Kanonenkugel nahe am Kopfe weggegangen. Beyspiele von Erwürgten, Ersticken, vom Blitzgerührten, Erfrornen, Verbluteten, gehören auch hierher.

Die Mittel, solche vermeintlich todte Personen wieder ins Leben zurück zu bringen, sind sehr verschieden und gehören für den Arzt, und davon handelt das vierte Hauptstück. Denn bald hilft das Einsprützen von warmen Wasser in die Droßelader, bald Brechmittel, reitzende Klystiere, Lufteinblasen, Tobacksklystiere, Aderlässen u. dergl., welche und wie solche in allen diesen besondern Fällen anzuwenden sind, von dem verehrungswürdigen Altonaer Arzte Herrn Hensler hinlänglich beschrieben worden. Ein kurzer Auszug aus nurbelobten Schriftsteller ist von dem V. mit beygebracht.

In dem fünften Hauptstück wird ein Wort mit den Obern im Volke geredet, und ihnen triftig vorgestellt: mehr Sorgfalt über einen für die Bevölkerung so wichtigen Gegenstand anzuwenden. Leider! werden die Anstalten, welche zu der Menschen Gesundheit und deren Erhaltung gereichen, größtentheils verabsäumet, und dieses sollte doch gleichwol in einem wohleingerichteten Staate das Hauptaugenmerk seyn. Ungeachtet schon die besten unserer Aerzte über diese betrübten Mängel laut geprediget haben, so bleibt es doch noch immer beym Alten. Es ist unglaublich, wie in unsern aufgeklärten Zeiten dieser Gegenstand so gewissenlos verabsäumet wird. Noch thut der V. zuletzt einen Ausfall auf die Quacksalber, und beruft sich auf die Schriften der Herren Zimmermann, Tissot, Baldinger u. a. m.

Dr.

Joachim Friederich Henkels, Medicinae und Chirurgiae Doctoris, Medicinae Practici, Chirurgi, Operatoris und Membri Academiae Chirurg. Parisiensis Abhandlung von der Geburtshülfe, zum besondern Gebrauch der Hebammen, auch Gebährenden und anderer die sich hiervon unterrichten wollen. Mit Kupfern. Berlin, bey Friedr. Wilh. Birnstiel, 158 Seiten in 8.

Mit Auslassung der zum Nachlesen angeführten Schriftsteller, auch nicht mit lateinischen Kunstwörtern durchflochten, das ist: in einer etwas weniger gelehrt scheinenden, dafür aber im Drucke sich besser ausnehmenden Gestalt, erscheint hier etwas mehr zusammengezogen, unter einem umgedruckten Titelblatt des H. V. erste Abhandlung von der Geburtshülfe, (Sie kam 1761. zum erstenmal und 1770. zum andernmal in Berlin heraus) die nichts anders war, als was diese ist, nemlich: Röderers verdeutschtes Compendium der Geburtshülfe. — Der ganze Unterscheid besteht darinn, daß diese Abhandlung (laut der Zueignungsschrift) im Jahr 1767. abgedruckt ist, und daß der Herr Verf. hier immer von Hebammen redet, wenn er dort von Geburtshelfern sprach; dort sehen wir das Röderersche Geburtsbette, hier sehen wir das Henckelsche. —

Joachim Friederich Henkels, Med. et Chir. Doctor. et Practic. Berolin. Professf. Chir. et Artis Obstetric. Chir. Primar. Reg. Nosocom. Charit. Operat. Sereniss. Princip. Haereditar. Pruss. a Consil. Med. Acad. Caesar. Leopold. Carolin. Nat. Curior. et Academ. Chirurg. Paris. Membri. Abhandlung von der Geburtshülfe zum Gebrauch bey seinen Vorlesungen in der Hebammenschule. Mit Kupfern. Zweyte und verbesserte Auflage. Berlin, gedruckt bey Friedr. Wilh. Birnstiel, privil. Buchdr. 1774. (162 Seiten in 8.)

Der H. V. hat diese Abhandlung, welche er für dasmal dem Herrn Professor Stein dedicirt, von Wort zu Wort von der eben angezeigten ersten Ausgabe abdrucken lassen. Nur vorn

vorn ist sie mit dem H. V. selbst im Bilde, und hinten mit einem einzigen Schlußparagraphen vermehrt. Verbessert ist sie gar nicht; denn sonst wäre unter andern weder §. 135. der hart in die Ohren fallende Ausdruck des Hebebaums, noch auch §. 192. eine Stelle stehen geblieben, die wir, da uns die Gelegenheit dazu wieder ganz neuerdings gegeben wird, nicht länger unangemerkt lassen können. Sie ist in der praktischen Anwendung dem Leben des Kindes allzunachtheilig, als daß sie nicht hier zur Warnung ganz ausgezeichnet zu werden verdiente. „Damit aber das Kind (heißt es) indem man die „Lösung des Kopfs (in der Fußgeburt) befördert, von der „gedruckten Nabelschnur indessen nicht sterbe, soll man, ehe „man am Kopf arbeitet, die linke Hand unter der Brust des „Kindes nach Anleitung des heiligen Beins zum Gesicht des „Kindes befördern; man soll zwey Finger in den Mund bis „nach hinten hinein bringen, die Zunge niederdrücken, die „Theile hinten reizen und den Schleim herausnehmen, der„gestalt werde der innere Mund sowol für den Durchgang der „Luft gereiniget, als zum Athemholen angereizt: damit die „Luft besser zum Munde komme, soll die hineingebrachte Hand „die Mutterscheide zurück drucken, und so bald das Kind „Luft geschöpft, soll man die Lösung des Kopfs anfangen.„ Das wäre ein vortreflicher Handgriff, wenn er für die Erhaltung des Lebens vom Kinde sicher und zuverläßig wäre; aber, ob auf solche Weise viele Kinder gerettet, oder nicht vielmehr dadurch getödtet worden sind? der Recensent, der diesen Handgriff nie versuchen und sich vom letztern a posteriori nicht überzeugen mag, der übrigens aber aus eigener Erfahrung nur allzuwohl weis, wie manches Kind in der Fußgeburt noch hier zuletzt beym besten Manuel das Leben lassen muß, wenn die Lösung des Kopfs nicht fertig von statten geht, mag sich auch mit Widerlegung dieses den Tod schlechterdings befördernden Satzes auf keine Weise abgeben, sondern will die Stelle in seinem Exemplar lieber ausstreichen, und diejenige dafür hinsetzen, die ihm ohnlängst sein Freund (auch ein Geburtshelfer) zuschrieb. Sie passet hierher und lautet also: „Um aber „die Wendung oder die Fußgeburt für das Leben des Kindes „immer weniger gefährlich zu machen, rathe ich aus überzeu„gender Erfahrung, seine Zuflucht bey schwieriger Lösung des „Kopfes, nach zweymal vergeblich gemachten Versuch, ohne „weitern Zeitverlust zur Zange zu nehmen, und es nicht auf „den dritten Versuch ankommen zu lassen: denn der dritte „Handversuch ist dem Leben des Kindes so gefährlich, als der

 „vierte,

„vierte, wenn er mißlingt, tödtlich ist.„ Kunstverständige mögen diesen Satz auf jenen vernünftig anwenden; Sie mögen sie mit einander vergleichen, darüber urtheilen und schließen. Inzwischen ist es zu bewundern, wie jene verderbliche Handgriffe noch durch alle Ausgaben des Rödererschen Lehrbuchs ungestraft fortgepflanzt worden. — In einer vorgesetzten kurzen Nachricht sagt uns übrigens H. H., wie ihm die Berliner Hebammenschule, welche durch seine Veranlassung im Jahre 1751. gestiftet worden, dermalen anvertraut sey.

Im.

Kurzer Unterricht von der gegenwärtigen ungekünstelten Methode, die Blattern einzupfropfen.

— Tamen ad mores natura recurrit
Damnatos; fixa et mutari nescia.

Iuvenalis.

Bremen, 1773. bey Cramer, 84 Seiten in 8.

Der Verfasser (H. L. P. Schröter zu Bassum) bestätigt den Nutzen der Gatti-Waglerischen Methode, die allerdings wegen ihrer Einfalt einen Vorzug vor andern verdient, aber die S. 21. angeführten Vortheile 2. 3. 5. 6. der Erfahrung nach, doch nicht in allen Fällen zeigt, auch eigentlich nicht Gatti zum Erfinder hat, wenn man den unbedeutenden Umstand, das Gift an der Hand beyzubringen ausnimmt, sondern, — welches noch mehr zur Empfehlung derselben dienen sollte, die Familie der englischen Quacksalber Suttons, die allmählig durch Dimsdale's Gelehrsamkeit besser eingekleidet und besser vorgetragen worden, und denen man die eigennützige Absicht, ihr Nostrum an den Mann zu bringen, nach ihrem Stande nun einmal nicht verübeln konnte.

Eine eben so gemeinnützige Absicht als die eben genannte Schrift hat auch folgende:

Die Blatterimpfung erleichtert und hiemit den Müttern selbst übertragen von Joh. Georg Eisen, P. zu T. im Jahr 1773. Riga, 1774. 24 S. in 8.

Der H. Pastor Eisen hat das große Verdienst, ausser England der erste zu seyn, der dem Landmann dies wohlthätige Geschäfte nicht nur prediget, sondern selbst ihn auch

Hand

Hand anlegen lehret, und dadurch eines der größten Hindernisse aus dem Wege räumet, das den armen Landmann von dieser und — fast allzeit von einer jeden andern medicinischen Hülfe, zurückhält, — das ihn nach dem ersten zu gehen bestimmt, bey dem der gute medicinische Rath nicht theuer ist. Gleich nachher als Dimsdale zu Petersburg inoculirt hatte, machte der V. sein eignes und seiner beyden Küster Haus in Liefland zum Hospitale, weil aber dieses dennoch zu umständlich ist, und der V. wohl nicht viele Nachfolger bey seinen Amtsbrüdern finden möchte, so will er die Einpfropfung den Müttern selbst übertragen, und thut dazu sehr begreifliche Vorschläge, größtentheils von Gatti und Wagler entlehnt, und der Armuth am Gelde und Verstande gemäß; er hat es auch schon so weit dadurch gebracht, daß die Mütter jetzt ungezwungen Materie fodern. Wenn die Wahl frey ist, so ziehet er aus vielfältiger Erfahrung das Alter von 4 bis 20 Wochen vor. Schon vor 20 Jahren versuchte er die Einpfropfung bey seinen eignen Kindern, als sie im Lande noch ganz und gar unbekannt war, und setzte sich über die Vorurtheile und Vorwürfe hinaus. Das Exempel reitzete allmählig mehrere.

Fortsetzung von der erleichterten und den Müttern selbst übertragenen Blatterimpfung. Riga, 1774. 36 Seiten in 8.

Hier erkläret sich der würdige Geistliche mehr für das Waschen der Stirne mit kalten Wasser, als für die äussere freye Luft, welches letztere allerdings bey schlechten Wetter viele Unannehmlichkeiten hat. Die ersten 130. glücklich inoculirten waren sonst lauter Säuglinge vom 14tägigen Alter an. Nachher starb von 167. andern wieder kein einziges. Man muß gestehen, daß Erscheinungen dieser Art, wo ein Mann mit so wenigem Eigennutz sich des gemeinen Besten annimmt, blos aus Liebe zur Wahrheit und zum Nächsten sich allenfalls dem Tadel vieler unvernünftigen aussetzet, (ein public Spiriteo Man, wie es die Engländer vortreflich ausdrücken) selten sind, und um desto größern Dank verdienet dieser verehrungswürdige Prediger, dessen zuerst genannte nur anderthalb Bogen starke Schrift zuverläßig mehr Nutzen stiftet als vielleicht die Hälfte aller von Krünitz verzeichneten

Bücher, und die wir daher wünschen möchten, in allen Cas lendern abgedruckt zu sehen.

Pd.

---

4. Schöne Wissenschaften.

An den Hn. Conrad Arnold Schmid, von Johann Arnold Ebert, 1772. im May. Braunschweig, in der Fürstl. Waysenhaus-Buchhandlung, 47 S. in 8.

Der achtzehnte May 1774. Seiner geliebten Ehegattin Louise Antoinette Henritte geb. Gräfe gewidmet von J. A. Ebert. Braunschw. 1774. 32 Seiten in 8.

Zwey ganz niedliche, in leichter anakreontischer Versart, und in Form poetischer Briefe abgefaßte Gedichtchen, wodurch der berühmte Uebersetzer des ernsthaften Young, sein herannahendes Alter etwas aufzuheitern gesucht, und ein Beyspiel gegeben hat, wie man den erhabenen Verfasser der Nachtgedanken verehren könne, ohne eben bey den Spielen einer kleinen tändelnden Muse mit Verachtung vorüber zu gehen. Einige Stellen, besonders in dem zweyten an seine Ehegattin gerichtetem Gedichte, enthalten ungemein schöne Gedanken in einer leichten Versification: andere sind etwas matt, und oft nur durch den Reim von bloßer Prose unterschieden. Vormals, sagt er unter andern, da es darauf ankam, das Herz meiner Freundin für mich einzunehmen, redete ich nur

die schminkelose
Natürliche treuherz'ge Prose,
So wie die alte Freundschaft spricht.

Nun aber, fährt er fort

— ist für meine Liebe
Der Freundschaft Sprache viel zu schwach,
Nun geb' ich ihrem starken Triebe,
Der Lieder heischet, willig nach.
O gäbe sie dem Trieb' auch Schwingen!
Dann würde mir ein Lied gelingen,

Hoch

Hoch über diesem, das vielleicht
Zu sehr schon jener Prose gleicht,
Zu nah schon an der Erde schleicht,
Und das die Kälte später Jahre
Noch mehr verräth, als graue Haare.

C. Blums Idyllen. **Berlin, bey Christian Friedrich Himburg, 1773. 94 S. in 8.**

r. Blum, der schon vorher durch die Bekanntmachung sei- r lyrischen und vermischten Gedichte sich als ein hoff- olles poetisches Genie angekündiget hatte, fährt rühm- fort, sich des erhaltenen Beyfalls durch Fleiß und An- engung, immer mehr und mehr würdig zu machen. Auch Idyllen sind nicht bloß ein Beweis von seinen dichteri- en Fähigkeiten, sondern sie zeigen uns auch einen Mann, das Studium seiner Muttersprache und des mechanischen eils der Poesie, nicht, wie die mehresten angehenden Dich- , nur im Vorbeygehen, sondern ernstlich getrieben hat. besonders den Bau der poetischen Perioden und den dar- entstehenden Wohlklang betrift: so glaubt der Recensent Sache nicht zu viel zu thun, wenn er Hn. Blum, in etrachtung, auf der Stuffenleiter deutscher Dichter, st nach Ramlern, diesen unübertroffenen Meister in der nik der lyrischen Dichtkunst, folgen läßt. Zum Be- , und statt einer weitläuftigen Beurtheilung überhaupt, der Anfang der zwoten Idylle, Rosalia, dienen:

So bist du nun die Meine,
Rosalia?
Seit ich umsonst dich zu besitzen brandte,
Kam mir der Winter siebenmahl zurück;
Und doch mit jeder neuen Sonne wuchs
Mein zärtliches Verlangen, wuchs mein Kummer.
Zwar kränzte jedesmal der Lenz
Mit schönern Blumen diese Quelle;
Allein, von Thränen finster,
Sah sie mein Auge nicht.
Im tiefsten Hain, der unbepfadet
Des bangen Wildes dunkle Freystadt war,
An eines Baches Schleuse,

Der ächzend über Wurzeln rann,
Fand ich für meinen Harm *allein* Erleichterung.

Der im letzten Verse angemerkte Uebellaut, der aus dem doppelten, gleich auf einander folgenden *lei* erwächst, muß dem leisen Gehör unsers Verfassers entwischt seyn. — Nun folgt eine Anrede an die Götter, worinn der unglückliche Schäfer sich einen schnellen Tod erfleht, die sich mit folgender sehr schönen Stelle schließt:

Ihr gebt mir nicht, ihr guten Götter,
Den Tod, um den ich bat?
Wohlan, gebt meinem Flehn, gebt meinen heissen Thränen
Rosalien! War irgend eures Anblicks
Ein Schauspiel werth, so wars ein glückliches
Erkenntliches Geschöpf, das voll Gefühls hinauf
Zum Himmel blickt, und euch mit Thränen dankt;
Und danken will ich euch (erhört ihr mich,
Schliess' ich Rosalien dereinst in meinen Arm)
Mit meinem ganzen Leben danken, danken
In allen meinen Liedern.
Was meine kleine Flur vermag
Will ich euch willig opfern.
Ich schone nicht des Lammes, das an Weisse
Den frischen Schnee beschämt,
Ich schone nicht des breitgestirnten Stiers,
Der schon die Lieb' in allen Adern fühlt.

Del.

Gedächtnißschrift auf Christiane Charlotte Gottliebe von Bismark, gebohrne von Schönfeldt; von Carl Alexander von Bismark. Stendal, bey D. C. Franzen, 1773. 80 Seiten in 8.
— Dasselbe, neue Auflage. Brandenburg, bey Halle, 1774. in 8.
— Dasselbe, neue Auflage. Berlin, in der Realschule, 1774. in 8.

Die

iese kleine Schrift, welche aus einem von zärtlicher Weh-
muth ganz aufgelösten Herzen und aus einem wohlge-
bildeten Verstande geflossen ist, verdienet unter den wenigen
Biographien, deren unsere Litteratur sich rühmen darf,
ausgezeichneten Plaz zu erhalten. Eine affectvolle
des Herzens, ohne panegyrischen Schwulst; unge-
ne Ergiessungen wirklicher Empfindungen, ohne Perens
bange, stockende Klagen eines bis in den Tod be-
en zärtlichen Mannes, bey dem frühzeitigen Grabe
einer würdigen Gattin, ohne unmäßige Gebehrden, ohne
isches wimmere; edle tugendhafte Gesinnungen in ein
einnehmendes Kleid gehüllt, ohne Praleren;
, religiöse Erhebungen des Herzens zu der Quelle alles
, ohne schwärmende Scheinheiligkeit — lauter Ei-
ften, welche dieser kleinen Gedächtnißschrift vor hun-
t andern sogenannten Denkmälern, Ehrengedächtnissen,
moriis virorum, und Leichenpredigten einen ausnehmen-
Vorzug geben, und welche hier um desto höher geschätzt
werden verdienen, da der Hr. Verfasser derselben kein schul-
chter Litterator, sondern ein Mann ist, welcher sich seiner
Geburt durch selbst bewerkstelligte Cultur des Verstan-
des würdig zu machen gesucht hat. Er hat keinen Schmuck
des Styls gesucht, aber seine nachdrucksvolle rührende
Schreibart, sollte viele sogenannte Gelehrten beschämen,
die Nachdruck und Rührung suchen, und nicht zu erreichen

Mr.

kann die Seele durch das Studium der schönen
ssenschaften und Künste zum wahren Guten ge-
et werden? betrachtet August Fried. Böck,
rof. der Philos. zu Tübingen. 1771. 4 Bogen
Quart.

ne akademische Schrift, welche ihr Thema gar nicht
lich ausführt. Besonders hätte der Einfluß jeder
nen Wissenschaft auf das Herz mehr auseinander
werden mögen. An historischen Beweisen fehlt es auch.
rt ist sonst anständig, und lebhaft.

Briefe

Briefe zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn von Stande. Fünfter Theil. Leipzig und Breßlau, bey Meyer, 1771. 21 Bogen in 8.

Dieser Theil ist uns vorzüglich lehrreich vorgekommen. Die ersten Briefe enthalten einige Anmerkungen über die verschiednen Arten der epischen Gedichte. Die Eintheilung ist gut; doch hätten wir hier dem V. mehr Scharfsinn gewünscht, diese Materie philosophischer auszuführen. Die folgenden Briefe sind viel anziehender; denn es ist Hn. D. Sache feine geschmackvolle Anmerkungen über Schriftsteller die er vor sich hat, zu machen, und hier hat er einige, worüber ihm nicht so viel gutes gesagt war. Die Kritick über den Silius Italicus, besonders seine Maschinen und die Vergleichung seiner Charaktere mit den livianischen (III - IX. Brief) gefällt uns vorzüglich. Petronius Bürgerkrieg. (X. Br.) Lukans Pharsale. (XI - XV. Br.) Man lernt hier dies Gedichte aus einem neuen Gesichtspunkte in Ansehung des Zwecks den der Dichter vor Augen hatte, betrachten. Hr. D. gebraucht diesen Gesichtspunkt sehr wohl, die Charaktere des Lukan deutlicher zu zeigen. Ovids Verwandlungen XVI. und XVII. Br.) Beydes die Fehler und die überschwenglichen Schönheiten dieses Dichters werden gut auseinander gesetzt.

Briefe zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn von Stande. Sechster und letzter Theil. Leipzig und Breslau, bey Meyer, 1773. 1 Alph. 17 Bogen in 8.

Dieser Theil enthält zuerst die Satyre, und es werden einige von Horaz, Juvenal, Persius, Boileau, Rochester, Pope, Churchill, Young, Haller, Young und Cronegk analysirt. Michaelis, der so viel in der Satyre versprach, wird übergangen.

Der zweyte Abschnitt begreift die komische Epopee. Diese ist zwar schon im ersten Theile da gewesen, allein weil der V. diesen ganz umgearbeitet herausgegeben hat, so rückt er hier den Theil vom komischen Heldengedichte einer bessern Ordnung, halber ein. Wir finden die Kapitel von Boileau und Garth umgearbeitet, doch mehr in Absicht auf den Vortrag als auf die Sachen. Die andere vom Lockenraube, Hudibras und Renomisten sind wörtlich aus dem ersten Bande

ab-

abgedruckt worden. Neu sind die Kapitel von Uzens Sieg des Liebesgottes und von Wielands Amadis. Den Inhalt des erstern wird man schon errathen, wenn man sich des alten Streits erinnert. Die Kritick hat ihre Richtigkeit und itzt den Vorzug vor der ältern, daß sie nicht so polemisch aussieht. Die Schönheiten des neuen Amadis werden gut auseinander gesetzt. Das allgemeine Kapitel von der komischen Epopee ist hier hinten angesetzt, aber wörtlich aus dem ersten Theile, ausser daß der Drucker S. 408. eine ganze Stelle des Boileau im Originale und der Uebersetzung weggelassen hat, und nun kein Sinn da ist.

Aber warum ward Voltairens Meisterstück seine Pucelle nicht mitgenommen? Sie verdiente vor vielen eine Analyse.

Zuletzt werden die poetischen Briefe durchgegangen, und zwar von Horaz, Boileau, Pope, Cronegk, Schlegel (ein schlechtes Gedicht von ihm wird des Abstechenden wegen beurtheilt. Für Anfänger ist allerdings gut, auch fehlerhafte Gedichte durchzugehen.) Uz, von Bar, und Gellert. Uzens Kunst stets fröhlich zu seyn, wird weitläuftig und scharf mitgenommen, ohne daß man den V. eben einer Ungerechtigkeit beschuldigen könnte. Den Leser geht es nichts an, warum er so strenge ist. Gellert kömmt dagegen viel besser weg. Sollte man mit Recht von den Kritickern fodern können, daß sie so viel Rücksicht auf Gellerts edle Zwecke und auf seine Verdienste um das Herz der deutschen Leser hätten, seine Fehler verzeihliger zu finden, als andere wohl besserer Dichter? Oder sollte man ihm nicht vielmehr scharf beurtheilen, da er zu sehr ist bewundert worden und vielleicht den Geschmack der Deutschen nicht wenig geschwächt hat. Man braucht deswegen nicht so unbillig und ungezogen zu schreiben, wie die Verfasser gewisser Briefe über den Werth der Dichter.

Briefe zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn von Stande. Gänzlich umgearbeitete Auflage. 1. Theil. Leipzig und Breßlau, bey Meyer, 1773. 1 Alph. 18 Bogen in 8.

Der Titel sagt die Wahrheit: diese Ausgabe ist in den meisten Briefen gänzlich umgearbeitet. Zuerst sind die fünf ersten Briefe von der Geschichte der Dichtkunst billig weggeblieben. Hesiodus ist diesmal ganz weggeblieben. Es thut uns leid darum. Zwar hätte der V. etwas bessers darüber

sa-

sagen sollen, als in der ersten Auflage stand; allein je seltner der Dichter itzo gelesen wird, desto eher verdiente sein Gedicht eine Auseinandersetzung seiner Schönheiten. Virgils Georgica werden nunmehr von einer andern Seite betrachtet, und der V. legt alles darauf an, sein Originalgenie zu retten, welches Heyne (den er nur ungenannt anführt) mit andern Kennern in Zweifel gezogen hatte. Uns hat Dusch noch nicht überzeugt. Doch ist sein Aufsatz sehr lesenswerth. Im 5 Briefe hat Columella's Gedicht vom Gartenbaue einen Platz gefunden. Mit der Kritick über Rapins Gedicht, ist die über Cessierres Kunstgärten verbunden und Graingers Zuckerrohr aus dem zweyten Theile herübergenommen worden. Der neue Brief über das georgische Gedicht überhaupt enthält manche feine Bemerkungen; hingegen hätte das Fragment eines deutschen Gedichts vom Landbau, wegbleiben mögen.

Die zweyte Abtheilung enthält die Kunstgedichte, nemlich die Dichtkunst des Horaz, Buckingham, Boileau, Vida, Popens Versuch über die Kritick. Neu sind hinzugekommen, Dorats theatralische Deklamation, Browns Versuch über die Satyre, und auch Pyra Tempel der wahren Dichtkunst, nebst Zernitz von Schäfergedichten; ferner Dufresnoy de arte graphica und Wattelet von der Malerkunst. Wir wollen uns nicht auf jeden Zusatz und Veränderung besonders einlassen, sondern nur überhaupt bemerken, daß das Ganze besser geordnet, viel Ueberfluß, wozu den V. der Briefstyl verleitet hatte, weggeworfen, und alles besser durchgedacht auch kürzer gefaßt worden. Da diese Umarbeitung so gut gerathen ist, und sich zu dem nur auf die ersten drey Theile erstrecken wird, so haben die Käufer eben keine Ursache zu klagen.

Ok.

Daniel Schiebelers, Doktors der Rechten und E. Hochehrwürdigen Hamb. Domkapittels Kanonicus auserlesene Gedichte, herausgegeben von J. J. Eschenburg, Prof. in Braunschw. Hamburg, bey Bode, 1773. 22 Bogen in kl. 8.

Im 14. und 16. Bande der Allg. B. sind dieses Dichters musikalische Gedichte und seine neue Romanzen, welche den größten Theil dieser Sammlung ausmachen, weitläuftig beurtheilt worden. Wir haben hier wenig oder gar keine Veränderungen darinn bemerkt, woran ohne Zweifel [illegible]

[illegible]

zunehmende Kränklichkeit Schuld war; denn er besserte gern an seinen Werken. Hr. Eschenburg hat Lisuart und die Muse billig weggelassen; denn der poetische Theil, welcher allein etwas gutes enthielt, wird mit Hillers Komposition aufbewahrt. Daß alle Gedichte in fremden Sprachen, die S. gemacht hat, verworfen worden, scheint uns nicht billig. Einige, besonders italiänische, waren so gut wie seine deutschen, und hatten, wie der Rec. gewiß weis, Metastasios Beyfall in hohem Grade; und das Lied Nella prima età del mondo (musikal. Ged. S. 135.) ist gewiß besser als das deutsche, man weis nicht, Original oder Uebersetzung S. 142. dieser Sammlung. Eine italiänische Kantate hat der Herausgeber jedoch zur Probe der vorgesetzten Lebensbeschreibung einverleibt.

Die neuen Stücke dieser Sammlung stehn großentheils schon in den Unterhaltungen. Das erste, die Poetick des Herzens ist unvollendet, hat aber doch schöne Stellen. Es weiter zu einem Lehrgedichte auszuarbeiten, wäre vermuthlich Schiebelers Sache nicht gewesen. Die beyden Heroiden und die Singgedichte sind bekannt. Zu den geistlichen Liedern sind ein Paar neue hinzugekommen, die schon, wiewol verändert, in Zollikofers Gesangbuche stehn.

Die lyrischen Gedichte vermischten Inhalts sind mit vielen und sehr guten Stücken vermehrt worden. In einigen alten Liedern bemerken wir glückliche Verbesserungen z. E. S. 142. 171. u. s. w. Zu den Romanzen sind viel neue, zum Theil ungedruckte hinzugekommen. Sie sind des Dichters würdig, das elende Nachtwächterlied S. 257. ausgenommen, über dessen Aufnahme man sich billig wundern muß. Die Epigrammen haben fast schon in den Unterhaltungen gestanden, und verdienten alle, etwa folgendes ausgenommen, hier gesammlet zu werden:

Guter Rath.

Lies wenig, denke viel, geh viel mit andern um;
Sonst bleibst du, glaub es mir, bey allen Büchern dumm.

Es fehlt in dieser Sammlung ein sehr gutes lyrisches Gedicht von Schiebelern, Lysander und Alcest ein Trauerspiel in einem Auftritte, ein im Kleinen parodirter Atreus (S. Unterh. 8. B. 4. St.) Wir würden es einrücken, wenn es nicht zu lang wäre. Auch wissen wir manches schöne Epigram von ihm, das hier fehlet.

In der vorgesetzten Lebensbeschreibung trift Hr. E. den Charakter Schiebelers, des Menschen sowol als des Dichters

sehr genau. Sie würde sich mit noch mehrerem Vergnügen lesen lassen, wenn man nicht zuweilen dem V. eine gewisse Bemühung recht schön zu schreiben ansähe.

Br.

Gedichte nach den Minnesingern, dem Kaiser Heinrich, dem König Wenzel u. s. w.. Berlin, 1773. 5 Bogen in 8.

Diese Sammlung ist zum Besten zweyer armen Mädchen verkauft worden. Wir führen diesen Umstand an, weil sich ohne demselben nicht begreifen läßt, wie Gleim im Vorberichte sagen könne: „er bitte, manchen Schein, als ob er seine Originale nicht verstanden hätte, nur für Schein zu halten, weil er nicht selten, blos aus Mangel der Zeit, seinem Kopfe folgen, und manche Stellen stehen lassen müssen, die er mit der Feile gern weggenommen hätte.„

Wir wissen überhaupt nicht recht, wofür wir diese Gedichte halten sollen. Nachahmungen der beygedruckten Originalgedichte der Minnesinger? Dann wären sie oft gar nicht im Geiste der Minnesinger, hätten zu viele fremde Einschaltungen, wovon im Originale auch nicht die geringste Spur ist.

Z. E. S. 22.

Jzt da ich daran gedenke,
Jzt entstehet ein Gezänke,
Zwischen Willen und Verstand:
Wille spricht vom freyen Sollen
Wie Verstand vom freyen Wollen
Allerhand.
Das Gezänke beyzulegen
Droht ein dritter Mann mit Schlägen;
Ha! Gewissen. Dritter Mann,
Schlag mich nie mit deinem Stabe u. s. w.

Oder S. 44.

Den Kopf gestützt, in Felsenschatten
Auf traurigem verdortem Gras,
Wo Nattern ihre Nester hatten
Saß ich, im Auge Menschenhaß!

Oder sollen es Gleimische Gedichte seyn, welche nur dieses oder jenes der Minnesinger veranlaßt worden? Dazu sind zu viele

Stel-

Stellen nicht in Ausdruck unsrer Zeiten, zu viele allzu ängstlich aus den Minnesingern übergetragen. Das neue und alte sticht oft sonderbar gegen einander ab. Ueberhaupt fehlt manchmal die edle Simplicität der Sprache und Empfindungen, womit sich die Minnesinger ausdrücken. Matte Stellen, vom Reim erzeugte Dehnungen und unsanfte Verse finden wir nicht selten.

Von zwey Leiden, ah!
Bin ich verwundet, ha! u. d. gl.

Ein paar Gedichte sind (Eilfertigkeiten ausgenommen) schön nachgeahmt; dahin rechnen wir die Klage, ein Gefühlvolles Gedicht von artiger Erfindung, und einige der kleinern Gedichte, welche die andere Hälfte dieser Sammlung ausmachen. Ein Lied wollen wir doch anführen:

Liebe hebt sich in den Augen,
Fliegt ins Herze, sitzt darinn!
Liebe mag zu Liebe taugen,
Liebe winkt, ich fliege hin!

Dieses Lied, empor geschwungen
In ein Nestchen, unterm Dach,
Hat ein Vögelchen gesungen;
Und ich lieb' und sing es nach.

Ok.

Hendekasyllaben. Amsterdam, 1773. 1 Bogen in 8.

Catulls Manier, dessen Tändeley nichts komisches, sondern weiche Zärtlichkeit hat, erreicht der V. gar nicht. Wollte er ganz komische Hendekasyllaben machen, so würde es ihm vermuthlich nicht mislingen; denn vom Komischen haben diese Gedichte einen starken Anstrich. Nur zärtliche Empfindung muß er nicht singen, auch nicht den Catull übersetzen; zu diesem allen ist auch seine Versification nicht sanft genug.

Sm.

Elegien an meine Minna. Lemgo, 1773. 6 Bogen in 8.

Wann der Dichter wirklich Petrarchens Gefühl hätte, wenn man ihn in dessen Umstände versetzen und durch eine Laura entflammen könnte, so hofften wir viel von seinen künf-

tigen Gedichten. Er ahmt seinem Muster ziemlich nach, aber noch herrscht der Geist der Nachahmung zu sehr. Seine Versification ist weich, und seine poetische Sprache blühend, und phantasienreich. Aber oft ist Phantasie und Ausdruck überspannt, gedehnt und man merkt den Zwang, den der Dichter sich gab, des Liebesängers Manier zu treffen, allzu deutlich. Den Körper hat er uns völlig dargestellt, aber ohne Seele. Ueberhaupt wird uns nur die Liebe einen Petrarch geben, und wen sie dazu bestimmt, wirds seyn, ohne es zu wissen, und ohne es seyn zu wollen.

Eins der besten Gedichte wollen wir hersetzen.

An dem Morgen des Charfreytages, woran es stark regnete.

Der Tag beginnt, mit traurender Gebehrde,
Nicht eine Rose giebt das Morgenroth,
Der Himmel weint die Sünden seiner Erde,
Und ihres, ach! und meines Schöpfers Tod!
Ich weinte mit, auch meine trübe Zähre
Verschwistert sich dem Jammer der Natur:
Doch weint' ich mehr, zu weinen lebt' ich nur;
Wenn ich allein, wenn keine Minna wäre.

Nur sie erhob mein Leben aus dem Staube,
Und riß es hoch ins Heiligthum zurück;
Und was ich thu', und was ich großes glaube
Begann durch Gott und ihren lichten Blick!
Erlischt ihr Blick; wer wird mein Herz entzünden?
Schon' ihres Lebens, Dulder meiner Sünden.

Br.

Voxhall. Hannover, bey H. A. Wecker, Iunius, 1771. ein Quartbogen.

Angeau legte vor einigen Jahren in Hannover ein Voxhall nach dem Modelle des englischen Vaux-Hall an; dies besingt unser V. und schildert uns die Illumination, die Musik, die Freyheit der Promenaden, und schließt mit Wünschen. — Das Gedicht liest sich nicht schlecht (einige Härten ausgenommen: „der Silberton weiblicher Stimme,„ und „du hast beginnt,„) und muß damals den Spaziergängern in Voxhall gefallen haben; allein, es ist doch auch nichts besonders darinn. Die Stelle von der Musik:

Du,

Du, der sie hasset, flieh und schmäle,
Du bist es, den man hassen muß;
Dein Herz ist schwarz, und deine Seele
Ist finster wie der Erebus.

erinnerte uns an Shakespear, aus dem sie genommen ist, und wir hoffen unsre Leser zu erquicken, wenn wir dessen Verse abdrucken lassen. The Merch. of Venice act. V.

The Man that has no Musick in himself
Nor is not mov'd with concord of sweet sounds,
Is fit for treasons, stratagems and spoils;
The motions of his spirit ore dull as night,
And his affections dark as Erebus;
Let no such mon be trusted! —

Hymnen und Oden von W. S. W. Breslau, bey J. F. Korn, 1773. 4 B. in gr. 8.

Die mehrsten Stücke sind geistliche Oden, die wenigen auf andere Gegenstände beziehen sich doch alle auf Religion und Christenthum. — Schlecht und niedrig sind sie eben nicht; einige Stellen sollen wohl gar stark seyn, aber da ist der V. gemeiniglich in Schwulst, in übertriebene, unrichtige Gedanken verfallen, als S. 3.

O Schöpfer, Schöpfer! starres Entsetzen streckt
Mit eiserm Arme mich an des Chaos Schlund;
Wer bin ich der ich nach dem Cherub
Dich zu besingen mich unterwinde?

S. 16. Auf die Geburt des Gottmenschen;

Ich sing' ein Kind, das in dem Rathe Gottes
Zur Quaal bestimmt,
Von Ewigkeit; — (ein Vorwurf alles Spottes.)
Als Gott und Mensch den Zornkelch übernimmt.

Sein Versbau ist schlecht und unharmonisch. Welche Choriamben:

Der Erde, denen ihr stralend Diadem —

In jener Ferne, wohin kein endliches —

Das mehrste ist ein Cento von Ausdrücken unsrer besten Odendichter, und läßt — welches der Haupttadel ist — das Herz des Lesers sehr, sehr kalt.

„Unsre Vorfahren lobten die Verse und die Scherze des Plau„tus, sie haben aber (ich weis wohl was ich sage) beydes „mit zu vieler Nachsicht bewundert.„ S. 142. Warlich unser Uebers. weis wohl nicht was er sagt!

Diese Schrift also, als Nachdruck betrachtet, war sehr entbehrlich; als Uebersetzung, ist sie elend und unter aller Kritick.

Das 2te Stück, auch ein Programm: pro comoedia commouente Lipſ. 1751. 4. Wie konnte ein Mensch von so wenigen Kenntnissen, als der Uebers., wissen, daß dies schon in Lessings theatral. Biblioth. I. St. S. 47-78. steht, hat man Lust sie zu vergleichen? — doch nein, es wäre ein Schimpf für Lessing!

Das dritte Stück liest sich ungleich besser, als die vorigen. Es enthält ganz artige Bemerkungen und feine Züge. Dorat empfiehlt, daß man in der Erzählung nicht bloß gemeine Personen auftreten lasse, als Fontaine, sondern das in Versen thue, was Marmontel in Prosa that. Empfiehlt auch die philosophischen Erzählungen als Zadig und Mnemon.

Neue metriſche Werke. Schwabach, bey Ioh. Fried. Enderes, 1773. 150 Seiten in 8.

Wiederum ein junger Dichter, wie es scheint, der sein Probestück abdrucken läßt; wenigstens übergiebt er, laut der Vorrede, den Kunstrichtern zum erstenmal seine Gedichte mit einer tiefen Verbeugung. — — Er ist nicht ohne Anlage; aber es scheint ihm zu gehen, wie so manchem Anfänger, er weis selbst nicht recht, für welches Fach er geschickt ist. Sonst würde er wohl nicht so ein Mancherley aufgetischt haben; er giebt uns: Lehrgedichte, Oden, Gebete, Hymnen, Elegieen, Lieder, Briefe, Romanzen, Fabeln u. s. w. Gereimt und reimfrey, und — um entweder nichts unversucht zu lassen, oder wahrscheinlicher um seinen Lesern nichts vorzuenthalten, was er einst gemacht — am Ende auch ein lateinisches Gedicht. Nach unsrer Meynung beweiset diese Unschlüßigkeit der Wahl (denn unmöglich kann man in allen Fächern fortkommen) etwas gegen das Genie des Dichters; dies wird, wenn es da ist, mit Begierde nur die eine Art, wozu es sich von Natur aufgelegt findet, ergreifen und sich nicht in alle andere Arten zerstreuen; denn das ist der Unterschied von Genie und Kunst. Hier ist die Zergliederung einiger seiner Gedichte:

1. Empfehlung der Vaterlandsgeschichte an deutsche Biedermänner. Ein Lehrgedicht. — In der Versart von Dusch Wissenschaften. Er beweißt erst chrienmäßig, daß die Natur und die zehn Gebote uns befehlen, das Vaterland zu lieben. Ein Lehrgedicht ist doch darum kein compendium methodo analytica conscriptum. Man kann dem V. mit Recht vorwerfen, seine Verse seyen oft unharmonisch, dann wieder prosaisch, ein andermal dunkel und ohne Zusammenhang. Aber bey dem allen hat er doch auch recht gute Stellen, als z. E.

Verrath dein Vaterland, die Väter nenn nur Gothen!
Sie kannten ja Paris, das Vaterland der Moden,
Das Spiel um schwere Summen, ein wälschgewürzt Gericht,
Und ferngeholte Weine, kurz deine Götter nicht.
Ihr Preis der Arbeit war ein Trunk aus irdnen Krügen,
Und das war ihnen gnug zum Siegen und zum Pflügen.
Doch half ihr voller Speicher dem den der Hunger trieb,
Ihr Haus stand Wandrern offen und furchte keinen Dieb.

Einige andere starke Stellen könnten wir, ohne sie mühsam zu suchen, auszeichnen. — In der ganzen Anlage des Stückes ist er uns nicht Dichter genug; es ist fast nichts als eine gereimte Chrie. Z. E. welch ein Uebergang ist dies:

Wer seine Väter höhnt, fehlts dem nicht an Gehirne?
Wer große Väter höhnet, sinkt der nicht bis zum Thier,
Das keinen Adel kennet? und beydes thaten wir.
Doch, wer nennt sie denn groß? — die Vaterlandsgeschichte! u. s. w.

Er nennt die tapfern Deutschen, die die Römer schlugen; —

Sieh, diesen Untersatz entdeckt dir die Geschichte,
Vernunft den Obersatz; nun bild den Schluß und richte!

Hier ist doch gewiß nicht sinnliche, höchst sinnliche Sprache! — Er zählt alles ruhmwürdige von den alten Deutschen auf, unter ihren Erfindungen auch die Oefen und das Bier. Vornemlich rühmt er die Schwaben. — Die Stelle, worinn er die verspottet, die alles Fremde studieren und Deutschland nicht kennen, gegen das Ende, würde, nur ein wenig beschnitten, recht schön seyn. Man sieht, mit welcher Ergießung des Herzens er redet, und diese Wärme theilt sich auch dem Leser mit. Nah am Ende stehn diese Verse, deren Zusammenhang mit dem vorigen uns unbegreiflich ist;

 Viel-

Vielleicht wirft eine Mutter in diesem Augenblick
Ein Kind am Strand der Erde, und — hält es für ein Glück.
Nein! denke, Labyrinth und Wahlstadt sey die Erde,
Wo einst dein Kind verscharrt, wer weis, verdammet, werde.
Vielleicht wird es ein Waise, und schlemmt aus Uebermuth,
Sucht Perus Gold, und scheitert, und flucht sich selbst vor
Wuth.
Vielleicht läßt es sich einst von Eigenlieb bethören,
Und höhnt, sich selber feind, des besten Mentors Lehren,
Reist in das Land des Unsinns und trozt auf sein Geschick,
Und kömmt, ein Gotteslaugner, aufs Krankenbett zurück.

Wir haben dies Gedicht zum weitläuftigsten beurtheilt; denn, nach unsrer Empfindung, schickt sich der V. zum besten fürs Lehrgedicht. Mit mehr Harmonie, mit mehr Feile und Auswahl, wird er sich recht gut lesen lassen.

Alle übrigen Stücke sind schlecht, aber in verschiedenen Maaße. Das dritte Stück: „Gedanken bey einem Gewitter,„ spricht immer von Wunder. In den mehrsten Stücken ist nichts gar nichts; aber wie Burlesk ist nicht in einem ernsthaften Gedichte über die Folgen einer großen Dürre, S. 78. die Stelle:

Die Bäurinnen, die Milch zu Butter rühren,
Schreyn, als ob tausend Dolche in sie führen,
Umbraust von Mücken, die an braunen Wangen
Blutdürstig hangen.

Dieses ganz abentheuerliche Gedicht schließt sich so:

Doch wie? Denkt Gott der ausgebrannten Triften?
Schon rollen Wind und Wetter in den Lüften;
Schon hör ich Frösche quäckend prophezeyen,
Und Krähen schreyen.

Hier ist der Herr im Bliz! die Anfrau zittert
Beym Donner, der ihr Haus grundsaus erschüttert;
Ihr Enkel hat heut, von ihr unbekehret,
Ein Nest zerstöret.

Ich dank dir, Herr! für Donner, Bliz und Regen,
Und fleh gebückt um deinen ewgen Segen.
So betend will ich dir, noch Wurm auf Erden,
Zum Altar werden.

e Leser werden uns nun wohl gern die genaue Erzählung
i igen Stücke schenken. Also kein Wort von ihnen! Nur

r, müssen wir wohl die Uebersetzung aus dem Horaz: Beatus ille qui procul negotiis, S. 84. nennen, und eine Strophe zur Probe hören lassen:

„Glücklich, wer — Dem Messer faule Zweige übergiebt,
Und für fruchtbarere die Stämme leert,
Der Honig in gefegten Flaschen liebt,
Und schwache Schaafe scheert.„

daran nicht genug?

Aber, S. 97. stoßen wir wieder auf ein Lehrgedicht: die Wiederhersteller der Wissenschaften in Deutschland. Es lange nicht so gut, als das erste. Bloße wässerigte Prose; ist gleich der Anfang:

Immer waren Wissenschaften und der Sitten feinste da,
Wo man auf die Sprachenkenntniß als ein theures Kleinod sah;
Immer wohnte Barbarey im Verstand und in den Sitten,
Da, wo man die Barbarey seiner Sprache nie bestritten.

Er nennt die Namen her, ohne sie mit treffenden Zügen zu charakterisiren. Bey Reuchlin ist er am weitläuftigsten, und nennt jede Kleinigkeit, als:

Griechen, seyd ihr erst entstanden? — Weg mit ei, und au, und oy,
Laßt die Töne heischern Staaren oder eurem Papagoy.

Das ganze Gedicht ist äusserst schlecht, fast nicht eine starke Stelle darinn. Zum Strafgedichte scheint sich unser V. besser zu schicken als zu andern Gattungen des Lehrgedichts. — S. 128. Der Mensch für alle Klimate, eine Lehrode. Nicht ein Funke der odenmäßigen Begeisterung ist darinn, doch etwas mehr Poesie als in den andern Stücken, weil der V. auch wohl davon mag gehört haben, daß die Ode die feurigste Sprache haben muß. Ausser daß einiges zu lang und zu prosaisch ist, läßt sich dies Stück ganz gut lesen. — Auswahl und Feile vermissen wir so sehr bey unserm V. wie fast bey keinem unsrer jungen Dichter. Die Herren machens freylich oft schlecht genug, aber sie können wohl nicht besser machen; unser V. hat aber solche Verse, daß man ihm die schlechten, die man hernach bey ihm findet, kaum zutrauen sollte.

Versuch in Fabeln und Gedichten. Braunschweig, bey Schröder, 1773. 7 Bogen in 8.

Als

Als wenn Fabeln (auch in Prosa geschrieben) nicht auch Gedichte wären! Freylich sind sie es bey diesem V. nicht; aber bey ihm sind es auch die so titulirten Gedichte nicht, so rein sie sich auch reimen. — Die Fabeln machen den größten Theil aus. Der V. scheint nicht das geringste von dem Wesen dieser Dichtungsart zu kennen; manche Fabeln sind ganz ohne Absicht auf die Moral erfunden; andere sind ganz unnatürlich, z. E. daß ein Fuchs einer Eule nachstellet und sie endlich erwürgt; bey andern ist der Eingang und einige Nebenzüge so weitschweifig, daß sie uns ganz von der Hauptidee abführen; bey allen die Erfindung trivial, der Dialog und die Erzählung schlecht. Z. E. um den Satz: *Nicht alles was von aussen scheint, ist auch wirklich gut*, durch eine Fabel intuitiv erkennen zu lassen, läßt er einen Affen einen schönen rothen Apfel aufbeissen, und siehe! — der Apfel ist wurmstichig. (Allein, man rühmt ja sonst am Affen seinen feinen Geruch oder Geschmack, daß er dies schon vorher wissen kann. Doch dies ist nur Kleinigkeit.) S. 40. fängt sich diese Fabel so an:

„Ein reicher Mann kann ja wohl einen Affen füttern,
„es sieht wenigstens wohlhabend aus, wenn man ausländische
„Thiere zeigen kann. Arist hatte eine ziemliche Menge,
„worunter ein großer Affe die Hauptrolle spielte. Er unter-
„hielt täglich ein paar Stunden lang, durch seine Späße ein
„zahlreiches geschmackvolles Parterre, auf dem Arists Familie
„seine Mäcene waren. Man gab ihm in einem Korbe etliche
„Aepfel, und er unterließ nicht, durch neue Possen seine wohl-
„thätigen Zuschauer schadlos zu halten. Nachdem er lange
„gewählet, fand er einen, ꝛc.„ —

Wie elend! So wie jeder Dichter sein Ideal, so muß der Fabeldichter seine Moral stets unverwandt vor Augen haben, bey jedem Zuge, den er hinsetzt, darauf wie auf sein Urbild zurücksehn, so wird er nichts überflüßiges, nichts unpassendes sagen. Hat dieser V. es gethan? — Oft scheint er eine Fabel erfunden, und dann hernach erst die Moral aus ihr gesucht zu haben, daher hat er auch Fabeln, worinn wirklich gar keine Moral ist. Sonst erfindet man doch wohl die Fabel zu der Moral, nicht umgekehrt.

Die gereimten Gedichte sind: Erzählungen, wahre Brüder der Fabeln; Epigrammen, ohne Witz; und eine U[illegible]rs. der Ode von Horaz: Rectius vivas, Licini, etc. — [illegible]igem Versmaaß, holpricht und undeutsch.

Oden

Oden von *Schack Hermann Ewald*. Gotha, bey C. W. Ettinger, 1773. ½ Alph. in 8

Vierzehn Oden nebst einem Anhange. Mietau, bey Hinz, 1773. 4 B. in 8.

In der Zueignungsode an H. geheimen Sekret. Lichtenberg sagt Ewald sonderbar stolz von seinen Liedern, sie wären.

— — rein und freygebohren,
Wie der neuen Erden
Erste Menschen, —

und am Ende:

Schnell begann ich euch, ihr meine Lieder! —
Junge Nachtigallen
Sanken auf die Rosensträuche nieder,
Eure Töne nachzulallen.

Was soll man den Dichtern für Komplimente sagen, wenn die Herren dergleichen schon von sich selbst prädiciren?

Wir müssen, um aufrichtig die Wahrheit zu gestehen, sagen, daß wir bey unserm V., so unglaublich dies auch von einem Odendichter scheinen mag, nicht einen Funken Begeisterung gefunden haben. Wir meynen nemlich wahre Begeisterung; denn, von großen Sujets in fürchterlich-brausenden Ausdrücken sprechen, Ramlers Metra und einzelne Worte nachlallen, neue verba sesquipedalia erfinden, alles dies, wenn es auch noch so viel poetischen Schmuck hat, ist nur Strohfeuer, wenn es anders überhaupt Feuer ist, das nur dem Unwissenden ins Auge leuchtet, nicht rein und beständig glänzet, noch weniger erwärmet. Wir finden hier zu gehäufte Bilder, oft abentheuerliche Gleichnisse, z. E. S. 67.

Schnell entfährt, bestralt von deinem Liede,
Der Gesang aus meinem Herzen,
Gleich der Eiche! —

Vornehmlich scheint sich der V. in das Schreckliche verliebt zu haben, das ihm doch oft mislingt, und das er auch an unrechten Orten anbringt. Im 2ten Gedichte: auf den Tod der Herzogin zu S. Gotha, erwarteten wir die sanft hinfliessende Klage der Elegie, oder auch einen erhabenen Gesang über ihre Erhebung ins bessere Leben; allein, was fanden wir? übertriebene, grausenvolle, bald möchten wir sagen,

eckel-

eckelhafte Ausdrücke. Der Herzog „weint seiner Gattin „Menschenzähren,„

Sieh auf, o Land, und bet' Ihn an!

Und doch sinds nur Menschenzähren. Wie übertrieben! hier ist das ganze Gemählde:

— — kalt wälzen sich die Schauer
Durch mein Gebein! — da sitzt sie da,
Die Göttin Vaterland, an ihrer öden Mauer
Ihr Haupt für Schmerz am Boden nah! —

Ein Patriot seufzt:

Könnt' ich dir Friederich,
Der Tage Lust — mit Blut erkaufen, ich
Wie gerne böt' ich diesen Tod geweyhten
Glutvollen Busen einem Stal, am Fest
Bey meinen Freunden! —
Dann bittre Klage abgelebter Greise
Von kalten Lippen hingeächzt!
Sie, für Luisens Leben, hätten gern im Schweisse
Der Todesquaal dreymal gelechzt.

Die Mütter und die Töchter,

Sie, als Luise starb, sahn früh den Saum am Kleide
Der Morgenröth' in Blut getaucht.

Und so gehts mit stetem Klagen und Weinen das ganze Stück hindurch, daß einem angst und bange wird, aber sympathetische Rührung des Herzens empfindet gewiß kein einziger Leser. Hierzu halte man die Ode: der Tod:

Dort rast das Schwert;
Blut fließt von seinen Streichen
Und sammlet sich in Strömen;
Drinn baden sich
Wuth, Todesangst!
Und schnell entstehen Inseln
Von aufgethürmten Leichen! — u. s. w.

Auch die Verzweiflung.

Ein großer Anstoß ist die gar zu öftere Verletzung der Aussprache in den Reimen, als: Freude und Streite, Augen und Blüthen, flossen und Rosen, wälzen und Felsen.

Wir mögen jedes Gedicht was wir wollen, durchgehen, so finden wir das Uebertriebene, das Unnatürliche; der V. hat

hat gewiß geglaubt, dadurch zeige er recht viel Affekt, allein er hat eben seinen Mangel daran gezeigt: hätte ihm sein Herz geglüht, er hätte nicht so frostig nach solchen Ausdrücken gehascht, um wie in einem Pelze seine kalten Empfindungen darinn zu erwärmen. Das Gedicht auf einen abreisenden Freund, S. 49. fängt natürlich genug an, aber bald heißts darinn;

— Wenn diese Stunde — dereinst
Vom Himmel fährt und über meinem Haupte
Nun schwebt, so stürmet sie, ich fühl' es schon,
In meine Seele, bis ich ganz betäubt
Die überhäufte Schmerzen nicht mehr fühl:—
Mir läuft, wenn ich mit den Gedanken denk,
Dreyfach ein Schauer durch die starre Haut,
Ich werde bleich, auf meinen Lippen stirbt
Die Rose, meines Lebens Balsam scheint
Durch mein Geäder nicht zu rinnen mehr,
Und meine Seel ins Schattenreich entführt!

Die Stücke des Anhangs sind alle unerträglich lang.

Unser zweyter Odendichter ist Küttner. Er stellt sich nicht so ungebärdig, und hat nicht die Begeisterung einer Pythonissa, wie Ewald; man sieht ihm leicht seine genaue Bekanntschaft mit den besten Schriftstellern an, er hat alle wahren Odenausdrücke, auch neue Wörter, edle Sprache, gute Versification; — aber leider, auch er hat nichts fürs Herz. Man sieht überall den guten Kopf, nicht das Genie; den Nachahmer, nicht das Original; die poetische Kunst, nicht die innige, herzrührende Natur. Darum ist auch nicht eine Ode leer von griechischer gelehrter Mythologie, nicht eine ist das Resultat der eben damals sich eräugnenden Umstände, und aus dem Herzen gequollen, alle kommen aus der Studierstube. Er besingt sich nicht etwa, durch Umstände begeistert, einen Gegenstand, und bricht dazu einen Oelzweig aus der Mythologie quam gaudet praeponere fronti, wie Rammler thut, und Klopstock mit der Bardenmythologie; sondern die Mythologie selbst ist sein Gegenstand, ist das was ihn begeistert, daher singt er Hymnen auf Bachus, ein Fest der Pomone, eine Ode an die Gesundheit, voll Opfer, Gelübde u. s. w. — Kurz, Küttner spricht aus seinem Kopfe nur für unsern Verstand. Dies mag so artig seyn als es will, so ist es doch nicht der Hauptzweck der Poesie. O Klopstock, Klopstock, sing

uns

uns deine Cidli, weine die todte Klarissa, das heißt, zeig uns dein Herz! dann können wir sympathisiren!

Bey einzelnen Stellen wäre auch wohl etwas zu erinnern, z. E. S. 12. an Psychen:

Aber fesselnder reizt alle dein Biederherz!
Der verkennet es, hat nimmer um fremdes Leid,
Weich geschaffene! dich mildevoll weinen sehn,
Der nicht innig und treu dich liebt!

Soll denn alle Welt sein Mädchen lieben? — hart und rauh ist S. 13.

Diesen glücklichen Lenz —
Wardst du, Grazie, schon meiner gefürchteten
Jünglingssorgen erkohrenste.

S. 14. — — — O! sagte dein Aug auch mir
Einst: ich liebe dich, —
O dann — —
Säng ich, himmlische, dich wonniglich, weinte dir
Oft petrarchische Klagen vor.

Warum wollt er denn, wenn sie ihn liebte, weinen und klagen, und ihr sogar vorweinen und vorklagen? Weils izt Mode ist, dem Petrarch nachzustammeln?

Das Stück an Gleim, S. 39. hat uns sehr gefallen; nur müßte es mit der Strophe aufhören:

Noch einmal, Gleim, erhebe dich adlerschnell
Im Lied', und kröne deinen ersungenen
Gerechten Ruhm mit Lobgesange,
Joseph den Völkererhalter heilig!

Er giebt seiner Stella, S. 44. Taubenaugen, wie Sulamith, und S. 45. einen wächsernen Arm, wie Lydia hatte (cerea brachia, *Horat.*) „Nachahmer hier sogar?„

An den Genius, S. 51.

Geist, vom hohen Olymp zu dem allgütigsten
Jünglingsfreunde mir zugesellt,
Schwebst du, u. s. w.

Wer erklärt dies Rätzel?

Leite brüderlich mich durch dies
Oede Leben, das oft Eckel und Ueberdruß,
Das mir Nemesis oft vergällt!

Wie unangenehm ist hier die Gelehrsamkeit? — doch er spricht mit seinen Schutzengeln von Cypria, Kastalis, Göttinnen; nennt ihn dafür auch Trauter.

Der

Der Anhang ist: Hymnus, eine Metaphrase des 104ten
lms. Es war gewiß leicht die wahre Poesie Davids so
rsetzen, daß sie gefallen mußte. Aber Michaelis sein:
t vah, mein Gott, wie groß bist du! In Pracht und
hre kleidest du dich!,, klingt doch besser, als:

Herr! wie so groß, wie gut und herrlich, wie
Voll Glorie bist du!

: Maedcheninsel, eine Elegie. 1773. 8.

in saubergedruckter Bogen. — Das Gedicht ist in Hexa
meter und Pentameter, also blos der Form nach eine
gie. — Der V. ist auf einer wüsten Insel. „Welche
ttheit belebt die Felsen, wie einst zur Zeit Deukalions? —
Venus, verwandle du sie in Mädchen!,, dann folgt eine
je Beschreibung, wie er, schon ein Alter, unter den Mäd-
i leben würde. Einige Verse haben Wohlklang, und ei-
: Bilder ungemein viel Anmuth. Nur zuweilen ist der
ische Ausdruck zu gesucht.

Weiden andre den Gaum mit perlenfarbnen Fasanen!,,
s Beywort ist hier, wo vom Essen, nicht vom Sehen die
e ist, schlecht gewählt. — Wenn er des Morgens er-
ht, kommen seine Mädchen um ihn, nennen ihn: golde-
Vater, und küssen den Schlaf von seinen Schultern hin-
. —

Bis ich endlich so alt, als Tithon, dem Leben entfalle,
Sanft wie ein Pfirsich dem Zweig, der ihn gebohren, entfällt.
)ann empfängt mein Seelchen Dione, und trägt es im Busen
In ihre rosichte Stadt, wo itzt Ninon regiert, —
Rittlerweil' es allda, von Zephyrs Athem gewieget,
Sanft im purpurnen Schooß eines Aurikelchens schläft.,,

ihn weinen die Scherze, die Musen, die Grazien.

us den Thränen, die sie für mich aus Liebe vergießen,
Wächst ein wimmelndes Heer junger Amors hervor, —
)ie sich vor diesem Altar mit meinen Mädgen vermählen, u. s. w.

: blühende Phantasie des V. zeigt sich auch in einzelnen
ücken.

legenliederchen.

Est votis voluisse satis. *Tibull.*

Altenburg, bey Richter, 1772. 2½ Bogen in 8.

Gewollt hat der V. freylich wohl gute Gedichte machen; und wenns denn daran genug seyn muß — so seys daran genug! Aber geworden sind sies gewiß nicht; und taugen auch darum nicht einmal zu Wiegenliedern, weil die Verse so hart und holpricht sind, daß sie theils schwer zu singen seyn müssen, theils das arme Kind aus dem Schlafe wecken werden.

Idyllen von *Andreas Grader*. Riga, bey Hartknoch, 1773. 7 Bogen in 8.

Nichts mehr als ein Nachahmer Gesners. Er hat keine individuelle Charaktere, lauter freundliche fromme Kinderchens, alle auf einen Schlag. Zu loben ist sehr an ihm, seine ungemein große Simplicität und Natur. Er hat zu viel Züge aus der alten Mythologie, auch da wo es nicht Noth thäte, z. E. bey einer Beschreibung des Abends: „Im dunkeln Walde lachten die bockfüßigen Satyrn schon lauter.“ Warum sollen wir immer so weit aus unsern Zeiten versetzt werden? Giebt es keinen Wald, keinen Abend, keine Schäferscene und Schäferhandlung auch im 18ten Jahrhundert, auch in Deutschland? — Wir wollen unsern V. nicht abschrecken, nur etwas mehr Studium der Natur und etwas gedrängten Stil ihm empfehlen.

Ta.

Sinngedichte von *Goeckingk*. Erstes Hundert. Halberstadt, 1772. 3 Bogen in 8.
— Zweytes Hundert. Ebend. 3 B.

Uns haben viele, und zwar im zweyten Hunderte, welches unstreitig ausgesuchter ist, die meisten sehr wohl gefallen. Wir fügen aus jedem Hundert nur eine Probe bey.

*

Tyll fräget mich: was ist ein Sinngedicht?
Was Tyll versteht, das ist es nicht.

*

Als gestern Abend wir uns in Gesellschaft trafen,
Da war Sie die erste Geliebte von mir.
Doch heute verlohr ich sie wieder; und
Denkt etwa', sie zürnt', oder re [illegible] r?
Nicht doch, ich habe nur mein [illegible]!

5. Schöne Künste.

Musik.

Melodeyen sowol alter als neuer Lieder, welche bey dem öffentlichen Gottesdienst pflegen gebraucht zu werden; durchgesehen und verbessert, von Johann Heinrich Grosse, Rect. adj. und Organist bey der S. Georgen-Kirche in Glaucha vor Halle. Halle, im Verlage des Waisenhauses, in Querquart, 2 Alph. 19 Bogen.

Es sind die Melodeyen aus dem Freylingshausischen Gesangbuche, mit einigen Verbesserungen, vornehmlich des Basses, besonders zusammen gedruckt.

Concerto I. etc. Concerto II, per il Cembalo concertato, accompagnato da due Violini, Violetta e Basso, composto dal Sgr. Palschau. In Riga, presso Giov. Feder. Hartknoch, 1771. in lang Folio, zusammen 21 Bogen.

Von guter lebhafter Erfindung, brillant, und claviermäßig. Auch die Adagios sind fürs Clavier und nicht etwan die Hoboe gemacht, sie brauchen also nicht viel willkührliche Auszierungen.

Fortsetzung der Clavierstücke für Frauenzimmer, von J. F. W. Wenkel. Hamburg, gedr. bey M. C. Bock, 1771. 7. Bogen in lang Folio.

Kleine ganz artige Sing- und Clavierstücke.

III. Trio pour le Clavecin, avec accompagnement de Violon ou Flute, et Basse ad Libitum, composés, par *G. S. Loehlein.* Oeuvre IV. Collection II. à Leipsic, chez l'Auteur

et Breitkopf, Gravé par l'Auteur. 7 Bogen in lang Folio.

In der itzigen neuern Form der Trio, leicht, und angenehm, für Liebhaber.

Die wahren Grundsätze zum Gebrauch der Harmonie, darinn deutlich gezeiget wird, wie alle möglichen Accorde aus dem Dreyklang und dem wesentlichen Septimen Accord, und deren dissonirenden Vorhälten, herzuleiten und zu erklären sind, als ein Zusatz zu der Kunst des reinen Satzes in der Musik, von J. P. Kirnberger, ꝛc. Berlin und Königsberg, bey Decker und Hartung, 1773. 14½ Bogen in Quart.

Der V. setzt hierinn seine in der Kunst des reinen Satzes geäusserten Grundsätze, deutlicher und mit vielen Exempeln, ans Licht. Am Ende löst er, auf eine gewisse Veranlassung, eine harmonisch sehr intricate Fuge, und noch ein Präludium, von J. Seb. Bach nach diesen Grundsätzen, durch deutlich ausgesetzte Harmonien auf.

So wenig der Recensent an Einwendungen, die etwann über die Grundsätze selbst irgendwo noch gemacht werden könnten, Theil zu nehmen Lust hat: so glaubt er doch, daß auch dieser Zusatz praktischen Liebhabern reiner Harmonie sehr nützlich seyn, und die Einsicht, in die Harmonieen des seel. J. S. Bach, aus denen, mit Beurtheilung, doch noch immer viel zu lernen ist, sehr erleichtern kann.

Der Dorfbalbier, eine comische Operette in zween Acten, und die Muse, ein Nachspiel in einem Acte, in Musik gesetzt von Joh. Adam Hiller. Leipzig, gedr. bey B. C. Breitkopf und Sohn, 1771. in Querfolio 1 Alph. 4 Bogen.

Der Dorfbalbier ist in der niedrig komischen Art. Die Muse, vom Hrn. Dr Schiebeler, ist in einem ernsthaftern Style. Zu beyden Stücken ist die Musik, wie man von Hr. Hillern schon gewohnt ist, in ihrer Art sehr schön, auch die zehn im Register mit N. bezeichneten Stücke, im

Dorf-

Dorfbalbier, welche Hr. Neefe gesetzt hat. Man kennt die Verf. und diese beyden Stücke schon genug, als daß wir nöthig hätten, uns weitläuftiger dabey aufzuhalten.

David und Jonathan. Eine musikalische Elegie, von Johann Heinrich Rolle, Musikdirektor in Magdeburg. Leipzig bey Breitkopf und Sohn, 1773. In Folio 3 Bogen.

Dies Stück ist eine Scene aus dem Trauerspiele Salomo von Klopstock. Zween berühmte Gelehrte und Dichter hatten gegen Herrn Rolle ihr Mißvergnügen über die allzuhäufigen Ritornelle und Melismaten bezeiget, welche, wie sie gesagt haben sollen, die meisten Componisten zu ihrem Hauptwerke machten, und darüber die Declamation, den Ausdruck, vielmal selbst den Verstand der Worte und den Affekt derselben bey Seite setzten. Sie hatten behauptet, daß die Singecomposition nichts anders als eine erhöhete Declamation seyn sollte. Nach diesem Verlangen hat der V. seine Composition dieses Stücks eingerichtet, und sie ist ihm, nach dieser Absicht, sehr gut gerathen.

Es scheint, daß die beyden Gelehrten, welche Ursach hieran sind, ob sie gleich die bravsten Leute von der Welt seyn können und mögen, doch von der Musik keine Kenner und auch keine Liebhaber sind. In diesen Umständen ist es natürlich, daß sie an der Poesie genug haben, sie so bald als möglich nach einander gut herdeclamiret hören wollen, an allen der Musik wesentlichen Zierrathen aber lange Weile finden. Sie sind aber hierinn unbillig, daß sie den Geschmack anderer nach dem Ihrigen, und dem Geschmacke derer, die mit ihnen einstimmig sind, auch nicht mehr als sie von der Musik verstehen und fühlen, gebildet haben wollen: so daß folglich die Musik ihrer eigenthümlichen und wesentlichen Kräfte und Schönheiten beraubet werden soll. Weiter hat der Recensent nicht Raum, sich hierüber an diesem Orte nicht auszulassen. Es ist schon an andern Stellen dieser Bibliothek hievon etwas gesagt, aber auch zugleich versichert worden, daß man keine Mißbräuche, dergleichen oben einige angeklaget worden, zu vertheydigen Willens sey. Nur müssen auch nicht Dinge für Mißbräuche ausgegeben werden, die es wirklich nicht sind. Die Singmusik ist unter einer vernünftigen und wohl überlegten Anordnung und Einrichtung, gewiß mehr als blos eine er-

erhöhete Declamation: obgleich eine gute richtige Declamation so genau als möglich beobachtet werden muß. Die Musik hat selbst ihr eigene Kräfte Gefallen, ja Rührung zu erregen, und guten und richtigen Ausdruck zu bewerkstelligen: wozu aber die Poesie die Gelegenheit und Materie anweiset, deutlicher bestimmt und oft den Componisten ins Feuer setzen kann. Eine Musik ohne weitere Auszierung, als gegenwärtiges Stück, und andere ihm ähnliche, welche, wie gesagt wird, nicht mit den schönsten Clauseln nach der neuesten Mode geschmückt, nicht unter der rauschendsten Begleitung von Instrumenten abgespielet; aber durch eines verständigen Sängers gehörigen Vortrag zum Gehör gebracht wird, (dies sollte bey allen Musiken seyn) kann doch bey Zuhörern, die der gehörigen musikalischen Empfindung fähig sind, niemals eben die Wirkung thun, als ein Musikstück, welches in seiner ganzen musikalischen Stärke gesetzt ist und derselben gemäß aufgeführet wird. Daß man im Vorberichte dieser Cantate die neuesten Modeclauseln, die freylich oft wirklich albern sind, und die rauschendeste Begleitung, die sich nicht überall hinschickt, arglistiger Weise anstatt aller Eigenschaften einer völlig ausgearbeiteten Musik unterschiebt: scheint unbillig zu seyn. Eine jede Sache, die nach ihrer Absicht, wie auch diese Cantate, gut gemacht ist, verdient Beyfall. Ob aber etwan die Ilias, auch in den fliessendesten Zeitungsstyl verkleidet, eben die Wirkung thun möchte, welchen die Homerische selbst noch immer bey allen, die sie zu lesen und zu verstehen fähig sind, thut: daran zweifeln wir sehr. Manche gelehrte Dichter und Kunstrichter wollen der Musik das verbieten, was doch der Poesie ihrem Wesen nach, zu versagen, ihnen niemals eingefallen ist, noch hat einfallen können. Heißt aber dies auch gegen die schönen Künste und Wissenschaften durchaus billig handeln?

Der Tod Abels, ein musikalisches Drama, in die Musik gesetzt von Johann Heinrich Rolle, Musikdirektor in Magdeburg. Leipzig, bey B. C. Breitkopf und Sohn, 1771. 1 Alph. 1½ Bogen in Querfolio.

Der poetische Verfasser dieses Drama ist Herr Patzke, Prediger in Magdeburg. Das was man von der Musik desselben vor Augen hat, gegenwärtig gedruckt, ist ein etwas vollständigerer Auszug, als die bey andern gedruckten Musikwer-

werken bisher gewöhnlich gewesenen: indem man bey den Chö- ren alle vier Singstimmen jede auf einer besonderen Notenzeile, und unten drunter so viel als von dem Accompagnement der Instrumente möglich gewesen, nebst dem Grundbasse, wieder auf zwo besondern Notenzeilen gedruckt findet. Das letztere ist auch bey manchen Arien und begleiteten Recitativen geschehen. Dies hilft viel zur mehreren Deutlichkeit für den Leser. Um mehrern Zusammenhanges willen sind auch alle Recitative in Worten und Musik gedruckt.

Die Musik hat sehr viel edle Simplicität: diese scheint sich auch nirgends besser hinzupassen, als dahin, wo die ersten Menschen singend eingeführet werden. Der Gesang ist natürlich und schön, und der Ausdruck sehr treffend. Jeder Charakter ist richtig geschildert, folglich hat er auch im Ganzen seine gehörige Mannichfaltigkeit. Einige kleine Mahlereyn, die hie und da vorkommen, und wider die manche was, obwol mit Unrecht, haben erinnern wollen, geben dem Stücke noch etwas mehr Veränderung und Lebhaftigkeit, die der Componist hier besonders zu Rathe halten mußte. Da auch keine dieser Mahlereyen tändelnd oder übertrieben wird, so sehen wir nicht ein, was daran mit Grunde ausgesetzt werden könnte. Es giebt sowol sehr finstere, wie in Kains Rolle, als sehr ruhige und freudige, sowol als ängstliche Arien oder andere Stellen, wie in Abels und der andern Personen ihren Rollen, und auch solche Chöre in diesem Stücke. Es ist dasselbe an verschiedenen Orten oft, und immer mit Beyfall wiederholet worden, hat also den Liebhabern ernsthafter Musik viel edles Vergnügen, und dem musikalischen sowol als poetischen Verfasser viel Ehre gemacht. Wir wünschen ihnen Glück dazu.

Z.

---

6. Romanen.

Umständliche Nachricht von dem Leben und sonderbaren Schicksalen Kaspar Neutons — der auf einer unbekannten Insel neunzehn Jahre hingebracht ꝛc. Dreßden und Leipzig, bey Gerlachs Wittwe und Sohn, 1773. 431 S. in 8.

Robert von Johnson eines berühmten Engländers entdeckte goldreiche Insel Marmorburg nebst dessen sonderbaren Begebenheiten übersetzt von Carl Günther Süsseholz. Nordhaußen, 1773. 320 Seiten in 8.

Wie's der Titel giebt, elende Robinsonaten. Die goldreiche Insel ist über dieses noch in §§. geschrieben, an der Zahl 265. Sicherlich das Werk eines Dorfschulmeisters oder Orgelbauers: denn der V. bevölkert neue Welttheile, um nur Orgeln da bauen zu können, wovon der geneigte Leser die ganze Einrichtung im Hauptwerke, im Oberwerke und im Pedal im 230 §. sehr lehrreich und unterhaltend finden wird. Mag vor 30 Jahren geschrieben, die ganze Auflage durch Erbgangsrecht bereits in die zweyte oder dritte Hand gekommen seyn, und nun soll sie ein neues Titelblatt verkaufen.

Vm.

---

7. Weltweisheit.

Kompendium der Philosophie für Anfänger von Ernst Aug. Wilh. Hörschelmann, Ph. Pr. Erster Theil. Reval, bey J. J. Illig, 1771. 206 Octavseiten. Der zweyte Theil hat den Titel: Kompendium der Metaphysik — — Reval, 1773.

Eine allg. deutsche Bibliothek zeigt um der Vollständigkeit willen, dergleichen Schriften an; aber sie nicht zu kennen ist kein Verlust. Wie viel Maculatur, wenn jeder Schulprofessor für seine lieben Schüler, (denn andre Leute kaufen doch solche Bücher nicht leicht,) ein neues aus den vergessenen Schriften seiner Vorgänger zusammengestoppeltes, Kompendium der Logik und Metaphysik mit der Versicherung wollte drucken lassen, daß er seins für deutlicher als die andern halte!

Pe.

---

8. Ma-

8. Mathematick.

Gegründete Nachricht von denen in dem Königreich Preussen befindlichen Länge- und Feldmaaßen, dererselben Ursprunge, Veränderung und jetzigem Gebrauch; imgleichen von ihren Verhältnissen gegen einander in Ruthen, Schuhen und Zollen. Wobey zugleich angewiesen wird, wie man nach diesen Verhältnissen die Flächen in Huben, Morgen und Quadratruthen berechnen und eins ins andere reduciren solle. Aus authentiquen Documenten und Originalien mit allem Fleiße und nur möglichen Accuratesse herausgesuchet, berechnet und zusammengetragen von Johann Wladislaus von Suchodoletz, ehemaligen Königl. Preuss. Ober-Teich-Inspector. Königsberg, bey J. D. Zeisens Wittwe und J. H. Hartungs Erben, 1772. 10 Bogen in 4.

Es befinden sich im Königreiche Preussen vier Arten des Längenmaßes: 1) das Culmische, unter den Kreutzherren. 2) Das unter den Herzogen mit zwey Mannsdaumen verlängerte Culmische Maas. 3) Das neue, oder sogenannte Oletzkische, auch Cammermaß. 4) Das Rheinländische, dessen Schuh, statt Werkschuh, eingeführet ist.

Wenn man den Rheinländischen Fuß in 1000 Theile theilet; so hat die Culmische Elle 1836, also der Pohlnisch-Preussen-Culmische Fuß 918. solcher Theile. Die Culmische Ruthe hat $7\frac{1}{2}$ Elle, also 13770 Theile. Des Königreichs Preussen Culmische Ruthe (nach dem Muster der auf der Königlichen Bibliothek zu Königsberg befindlichen) das ist, die mit zwey Mannsdaumen vermehrte Pohlnisch-Preußisch-Culmische Ruthe hat 13985. Das neue Oletzkische, auch Cammermaaß, hat des Königreichs Preussen Culmische Ruthe zum Grunde behalten, aber um einen halben von ihren Decimalfußen kürzer gemacht; hält also $13285\frac{3}{4}$ Theile.

Die Meile wird ordinär auf 1800 Königl. Preußl. Culmische Ruthen gerechnet. Man findet solcher richtig abgemessenen Meilen zwey im Amte Brandenburg.

S. 19. Bey Vergleichung der Huben, Morgen, und Quadratruthen sagt der H. Verf. mit Recht, daß sich ihr Inhalt nicht so verhalte, wie die verschiedene Längemaaßen, mit denen sie gemessen worden; sondern wie die Quadrate dieser Längenmaaßen. Der Grund aber, den er davon angiebt: weil die Flächen der Morgen und Huben, nicht stets die Figur gleichseitiger Vierecke haben, die sich allein wie ihre Seiten verhalten, u. s. f. ist falsch. Denn auch die gleichseitigen Vierecke verhalten sich bekanntlich nicht wie ihre Seiten, sondern wie die Quadrate ihrer Seiten.

Den Beschluß machen sechs Tabellen von reducirten Maaßen; jede auf einem Bogen. Wir wollten wünschen, daß in jeder Gegend, die ihr besonderes Maaß hat, dergleichen genaue Vergleichungen, mit bekannten Maaßen angestellet und bekannt gemacht würden. Dieses wäre der erste Schritt, die Menge der verschiedenen Maßen nach und nach auf wenigere, und endlich vielleicht auf ein einziges, allgemeines, zu reduciren.

Versuch einer neuen Brückenbauart von Ludwig Wilhelm von Griesheim, Herzogl. Sachs. Gothaischer und Altenburgischen Landkammerrath. Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung, 1773. in 8 Zwey Bogen Text, zwey Kupfer.

Eine steinerne Brücke bestehet bekanntlich aus gesprengten Bögen und zweyen Wiederlägern, welches alles um die tragende Kraft und tüchtige Spannung hervor zu bringen aus so viel schweren Materialien und widersetzlicher Masse zusammen gesetzt werden muß, daß die Last, welche mehr um der Brücke Festigkeit zu verschaffen, als tragbare Kräfte zu geben, verwendet worden, und ihren Druck gegen den Rost, auf dem sie ruht, nimmt, der entsetzlichen Schwere wegen ganz unbestimmlich groß, und folglich die Ursache ist, daß die gewölbten Bögen, wenn nur dieser Rost ein wenig von der Gewalt des Wassers Schaden gelitten, und nachgegeben hat, sogleich zum Springen genöthiget werden u. s. f.

Eine hölzerne Brücke hat eben die Fehler. Nur in Ansehung der mäßigern Schwere scheint sie einen glänzenden Vorzug des längern Widerstandes, welcher auch von der Elasticität, die in der Natur des Holzes zu suchen ist, mit unterstützt wird, für jenen zu erhalten, der aber durch die frühe

Vergänglichkeit und stets nothwendige Ausbesserung desselben wieder verdunkelt wird.

Aus diesen Betrachtungen hat der H. Verf. Gelegenheit genommen eine Bauart vorzuschlagen, wodurch merkliche Vortheile durch Ersparniß, viel spätere Vergänglichkeit und noch andere Vortheile erlangt würden. Sie bestehet aus sieben neben einander liegenden Ketten, welche die Distanzen mit einander verbinden, und das Tragbare der Brücke ausmachen. Die Glieder sind von zähem geschmiedeten Eisen, 12 Zoll lang, $1\frac{1}{2}$ Zoll breit, $\frac{3}{4}$ Zoll stark; und ihre Ringe bekommen rund herum $\frac{7}{12}$ Cubickzoll Stärke; alle Krümmungen sind unterwärts gekehrt, damit sie den Bohlen ein gerades Lager verstatten.

Bey dieser Brücke ist die Möglichkeit des Zurückdämmens des Wassers nicht vorhanden; sie hat eine mäßige Schwere; und kann sich erhalten wenn schon die Steine des Mauerwerks ausgefaulet wären. Hingegen kann man fragen, ob sie eine 110 bis 120 Centner schwere Last tragen könne? Auf diese scheinbare Entgegenstellung ist aber nicht sonder möglichste Wahrscheinlichkeit zu erwiedern: da eine Kette bey Panzermühlen 50 und mehr Centner tragen kann, und hier zusammen eilf Stücke Trag- und Lehn-Ketten ihre Kraft vereinigen; so läßt sich mit vieler Zuverläßigkeit behaupten, daß keine Last von der Größe je eintreten werde, wodurch alle eilf Ketten auf einmal zersprengt würden. Daß sie vom Frost Schaden leiden könnte, nähert sich noch vielweniger der Wahrscheinlichkeit. Auch die unzertrennliche Vereinigung der zertheilten Kräfte und nicht veränderliche Gleichförmigkeit derselben, auf welche sich nunmehro die Haltbarkeit des Ganzen mit großem Vertrauen zu verlassen scheinet, ist dasjenige, was der letzten Entgegenstellung den kräftigsten Widerspruch leistet. (Optime! Nun fahren wir schon getrost über die Brücke.) Nicht weniger ist jene genaue Uebereinstimmung, die in dem ganzen System der Tragbarkeit dieser Brücke durch Schrauben hervorgebracht wird, auch von der Beschaffenheit, daß sich keine derselben allein und sämtlich, nicht um ein Haar (das ist alles mögliche!) ziehen oder schlaff machen können, wenn auch gleich noch ein Nebenendzweck der geschwinden Versperrung durch Aufziehung oder Abschlagung einer Distanz bey der Anlage derselben mit zu beabsichtigen verlangt wird.

Ge-

Gegen den Rost wird das Eisen mit Pech und Theer überzogen Gegen das abnützen der Ringe wird Meßing zwischen die Berührungspuncte gelegt.

Der Anschlag zu einer solchen Kettenbrücke über die Pleisse, 76 Ellen lang, 9 Ellen hoch, 7 Ellen breit, beläuft sich nur auf 3552 Thaler; da eine steinerne 8000 Thaler, und eine andere, nur 4 Ellen breite, 11000 Thaler gekostet haben.

Endlich (schließt der H. V.) will ich diesen, nicht für ganz vollkommen und keiner Verbesserung ausgesetzt zu seyn geachteten, doch in der besten Absicht, welche ich auch mit Vergnügen mehr zu erläutern, wenn es eingeflossener Dunkelheit wegen, verlangt würde, bereit bin, gethanen Vorschlägen, zum Beschluß annoch hinzufügen, daß man die Brücke auch schmäler machen und statt der hölzernen Steige bauen kann.

Praktische bürgerliche Baukunst mit den Haupt- und Specialrissen und Gesimslehren, zum gemeinnützlichen Gebrauch für Bauliebhaber, Zimmerleute, Maurer, Tischler u. s. f. ausgearbeitet, von Joh. David Steingrubern, Hochfürstl. Brandenburg-Onolzbachischen Bau-Inspektor. Mit 76 Kupfertafeln. Nürnberg, bey Christian Gotthold Hauffe, 1773. 4. fünf Bogen Text.

Der erste Theil bestehet aus einem gemeinen Landhaus und einem bürgerlichen Hause in der Stadt.

Der zweyte begreift ein adeliches Landschloß. Der dritte eine adeliche Landkirche.

Alle diese Gebäude sind würklich aufgeführet worden. Der Text bestehet aus ganz kurzen Erklärungen der Kupfer. Die Vorstellungen sind deutlich; Zeichnung (so lange es nach dem Lineal gehet) und Stich so ziemlich. Die Angaben selbst enthalten manches Lehrreiche, und besonders für die auf dem Titel benannte Brauchbares. Aber eine praktische bürgerliche Baukunst, die der Titel verspricht, haben wir denn doch hier nicht finden können; als in dem Sinn, in welchem man etwa den Abdruck einiger Klaglibelle, eine praktische bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit nennen wollte.

Sp.

Anfangsgründe der Mathematick zum Gebrauch in Schulen. Erster Theil, welcher die Arithmetick, Geometrie und Trigonometrie, nebst logarithmischen auch Sinus- und Tangententafeln enthält, von M. Christlieb Benedict Funk, der Rathsschule zu St. Nicolai in Leipzig Cantorn und Collegen. Leipzig, bey Siegfried Lebrecht Crusius, 1773. 8. Ein Alph. 6 Bogen Text, vier Kupfertafeln.

Damit man wisse, aus was für einem Augenpunkt gegenwärtige Anfangsgründe zu betrachten, nach was für Absichten sie zu beurtheilen sind, auch die richtige Art zu denken des H. Verf. erkennen; so führen wir folgendes aus der Vorrede an. Obgleich Bücher genug vorhanden sind, in denen Anweisung zur Mathematick gegeben wird; so ist mir doch noch keines bekannt, das in öffentlichen Schulen für den Lehrer hinlänglich brauchbar, und für die meisten Schüler wohlfeil genug wäre: besonders wenn man diejenige wegrechnet, welche nach einer mir unnütz und schädlich scheinenden Methode, blos die Sätze und Aufgaben ohne Beweis enthalten. Daß ich größtentheils der Ordnung gefolgt bin, deren sich der H. Hofr. Kästner bedienet, darüber glaube ich keiner Entschuldigung zu bedürfen. Von der Feldmeßkunst haben wir nur kurz gehandelt, weil — unter andern auch, meines Erachtens, bey Anfängern alles vermieden werden muß, was ihnen einigermaßen Anlaß geben möchte, die Mathematick als ein Spielwerk anzusehen, mit welchen nur die Reichen sich abgeben könnten; (oder auch zu glauben, daß ihr Nutzen sich blos auf den Gebrauch der Feldmesser einschränke.)

Die Ausführung ist uns mehrentheils deutlich und ihrem Endzweck angemessen vorgekommen. Doch finden wir, daß manche Unrichtigkeiten in den Gedanken und im Ausdruck mit unterlauffen. Wir wollen einige davon anzeigen.

§. 9. In der Rechenkunst kommt ein Fall vor, wo man etwas willkührlich annimmt. (Hypothesis.)

§. 35. Die Ausdrücke, wie 5^{3^2} und 5^{3^6} können unmöglich als gleichbedeutend angegeben werden. Man muß wenigstens eine Parenthese oder dergleichen etwas, zum Unterscheidungszeichen setzen. Zum Beyspiel $(5^2)^3 = (5^6)^3$

Eben-

Ebendaselbst. — Die Zahl betrachten, als sey sie zu einer Potenz von einem gewissen Grad erhoben, und eine andere Zahl angeben u. s. f. (Dieses ist unrichtig, wenigstens undeutlich. Man sagt nicht die Zahl 8 ist zur dritten Potenz der Zahl 2 erhoben; sondern 2 ist die zur dritten Potenz erhobene Zahl; und 8 ist die zur dritten Pot. erhobene Zahl 2.)

S. 78. Der hier gegebene Beweis für die bekannte Methode, den größten gemeinschaftlichen Theiler zwoer Zahlen zu finden, scheint uns unausgemacht zu lassen, ob der gefundene Theiler der größte sey; ja er zeigt auch nur, daß im gegebenen Exempel die gefundene Zahl ein Theiler sey, ohne zu zeigen, warum das Verfahren allgemein richtig ist.

S. 87. §. 159. Eine jede Eins des Quotienten bedeutet also einen Divisor, als in dem Exempel ein $\frac{2}{9}$ Stück u. s. f. Das ist unrichtig. Denn wenn $\frac{8}{9}$ mit $\frac{2}{9}$ getheilt wird, so bekommt man zum Quotienten 4 ganze Einheiten, nicht vier $\frac{2}{9}$ Stücke. Der H. V. hat etwa in Gedanken gehabt: jede Eins des Quotienten bedeutet, oder giebt zu erkennen, die einmalige Gegenwart des Divisors $\frac{2}{9}$ im Dividend.

S. 94. Der, so wegen negativer Größen, die man in seiner Casse gefunden hat, in den Schuldthurm geworfen wird, dürfte wohl nicht viel wider die Erklärung, daß sie ein non ens seyn, einzuwenden haben; aber sein Creditor desto mehr.

S. 101. Bey dem Beweis der Regeln für die Zeichen der Produkte, finden wir folgende Schwürigkeit. Der Hr. V. nimmt an, daß man die allgemeine Eins positiv oder negativ nehmen könne. Wir wollen sie also, da es einerley ist, negativ nehmen. Nun sey $+4$ mit $+3$ zu multipliciren; so verlangt man, es soll die $+4$ so oft und so gesetzt werden, wie oft und wie die Eins gesetzt worden, um $+3$ zu erlangen. Der Eins aber geschah folgendes: Es wurde, weil sie selbst etwas negatives ist (nach unserer Voraussetzung,) das was ihr entgegen gesetzt ist, nemlich $+1$ dreymal genommen; daher muß auch das, was der $+4$ entgegen gesetzt ist, dreymal genommen werden. Aber der $+4$ ist -4 entgegen gesetzt, und dieses dreymal genommen giebt -12. Es ist $+4 \times +3 = -12$. Und das ist falsch.

S. 219. Die Vorstellung der Benennungen der Einheiten in den Decimalbrüchen ist ganz unrichtig. Was hier

zehen

zehenfache Milliontheilchen heißt, muß Zehentheilchen von Milliontheilchen heissen, (denn das zehenfache Milliontheilchen wäre ja ein Hunderttausendtheilchen.) Eben so, was hier hundertfache Milliontheilchen genennet wird, müßte Hundertel von Milliontheilchen heissen, oder allenfalls ein Millionhundertel u. s. f. Daß der H. Verf. sich selbst, durch diese Benennungen, zu unrichtiger Vorstellung habe verleiten lassen, wird uns aus der Art, wie er die Classen abtheilet, wahrscheinlich. Nemlich: 6,789'08 | '600'371 | 2''; dieses würden wir so schreiben: 6,789'086' | 003'712'' | So wüßte man sogleich, daß 789086. lauter Milliontheilchen sind, und brauchte es nur auf die gewöhnliche Art auszusprechen. Es ist nemlich, wie bekannt, mit $\frac{789086}{1000000}$ einerley. Eben so sind 003712'' lauter Billiontheilchen, und mit $\frac{003712}{1000000^2}$ einerley. U. s. f.

Den Beschluß machen I. Tabelle aller Produkte bis auf 10000. aus den Primzahlen so größer als 11 sind, nebst einem beygesetzten Faktor. II. Tabelle der Logarithmen aller Primzahlen von 1 bis 10000.

Geometrie. S. 237. Nicht der Mangel der Breite, sondern der Länge, bey einem Punkte ist Schuld, daß man nicht sagen kann, die Linie bestehe aus Punkten. Der Mangel der Breite ist aber Schuld, daß auch die Linie keine Breite hat. S. 260. Die zweyte Folge setzt stillschweigend voraus, daß sich der Lehrsatz umkehren lasse. So wird die große Schwierigkeit, die sich bey dem Beweise findet, zwar bemäntelt, aber nicht gehoben.

S. 264. Bey den Parallelogrammen die gleiche Grundlinie und Höhe haben, sind die Fälle nicht wohl auseinander gesetzt. Auf den Umstand des stumpfen Winkels kommt es hier nicht an.

S. 278. Daß sich durch die Ecken eines jeden regulären Vieleckes ein Zirkel beschreiben lasse, müßte besonders erwiesen werden, und folgt nicht unmittelbar daraus, weil in jedem Zirkel sich ein reguläres Vieleck, von einer beliebigen Anzahl Seiten beschreiben läßt. Der H. Verf. ist sehr geneigt, den Beweis der convertirten Sätze für unnöthig zu halten.

S.

S. 280. Nicht immer läßt sich eine Linie angeben, die das gemeinschaftliche Maas zwoer gegebenen Linien ist, aber immer läßt sich eine angeben, bey der der Fehler so klein ist, als man nur will, wenn man sie für das gemeinschaftliche Maas hält.

S. 302. Der Beweis des senkrechten Standes einer Linie auf einer Ebene ist zwar kurz, (nur fünf Zeilen lang) aber auch ganz und gar untauglich. Den ersten Fehler begieng schon der H. Verf. in der Erklärung der Linie die senkrecht auf einer Ebene stehet: Wenn sie wenigstens mit zwo Linien auf ihre rechte Winkel mache, so sage man, daß sie senkrecht sey, (es sollte heissen: so beweis man, daß sie mit allen rechte Winkel machet, und von Linien die dergleichen mit allen machen, sagt man, sie stehen senkrecht.) Den obigen Satz convertirt, nennet der H. V. Grundsatz; vermuthlich, um den Beweis zu ersparen.

S. 303. Wenn zwo Linien auf einer Ebene senkrecht stehen, so sind sie parallel. Der Beweis ist kaum eine Zeile lang; zeigt aber auch nur, was freylich leicht zu zeigen war, daß sie mit einer dritten Linie rechte Winkel machen, aber nicht daß sie in einerley Ebene liegen. Auch hier rächet sich der (S. 260.) allzu flüchtig behandelte Lehrsatz der Parallellinien.

Ebendaselbst. Der Beweis des umgekehrten Satzes ist eben so unzureichend. Er zeigt, daß die Quästionslinie mit einer auf der Ebene rechte Winkel mache, und schließt daraus, daß sie auf der Ebene senkrecht sey.

S. 305. Der 18 Lehrsatz ist auch nicht gehörig erwiesen.

S. 306. Bey dem körperlichen Winkel ist der Umstand vergessen, daß die Ebenen sich alle in einem Punkte schneiden müssen.

S. 308. Bey der senkrechten Pyramide ist vergessen, daß ihre Grundfläche regulär seyn muß.

S. 309. 23 Erklärung — ähnlichen (adde regulären) Vielecken.

Ebendas. Der körperliche Winkel wird von Quadraten — Dreyecken — Fünfecken gemacht (eigentlich nicht von den Figuren selbst, sondern von ihren ebenen Winkeln.)

S. 314. Daß die parallelen Durchschnitte eines Prisma einander gleich und ähnlich sind, läßt sich nicht daraus beweisen, weil das Prisma durch parallele Bewegung dieser Figur entstehen kann; sondern umgekehrt, daß es auf diese Art entstehen

stehen könne, muß aus der Uebereinstimmung der parallelen Durchschnitte als eine Folge erwiesen werden.

S. 316. Ein dreyeckigtes Prisma läßt sich nicht in drey Pyramiden zerschneiden, die mit ihm gleiche Höhe und Grundfläche haben. Aber wohl in drey, die einander gleich sind, und wovon zwey mit ihm einerley Höhe und Grundfläche haben.

S. 318. Daß eine senkrechte Pyramide einer schiefen von eben der Basi und Höhe gleich sey (wie auch die 3te, 4te und 6te Folge;) setzt, nach der Methode des H. V. voraus, daß auch das schiefe dreyeckigte Prisma sich in drey gleiche Pyramiden — theilen lasse; welchen Satz wir aber nicht gefunden haben.

S. 323. 9 Folge. Der senkrechten abgekürzten Pyramide u. s. f. (Warum schränket der H. V. so viele Dinge auf das senkrechte ein, die doch vom schiefen auch gelten?)

Anhang. Von der practischen Geometrie und Trigonometrie, bey dem Feld- und Höhenmessen.

IIIter Tabelle. Der Sinusse, Tangenten, Secanten und der Logarithmen der Sinusse und Tangenten (von 3 zu 3 Minuten.)

Pi.

---

9. Naturlehre, Naturgeschichte, Chymie und Mineralogie.

Jani unumstößliche Grundregeln in der hermetischen Kunst, die Tinktur der Weisen zu bereiten. Hamburg, 1771. 28 Quartseiten.

Im vorigen Jahr hatte dieser A[illegible] den [illegible] Stein beschrieben; nun [illegible] es [illegible] vom großen Werke auf die [illegible] die Regeln darzu, vor den A[illegible] aufrichtige Verfasser hat sich durch die [illegible] urtheile durchgearbeitet, und das philosophi[illegible] dabey doch nicht gebrochen. Ich mag mir [illegible] auch nicht auf den Hals laden, und [illegible] abschre[illegible] Wer solche zu verstehen sich [illegible] sen; sie sind mit vielen [illegible]

verpallisadirt. Inzwischen da er so dunkel geschrieben als jene, so sehe ich nicht, warum diese Blätter von dem Urthel befreyet bleiben sollen, welches ein gewisser Autor dergleichen Schriften gesprochen, nemlich: zerreisset eure Bücher, und nicht eure (Köpfe) Herzen.

Ti.

F. U. T. Aepinus zwo Schriften 1. von der Aehnlichkeit der elektrischen und magnetischen Kraft. 2. Von den Eigenschaften des Turmalins. Aus dem lateinischen übersetzt. Gräz, bey den Widmannstädterschen Erben, 1771. 5 Bogen in 8. 1 Kupferbl.

Die erste dieser Abhandlung ist 1758. bey der Akademie zu Petersburg abgelesen, und bereits auch 1760. zu Leipzig übersetzt worden, so daß wir also hier eine zweyte Uebersetzung davon haben. Die andere Abhandlung findet sich in den Memoires de l'academie de Berlin 1756. Wir können nicht sagen, ob sie nicht auch bereits schon übersetzt worden ist. Wenigstens kann man nun hier beyde beysammen haben. Die Uebersetzung geht noch wohl an.

Marggrafs Versuche mit dem neuen mineralischen Körper Platina del Pinto genannt, aus dem 13ten Theil der Memoires de l'Academie de Berlin. Gräz, bey den Widmannstädterschen Erben, (1771.) 3½ Bogen in 8.

Der Titel zeigt schon, daß die Abhandlung nicht unbekannt ist. Die Uebersetzung mag angehen.

M. Kählers Abhandlung von der Erzeugung der Kristalle, aus dem lateinischen übersetzt. Gräz, bey den Widmannstädterschen Erben, 1771. 3 Bogen in 8. 1 Kupferbl.

Die Urschrift ist eine unter Vorsitz des Ritter von Linne gehaltene Disputation, und ein ziemlich ausführlicher Commentarius über das was in den Linnäischen Observ. in regnum lapideum in Absicht auf die Quarze, Salze und Kri-

stals

stallen vorkömmt. Die Uebersetzung läßt sich gut lesen, und kann in Deutschland denen dienen, die sich in die Linnäische Kürze nicht gut finden können, oder auch den Grund der Gedanken näher einsehen wollen.

Fm.

Die geheime Naturlehre der hermetischen Wissenschaft zur Verfertigung des gebenedeyeten Steins der Weisen nach dem System des edlen Sendivogii. 1770. 75 Seiten in 8.

Wir unterschreiben hier nochmalen das Urtheil, welches im 2. St. XII. B. S. 323. über dergleichen und ähnliche Schriften gefället worden. Es gereicht unsern aufgeklärten Zeiten zur immerwährenden Schande, daß es noch Unverschämte giebt, welche das Publikum auf diese Art hintergehen, und wider besser Wissen und Gewissen, dergleichen unnützes und zur Schande des Menschen-Verstandes abzweckendes Zeug herausgeben, ja! was das betrübteste ist, unwissende und irrende noch tiefer ins Unglück zu bringen. Gegenwärtiger V. bringt auch die heil. Schrift mit ins Spiel und im Anhange sucht er das philosophische Werk im 1 Mos. 1. Da ist das Chaos die Erde der Philosophen, und unser Wasser oder Universalgeist ist in Finsterniß und dunkler Confusion der Magnesia eingehüllet. Zuletzt wird noch die geheime Werkstatt Gottes in etlichen erbärmlichen Reimen besungen.

Bl.

Michael du Crest kleine Schriften von den Thermometern und Barometern, aus dem französischen übersetzt, von M. J. Chr. Thenn. Dritte Auflage. Augsburg, bey Kletts Wittib, 1770. 15 Bogen in 8. nebst 1 Tabelle und 1 Kupferbl.

Wir haben diese Auflage mit der 2ten von 1765. verglichen, und finden sie von S. 177. bis zu Ende mit Zusätzen vermehrt. Der eine ist ein Auszug aus einem Briefe des du Crest, worinn er sich bemüht den Ort der Erde ausfündig zu machen, wo die eigentlich gemäßigte Wärme statt findet, und diesen Ort in einem irgend bey Rochelle aufzusuchenden Brunnen vermuthet. Der andere Zusatz ist die Branderische Nachricht von den du Crestischen Universalthermometern

tern, so wie sie von Hrn. Brander, Mechanicus zu Augsburg verfertigt werden.

Sw.

Bewährteste Geheimnisse von fünf hundert probatesten Kunststücken, aus allen drey Reichen der Natur gesammelt, mit nöthigen Handgriffen und zum Gebrauch für allerhand Liebhaber an das Licht gegeben. Nürnberg, bey Riegels Wittib, 1771. 20½ Bogen in 8.

Der Titel dieses Werkes ist ziemlich übertrieben. Der Verfasser traut einigen seiner Künste selbst nicht viel. Er sagt z. E. im 69ten, daß wenn jemand, dem ein Fischgrat im Halse steckt, einen andern Fischgrat in das Haar oder hinter das Ohr steckt, dem sollte durch Sympathie geholfen werden. Einige sind nicht Kunst- sondern Bubenstücke, z. E. N. 447, wo angegeben wird, daß man einem Bauern, der auf dem Wagen schläft, den Wagen umkehren soll, um ihn den Possen zu spielen, daß er rückwärts fahre und damit Zeit verliere. Bey denen, die den Schein einiger Richtigkeit und Nutzens haben, hätte angezeigt werden sollen, aus welchen Schriften der Verfasser sie genommen. Denn aufs hören sagen kömmt die Sache nicht an, und der Leser wird ohne nähere Gewißheit vor sich zu haben, schwerlich selbst eine Probe damit machen. Bey vielen Künsten sind die auf dem Titel versprochene Handgriffe gar nicht angegeben, sondern nur gesagt, daß man sich darinn üben müsse. Indessen kommen auch einige gute und artige Kunststücke vor, wiewol sie eben nicht den Namen von Geheimnissen verdienen.

Fm.

D. J. Chr. Schäfers Nachtrag zu den ersten und fernern Versuchen mit Schnecken, nebst 2 ausgemahlten Kupfertafeln. 1770. Regensburg, gedruckt bey Keiser, 16 Seiten klein 4to.

Der Verfasser hatte sich mehr vorgesetzt als ihm die Zeit erlaubt hier zu liefern. Einer Schnecke, welcher der Kopf wieder gewachsen war, wurde nochmals der Kopf abgeschnitten. Sie lebte eine Zeitlang, verkroch sich unter die Erde,

Erde, und wird endlich todt herfürgegraben. Einer andern gieng es nicht besser. Hr. S. läßt unentschieden, was daraus zu schliessen ist. Er hatte Weinbergschnecken mit abgeschnittenen Köpfen in Garten gelegt, wo vorhin keine solche war. Nach etwas Zeit zeigte sich eine ganze Brut von solchen Schnecken im Garten, so daß es scheint, der abgeschnittene Kopf habe in das Fortpflanzungsgeschäfte keinen Einfluß. Hr. S. fängt nun, auf gegebene Veranlassung eines Ungenannten, an zu zweifeln, ob die Schnecken Zwitter sind, wie man es seit Swammerdam geglaubt hat. Die weissen Erdschnecken sind grösser als die schwarzen. Bey jenen hat Hr. S. aber nie, bey diesen Eyer gefunden ꝛc.

Sw.

A. D. Richter Lehrbuch einer für Schulen faßlichen Naturlehre. Zwote verbesserte Auflage. Leipzig und Budißin, bey Deinzer, 1771. 14 Bogen nebst 4 Kupfer und 1 Titelkupfer in 8.

Wir haben dieses Werkchen und die Absicht desselben bey Anlaß der ersten Auflage von 1769. bereits im 13 Bande der Allg. D. Bibl. nach Verdienst angepriesen, und sehen es für ein gutes Zeichen an, daß schon eine neue Auflage davon erscheint. Diese ist um einen Bogen stärker, und die Figuren, die auch hinzugekommen, gehören zur Erklärung des Weltgebäudes, der Jahrszeiten und des Mondwechsels.

Fm.

J. E. B. Wiedeburg, Beobachtungen und Muthmaßungen über die Nordlichter. Jena, mit Hellers Schriften, 6 Bogen in 8.

Das Nordlicht, nebst einer Abbildung, wie es sich 1770. den 18. Jenner zu Lübeck zeigte. Lübeck, 1770. bey Donatius, 10 Bogen klein 8. nebst 1 Kupferblatt.

Wir sehen aus der ersten dieser Schriften, daß der Verfasser der zweyten Hr. M. Behn, ehmaliger Adjunkt der philosophischen Facultät zu Jena ist. In der ersten fängt Hr. W. an die Meynung, als wären die Nordlichter in den neuern

 Zei-

Zeiten häufiger und öfters zu sehen, als ehemals, durch ein Verzeichniß der ehemals gesehenen Nordlichter zu widerlegen und hat darinn ganz Recht, daß er im 5ten Kap. II. Maccab. ein Nordlicht findet, und andere ähnliche Beschreibungen ehemals am Himmel gesehener Zeichen auf Nordlichter deutet. Hierauf beschreibt er die in den Jahren 1769. und 1770. von ihm selbst beobachteten Nordlichter, und seine dabey angestellte magnetische und electrische Versuche. Die Abweichung der Nadel, so wie die Electricität war mehrentheils geringe, zuweilen aber, besonders wenn die Strahlen des Nordlichts stark gegen das Zenith herauf schossen, sehr merklich, so daß die Nadel z. E. den 8. August 1770. manchmal 42 bis 48 Grad nördlich abwiche. Bey dem den 18. Jenner 1770. gesehenen Nordlicht, führt Hr. W. auch an, wie es von Hrn. Schmied in dem Hannöverischen Magazin und in der 2ten oberwähnter Schriften beschrieben worden. Endlich fügt Hr. W. seine Muthmaßungen über die Nordlichter bey, die er aber selbst noch für nicht mehr als gewagte Muthmaßungen ausgiebt. Nach diesen soll das Nordlicht nichts anders als ein elektrisches Licht seyn, welches wegen der kältern und dichtern Luft sich häufiger in den Polargegenden zeigt, vielleicht auch durch die Ankunft eines Cometen stärker als gewöhnlich rege gemacht wird. Verschiedene Gelehrte haben schon ähnliche Muthmaßungen geäussert. Sie lassen sich mit Mairans, Halleys, Wolfens und Eulers Meynung vereinigen, wenn man die Sonne mit ihrer Atmosphäre, die magnetische Materie, die Gewitter und den Cometenschweifähnlichen Schweif des Erddunstkreises als electrisch ansieht. Uns deucht, alles was man noch zur Zeit wisse, sey, daß bey Gewittern und beym Nordlichte etwas magnetisches und electrisches vorkomme. Vielleicht entdeckt man künftig, daß dabey noch mehr vorkömmt. Denn vor nicht langer Zeit wußte man auch vom magnetischen und electrischen nichts.

Die zweyte Schrift ist in Gesprächen abgefaßt. Charites hat mit dem Philaletes das Nordlicht des 18. Jenners 1770. gesehen, ist darüber in Entzückung gerathen, kömmt zum Philaletes, meldet ihm seine Begierde davon umständlicher unterrichtet zu werden, und erhällt die verlangte Anleitung. Sie nehmen die Himmelskugel vor. Charites lernt dabey ihren Gebrauch. Sie erinnern sich aller bemerkten Um-
nde, und suchen auf der Himmelskugel die Sterne auf, bey
die Erscheinungen des Nordlichtes sich eräugneten.
Wi cht den Inhalt des ersten Gesprächs aus, welches
mit

mit dem von Mairan in eine Tabelle gebrachten Verzeichniß ehmals gesehener Nordlichter beschlossen wird. Das zweyte fängt mit der Untersuchung der Beschaffenheit einer guten Hypothese an. Und dieses ist eine Vorbereitung zur Prüfung der in Ansehung der Nordlichter ausgedachten Meynungen. Luther, Melanchton und Whiston schrieben die Erregung der Nordlichter den Geistern zu. Schott hält sie für einen Widerschein eines irgend auf der Erde entstandenen Feuers oder lichten Meteors. Ein Hr. A. G. v. C. setzt dafür den Widerschein des feuerspeyenden Heckla in Island. Wolf macht ein unreifes Gewitter aus den Nordlichtern, und Godin erklärt dieses dahin, daß die Gewittermaterie in den kalten Nordländern nicht geschwinde genug in Gährung kommen könne, demnach Zeit habe, in viel größere Höhen hinauf zu steigen, und erst dann zu gähren, zu leuchten und vollends sich zu entzünden. Halley hält die Nordlichter für magnetische Ausströmungen aus den Polen. Seitdem die Electricität im Triebe ist, giebt auch diese Meynungen an, wodurch die Nordlichter erklärt werden sollen. Alle diese Meynungen werden im 2ten Gespräche vorgetragen, geprüft und theils als ungereimt, theils als unzureichend erklärt. Bis dahin erschien das Werkchen 1770. in der Ostermesse im Drucke. Die Vorrede versprach noch zwey Gespräche auf die nächste Herbstmesse, und in diesem sollte des Mairan, des Eulers und des Spidbergs Meynung geprüft werden. Es ist uns aber davon noch nichts zu Gesichte gekommen. Vielleicht wartet der Verfasser, bis des P. Hells neue Theorie der Nordlichter zum Vorschein gekommen ist. Wir können inzwischen noch folgende Schrift anzeigen.

Vorschläge, wie die Nordlichter zu beobachten. Sorau, in Commißion bey Hebold, 1771. 2½ Bogen in 4.

Diese Schrift ist zu Sagan von Lauhen gedruckt und verlegt worden. Die seit einigen Jahren wiederum häufiger gesehene Nordlichter sind die unmittelbarste Veranlassung dazu. Der Verfasser wünscht aus guten Gründen, daß die Nordlichter an mehreren Orten und mit mehrerer Sorgfalt und Umständlichkeit möchten beobachtet werden, als bisher geschehen. Er giebt daher von allem, worauf man bey solchen Beobachtungen zu sehen hat, ein ausführliches Verzeichniß, woraus sich aber, weil es in Form einer Tabelle abge-

gefaßt ist, nicht wohl ein Auszug geben läßt. Die Electricität ist das einige, was wir dabey vermissen. Zum Beschlusse wird das Problem vorgetragen, wie die Höhe des Nordlichts zu bestimmen ist, es sey daß man gleichzeitige Beobachtungen seiner scheinbaren Erhöhung von zwey verschiedenen Orten; oder die Höhe und Weite des Bogens an einem Orte beobachtet habe. Letztere Auflösung gründet sich aber auf Voraussetzungen, die entweder gar nicht oder wenigstens sehr selten statt haben, und so fern ist erstere immer vorzuziehen. Endlich wird noch das Verzeichniß der von Hrn. T. Bergmann angegebenen Höhen mehrerer Nordlichter beygefügt.

Sw.

Nachricht von den bey Zöbliz und andern Orten in Sachsen befindlichen Serpentinsteinarten von Christ. Fried. Schulzen; nebst einem Anhange von Topf- oder Lavezstein. Dreßden und Leipzig, 1771. 6 Bogen in 4.

Mit der Nachricht des H. Marggrafs von eben diesem Steine darf man nun freylich nicht die gegenwärtige vergleichen; dennoch aber ist sie nicht unnütz. H. S. hat doch manches angemerkt, was wenigstens nicht allgemein bekannt ist. Der sächsische Stein ist doch schon, seiner Bearbeitung und seinem Gebrauche nach, im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts bekannt gewesen. — Den wahren lapidem nephriticum, der vom sächsischen Nephrit weit verschieden seyn soll, hätte H. S. immer etwas mehr bestimmen mögen. Der V. zeigt die Fehler, welche man bey dem Brechen dieses Steins begeht, da man aus einigen Gruben schon vom Wasser vertrieben worden. Er giebt den Rath, Röschen anzubringen. Es freuet uns, daß H. S. es seinen Landsleuten vorwirft, daß man bey Bearbeitung des Steins immer bey dem altmodigen Formen bleibt; eine Sache, worüber der Recensent oft ausser Deutschland klagen gehört. H. S. thut verschiedene andere sehr wahrscheinliche Vorschläge zur Verbesserung der Waare; auch will er das, was beym Arbeiten abfällt nützen, da es, nach seinen Versuchen, unter Thon gemischt, feste Geräthe macht. Aber zum Gebrauche als Dünger hoffen wir doch nicht viel; denn der Stein ist doch zu hart, um sich bald aus seiner Mischung zu setzen. Auch trauen wir dem Vorschlage nicht viel, durch Vitriolsäure, ein Bittersalz

aus

diesem Steine zu erzwingen. Am Ende ist ein Aufsatz nun verstorbenen Bergraths Eilenburg angehänget, wor- von dem sächsischen Lavezstein eine kleine Nachricht gege- wird.

andlung von Naturalien-Cabinetten, oder Anleitung wie Naturalien-Cabinette eingerichtet, die natürlichen Körper gesammlet, aufgehoben und conservirt werden müssen. Aus dem Lateinischen mit Anmerkungen von C. v. M. Leipzig, 1772. 4½ Bogen in 8.

Es ist eine Uebersetzung von der Dissertation: Instructio musei, die in Linnei amoen. academ. steht. Die Anmerkungen enthalten gar nichts neues. Manches verdiente ohl nicht die Erwähnung; z. E. das Zerdrücken der Papiro in Büchern, das Abdrücken derselben mit Gummiwass und Zucker. Den Pfeffer haben wir zur Abhaltung der Insekten von Pflanzen und andern Naturalien ganz unwürksam gefunden. Das Siegeln der Erden, welches der Uebersetzer so artig findet, macht sie unkenntlich. Besser ist es sie in kleinen Gläsern oder in Schubläden, die in viele kleinere vertheilt sind, aufzuheben. Bey sehr reichen Sammlungen ein systematisches Verzeichniß, welches der Uebersetzer ma- n lehrt, nicht genug. Wir verlangen auch ein geographis- s, worinn die anwesenden Naturalien nach ihren Ländern ragen sind; jedoch bey den vielen Naturaliensammlun- , lche der Recensent in und ausser Deutschland durchge- n hat, hat er höchstselten irgend ein brauchbares Verzeichniß, und nicht einmal bey den meisten naturkundige Aufseher angetroffen.

2.

Observationes chemicae et mineralogicae quas inclyti ordinis medici consensu in Academia Georgia Augusta pro Gradu Doctoris legitime inpetrando publice Defendet Auctor *Christianus Ehrenfried Weigel*, Sundensis Pomeranus. Goettingae, Aere Dieterichiano, 1771. 78 Seiten nebst einer Kupfertafel in 4.

Diese Schrift unterscheidet sich von vielen gewöhnlichen Gradual-Schriften durch die wichtigen chymischen Bemerkungen, welche der V. in dem Laboratorio seines Vaters zu machen Gelegenheit gehabt. In der ersten Bemerkung wird ein Destillir-Gefäß beschrieben, vermittelst welchen der V. binnen einer Stunde acht Pfund des stärksten Weingeistes (alcohol vini) zu destilliren lehret. Es kommt hauptsächlich darauf an, daß die Röhre vom Halme sehr lang und das Kühlfaß immer mit kalten Wasser angefüllt seye. In 12 Tagen hat der V. 6 Anker gemeinen Brandwein vermittelst seiner Maschine in Alkohol verwandelt. (eine in der That sehr nützliche Erfindung) Ein sehr reines Quecksilber hat der V. durch die Wärme des Athenors, vermittelst des Sezkolbens mit einem langen Halse in rothes Pulver verwandelt, welches die zweyte Bemerkung ist. Auch ist eine Vermehrung des Gewichts, mit Herrn Leibarzt Vogel bemerkt worden, wie letzterer am Bley und dem Spießglaskönige bemerkt hat. Die rothe Farbe schreibt der V. mit Herrn Wiegleb einem gewissen Wesen, welches aus dem Feuer an die Körper tritt, zu. Bey der Erklärung dieser Erscheinungen nimmt der V. das Meyerische Causticum an. Er nennt das acidum pingue eine mit Säuren vermischte Licht-Materie. Die dritte Bemerkung hält eine merkwürdige Auflösung des Zinnes in sich. In der 4ten wird die hiddiserische Walker-Erde beschrieben, und einige besondere Bemerkungen beygefügt. Die übrigen Bemerkungen sind alle lesenswerth und unterrichtend. In der 15ten als der letztern beschreibt der V. zwey neue metallische Salze, das eine emstund aus der bekannten sympathetischen Dinte. Das andere sahe der Herr Leibarzt Vogel zuerst bey Bereitung des mineralischen Kermes.

Dr.

Iac. Zallinger e S. I. Interpretatio naturae seu Philosophia Newtoniana methodo exposita. Tomus I. complectens Logicam, Philosophiam primam, Psychologiam, Theologiam naturalem. 1773. 29½ Bogen in 8.

Newton hatte allerdings eine Methode. Beym Aufsuchen der Wahrheiten war sie analytisch, beym Vortrage sollte sie synthetisch seyn, und Newton gestund, daß er sich in dem synthetischen Vortrage der griechischen Geometer zu sehr umge-

gesehen habe. Was nun der Verfasser von Newtons Methode im Vortrage der Vernunftlehre und Metaphysic entlehnet habe, können wir so ganz leicht nicht einsehen. Sehr ofte kömmt bey dem Verfasser ein respondetur ad dubia, ein refutantur objecta, ꝛc. vor. Dieses ist mehr bey den alten Scholasticis als bey Newton üblich, und bey der ächten Methode soll es ganz vermieden werden. Denn wo Zweifel zurücke bleiben, da ist die Sache nicht genug aufgeklärt worden. Eine solche Aufklärung muß aber immer vorhergehen und nicht erst folgen. Sonst ist, was der Verfasser sagt, so ganz unrichtig nicht. Daß er verschiedenes den Lehrsätzen seiner Kirche gemäß einrichtet, läßt sich von selbst gedenken. Daher hält er den Satz des zureichenden Grundes für zu viel uneingeschränkt, weil ihm die Freyheit, das Liberum arbitrium, der göttliche Wille ꝛc. dabey in Sinn kommen. Er sagt doch, daß es einige gebe, die die Stuffen der Wahrscheinlichkeit durch Brüche bestimmen, und sie z. E. durch $\frac{7}{10}$ ausdrücken, wenn unter 10 Fällen 7 vortheilhaft sind; es sey aber auch an deme, daß wenn gleich unter einer Million Menschen kaum einer vom Donner gerührt wird, die Furcht bey einigen viel grösser sey, weil ihnen das Leben so lieb ist ꝛc. Die Syllogistic läßt er so viel als ganz weg, weil man sie doch wieder vergessen müsse. Vielleicht so wie man die syntactischen Regeln vergißt, wenn man die Uebung so weit gebracht hat, daß man ganze Carmina gleichsam wie aus der Feder kann fliessen lassen, oder den Cicero, Horaz, Virgil auswendig hersagen kann, man muß die Structur der Schlüsse, und die formelle Einrichtung der Beweise sehr wohl inne haben, wenn man erste Gründe aufsuchen, und aus der ganzen Form unserer Erkenntniß bestimmen will, wie weit man mit jedem reiche, welche zugleich mit erfordert werden, und da doch ein Principium nur einen Vordersatz giebt, was die übrigen Vordersätze seyn müssen, woher man sie nehmen soll ꝛc.

Sw.

Lambert Vorschläge zu verschiedenen Beobachtungen, welche verdienten gemacht zu werden, um die Meteorologie der Vollkommenheit näher zu bringen. Aus dem Französischen übersetzt durch den Abbt von Felbiger. Sagan, bey Lauhen, 1 Bogen in 4to.

Die=

Diese Uebersetzung hat der Hr. Prälat von Felbiger seine Anleitung jede Art der Witterung zu beobachten beygefügt, und vermuthlich zu seinem eigenen Gebrauch Exemplaria abdrucken lassen. Es wird die Leser nicht gereuen, wenn sie die Abhandlung ganz kaufen.

Ios. Herbert e S. I. Dissertatio de igne, triplicem illius statum complexa, quum fluidum elasticum est caloremque efficit, quum motu rapidissimo a corporibus euibratus lux est, quum denique irretitus ac velut vinctus e corporibus gignitur, aut sua in libertate existens ab his absorbetur. 1773. 12 Bogen 2 Kupfert. Wien, bey Trattner, in 8.

Diese Abhandlung enthält der Ordnung nach folgende Sätze. 1. Aus der Empfindung der Wärme und Kälte läßt sich nicht sicher urtheilen. 2. Die Wärme dehnt die feste Körper aus. 3. Auch die flüßigen. 4. Sie setzt sich in verschiedenen Körpern, jedoch mit ungleichem Erfolge, in eine Art von Gleichgewicht. 5. Sie geht desto schneller aus einem Körper in den andern, je größer der Unterschied ihrer Wärme ist. 6. Werden zwo Massen einer flüßigen Materie von verschiedener Wärme zusammengegossen, so ist die ganze Summ der Wärme vor und nach der Mischung gleich. 7. Sind aber die Materien verschieden, so entsteht in der Mischung nicht immer gleiche Wärme. 8. Wie die Wärme zunimmt so nimmt sie auch wieder ab, jedoch kann das Ausdünsten die Abnahme beschleunigen. 9. Die Wärme trägt zur Flüßigkeit nicht anders als andere elastische Materien bey, z. E. die Luft, etzende Materien ꝛc. 10. Auch nicht anders zu Erzeugung der Dünste. 11. Auch wirkt sie beym Verbrennen und Calciniren eben so wie bey den Dünsten. 12. Die Verwandlung in Glas ist wie das in Fluß bringen anderer Materien. 13. Das Licht ist ein Ausfluß leuchtender Körper. 14. Die Materie des Lichtes ist von der Materie der Wärme nicht verschieden. 15. Aus der Art, wie die Sonnenwärme sich immer wieder verliert, folgt, daß sie von den Körpern verschlungen wird. 16. Eben dieses erhellet aus den kalten Auflösungen. 17. Die verschlungene Wärme oder Feuer wird durch das Reiben wieder aufgelebt. 18. Auch durch die Gährung.

19.

19. Ebenfalls bey einigen Auflösungen und Aufbrausungen.
20. Eben so in den phosphorischen Körpern und der Flamme.
Bey verschiedenen von diesen Sätzen denken wir theils ganz, theils in bestimmten Absichten anders als der Verfasser, und eben dieses werden viele Leser, jeder auf seine Art auch thun. Im Ganzen hat uns die Abhandlung gefallen. Der Verfasser gehört nicht zu denen, bey welchen die Electricität alles in allem ist.

P. Franc. Xav. Epp S. I. Problemata electrica publicae disputationi proposita in electorali Lycaeo Monacensi. München, bey Fritz, 1773. 11 Bogen in 8. 3 Kupferbl.

Was der Verfasser in der Aufschrift *Problemata* nennt, sind eigentlich Fragen, die bey der Elektricität vorkommen. In der Vorrede nennt er sie noch eigentlicher Zweifel für und wider gewisse Sätze. Er stellte Anfangs Versuche an, und glaubte nun mit der Elektricität bekannt zu seyn. Hierauf las er den Nollet, und dachte, alles wäre entschieden. Eben das glaubte er nach dem er den Franklin gelesen. Eigentlich fand er sich immer tiefer im Labyrinthe, und kehrte zu den Versuchen zurücke. Dieses war nun wohl am klügsten gehandelt, da man im Grunde betrachtet, noch nicht weis welche und wie viele wesentliche Stücke zum Ganzen noch fehlen. Die Fragen sind nun der Ordnung nach folgende, und zwar nach einigen vorläufigen Sätzen, welche die Elektricität überhaupt kenntlich machen, wenn man noch keinen Begriff davon, das will sagen, noch nichts davon gesehen noch empfunden hat. 1. Ob die elektrische Materie aus dem reibenden oder aus dem geriebenen Körper komme. 2. Was die Natur dieser Materie seyn möge. 3. Welchen Weg sie nehme, und mit welcher Geschwindigkeit. 4. Ob man sie durch irgend einen Widerstand aufhalten könne. 5. Ob und unter welchen Bedingungen sie sich in solchem Fall aufhäufe. 6. Welches davon der Erfolg und ob ein doppelter Fluß der Materie anzunehmen ist. 7. Wie die Erscheinungen zu erklären sind. 8. Ob die elektrische Materie mit dem Feuer und Wärme einerley seyn. 9. Ob sie mit der Magnetischen Materie auf eines hinauslaufe. 10. Ob sie der Gesundheit nütze oder schade. Diese Fragen betreffen die durch Kunst erregte Elektricität oder Agtsteinkraft. Zur natürlichen gehören noch.

11.

11. Ob elektrische Dünste in der Luft sind. 12. Wodurch diese Dünste erregt werden, und wie sie ihren Lauf nehmen. 13. Welchs die blitzartigen Wirkungen derselben sind. 14. Ob durch menschlichen Fleiß der Blitz von Städten, Dörfern, Gebäuden ꝛc. weggeleitet werden könne. 15. Ob das Glockenläuten bey den Gewittern zu billigen sey, dafern man nemlich von dem was dabey heilig ist, abstrahirt, und nur auf die Wirkung des Schalles und die Elektricität des Gewitters sieht. Bey allen diesen Fragen bringt der Verfasser viele Belesenheit und auch eigene Versuche und Sätze an, und trägt insofern zur Auflösung derselben das seinige mit bey.

Beyträge zur Wassergeschichte von Böhmen. Zweyter Band. Mit einer Charte. Leipzig und Prag, bey Höchenberger und Gesellschaft, 1772. 12 Bogen in 8. 1 Kupferbl.

Dieser Band enthält drey Schriften. 1. Peithners Beschreibung der Böhmischen Flüsse nach ihrem Laufe bis zum Austritt in fremde Länder, mit besondern Anmerkungen über die metallreiche Geschübe, Edelgesteine, und andere Seltenheiten, welche an ihren Ufern gefunden werden. Wir finden hier die Nachricht, daß die Schiffbarmachung der Moldau nunmehr bald zu Stande gebracht seyn werde. Hr. P. verfolgt die Böhmischen Gewässer von ihren Quellen an, fügt sodann eine Tafel bey, wo die Abstammung der Flüsse in Form einer Stammtafel übersehen werden kann, wie nemlich die kleinsten Bächlein in größere, diese in kleine Flüsse, diese in die Moldau, Ecker ꝛc. und endlich, wenige ausgenommen, alle in die Elbe zusammen fließen. Die beygefügte Charte von Böhmen zeigt überhaupt den Lauf aller dieser Bäche und Flüsse an. Es sind darinn keine Berge angezeichnet, aber Grenzlinien und Städte. Den kleinern Bächen sind die Namen nicht beygeschrieben, welches doch, wenn sie einen Namen haben, in einer hydrographischen Charte erfordert werden kann. Die Charte ist übrigens aus der großen Müllerschen Charte von Böhmen, zusammengezogen, und soll hin und wieder berichtiget seyn. 2. Vom böhmischen Bitterwasser nach der Beschreibung des Hrn. Dr. Göriz. Man hat bisher nur drey Quellen von Bitterwasser entdeckt, nemlich bey Epshain in England, bey Bourbon in Frankreich, und bey dem Wachtberg in Böhmen. Dieser letztere giebt 2 Quintgen

gen Salz in einem Pfunde Wasser, dahingegen die Englische nur ein halbes Quintgen giebt. Erst 1727. ist auf Hofmanns Anrühmen das Böhmische Bittersalz und Bitterwasser allgemeiner bekannt worden. Die chemischen Prüfungen werden hier kurz angezeigt, und die Wirkung in Krankheiten beschrieben. 3. Von der Ziegerquelle oder dem Kranzwasser auf einem dem Wiehrader Schlosse gegenüber liegenden Berge vor Prag: Nach der Beschreibung Hr. D. Zauschner. Hr. Z. hatte noch als Arzneybeflissener an einem Bache, welcher in Prag in die Moldau fällt, bemerkt, daß sich an den Steinen etwas weißes ansetzte, woraus er eine neue Art von Salz zog. Dieses beschrieb er 1768. in einer lateinischen Abhandlung, zumal da er noch andere Quellen gefunden. Die damit angestellten Versuche werden hier beschrieben. Der Geschmack ist zusammenziehend; aus dem Bodensatze läßt sich Eisen schmelzen, das vom Magnet angezogen wird.

Fm.

---

10. Geschichte, Diplomatick und Erdbeschreibung.

Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen in einem ausführlichen Auszuge, worinn eine genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfassung, Handlung, Sitten, natürlichen Geschichte und andern merkwürdigen Dingen verschiedner Länder und Völker gegeben wird. Aus verschiednen Sprachen zusammen getragen. Eilfter Band. Mit vielen nützlichen Kupfern. Berlin, bey Aug. Mylius, 1773. 1 Alph. 15 Bogen in 8.

Zwölfter Band. Nebst einem Register über den I-XII. Band, 1774. 1 Alph. 7 Bogen.

Der erste dieser anzuzeigenden Theile empfiehlt sich vor andern durch die Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit seiner Auszüge und bestätigt das Urtheil aufs neue, was wir schon von den vorigen gefällt hatten. Er schließt die Nachrichten von Amerika und enthält folgende Artickel: Don Juans und

Don

Von de Ulloa Reise nach Südamerika. Ein fast zu magrer Auszug! denn wer von dieser berühmten Reise liest, wünscht auch wohl von der eigentlichen Absicht derselben und der Beschaffenheit der dabey getroffenen Ausmessungen genauer unterrichtet zu werden: deren aber wird nur mit wenigen Worten und wie im Vorbeygehen erwähnt, und der Auszug hat mehr den Ton des Diariums. Joh. Neuhofs Reise nach Brasilien (in Südamerika. Worzu dieser Zusatz?) ergänzt durch eine Nachricht von der neuern Beschaffenheit Brasiliens. Ein lesenswürdiger Aufsatz, der das Alter der Neuhofschen Beschreibung durch merkwürdige und so viel wir wissen, in den Geographien noch nicht genutzte Nachrichten von den Gold- und Diamantgruben dieses Landes ersetzt. Nachrichten von den Einrichtungen der Jesuiten in Paraguay sagen weniger, als aus Bougainvilles weiter unten davon gemeldet wird. Ein Auszug aus Major Rogers Beschreibung von Nordamerika verdient wegen der Nachricht von der dermaligen Englischen Regierung dieses großen Landes, einen Platz in dieser Sammlung und enthält viel neues. Auszug aus des Obristen Buquets Beschreibung des Feldzugs gegen die Ohio Indianer, so 1764. zu Philadelphia herausgekommen ist; samt Betrachtungen über den Krieg mit den Wilden in Nordamerika, lassen sich wohl lesen. Es folgt eine kurze Beschreibung der Amerikanischen Inseln, u. Beschreibung der antillischen Inseln, die bey mir die Stelle der Büschingschen Erdbeschreibung für diesen Theil von Amerika vertreten soll. Proclamation, wie es mit den durch den Frieden 1762. an Großbrittannien gefallenen Ländern in Nordamerika gehalten werden soll. Anmerkungen über die Indianer in Nordamerika und über das Verhalten der Engländer gegen dieselben. Jacob le Maire und Wilh. Schoutens Reisen nach dem Südmeer vom Jahr 1616. Den Beschluß macht ein Auszug aus Bougainvilles Reise um die Welt, der bey weitem den angenehmsten und lehrreichsten Theil des ganzen Bandes ausmacht.

Der zwölfte Band liefert Auszüge aus den bekannten Reisen der Rußischen Academisten, Gmelins und Pallas durch verschiedene Provinzen des Rußischen Reichs, die bey ihrer Kürze dennoch ungemein viel lesenswürdiges enthalten und nur dadurch zuweilen etwas unangenehm werden, daß man nicht immer genug darauf bedacht gewesen ist, dem Leser durch geographische Bestimmungen, einen Wink zu geben, in welchen Winkel des ungeheuren Rußischen Reichs er sich mit seinen

Rei-

Reisenden und den ihm unbekannten Namen von Oertern hinsetzen soll.

Man muß es dem Verleger Dank wissen, daß er diesem Werke durch das diesem Bande angehängte und sehr fleissig verfertigte Register seine wahre Brauchbarkeit gegeben. Das Werk selbsten aber ist damit noch nicht geschlossen, sondern es werden noch ohngefähr 6 Bände nachfolgen, die dasjenige, was bisher zurück geblieben ist, nachholen sollen. Die Verfasser versprechen insbesondere eine Geschichte aller Reisen nach Ostindien, und wollen auch die berühmten Reisen Byrons, Banks und Solanders in einen Auszug bringen.

Jz.

Wenzeslai Hagek a *Liboczan* Annales Bohemorum, e Bohemica editione latine redditi et quibusdam notis illustrati a P. *Victorino* a S. Cruce e scholis piis, nunc plurimis animadversionibus historico-chronologico-criticis, nec non diplomatibus, re genealogica, numaria, variique generis antiquis aeri incisis monumentis aucti a P. *Gelasio* a S. Catharina ejusdem instituti sacerdote. Pars IV. quae Bohemiae historiam ab Anno DCCCCXXXVII. usque ad annum MIV. complectitur. — — Pragae, typis Iohannae Soph. Clauserin, — — Anno MDCCLXXII. ohne Vorrede und Register 509 Seiten in 4.

Herr Gelasius Dobner fährt in dem gegenwärtigen vierten Theile fort mit Gelehrsamkeit und kritischen Auge die böhmische Geschichte zu bearbeiten, Dunkelheiten aufzuklären, und Unwahrheit, Vorurtheile und Unsinn daraus zu verbannen. Freylich bleibt für künftige Nachfolger noch immer eine Nachlese übrig; inzwischen benehmen die vorhandenen Mängel dem Werk keinesweges seinen Werth. Um sich den Lehrsätzen seiner Kirche zu fugen, muß er Wunder erzählen und beybehalten: der aufmerksame Leser welcher nicht daran glaubt, entdeckt vielleicht hin und wieder entfernte Winke aus denen er schliessen kann, daß der Hr. Verf. Geistesstärke genug haben würde, sich über manchen Aberglauben hinwegzusetzen;

setzen; durch eine gar zu freye Sprache möchte er bald in Gefahr stehen, fernerhin der Welt unnütz, oder gar ein Märtyrer der Geschichte zu werden. Schon dadurch, daß er den beliebten Czech als einem historischen Undinge den Abschied gab, hat er sich bekanntermaßen viele Feinde zugezogen: er wurde in Schriften angegriffen; und die Bemühung seine Gegner eines bessern zu belehren, blieb ohne Erfolg. Die Zeit, welche er auf die Fortsetzung seines Werks, dessen erster Theil bereits im J. 1761. ans Licht trat, hätte wenden können, verstrich durch veranlaßte Vertheydigungen: die eingewurzelten Vorurtheile behaupteten ihre Macht. Endlich faßte er den Entschluß die Zeit nicht ferner durch Streitigkeiten zu verschwenden; in der Vorrede, wo er sich wegen der Verzögerung des vor uns liegenden Theils entschuldigt, erklärt er kurz: Ament, tueanturque, si ita illis allubescit, fabulas, qui veritates historicas aspernantur.

Seine Ergänzungen, Beyträge und Untersuchungen, die er theils als Anmerkungen, theils unter dem Titel Praetermissa, dem hagekschen Text beyfügt, machen den letztern beynahe völlig entbehrlich: oft giebt ihm derselbe bloß die Gelegenheit die böhmische Geschichte vorzutragen. Eben daher haben verschiedene Leser den Wunsch geäussert, er möchte die fehlerhaften hagekschen Berichte, die durch seine Anmerkungen hinfallen, und beym Lesen nur Verdruß erwecken, lieber ganz weglassen. Dies verspricht er im fünften Theile einigermassen zu leisten, doch so, daß die bisherige Ordnung nicht ganz aufgehoben werde. Wir wünschen das Versprechen bald erfüllt zu sehen.

Seit der Ausgabe der 3 ersten Theile hat er an dem P. Pubitschka einen Nacheiferer gefunden, der in einigen Stücken von ihm abgeht, aber ihm gewiß nicht den Rang abgewinnt. So oft ihn Hr. Dobner widerlegt, führt er ihn nicht namentlich an, auch ohne Bitterkeit, obgleich ein Paarmal mit einer kleinen Ironie; er nennt ihn den compilator chronologicae seriei, und weist dabey auf sein neuestes Werk die Chronologische Geschichte Böhmens. Bey dergleichen Streitigkeiten kann die Geschichte gewinnen: jeder Theil bietet alle Kräfte auf, seine Meynung zu unterstützen; hierdurch wird manche Begebenheit in ein helleres Licht, und der Leser in Stand gesetzt, Wahrheit und Fabel genauer zu unterscheiden. Unter den angestrittenen Nachrichten laufen manche Unerheblichkeiten mit unter; andre verdienten eine sorgfältige Berichtigung: ein paar Beyspiele führen wir billig an.

Die

Die Bestimmung des Jahrs, in welchem der H. Wenceslaus oder Wenzeslaw ist ermordet worden, verdient auch wegen ihres Einflusses in die deutsche Geschichte, eine genaue Untersuchung. Hr. Dobner bewies im dritten Theile, daß es das J. 936. sey. Pubitschka hatte vorher in seiner Series chronolog. rer. Bohemicar. nach dem Balbinus das J. 938. angenommen; besann sich aber eines andern, und behauptet nun in seiner deutschen Chronolog. Gesch. Böhmens 2 Th. S. 296. u. f. (die wir mit Fleiß nachgeschlagen und die beygebrachten Gründe erwogen haben, weil sie Dobner nicht anzeigt,) daß es das Jahr 935. seyn müsse; so daß sich die Ermordung noch vor Heinrichs des Voglers Tode zugetragen habe. Seine Gründe sind ungefähr folgende: 1) seine vorige Meynung nemlich, daß es das J. 938. sey, habe nicht mehr Wahrscheinlichkeit, als ihr Balbinus aus dem Sigebert von Gemblours geben kann; 2) Christ. von Jordan zweifelt ob in der eigenen Handschrift des Christannus, die Balbin bekannt gemacht hat, wirklich das J. 938. stehe; und da man nach einem erhaltenen Briefe in der wittgenauschen Originalhandschrift das J. 928. findet, so sey offenbar, daß Balbin das J. 938. willkührlich angenommen hat. 3) Die Geschichtschreiber bestimmen das Jahr auf sehr verschiedene Art; und 4) dem Sigebert und seiner verdächtigen Zeitrechnung sey am wenigsten zu trauen. Durch diese Gründe rechtfertiget sich Hr. Pubitschka wegen seiner geänderten Meynung; und hier kann man völlig mit ihm zufrieden seyn. Nun die Beweise daß die Ermordung nicht ins J. 936., sondern 935. zu setzen sey. 1) Der Zug nach Böhmen und der daselbst vorgefallene Krieg um des Wenz. gewaltsamen Tod zu rächen, endigte sich dem 25ten Sept. In diesem Jahre kann Wenz. nicht seyn ermordet worden, als welches den 28 Sept. geschahe; sonst wäre die Rachübung vor der Ermordung verhänget worden. 2) Aus deutlichen Zeugnissen wird höchst wahrscheinlich, daß die Ermordung noch bey Heinrichs Lebzeiten geschahe; (die von ihm S. 303. und 305. der Chr. Gesch. Böhm. Th. 2. angeführten Zeugnisse heissen: quamdiu (Wenzeslaus) vixit, Imperatori fidelis et utilis mansit, und acta haec sunt temporibus Henrici; beyde Stellen lassen aber noch viele bey weiten nicht gehobene Zweifel übrig.) 3) Die abweichende Erzählung des Witichinds läßt sich damit vereinigen, und gar ein Beweis daraus nehmen, wenn man dem Zusammenhange der Geschichte gehörig nachgehet. 4) Heinrich starb den zweyten Jul. 936. (wie lange muß er krank gewesen seyn, da schon

 seine

seine Krankheit den Böhmen Muth einflößte, ihren Herzog umzubringen!) In eben dem Jahre kommen wider den Boleslaw sächsische Hülfstruppen, das Kriegsglück ist abwechselnd; Otto läßt seine Armee in Böhmen einbrechen, sie schlägt das böhmische Heer, wird darauf aufgerieben; Otto wirbt eine neue Armee, geht mit ihr nach Böhmen, siegt, legt den Böhmen einen Tribut auf, und kehrt mit seinen Truppen noch in dem nemlichen Jahre (aber wo steht denn, daß dies alles in einem Jahre vorgegangen ist?) und zwar am 25 Sept. nach Sachsen zurück (L. c. S. 340.) 5) In dem folgenden Jahre 937. kann das nicht geschehen seyn, weil Otto alsdann mit den einbrechenden Ungern zu thun hatte. So weit Pubitschka, bey dem wir nur noch anführen müssen, daß er nicht der Erfinder dieser Gründe ist, sondern der P. Athanasius, der anfangs mit Dobnern das J. 936. annahm, aber hernach in der Lebensbeschreibung der H. Ludmilla und des H. Wenz. das J. 935. festsetzte: wovon aber Pubitschka kein Wort erwähnt. Hr. Dobner antwortet nicht auf alle die vermeinten Beweise, welches wir hier und an andern Stellen ungern vermissen; sondern nur auf ein Paar, und das nicht einmal geradezu: inzwischen vertheydigt und bekräftigt er seine Behauptung in dem gegenwärtigen vierten Theile so, daß man wenig oder nichts wird darwider aufbringen können. Er zeigt daß seine Gegner und namentlich Pubitschka, einen groben Fehler begehen, indem sie zween ganz verschiedene Heerzüge des Otto in ein Jahr, ja gar in einen Monat und Tag zusammenziehen. Heinrich starb den 2 Jul. 936. Gegen das Ende dieses, oder den Anfang des folgenden Monats wurde Otto erwählt und gekrönt. Unmöglich konnte von dieser Zeit bis zum 25ten Sept. folglich ungefähr innerhalb 50 Tagen, alles vorfallen, was Witichind von dem zweyfachen Zuge nach Böhmen erzählt. Aus Thüringen, Hessen und Sachsen wurde ein Heer zusammen gebracht, ein Feldherr erwählt, der in Böhmen einbricht, den Boleslaw schlägt, und darauf mit seinen Truppen eine gänzliche Niederlage leidet; Otto muß an eine neue Armee denken, sie zusammen bringen, einen neuen Feldherrn setzen, in Böhmen einbrechen, siegen; am 25 Sept. geht er nach Sachsen zurück. Zween Züge, die Wiederherstellung einer zu Grunde gerichteten Armee, die Herbeyschaffung aller erfoderlichen Kriegsbedürfnisse, vier Schlachten — — in der damaligen Zeit, wo alles viel langsamer gieng! — — sollen nicht mehr als 50 Tage Zeit erfodert haben? Das läßt sich doch kaum denken. Nothwendig muß man den zweyten

ten Zug in das folgende Jahr 937. setzen. Wir glauben, dieser blos räsonnirende Grund ist überzeugend; zumal da die Instanz wegen des Einfalls der Ungern in Sachsen, wegfällt, sobald man die davon vorhandenen Zeugnisse nicht obenhin, sondern mit gehöriger Aufmerksamkeit ansiehet. Die Ungern brachen ja erst auf ihrem Rückzuge in Sachsen ein. Doch wir wollen durch einen magern Auszug unsern Lesern nicht das Vergnügen rauben, die vollständige Auseinandersetzung der Beweise in dem Werke selbst zu prüfen: wir haben uns ohnehin schon zu lange bey dieser streitigen Untersuchung aufgehalten, bloß ihnen eine Probe vorzulegen, wie gut der P. Dobner seine Behauptungen gegen seine Gegner zu vertheydigen weis. — S. 50. rüget er einen andern vom P. Pubitschka begangenen Fehler, als welcher vorgiebt, der Bischoff von Regensburg sey ums J. 946. keinem Erzbischoff, sondern unmittelbar dem römischen Stuhle unterworfen gewesen; da doch aus einer angeführten Bulle des Pabsts Leo VII. erhellet, daß er ein Suffragan des salzburgischen war.

Ein großer Theil der vorgetragenen Nachrichten geht blos die Böhmen an, und noch mehr die dorigen Geistlichen und Klöster: Hr. D. mußte nothwendig auch auf sie Rücksicht nehmen; vielleicht hätte er manche Untersuchung über Wunder, Reliquien u. d. gl. die das Werk nur weitläuftiger und kostbar machen, etwas abkürzen können; zum Beyspiel führen wir nur den vorgegebenen Raub an, den die Przibislawa an der heiligen Leiche ihres Bruders soll begangen haben S. 53. u. f. Doch wollen wir ihm eben keine Vorwürfe deswegen machen; er hat immer genug Gutes geleistet, und wo er Aberglauben nicht schlechthin verbannen durfte, ihn wenigstens so viel sich nach seinem Stande thun ließ, zu mildern gesucht, wovon wir hin und wieder Proben finden. Als Geistlicher mußte er die Wunder und Zeichen seiner Kirche bey Ehren zu erhalten suchen. Wer nicht daran glaubt, der wird dergleichen Erzählungen bald auf ihren eigentlichen Werth zu setzen wissen.

S. 37. werden die Hand und übrigen Zeichen auf einer von Boleslaw geschlagenen Münze, erklärt: sie sollen die ernstliche Buße oder Reue über der an seinem Bruder verübten Gewaltthätigkeit, ausdrücken; das darunter befindliche etwas undeutliche kleine Zeichen, welches Einige, sonderlich der Verfasser des Neueröfneten Groschencabinets, für ein liegendes B gehalten haben, soll nach Hr. D. Meynung das abgehauene Ohr bedeuten. Die beygebrachten Gründe über-

zeugen uns nicht völlig; doch scheint diese Erklärung etwas vor der gewöhnlichen voraus zu haben.

Etliche diesem Theil beygefügte Kupfer, sonderlich die treue Abzeichnung verschiedener alter Münzen und noch mehr des alten Diploms, werden vielen Lesern ein angenehmes Geschenk seyn.

Francisci Pubitschka Priesters von der Gesellschaft Jesu, chronologische Geschichte Böhmens unter den Slaven. Erster Theil, welcher das heidnische Böhmen enthält. Mit Kupfern, Leipzig und Prag, bey Franz Augustin Höchenberg und Compagnie, 1770. Ohne Vorrede und Register 442 S. in 4.

— — — Chronologische Geschichte Böhmens unter den ersten christlichen Herzogen. Zweyter Theil, welcher das christliche Böhmen enthält. — — 1771. 428 Seiten.

Hr. Pubitschka hat sich entschlossen, die Anzahl der Böhmischen Annalen abermals zu vermehren, und ein Werk in 7 Bänden zu liefern. Das ist nun eben keine große Kunst, wo man viele und auch gute Vorgänger hat; wir dächten, das Dobnerische Werk müßte jeden nunmehrigen neuen Stoppler überzeugen, daß er eine ganz entbehrliche und unnütze Arbeit unternehme, wenn er nicht etwas recht Vorzügliches in diesem Fache liefern kann. Warum eine ganze weitläuftige Chronick? Fand er bey seinem Vorgänger Fehler und Lücken; gut, er berichtige und ergänze sie; er zünde wo er kann, ein neues Licht an; er vertilge Unsinn, Aberglauben und Fabeln aus der Geschichte: ein kleines Bändchen hat dann einen überaus großen Werth. Oder er nehme die vorhandenen Annalen, bearbeite sie mit Geschmack und kritischen Auge, und liefere daraus eine vollständige zusammenhangende Geschichte: in beyden Fällen verdient er Dank und lauten Beyfall. Aber darzu gehört mehr, als aus 7 Chronicken die achte zusammen zu schreiben. Vermuthlich hat der Hr. Verf. für Deutsche geschrieben, die aus Mangel der Sprachkenntniß, die neueste Ausgabe der Hagekschen Annalen nicht nutzen können. Das ist auch ein Verdienst, wir wollen ihm daher, ob wir gleich Anlaß dazu haben, keine Vorwürfe auch das Lob eines fleißigen Mannes nicht streitig machen; selbst öffentlich geschehen, daß

daß er seine ältern Vorgänger weit übertrift; nur schmeichle er sich ja nicht, dem P. Dobner den Rang abzugewinnen, der Arbeit gegen Arbeit überhaupt abgewogen, noch immer viel voraus, und die Ehre hat, allen jetzigen und künftigen Nachfolgern mit vieler Kritick vorgearbeitet zu haben.

Jetzt wollen wir das Werk selbst kurz durchgehen und gleich bey dem Titel anfangen. Der Hr. Verf. drückt sich etwas dunkel aus, und kann leicht eine falsche Vorstellung veranlassen. Der Titel des ersten Theils scheint durch das ganze Werk und alle dessen Theile nur die Geschichte unter den Slaven; der zweyte hingegen, blos die Geschichte unter den christlichen Herzögen und zwar im zweyten Theile vollständig, zu versprechen. Das will Hr. Pubitschka nicht. Den Inhalt aller 7 Theile, davon wir also noch 5 zu erwarten haben, führen wir aus dem Vorbericht mit seinen eignen Worten an: „Der erste — — begreift das mehrentheils noch heidnische „Böhmen, und gehet bis auf Borziwojum, den ersten christlichen Fürsten unter den Pragern. Der zweyte wird von „Borziwojo, bis auf Ditmarum, den ersten Bischof zu Prag, „der dritte bis auf Wratislaum, den ersten König, der vierte „bis auf Carln den Vierten, und der fünfte bis auf die Religionskriege gehen. Der sechste wird die Geschichte dieser „Unruhen bis auf Ferdinandum den zweyten in sich fassen; „worauf denn der siebende die böhmischen Begebenheiten von „diesem Kaiser an, bis auf die neuern Zeiten beschrieben wird.„ Ob Hr. Pub. seine gute Absicht ausführen kann, mag die Zeit lehren.

Die Schreibart ist erträglich: kleine Flecken und etliche ungewöhnliche oder Provinzialausdrücke, z. B. das oft vorkommende Erproben anstatt beweisen, muß man übersehen. Die alten Quellen, aus welchen er geschöpft hat, oder geschöpft zu haben versichert, führt er fast auf jeder Seite an; der Fleiß seines nächsten Vorgängers mag ihm wohl dabey gute Dienste geleistet, und das mühsame Nachschlagen sehr erleichtert haben. Neuere Schriften, aus denen er vielleicht manches Licht und brauchbare Gründe fand, hätte er auch wohl ohne Furcht nennen können: der P. Dobner macht ihm über das beobachtete Stillschweigen einen nicht ganz unverdienten Vorwurf. Daß er Schlözers Arbeiten genutzet hat, gestehet er selbst; wo er Vorurtheilen widerspricht und Dunkelheiten aufzuklären sucht, konnten ihm die Dobnerischen Anmerkungen zu Führern dienen. Gut ist es, daß er die von einander abweichenden Nachrichten anzeigt und prüft; wo es an Grün-

den fehlt, kein entscheidendes Urtheil wagt, und lieber nach Hrn. Schlözers Beyspiel seine Unwissenheit bekennt, als auf angenommene Fabeln bauet. Die seiner Ausmerzung ungeachtet noch immer beybehaltenen Fabeln; seine unnütze Weitschweifigkeit, davon man unter andern 1. Th. S. 61. u. f. ein auffallendes Beyspiel findet; die hin und wieder durchschimmernde Menschenfurcht; seine Anhänglichkeit an Legenden, u. d. gl. verdienten wohl eine Rüge.

Einige haben ihn beschuldiget, das gegenwärtige deutsche Werk sey eine bloße Uebersetzung seiner vorher ans Licht gestellten Series chronologica rerum Bohemicarum. Hierwider vertheydigt er sich, und versichert, daß es eine ganz neue weit vollständigere Ausarbeitung sey. Wir geben ihm Recht; er geht an manchen Stellen von seiner in der Ser. chronolog. die freylich hier zum Grunde liegt, vorgetragenen Meynung ab. Zum Beyspiel führen wir nur die Zeit an, in welcher der H. Wenzeslaw ist ermordet worden. Nach der Ser. chron. soll es im J. 938. nach dem gegenwärtigen deutschen Werk aber 935 geschehen seyn. Die Beweggründe zu dieser Aenderung, und die Beweise für seine jetzige Meynung, überlassen wir den Lesern, im Buch selbst nachzuschlagen und zu prüfen, zumal da wir noch jetzt weder der einen noch der andern Meynung unsern Beyfall geben können: die Dobnerischen Gründe für das J. 936. haben in unsern Augen noch immer zu viel Gewicht, es wäre denn, daß sie Hr. Pubitschka künftighin entkräftet; wie wir auch von ihm eine genugthuende Beantwortung aller im 4ten Theil der Annal. Bohem. ihm gemachten Vorwürfe erwarten.

Jeder Theil besteht aus verschiedenen Abschnitten, deren Nutzen wir nicht einsehen, da ohnehin ein jedes merkwürdi-ges Jahr besonders ausgezeichnet wird. Gleichzeitige Regen- nennt er mit Recht nicht: nur die jedesmaligen Kaiser und ste, oder wie er als ein katholischer Geistlicher für schick-r hält, die Päbste und dann die Kaiser, führt er bey jedem e, fast auf eben die Art an wie in den Hagekschen Anna- geschiehet. Z. B. „Jahr Christi 806. Das 11te des „Pabsts Leonis 3. Das dritte des orientalischen Kaisers Ni- „cephori. Das 6te des occidentalischen Kaisers Carls des „Großen. Das 326ste der Slaven in Böhmen. Das dritte „des Herzogs Neklan.„ Größtentheils ist eine solche Anzeige unnütz; man gebe sie alsdann, wenn die Böhmische Geschichte selbst sie erfodert.

Die

Die ersten böhmischen Herzoge, welche der pragische Dechant Kosmas im zwölften Jahrhundert nach alten jetzt unbekannten Urkunden aufzeichnete, ordnet er blos nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit, weil, wie er sich ausdrückt, in dieser Finsterniß nicht mehr zu liefern und zu fodern ist. Ueberhaupt weicht er zuweilen von seinen Vorgängern ab: die angeführten Beweggründe möchten wohl nicht allezeit jeden Leser befriedigen. — — Die Czechen (Tschechen) will er nicht von den Zichen am schwarzen Meer herleiten, weil die für diese Abstammung beygebrachten Gründe zu seicht sind: inzwischen setzen sie und ihr Name ihn in große Verlegenheit. Er ergreift das Sicherste und gesteht seine Unwissenheit. Den Czech verwirft er nicht ganz, worüber wir uns nicht wundern. Dobner machte sich dadurch nur Feinde; Czech und seine Brüder, haben den Glauben vieler Jahrhunderte, viele Vertheydiger in Polen und Böhmen, auch noch neuerlich mitten in Deutschland zur Stütze. Hr. Pubitschka will es vermuthlich mit keiner Parthey verderben: er erklärt sich 1 Th. S. 147. u. f. daß er dem Czech nur in so fern eine Stelle gönne, damit er Gelegenheit haben möchte, dasjenige von ihm zu untersuchen, was die einheimischen Schriftsteller von ihm gesagt haben. Wenigstens einen Vortheil hat er hierdurch erhalten: in den Actis societat. Jablonovianae gedenkt man seiner nicht als eines Verfolgers des beliebten Czechs. — — Die alten böhmischen Slaven hält er (L. c. S. 98.) in Ansehung ihres Ursprungs für einerley Volk mit den heutigen Bewohnern der Lausitz und Meißens, oder der Serben, Sorben und Soraben. Seine Gründe sind, 1) die alten Schriftsteller des ersten und zweyten Jahrhunderts setzen der Serben Wohnung an die Wolga (Wolgha) oder Rha; Procopius, der die dort wohnenden Völker sorgfältig beschrieb, gedenkt ihrer nicht, sie müssen also vor seiner Zeit, d. i. vor dem sechsten Jahrhundert, dort aufgebrochen seyn. 2) Die wendischen Slaven, dergleichen die Böhmen waren, wurden von den Franken Soraben genennt. Hoffentlich wird der Hr. Verf. dies eben so wenig für eine neue Entdeckung, als die Slaven in Böhmen und in der Lausitz für Leute eines Astes von dem großen slavischen Stamme, halten. — — In das Jahr 874. setzt er die Taufe des ersten Herzogs Borziwojus; Andre nennen ihn Boriwoj, und setzen seine Taufe erst ins J. 894. — — Die Geschichte des H. Wenzeslavs darf man nicht anders als nach dem Begrif und Geschmack eines katholischen Geistlichen erwarten. Das Mährchen, als sey dieser Heilige von zween

Engeln sichtbar begleitet, vor des Heinrichs Thron zu Erfurth erschienen, verwirft er nicht ganz (2. Th. S. 274.) man merkt ihm aber die Mühe an, mit welcher er sich wendet und drehet, damit ihn seine Glaubensbrüder keiner irreligiösen Zweifelsucht, und andre keiner blinden Leichtgläubigkeit beschuldigen sollen. Wir wetten, er würde die ganze Fabel ohne Bedenken aus der Geschichte öffentlich verbannet haben, wenn ihn nicht das alles beweisende Brevier abgeschreckt hätte. Ob er aus gleichem Grunde, oder aus Ueberzeugung, diesen Heiligen für einen Märtyrer erklärt, können wir nicht entscheiden.

Auf dem Titelblat werden Kupfer versprochen: auf viele darf man keine Rechnung machen. Die Abzeichnung etlicher alten Münzen und die Charte von den alten Völkersitzen, werden einigen ganz angenehm seyn: im dobnerischen Werke findet man deren mehrere und brauchbarere.

Acta Societatis Iablonouianae de Slauis, Lecho Czechoque, item de veris Zichis, Anni CIↃIↃCCLXXI. Lipsiae, apud Engelh. Benjam. Suikertum, CIↃIↃCCLXXII. 272 Seiten in 4.

Acta Societ. Iablonou. de Slauis, Venedis, Antis, Vilzis et Sorabis, aliquid de Vandalis et Henetis, tum de variis distantias geometrice et trigonometrice metiendi rationibus, Anni MDCCLXXII. Lipsiae, ex officina Loeperii, CIↃIↃCCLXXIII. 154 Seiten in 4.

Die Lobeserhebungen mit welchen bisher Schriftsteller und Zeitungschreiber von dem Fürsten geredet haben, der nicht nur selbst ein Gelehrter ist, wie unter andern seine Vindiciae Lechi et Czechi beweisen, sondern auch durch ausgesetzte Preise andre Gelehrten zu neuen Untersuchungen in der alten Geschichte, ermuntert; wollen wir nicht wiederholen: wir zeigen nur die durch die aufgegebenen Preisfragen veranlaßten und in den beyden vor uns liegenden Bändchen enthaltenen, Abhandlungen kurz an. Die Verfasser haben sonderlich im ersten Bande, auf die genannten Vindicias oft Rücksicht genommen, und die vom P. Dobner in den hagekschen Annal. Bohem. vorgetragenen Sätze zu widerlegen gesucht; in wiefern sie ihre Absicht überhaupt erreicht und die erhobenen Zweifel beantwortet haben, kann und mag der Rec.

hier nicht untersuchen. Noch möchte wohl weder Dobner noch Schlözer ihre bisherige Meynung aufzugeben sich veranlasset sehen: der erste erklärt sich sogar im vierten Theil der Annal. Bohem. er wolle seinen Gegnern nicht ferner antworten, und sie bey ihrer beliebten Meynung lassen. Inzwischen sind dergleichen Untersuchungen für die Geschichte immer vortheilhaft; durch sie müssen so viel es geschehen kann, Dunkelheiten und Zweifel gehoben werden. Die gegenwärtigen Ausarbeitungen, die man wenigstens größtentheils als Streitschriften ansehen kann, haben nicht alle gleichen Werth für die Geschichte und deren Aufklärung; doch zeigen sie fast durchgängig von Belesenheit, Fleiß auch von Scharfsinn ihrer Verfasser. Die Vertheydiger des Lech und Czech (oder Tschech, zu denen man noch den dritten Bruder Ruß setzen kann,) finden gewiß hier eine angenehme Unterhaltung. Zweifler übersehen nun leicht die ihnen entgegen gestellten Gründe in ihrer ganzen Stärke, und können wenn sie Belieben finden, auf die etwanige Beantwortung denken. — — Das erste Bändchen enthält

1. Animadversionum ad antiquiores scriptores rerum polonicarum specimen, illustratur et illa quaestio nupera de Czecho et Lecho. — — Per Magnificum I. Sal. Semlerum — — den im §. 2. behaupteten Satz: subest traditionibus illis (domesticis) aliquid verae historiae, quod vix ex memoria hominum ejus populi omnium excidere omnino ullo tempore poterat, licet scribendi ministerium ista per tempora vetustiora nondum accesserit; möchten wir nicht sehr weit ausdehnen, sonst könnte man, wer weis nicht was, in der Geschichte daraus beweisen. Auch was S. 30. u. f. vorkommt, wird diejenigen in ihrer Meynung nicht irre machen, wohl gar bestärken, die den Lech für ein historisches Unding halten. Ist Lech in Polen gewesen, wie darf man ihn in Böhmen suchen? Wozu man noch die S. 32. und 50. angeführten Zeugnisse setzen könnte, daß ihrer viele den Namen Lech geführt haben, oder Czech und Lech nur ein Mann gewesen ist. Die alten Chroniken, welche noch kein Auge gesehen hat, gelten gar zu wenig; sonderlich wenn gefragt wird, wer doch dergleichen Urkunden möchte aufgeschrieben haben. Ob der Name Lechen nach §. 14. einen sichern Beweis gebe, daß in Polen wirklich ein Lech gewesen sey, haben schon Andre geprüft. Und das Zeugniß eines ausländischen Schriftstellers aus dem zwölften Jahrhundert, hat doch gewiß bey der vorseyenden Frage kein Gewicht.

2. Apo-

2. Apocrisis ad quaestiones propositas de Lecho — — Per Reu. P. Venc. Duchowski. Ist sonderlich wider den P. Dobner gerichtet, den der Verf. widerlegen will, auch im Vorbeygehen den Hrn. Schlözer. Das Versprechen S. 67.: quod tamen sine ulla acerbitate facturi sumus; a qua longissime nostri mores absunt, hat er nicht in der größten Strenge erfüllt. Weitläuftig genug aber ganz unnütz, sucht er aus vielen Beyspielen zu beweisen, daß wegen der verschiedenen Aussprache des Z und C, welche man allezeit beobachtet habe, die Lazi nicht Laci noch Po-laci seyn können. Seine übrigen Gründe werden diejenigen bestärken, die mit ihm schon gleiche Meynungen hegen.

3. De Slavis et Lecho — — Per Magnif. I. Theoph. Segerum. — Auch wider Dobnern. Hier wird bestimmt, wenn Zech (so schreibt ihn der Hr. Verf.) nach Böhmen, und Lech nach Polen neue Kolonien zu führen, die gelegenste Zeit mögen gefunden haben.

4. Dissertatio de Lecho et Slavorum o[illegible] wisse allzutiefe Verbeugungen und Lobreden hätte[illegible] bey gemäßigtern Ausdrücken mehr gefallen. [illegible] z. B. S. 200.

5. De Polonorum majoribus, siue quo[illegible] Slavi in Poloniam hodiernam ingressi sint, ad Ce[illegible] S. R. I. Principem Ios. Alex. Iablonovium — — — epistola Ioh. Dan. Ritteri D.

6. Schediasma de Zichis ad Czechos designandis extorsis, tum de erroribus a P. Dobnero in lingua graeca commissis. Auspiciis Celsissimi S. R. I. Principis I. Alex. Iablonovii MAECENATIS MEI — — per Eugenium Bulgari — — Bibliothecarium in Aula Petropolitana. Weitläuftige Untersuchungen, die wenig in der Streitsache entscheiden: beyde Theile können wohl gar Gründe für sich daraus nehmen. Man lese nur was auf vielen Seiten über die verschiedene Schreibart Ζηκχοι, Ζικχοι, Ζηγχοι, Ζιγχοι und Ζυγοι; ingleichen über die eigentliche Aussprache des griechischen η ob es wie *i* oder wie *e* oder wie keines von beyden auf eine andre uns jetzt unbekannte Art, sey gelesen worden. Die sich auf das letzte beziehende Instanz S. 265. Nr. 4, nemlich: quod nisi H vocalis diverse ab E apud veteres pronunciaretur, confusionem maximam inter se colloquentibus pareret — — hätten wir von einem fleißigen Sprachforscher am wenigsten vermuthet. In allen Spra-chen

chen giebt es genug Wörter von ganz verschiedener Bedeutung, die auf einerley Art geschrieben oder ausgesprochen werden, ohne daß hieraus Verwirrungen entstehen sollten. S. 249. stossen wir auf eine Stelle, die der Hr. Verf. vermuthlich als eine verneynte feine Ironie über den bestrittenen Historiophilum ohne Bedenken hinschrieb; zur Ehre seines Witzes wünschten wir, sie möchte seiner Feder nicht entschlüpft seyn; der Leser urtheile: utpote qui (Historiophilus) sine ulla difficultate, ut apparet, et *Sophophilum* se ipse dixerit pro *Philosopho*; et *Logophilum* pro *Philologo*; et *Logotheum*, si Deo placuerit, pro *Theologo* etc.

Im zweyten Bande kommt vor

1. Dissertatio de Venedis et Antis eorumque sedibus antiquissimis pro anno 1772. Per Reu. P. Francisc. Pubitschkam. Ueber den zuversichtlichen Ausspruch S. 19.: Qui hodie ad orientem Wolgae colunt, Permacae Ostiacae, Vagoulitzi, ac Czeremissi, Fennici corporis populi, *coloniae a Russis istuc missae sunt*, möchte sich der Recens. einen Beweis ausbitten. Das Wort Scythen dieser leere Ton, hat wie Hr. Pubitschka recht gut weis, in der nordischen Geschichte genug Unheil angerichtet; gleichwol hat er S. 21. viel damit zu thun; überhaupt zeigt er sich hier und auf den folgenden Seiten weder als Sprachforscher noch als Geographen.

2. Problema ex historia Slavica: utrum Wilzi, Serbi aut Sorabi, slavice dicti Srbi ab Albi, et regionibus Germaniae profecti sint in Croatiam, et Dalmatiam, an ex Illyrico venerint in Germaniam. — — Per Reu. P. Leop. Ioh. Scherschnik. Die Entscheidung führen wir mit des Verf. eignen Worten an: — — laetus opus aggredior, aioque Serbos e regionibus Germaniae in Illyricum immigrasse, scriptorum istud testimoniis iam iam firmaturus S. 56.

3. Quae fuit gens Adriam accolens, nempe Veneti, quam Polybius, Strabo, Livius memorant, nec latino nec graeco, nec gallico sermone usam fuisse. — — Dan. Ehrenf. Springsguth. — — Anderthalb Seiten nimmt eine Lobrede ein. In einer voranstehenden Note zeigt der Herausgeber kurz an, warum diese Abhandlung hier im Druck erscheint, ob sie gleich den ausgesetzten Preis nicht erhalten hat; wobey er zugleich anmerkt: alii auctores — — Venedos Slauorum speciem fuisse auctumant, hic Slauos speciem Venedorum fuisse affirmat.

4.

4. Dissertatio de Distantia locorum sive accessorum sive inaccessorum, cum aut sine instrumentis, gallica aliisque methodis invenienda. — — Per Rev. P. Ioan. Helfenzrieder S. I. Professorem.

Pe.

Johann Christoph Gatterers Ideal einer allgemeinen Weltstatistik, in der öffentlichen Versammlung des königlichen historischen Instituts den 2 Octob. 1773. vorgelesen, jetzt in Druck mit einer Anzeige seiner statistischen Vorlesungen verbunden. Göttingen, im Vandenhök. Verlage, 1773. 115 Seiten in gr. 8.

Bündig und lehrreich, wie alles was aus diesen Händen kommt: zumal für solche, welche die Special-Statistik zuerst lehren oder lernen wollen. Wie die Menschen die Erde nach und nach auf mancherley Art haben kennen und beschreiben lernen, wird in einem angenehmen Abrisse bis zur 13ten Seite vorgestellt. Darauf werden die beyden Haupt-Ingredienzien jeder Statistik genauer entwickelt. Sie sind 1) die Bestandtheile eines Staats, das ist Land und Leute, und 2) Regierung des Staats, das ist Regierungsform und Regierungsgeschäfte. Es ist schon genug, den gegenwärtigen Zustand dieser Dinge zu verstehen; aber wenn man diesen aus dem vergangenen Zustande begreiflich zu machen weis, wird erst die Statistick pragmatisch.

Um eine allgemeine Weltstatistick vollständig zu machen, braucht man nur 24 bis 26 Staaten auf die gedachte Art zu beschreiben. In Europa sind es Portugall, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Sardinien, beyde Sicilien, der Kirchenstaat, Genua, Venedig, auch, wenn man will, Lucca, die Schweiz, das deutsche Reich, die vereinigten Niederlande, Dännemark, Schweden, Pohlen, der Oesterreichische und der Preußische Staat, das Rußische und das Türkische Kaiserthum; — in Asien das Persische das Großmogolische oder Indostanische Reich, das Reich des Dalai-Lama oder Tibet, das Kaiserthum China, und das Kaiserthum Japan, (wiewol die Nachrichten von dem Zustande dieses Reichs beynahe hundert Jahre alt sind; — in Africa blos das Kaiserthum Fez und Marocco, (denn die Räuberstaaten gehören zu

zu der türkischen Statistik, und Abyßinien ist seit einem Menschenalter unbekannt;) — **in America endlich ist kein einziges statistisches Reich.**

In Ansehung des **Plans einer Individual-Statistik**, kommen hier manche nützliche Vorschläge vor; z. E. daß man die Grenzen eines Landes nicht blos nach den daran stossenden Ländern; sondern, so oft man kann, nach ewig daurenden Linien, welche die Natur selbst vorgezeichnet hat, angebe; daß die Grade der Länge und Breite, unter welchen jedes Land liegt, nicht vergessen werden; daß man die Materie von der Religion und den Geistlichen sowol als dem Adel, schon unter der Rubrick von den Leuten eines Staats, nicht bey der Regierungsform, abhandele; daß man Land und Leute nicht auf einander folgen lasse, sondern neben einander stelle. Um dieses letztere desto deutlicher zu machen, zeigt der Hr. V. etwas ausführlicher, wie der Mensch über den Boden des Landes, über das Clima, den einzelen Elementen, ingleichen über die Grenzen welche die Natur gemacht hat, über die innere Communication, über die drey Reiche der Natur, und selbst über Krankheiten und den Todt gebiete. Daß aber diese Zusammenstellung von Land und Leuten auch möglich sey, beweiset er S. 36. fq. durch einen völligen Entwurf einer gemeinen Individual-Statistik. Gleich darauf bemerkt er auch, wie dieselbe pragmatisch werde.

Aus der geographischen Folge aller Individualstatistiken entsteht schon eine **allgemeine Weltstatistik**. Man kann aber diese auch systematisch ordnen, so daß alles darinne zu einer gewissen Einheit verarbeitet wird; z. E. nach der Größe der Länder, nach ihrer Lage, nach der Volksmenge, der Religion, der Sprache, der Regierungsform, dem Grade der Aufklärung, dem Grade der Macht, und dem Europäischen Gleichgewichte. Wir übergehen andere Anmerkungen, die zum Theil aus dem vorhergehenden fliessen.

Schon seit ohngefähr zweyhundert Jahren schreibt man Statistiken auf die Art und in der Absicht wie man sie jetzt schreibt. Die Entdeckung der neuen Welt, die neugebahnte Seestraße um Africa herum nach Ostindien, die durch mancherley Ursachen erzwungene engere Vereinigung und Bekanntschaft der europäischen Staaten unter einander, die hierdurch bewürkte Nothwendigkeit auf Politik und deren Beförderung acht zu haben; vielerley Beschreibungen von Reisen zu Lande und zu Wasser, und insonderheit die statistischen Berichte einiger Venetianischer Gesandten, haben seit der gedachten Zeit

für

für Bücher dieser Art Materialien in ziemlicher Menge und Güte verschaft: und man sammlete für die Statistik richtiger vollständiger und geschwinder, als für die Historiographie und Diplomatick.

Die zweyhundertjährige Dauer der erneuerten Kunst, Statistiken zu schreiben, läßt sich bequem in zwey Epochen, jede von ohngefähr hundert Jahren, theilen in die Zeit vor Conring, und seit Conring, da die Statistik eine Universitätswissenschaft wurde. Franc. Sansovino, ein Römer, der im J. 1586. starb, ist, wo nicht der erste, doch einer der ersten Statistikenschreiber des neuern Zeitalters. Die erste bekannte Weltstatistik hat ein anderer Italiäner, Johann Botero, bald darauf geschrieben. Eine Sammlung von Abhandlungen einiger Italiäner zu einer Weltstatistik, gab Casp. Ens, seit dem J. 1609. heraus. Die Weltstatistik des französischen Edelmanns, Pierre d'Avity, welche zuerst im J. 1616. erschien, ist das größte statistische Werk, das jemals geschrieben worden, und noch immer pragmatisch brauchbar. Die 32. Elzevirischen Republicken, welche seit dem J. 1625. oder 1626. erschienen, sind überaus artige, schöngedruckte, kleine Dingerchen, die zusammen eine Art von kleiner Weltstatistik ausmachen; sind aber von mehrern Verfassern, und nicht völlig nach einerley Plan ausgearbeitet worden. Conrings Vorlesungen über die Weltstatistick haben Göbel und Oldenburger (im Thesauro Rerum - publicarum,) beyde mit ihren Zusätzen ans Licht gestellt. Seine Ordnung ist die methodus quatuor caussarum; aber übrigens ist der Vortrag pragmatisch, und mit politischen Betrachtungen durchflochten. Joh. Andr. Bosens zu Jena unausgeführte, aber auf einen guten Plan gegründete Weltstatistick haben G. Schubart und Joh. Andr. Schmidt herausgegeben. Die Weltstatistick des Joh. Christoph Becmanns zu Frankfurt an der Oder, verdient zwar diesen Namen nicht im strengsten Verstande; hat aber auch einen systematischen Plan. Die Specialstatistick des C. Sagittarius liegt noch in den Abschriften seiner Vorlesungen, davon das königliche historische Institut durch die Freygebigkeit des Hrn. G. L. Rath von Hagedorn eine besitzt. Eigentlich ist Sagittars Statistick lateinisch, in einer nervichten Kürze und gründlichem Vortrage abgefaßt. Man hat weiter vom Bernh. von Zech, unter dem Namen von Frankenberg, eine europäische Statistick, die er den Europäischen Herold genannt hat; sie ist aber nicht vollständig; Salmons englisch geschriebene, und in mehrern Sprachen übersetzte Weltstatistick ist

ist nach dem Davityschen das grösseste Werk über diese Wissenschaft. Den Beschluß machen die neuern Universitätscompendien; das vom Everh. Otto, welches das Muster der folgenden wurde, und die von Achenwallen, Walchen zu Göttingen, Reinharden, Tozen und Bertramen. Von allen diesen statistischen Büchern seit zweyhundert Jahren, ist der Plan möglichst genau angegeben worden: und wenn gleich die Beurtheilung derselben nur kurz ist, zuweilen auch fast gänzlich fehlt: so läßt sie sich doch leicht aus der vorangeschickten Theorie hinzusetzen.

Der Wunsch ist sehr natürlich, daß ein Mann, der das Ideal der Weltstatistick so geschickt zu entwerfen weis, es auch in einem besondern Buche realisire.

De Siglo Pontificali BENE VALETE, Periculum novum diplomaticum, cum LXVII. figuris exhibet, simulque orationem sollemnem de feminis arbitris pacis, pararriis ac legatis, pro deponendo munere Profess. Juris Nat. Civil. et Hist. Juris Litterar. Ord. ultra vicennium hic gesto habendam, ad totum argumentum in aditione muneris coeptum perorandum, et Pomeraniae ultimum Bene Vale dicendum indicit, atque ad audiendam eam d. XIV. Sept. A. MIↃCCLXXIII. invitat D. *Ioan. Car. Conr. Oelrichs*, Comes Pal. Caes. etc. Palaeo Stetini, typis Leichianis, 6 Bog. in Fol. und 5 Bogen Holzschnitte.

Das Abkürzungszeichen der päbstlichen Bullen, dem der gelehrte Verf. diese Schrift gewidmet hat, ist auch solchen, welche aus der Diplomatick kein Hauptstudium gemacht haben, aus dem Mabillon, selbst aus dem Heineccius (de Sigillis p. 145.) bekannt. Aber man muß es mit Dank annehmen, daß Hr. O. so vielen Fleiß und Geduld, (incredibilem patientiam nennt er es selbst p. VIIII.) angewandt hat, alle davon vorkommende Gestalten, Abänderungen und Beyspiele zu sammeln, und sie mit Erläuterungen zu begleiten.

Einiges erinnert er zuerst über den Unterscheid zwischen päbstlichen Bullen und Breven, und manches nicht ganz ge-

meine von goldenen Bullen der Päbste, von der Unterschrift dieser Verordnungen und Schreiben, u. d. gl. m. Er zeigt sodann, daß man Namenszüge oder Monogrammen der Päbste zwar schon vom fünften Jahrhunderte an, aber nur in Kirchen und auf andern Denkmählern, auch Denarien finde; gar keine hingegen in den päbstlichen Urkunden. Dagegen trift man in diesen letztern vom siebenten Jahrhunderte an, die Formel, Bene vale, oder Bene valeas, oder Bene valete, zwar ausgeschrieben; aber mit undeutlichen Zügen, an. Beyspiele davon sind hier bis zum Ende des 12ten Jahrhunderts angegeben: denn in dem folgenden ist sie sehr selten oder gar nicht mehr auf diese Art gebraucht worden. Sie wurde nemlich von der Mitte des eilften Jahrhunderts an, in einen Schriftzug gebracht, der so oft verändert, so seltsam und misgestaltet worden ist, daß der Hr. V. sieben und sechszig Arten desselben chronologisch von Leo IX. an (1049) bis auf Nicol. IV. (1289.) zusammen gebracht, und überall die Urkunden und Werke angeführet hat, in denen sie gefunden werden. Wie lange sie aber in die päbstlichen Bullen eingerückt worden, läßt sich noch nicht bestimmen. Daß auch Erzbischöffe, und die Fränkischen Könige der beyden ersten Geschlechter sich ihrer bedient haben, wird gleichfalls dargethan. Den Ursprung der Formel selbst aber leitet der Verf. von dem Römischen Vale in den Briefen, von dem Bene Valete am Ende der Schauspiele, und von der päbstlichen Freygebigkeit in Seegenswünschen her. Er glaubt auch mit Rechte, daß die so verschiedenen Züge, in welche sie nach und nach verwandelt worden ist, aus dem Künsteln oder der Nachläßigkeit des Kanzlers und anderer, die sie bildeten, entstanden seyen, zumal da solches meistentheils mit der Feder mag geschehen seyn. Uebrigens bestreitet zwar Hr. O. diejenigen mit Grunde, welche diesen Schriftzug mit den monogrammatibus unserer Kaiser in eine Classe gesetzt haben; wenn er ihn aber überhaupt kein monogramma genannt wissen will, und selbst den Mabillon deswegen (p. V.) nicht undeutlich tadelt: so sind wir seiner Meynung nicht. Wir würden es sogar eher monogramma Pontif. als Siglum Pontif. genannt haben. Denn jenes Wort kann sehr wohl vor einem Schriftzug, in welchen eines oder mehrere Worte übergegangen sind, gebraucht werden; dieses hingegen sollte eigentlich, vermöge seiner Abstammung (*singulae* litterae, *sigla* oder *siglae*,) nur von einzelen Buchstaben, welche ganze Worte anzeigen, gesagt werden.

Heine

Heinrich Griffet, aus der Ges. Jesu, Ihro Allerchr. Maj. ordentlichen Hofprediger, Anweisung das Wahre in den Geschichten zu ergründen. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen vermehret. Augsburg, bey Matth. Rieger und Söhne, 1773. 440 Seiten in 8.

Eigentlich gehört dieses Buch in unsere Bibliothek nur als Uebersetzung: und von dieser können und wollen wir kurz das Urtheil fällen, daß ihr Verfasser weder französisch, noch deutsch, noch Geschichte versteht, mithin sehr unglücklich zu einer solchen Arbeit gewählt worden sey. Sollte etwan der Hr. Uebersetzer sich über diesen Ausspruch ärgern: so erbieten wir uns in einem der nächsten Stücke der Bibliothek einen Beweis zu geben, den wir jetzt unsern Lesern als eckelhaft ersparen.

Dagegen wollen wir etwas von dem Buche selbst sagen, weil es doch einmal auf unsern Boden verpflanzt worden ist. Griffet ist zwar weder ein großer Geist, noch ein treflicher Geschichtschreiber; allein dafür ist er ein Mann von großentheils gutem Geschmack und richtigem Urtheil, auch in der französischen Geschichte, besonders der neuern Jahrhunderte, ziemlich geübt. Wenn er gleich partheyisch für Frankreich ist, und auch sonst seine Vorurtheile hat; wenn er gleich manches, darüber man Untersuchungen anzustellen wünschte, blos an der Oberfläche berührt; so hätte doch sein Buch einen bessern Uebersetzer verdient, der auch im Stande gewesen wäre, es etwas mehr zum Gebrauche der Deutschen einzurichten. Denn da die guten Bücher über die historische Kunst, welche man bereits besitzt, doch nicht gelesen werden, weil sie alt, weitläuftig und zum Theil lateinisch geschrieben sind: so wäre es wohl der Mühe werth, ein besonderes Buch darüber zu schreiben, das nicht eben witzig oder paradox seyn dürfte, um lehrreich und unterhaltend zu werden. Griffets Methode ist in so fern sehr brauchbar, daß er alle seine Anmerkungen durch viele Beyspiele erläutert und bestätigt; aber eine genaue Theorie ist es noch nicht. Unterdessen liest man das meiste mit Vergnügen: und manche die Geschichten schreiben, können daraus noch vieles lernen.

So ist gleich das erste [illegible]pitel: Die [illegible] ist die Seele und der Grund der Ge[illegible] Inhalts, als die Aufschrift [illegible]

Sehr wahr ist darinn unter andern das Urtheil vom historischen Romanenschreiber Maimbourg, der immer mit unvergleichlich, abscheulich, erschröcklich, um sich wirft; — und wir haben auch unsere Maimbourgs; vom Varillas, der, wie G. sagt, mit mehr kaltem Geblüte lügt, als jener; vom St. Real, u. a. m. Darauf fragt der V. im 2ten Cap. was man von den ausserordentlichen Dingen, welche in mehrern Geschichten erzählt werden, denken soll? Die Beantwortung ist zu seicht gerathen; aber die Beyspiele helfen noch etwas weiter. — Ein anderes Capitel: Von Geschichtschreibern, welche die Thaten und Dinge, von denen sie reden, solchen Bewegungsgründen zuschreiben, von denen sie keine Kenntnisse haben. Auch wohlgewählte Beyspiele. Unter andern wird den Franzosen gezeigt, daß es nicht die List des Card. Richelieu gewesen sey, welche Gustav Adolphen nach Deutschland gezogen habe. Allein dem Tacitus thut der Verf. Unrecht, wenn er ihm vorwirft, (S. 58.) er sage zuverlässig, Augustus habe darum den Tiberius zu seinem Nachfolger gewählt, weil er hoffte, sein Andenken würde, wenn man diesen schlimmen Fürsten mit ihm in Vergleichung setzte, dadurch gewinnen. Tacitus (Annal. I, 10.) führt dieses nur als das Urtheil einiger klugen Männer zu den Zeiten des Augustus an, ohne ihnen ausdrücklich Beyfall zu geben. Und diese Zeitgenossen des Kaisers könnten wohl eher einige Wahrscheinlichkeit für diese Meynug gehabt haben, als Tacitus selbst. Anstatt dessen was der Verf. dagegen declamirt, hätte die Stelle des Suetonius (in Tiberio, c. 21.) wo er die gedachte Behauptung ansdrücklich widerlegt, weit mehr Eindruck bey Sachkundigen Lesern gemacht. Aber er fällt auch bey dieser Gelegenheit überhaupt über den Tacitus her, der das Natürliche nicht nach seinem Geschmack soll gefunden, unwahre und satyrische Betrachtungen überall anzubringen gesucht haben soll. Lauter unbestimmtes Geschwätze! Ganz anders hätte die bekannte Beschuldigung gegen diesen Geschichtschreiber, daß er Bewegungsgründe der Handlung entdecke, die nicht vorhanden sind, hier geprüft werden sollen. Aber wie gesagt, in die Schachten selbst fährt Gr. nicht leicht ein; er sieht sich nur fleißig in den Hütten um.

Daß es einem Geschichtschreiber nicht erlaubt sey, in den geringsten Sachen von der Wahrheit abzuweichen, wird im 4ten Cap. kurz bemerkt, aber durch häufige warnende Beyspiele eingeschärft. Fleury in seiner Kirchengesch. hat aus der Lena, (einem Rocke oder Königlichen Kleidung,) welche

Abrian

Adrian II. dem K. Lothar schenkte, eine Löwinn, und der P. Daniel aus einem kriegerischen Abte (Martius Abba) einen Abt Mars gemacht. Man hat gesagt, in Daniels Geschichte von Frankreich wären mehr als zehntausend Fehler: Gr. hält zwar ein anderes Urtheil vor billiger, daß diese Anzahl übertrieben sey, glaubt aber doch nicht, was man hinzu gesetzt hat, die meisten dieser Fehler wären so gleichgültig, als die Wahrheiten, welche D. an ihre Stelle könnte gesetzt haben. Und er hat Recht. Die Wahrheit ist auch im kleinsten ehrwürdig und heilig.

In den drey folgenden Capiteln lehrt der Verfasser, wie der historische Beweis aus dem Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller geführet werden müsse. Wiederum hauptsächlich eine Menge von Beyspielen, nicht alle gleich gut gewählt. Der Verf. gesteht doch, daß die Bartholomäusnacht lange vorher verabredet worden sey. Ludwig XIII. soll selbst an den ersten Zeitungen die in Frankreich vom Theophrast Renaudot geschrieben wurden, aus Wohlgefallen über diese Anstalt gearbeitet haben: wie man aus den Handschriften von Bethüne in der königlichen Bibliothek sehen könne.

Cap. VIII. Von dem auf glaubwürdige Schriften (Urkunden) gegründeten Beweise. Er ist stärker als selbst das Zeugniß von Zeitgenossen. — Cap. IX. die Wahrheit in der Zeitrechnung. Verbesserung der chronologischen Fehler mancher französischen Geschichtschreiber, daß der V. die Geschichte des gregorianischen Calenders nicht recht gewußt habe, beweist S. 223. — Cap. X. Von der Wahrheit in der Erzählung der Kriegsbegebenheiten. Die Beweise des V. daß Conde bey Senef gesiegt habe, sind eben nicht treffend, am wenigsten der, dem er am meisten zutrauet, ein Brief eines verrätherischen Secretärs des Prinzen von Oranien. — Cap. XI - XIII. Von der Wahrheit in den geheimen Geschichten. Procopius, sagt Gr. ist zwar kein Verleumder, aber doch ein verdächtiger Schriftsteller, weil er sich selbst widerspricht. Wir dächten, das folge noch nicht; eben weil man voraussetzen kann, er habe in seiner geheimen Geschichte seine übrigen Schriften verbessern wollen. Alexander VI. ist nicht am Gifte gestorben: Burchard gilt hier mehr als Guicciardini. Wir übergehen die weitläuftigen Untersuchungen der geheimen Geschichte des Grafen von Moret, und des Mannes mit der eisernen Maske. — Cap. XIV. Von der Wahrheit in den Abbildungen (vermuthlich caractéres) hier stehen manche heilsame Erinnerungen, so wie in den vorhergehenden Cap. über die französische

sische Anecdotensucht. Man darf gar wohl die Gesichtszüge merkwürdiger Personen abbilden. Strada und Thuanus hätten nicht in eine Classe gesetzt werden sollen. — Cap. XV. Von der Beschwerniß (soll heißen: von den Schwierigkeiten) die Geschichte zu schreiben. Die drey letzten Cap. handeln von der Einführung der Ehre des Tabourets am französischen Hofe, und von den Rechten des Hauses Rohan.

Weil unsere Leser fragen werden, was das auf dem Titel heiße: mit Anmerkungen vermehrt, müssen wir uns gerne noch auf unsern theuern Uebersetzer zurück sehen. Er hat eine Anzahl fast durchgehends vergeblicher Anmerkungen hingeworfen; ein unseeliger Gedanke von einem Manne der seinen Schriftsteller nicht einmal verstanden hat. Zur Probe derselben mag dienen, daß er sich des Maimbourg und der Vampiren groſsmüthig wider den Verf. angenommen hat. — Es ist doch unglaublich, welche unsinnige Meynungen man in dem katholischen Theile von Oberdeutschland, nicht etwa nur in Klöstern, und Spinnstuben einfältiger Mütterchen, heimlich glaubt, sondern auch noch sogar in öffentlichen Schriften vertheydigen will.

Des Hn. Le Beau Prof. der Universität zu Paris, u. s. w. Geschichte des morgenländischen Kaysertthums, u. s. w. Achter Theil. Leipzig und Frankf. in der Carl. Felßecker. Buchhandlung, 1771. 1 Alph. 16 B. — Neunter Theil 1772. 1 Alph. 10 B. — Zehnter Theil 1773. 1 Alph. 11 B. in 8.

Herrn Hardions Mitglieds der königl. Acad. der Aufschriften, u. s. w. Allgemeine heilige und weltliche Geschichte, welche M. J. Gottlob Glück Past. zu Monstab, u. s. w. aus dem Französischen übersetzt hat. Sechszehnter Theil. Altenburg, 1771. in der Richter. Buchhandlung, 1 Alph. 7 B. — Siebzehnter Theil 1772. 1 Alph. 12 B. in 8.

Kaum ist es nöthig, von diesen weitschweifig geschriebenen Büchern, deren wir schon öfters gedacht haben, mehr zu sagen, als wie weit ihre Fortsetzung in der Uebersetzung geht.

Das

Das erstere derselben ist erst beym Justinian angelangt, und endigt sich insonderheit mit der Eroberung Italiens, im J. 554. Das zweyte stehet nun beym Anfange des 15ten Jahrhunderts. Auch gegenwärtige Theile von beyden sind eben nicht schlecht; aber doch gewiß von keiner solchen Güte, daß sich Deutschland über diese Fuhre von Bänden freuen könnte. Der seichten, partheyischen und genauer zu bestimmenden Stellen, giebt es besonders beym Hardion, genung. Des Uebersetzers Anmerkungen sind gut gemeynt; aber sehr unzulänglich. Am wenigsten hätte er aus der Jenaischen Kirchenhistorie verbessern sollen. Wie critisch Hardion in der Geschichte verfahren, kann man unter andern aus Th. 16. S. 112. sehen. Die Königinn schreibt er, welche nach des Boßuets Zeugnisse eben so keusch und (soll wohl heißen als) schön war, u. s. w. Man wird denken, es ist eine Königinn, die im Anfange unsers Jahrhunderts gelebt hat. Weit gefehlt! Sie lebte im Anfange des dreyzehnten. Jedermann begreift leicht, wie genau Boßuet sie habe kennen müssen, um einen Zeugen von ihrem Charakter abgeben zu können.

Wir möchten beyden Werken wohl nunmehro eine sanfte Auflösung wünschen, — wenn es anders ihre Verleger und Käufer nicht übel nehmen.

MI.

Abhandlungen der Churfürstlich-Bayerischen Akademie der Wissenschaften Vter Band, welcher die historischen enthält. München, in der akademischen Buchhandlung, 1772. 2 Alph. 14 Bogen nebst 8 Kupfertafeln in 4.

Die Akademie hatte schon in dem vorhergehenden IV. Bande ihrer Abhandlungen das Vorhaben bekannt gemacht, die historischen und philosophischen Schriften, denen zu Liebe, die an beyden Materien nicht gleichen Geschmack finden sollten, jede in besondern Bänden herauszugeben, und sie macht nunmehr in dem gegenwärtigen V. Bande mit folgenden historischen Abhandlungen den Anfang. 1) Staatsgeschichte. Polz von Otto dem V. Pfalzgrafen von Wittelsbach. P. D. Longolius vom Zutrauen Kaisers Ludwig des IV. gegen Burggraf Friederich zu Nürnberg. Herr L. hat in dieser Abhandlung mehr als ein halbes Hundert noch nicht bekannter Urkunden dieses Kaisers beygebracht, oder sich darauf bezogen, und

der Recensent würde die Zahl merklich zu vermehren im Stande seyn. Möchten doch unsere deutschen Geschichtschreiber diesen Umstand bestens beherzigen, und dadurch bewogen werden, sich um die Eröfnung der reichsständischen Archive und die Bereicherung ihrer Stoffe etwas mehr zu bekümmern, ehe sie sich entschlössen längst bekannte Dinge, bald in wenigern bald in mehrern Bänden, nachzubeten! J. G. Lori von Ludwig dem reichen, Herzoge in Bayern. **Geographie.** Beda Appel: von den Bayerischen Gränzen, Gauen und Ortschaften unter den Agilolfinger. Ein nützlicher Beytrag zu der Geographie des mittlern Zeitalters. A. J. Lipowsky von dem Ursprunge der Grafschaft Schärding. P. P. Finauer von dem Ursprunge der Stadt München. **Genealogie.** P. Hermann Scholliner von Herzogs Berthold in Bayern Sohne, Herzog Heinrich dem III. Aus einem in dem Kloster Niederalteich entdeckten Grabmale sucht der V. wahrscheinlich zu erweisen, daß Herzog Berthold, der Bruder Herzogs Arnulf, einen Sohn Heinrich, dieses Namens den dritten, Herzog in Bayern und Kärnthen hinterlassen habe. **Diplomatick.** Gregor. Geyer von einem Siegel K. Ludwig des deutschen. Der seelige P. Geyer hat in dieser Abhandlung das Siegel einer für die Diplomatick in vielem Betracht merkwürdigen Urkunde zu erläutern gesucht, dessen Erklärung aber von der Akademie, nach genommener Einsicht des Originals, in einem besondern Anhange, mit Recht für zu weit hergeholt, und für unzulänglich erkennt worden ist. Sollte dieses Siegel nicht etwa die heilige Familie Jesus, Maria und Joseph vorstellen, wovon das Kind, das Joseph zu liebkosen scheinet und das sich gegen die rechte Schulter der Mutter angelehnet hat, bis auf den heiligen Schein, durch die Länge der Zeit verloschen ist? Wenigstens fällt dem Recensenten jetzt aus der heiligen Geschichte nichts ein, was sich auf eine so vertraute Stellung eines Greises gegen eine junge weibliche Figur passender anwenden ließ, als eben diese Muthmassung. Gewiß ist es, daß diese Urkunde eine umständliche Erläuterung verdient hätte. Gegen die bekannten Regeln der Diplomatick hält sie nicht Stich, und doch ist sie aus andern Umständen zuverläßig ächt. Ehe wir diesen Artickel schliessen, müssen wir doch noch aus einem Paßional der Heiligen, des 15ten Jahrhunderts, eine Stelle abschreiben, die H. Geyer zu seinem Behuf angeführt hat. Sie betrift Kaiser Karl den Großen. „Kaiser Charlan — wes eines herrlichen Leips, was seiner Schuech acht langk, die allerlengst waren, und het groß Arm, und Pain. —

und

und was stark gund het ain Antliz des was anderthalben Spang langk, und het ain Part, des ain Schuechs langk, und het ain Nasen, die was eines halben Schuechs langk, und sein Gestiern, was ains praitter, und seine Augen schienen Im als der Charfunkelstain, und seine Prå waren Im einer halben Span lang, und sein Gürtel was acht span lang, damit er sich girt — und was also stark, daß Er einen gewappenter man auf einen Pfert mit seinem Schwert eines Straichs, mit Pfert mit all von dem Haupt von einander spielt pys durch, und durch und vier Eisen die zerzert gar leicht, und hawb einen gewappenten Ritter von der Erd hauf bys über sein Haupt„ Stoff genug, um in den Beynamen der Große, eine Zweydeutigkeit zu bringen.

Novissimum Chronicon antiqui monasterii ad S. Petrum Salisburgi Ord. S. Benedicti exhibens ordinem chronologicum Episcoporum, Archiepiscoporum et Abbatum, qui per XII. secula ab anno 582. usque ad annum 1772. monasterio ad S. Petrum praefuerunt. Opera et studio Coenobitarum dicti monasterii. Aug. Vind. et Oeniponti, sumtibus Ioseph. Wolff, 1772. Fol. 4. 4 Alph. 8 Bogen mit Kupfern.

Ein ganz gutes Buch für die Benediktiner in Salzburg, sonst aber die wenigen und unerheblichen Urkunden ausgenommen vom geringem Nutzen. Klosterbegebenheiten, Heiligengeschichte, Vermächtnisse, Mirakel, hin und wieder Ausfälle gegen die Ketzer, Bildnisse der Bischöffe, aber besser, in Kupfer gestochene Menschengestalten, machen das innere und äussere dieser neuen Chronick größtentheils aus. Der Recensent griff sehr begierig nach der Lebensbeschreibung des bekannten Staupiz, aber auch da fand er nichts besonders: angenehm war es ihm indessen doch zu sehen, wie artig Staupiz für Leib und Seele zugleich zu sorgen gewußt habe, wogegen der uneigennützige Luther keine Ohren hatte.

Historiae antiquiss. Comitatus Bentheimiensis libri tres, in quibus subinde explicantur res vicinarum regionum, principum hominum-

que illuſtrium. Accedit Codex diplomatum, documentorum ex autographis maximam partem editorum cum ſigillis ac ſcripturae veteris ſpeciminibus in aes inciſis. Auctore *Ioanne Henrico Iungio* ICto M. Britanniae Regi, Electori Brunſw. Luneb. a Conſil. aulae et Conſiſtorii, Bibl. Hannov. praefecto. Aug. domus Guelf. hiſtorico. Hannov. et Oſnabr. apud Ioan. Guil. Schmidium, 1773. 4to 4 Alph. und 9 Kupfertafeln.

Die bisher bekannte Nachrichten von der Grafſchaft Bentheim, verdienen theils wenig Glauben, theils ſind ſie ſehr unvollſtändig. A. G. Pagenſtecher hat ſchon in dem vorigen Jahrhundert dieſen Mängeln abzuhelfen geſucht, nur Schade, daß ſeine Arbeit, da er die nöthigen Hülfsmittel bey der Hand hatte, nicht zum Vorſchein gekommen iſt. Die übrigen Schriftſteller aus dieſem Fache, hatten entweder andere Abſichten, oder es fehlte ihnen an der Gelegenheit, die ächten Quellen zu nutzen. So iſt Paul Hachenbergs Tubantus redivivus in allem Betracht ein Gedicht, und aus Rumps hiſtoriſch geographiſch-genealogiſcher Beſchreibung der Grafſchaft Bentheim und derſelben weltberühmten Grafen, wovon die Urſchrift in der Königl. Bibliothek zu Hannover aufbewahret wird, läßt ſich aus dem letztern Grunde nicht viel nützliches hernehmen. Mit deſto größerm Vergnügen zeigen wir daher gegenwärtiges Werk an, das zwar aus Mangel gleichzeitiger Schriftſteller und Urkunden, hin und wieder noch Lücken hat, aber doch durch den unermüdeten Fleiß des Hrn. Verfaſſers in Ausſpürung zuverläßiger Nachrichten und deren Bearbeitung einen ſehr richtigen Beytrag zur deutſchen Geſchichte ausmacht. Das Werk beſteht aus drey Büchern, in deren erſtern über den Zuſtand des Landſtrichs, den nachher die Grafſchaft Bentheim in ſich faßte, zu den Zeiten der Römer, Franken und Sachſen, Unterſuchung angeſtellt werden. Zu der Römer Zeiten bewohnten die Marſen und ihre Nachbarn, die Bructerer, Uſipeter, Anſivarier und Chamaker die Gegend von Bentheim. Später ward dieſer Landesſtrich ein Gau und erhielte den Namen von den alten Schloſſe Bentheim, das wahrſcheinlicher Weiſe zu den Zeiten der Franken erbauet worden iſt. Zu Anfange des neunten Jahrhunderts

ward Graf Ekberten dieser Strich und alles was dort herum zwischen dem Rhein und der Weser liegt, von Karl dem Grossen übergeben. Das zweyte Buch begreift die zweifelhafte Geschichte einiger Grafen im 10ten und 11ten Jahrhundert. Was Rüxner in seinem Turnierbuche von etlichen Grafen aus diesem Zeitraume anführt, ist ohne allen historischen Beweis. Das dritte Buch hebt sich mit dem folgenden 12ten Jahrhundert, als dem Zeitpunkte an, von welchen die Grafen zu Bentheim mit Gewißheit angegeben werden können, und endigt sich mit Graf Bernhardt I., der im Jahre 1421. ohne Erben starb, und seinem nächsten Anverwandten Eberwin von Güterswyk die Grafschaft hinterließ. Es ist gewiß, daß Bentheim seine Grafen aus dem Braunschweigischen, Lüzelburgischen und Holländischen Stamme erhalten hat. Graf Otto von Reineck, der mit seiner Gemahlin Gertrud, einer Schwester der Kaiserin Richenza die Grafschaft Bentheim vermuthlich erheyrathet hatte, ist der erste zuverläßige Graf von Bentheim. Sein Sohn Otto war der erste, der sich einen Grafen von Bentheim nannte. Er starb im Gefängniß ohne Erben. Seine Schwester Sophie war an den Grafen Dietrich von Holland vermählt, deren zweyter Sohn die Grafschaft Bentheim erhielte und die Linie fortpflanzte. Ihm folgten Balduin, Otto III., der durch seine Gemahlin Helwigis, Grafs Otto von Teklenburg Tochter, die Grafschaft Teklenburg an sich brachte, Egbert, Johann II. Simon, Otto IV. und Bernhardt I. mit dessen Tode die Linie erlosch. Bernhardt hatte seinen Nefen Eberwin von Güterswyk als den nächsten Anverwandten zum Erben eingesetzt. Eberwin heyrathete Ludolfs von Steinfurt einzige Tochter und Erbin Mechtild, und verband dadurch die Herrschaft Steinfurt mit der Grafschaft Bentheim. So weit geht die Geschichte in diesem Werke. Der H. V. hat hin und wieder sowol von der benachbarten Gegend dieser Grafschaft und verschiedenen mit den Grafen verbundenen Familien, als auch von berühmten Personen, angenehme Nachrichten eingestreut, die ihn freylich öfters zu sehr von der Hauptsache entfernen mußten. Bey dem Urkunden-Buche ist größtentheils das befolget worden, was ein Herausgeber in diesem Fache nicht aus der Acht lassen darf. Wir vermissen blos ein brauchbares Register.

Em.

Allgemeine Religions- und Staatsgeschichte von der Weltschöpfung an bis auf gegenwärtige Zeiten, zum gemeinnützigen Gebrauche besonders der Würzburgischen Schulen, in zweenen Bänden kurz verfasset von P. Joseph Ringmüller d. G. J. Ersten Bandes zweyter Theil. Würzburg, bey Stahel, 1773. 2 Alph. 11½ B. in 8.

Der Recensent legt nicht gerne Protestationen über seine Unpartheylichkeit bey dem Publikum ein: so wie er sie auch auf Titeln und in Vorreden der Bücher nicht gerne sieht. Er hält es in der That vor das Merkmal einer kleinen Seele, Schriftsteller von einer der unsrigen entgegen gesetzten Religionsparthey blos deswegen zu verachten und zu tadeln, weil sie zu dieser Religionsparthey gehören, lernt von ihnen so viel er immer kann, ehrt besonders beym Studio der Kirchengeschichte solche Römischcatholische Gelehrte, welche scharfsinnig und freymüthig die Wahrheit zu entdecken angefangen haben, destomehr, mit je größern Hindernissen sie dabey in ihrer Kirche zu kämpfen hatten, und freuet sich sogar, wenn ihm, einem aufrichtigen Protestanten, von einem derselben irgend ein Irrthum in dieser Wissenschaft entrissen wird. Bey dem allen aber kann er seine Verwunderung nicht bergen, daß Hr. R. ein so schlechtes Werkchen als das gegenwärtige ist, hat schreiben können.

Man fand den ersten Theil seines Buchs, wo nicht gut, doch für eine Anzahl seiner deutschen Glaubensgenossen noch erträglich genug.*) Dieser zweyte hätte es noch mehr und leichter werden können, wenn der Verf. ausser einiger Anlage zu einem prüfenden Nachdenken, und zu einer fliessenden Schreibart, die er besitzt, nur einige gelehrte und gemäßigte Schriftsteller seiner eigenen Kirche hätte in einen Auszug bringen, und von der Geschichte der neuern Jahrhunderte mit der Gelassenheit hätte reden wollen, die man sich von ihm nicht etwan ausbitten darf, sondern als von einem Geschichtschreiber schlechterdings zu fordern berechtigt ist. Aber unglücklicher Weise ist es die Geschichte der christlichen Religion, die er in diesem Theile vorträgt. Hier ist er nicht Geschichtschreiber;

*) S. die Recension des ersten Theils, im 22. B. der A. D. B. S. 578. fg. wo jedoch S. 579. Z. 7. anstatt nicht vortreflicher, zu lesen ist: nicht verwerflicher.

der; sondern ganz der eifrige Geistliche der Römischen Kirche, der unumschränkte Verehrer des päbstlichen Stuhls, der Sammler und Vertheydiger von fabelhaften Erzählungen, der geschworne Feind der sogenannten Ketzer, und der theologische Declamator, der über schmähsüchtige und vergallte Federn klagt, und doch selbst keine andere gebraucht, wenn er von Gegnern seiner Kirche oder seines Ordens schreibt. Von der geschickten Wahl der Begebenheiten versteht Hr. R. beynahe gar nichts. Die Quellen seiner Erzählung sind oft höchst unbekannte Schriftsteller seines Ordens. Unrichtig ist sie in einer großen Menge Stellen, auch da wo man schon in seiner eigenen Kirche längst bessere Einsichten gezeigt hat; und partheyisch, so sehr als möglich. Auf die langen, oft witzig seyn sollenden Raisonnements in den Anmerkungen, mag sich der H. P. wohl am meisten einbilden; wir können ihm aber versichern, daß er in der Kunst, etwas falsches scheinbar zu ma- bar zu machen, gar nicht geübt ist. Da hätte er besser gethan, die rechten Sophisten, wie Bossuet u. a. m. waren, platterdings nur abzuschreiben.

Viel Böses gesagt, in Wahrheit; aber ohne allen Beweis wollen wir es nicht hinschreiben: und diesen könnten wir auf mehr als einem Bogen führen. Gleich S. 5. Anm. b) finden wir die neue Nachricht, daß die Geburt Christi, nach dem uralten, beständigen und allgemeinen Berichte, am 25ten December vorgefallen sey; — S. 6. Anm. c) theistische Einwürfe, denn der V. weis den Unterscheid zwischen Christen und Deisten nicht; — S. 7. 8. eine lange Anmerkung von den heiligen drey Königen, unter andern, daß sie ihre dermalige Namen Caspar, Melchior, Balthasar, erst zu Ende des 12ten Jahrh. erhalten haben; daß sie bey einigen Magalath, Galgalath und Saracin, bey andern wieder anders heissen; — S. 26. der erste Platz den Petrus fast allezeit im Verzeichniß der Apostel habe, zeige ihn als den Apostelfürsten an; — S. 48. dem h. Petrus seyen Joh. XXI. die Schlüssel des Himmelreichs als Oberhaupte der Kirche übergeben worden; — S. 59. daß der h. Petrus für den ersten Sitz seiner Kanzel die Stadt Antiochien erwählt habe; — S. 61. daß die Apostel das apostol. Glaubensbekenntniß selbst aufgesetzt haben; — S. 63. daß der Apostel Thomas die Königreiche Narsinga und Cranganor nebst den benachbarten Provinzen zum Christenthum gebracht habe; — S. 64. daß Jacob der größere allerdings in Spanien geprediget, habe die gelehrte Spanische Nation mit der Feder behauptet, und schon

der

der Hippolitus im 3ten Jahrh. habe es K. de 12 Apost. gezählt; (welches Buch dieser niemals geschrieben hat,) was aber die aus den Schriftkästen der Kirche zu Toledo hervorgekrochene Schrift betreffe, die dieser Erzählung widerspreche, könne man solche mit Wahrheit als untergeschoben betrachten; — S. 65. fg. die Protestanten hätten alles hervorgesucht, um den Aufenthalt des h. Petrus zu Rom, wo nicht völlig umzustoßen, wenigstens verdächtig zu machen, (einige wenige derselben, sollte es heißen, haben wegen der vielen Schwierigkeiten bey diesem Theil der Geschichte Petri, an seinem Aufenthalte zu Rom gezweifelt; der größere Theil aber niemals;) die hölzerne Kanzel auf welcher P. zu Rom soll gepredigt haben, beweise auch seinen dortigen Aufenthalt; allerdings seyen von dessen ersten Ankunft zu Rom bis an seinen Märtyrertodt, 25 Jahre verflossen; — S. 106. die späte Abänderung der Landessprachen habe dazu Gelegenheit gegeben, daß der Gebrauch den Gottesdienst in der gemeinen Landessprache zu halten, mit der Zeit abgekommen sey, weil sonst bey vielen und öftern Uebersetzungen, besonders der Meßordnung in andere Sprachen etwas zweifelhaftes oder zweydeutiges, so zu Ketzereyen Anlaß gebe, eingeschlichen wäre: — S. 111. Irenäus, Tertullianus, und mehrere gleich folgende Kirchenväter, gedächten schon des Meßopfers, doch lasse sich nicht so leicht bestimmen, wenn der Gebrauch der Privatmessen aufgekommen sey; — S. 135. 136. das Wunderwerk der donnernden Legion sey gewiß, und Tertullianus führe insonderheit den Brief des Kaisers zum Besten der Christen bey dieser Gelegenheit an, K. 7. v. 15. (Unter den bekannten Werken Tertullians ist keines das aus sieben Büchern bestünde: und überhaupt mag der Verf. seine allermeisten Citata der Alten aus Neuern abgeschrieben haben; wie könnte er auch sonst hier den Orosius dem Tertullian vorsehen?) — S. 158. der König Lucius in Britannien habe sich von dem Pabste Prediger des Christenthums ausgebeten, und der Benediktiner Augustinus sey nicht der erste Glaubensprediger in England gewesen; (Ob Hr. N. den Unterscheid zwischen Britten und Angelsachsen nicht weis?) — S. 171. wenn gleich der vorgebliche Schlaf der Sieben-Schläfer ganz und gar nicht erweislich sey, so falle doch ihr ehemaliges Daseyn und ihre bekannte Benamsung dadurch nicht; denn der heil. Gregor. von Tours, Manaßes, ein griechischer Schriftsteller, und eine alte Ueberlieferung stünden Bürg davor; — S. 177. daß Laurentius auf dem feurigen Roste ein Märtyrer geworden

den sey; — S. 190. Anm. e) daß die Berufungen nach Rom sich von den Aposteln herschreiben; — S. 202. Anm. l) daß die Martergeschichte des heil. Morizens und seiner ganzen Legion wahr sey, habe der Hr. Abt Nonnot in seinem gelehrten Werklein, Les Erreurs de Voltaire, bewiesen; — S. 206. Anm. s) es sey hart, eine Entscheidung zu geben, ob Constantin der Große zu Nicomedien, oder zu Rom getauft worden sey; — S. 207. Anm. t) die Kreuzerscheinung, welche eben dieser Fürst gesehen haben soll, sey in der Geschichte bestens gegründet; — S. 213. Anm. v) Constantin sey unstreitig der erste große, christliche und heilige Kaiser gewesen, und Voltaire habe zuerst an dieser durchlauchtigsten Sonne Mackel entdeckt. Doch genug nur aus den ersten viertehalb hundert Jahren dieser Geschichte. Vom sechszehnten Jahrhunderte an, wo sie, ihrer Neuigkeit wegen, zuverläßiger werden sollte, wird sie fast noch fehlerhafter, und unbeschreiblich partheyisch.

Einige Beyspiele auch von den kritischen Betrachtungen in den Anmerkungen. S. 203. Anm. o) deklamirt Hr. R. weitläuftig über eine Sache die er gar nicht versteht. Es sind ja mehr alte katholische Schriftsteller, die den Abfall des Röm. Bisch. Marcellinus erzählen, als neuere Protestanten, welche diese Erzählung längst verworfen haben. Lächerlich ist es hier von Glaubensgegnern zu reden, u. dgl. m. Er mag es unter andern mit seinem Platina ausmachen. — Nicht weniger ungeschickt redet er von der sogenannten Päbstinn Johanna, und endigt mit den Worten: „Die Feinde des Pabstthums können also mit dieser Fabel wohl zu Hause bleiben.„ Ey, lieber Hr. Pater, die Feinde des Pabstthums haben ja, wie sie wohl wissen müssen, diese Fabel aus den Händen der Freunde des Pabstthums erhalten. — S. 870. Anm. i) wo der Verf. beweisen will, daß keine Glaubensverbesserung nöthig gewesen sey, und daß es den Reformatoren an der nöthigen Sendung dazu gefehlt hätte, kommt ein so verworrenes Geschwätze vor, daß wir gar nicht sehen, was vor eine Sendung Hr. R. gehabt haben müsse, alles dieses hinzuschreiben. Unter andern sagt er auch, die Reformation sey eine Fackel gewesen, welche das Heiligthum sowol als die Staaten angezündet habe, und nicht anders als mit dem Blute vieler tausend Menschen hätte gelöscht werden können. „Wie gerne „wollten die Herren Protestanten einen Fürhang über den „Hergang dieser Reformation ziehen!„ Der Herr Pater versteht wieder, wie an unzähligen andern Stellen, die Sprache

che ganz und gar nicht. Es ist den Protestanten sehr daran gelegen, daß kein Fürhang (eigentlich Vorhang) über die Reformation gezogen werde; sondern, daß jedermann aus der Geschichte lerne, ihre Lehrer hätten keine Gewaltthätigkeiten und Waffen gepredigt; sondern wenn Blut dabey vergossen worden, sey die verfolgende blutgierige Kirche allein daran Schuld gewesen.

Wir könnten noch viele solcher Stellen rügen, auch die Unverschämtheit, mit welcher der V. von den Evangelischen Königen und Reichsständen sagt, daß sie sich zum Lutherischen Evangelium bekennen; die niedrige Spötterey, mit welcher er die Reformirten Prediger in Frankreich Wortdiener nennt, u. dgl. m. Aber wozu alle diese vergebliche Mühe bey einem Schriftsteller der von sich so voll ist!

MI.

Longolischer Beschäftigungen mit bewährten Nachrichten. Erstes Stück. Hof, bey Vierling, 8.

Zweytes Stück, 1768.

Drittes Stück, 1769.

Viertes Stück, 1770. 586 S. mit einem weitläufigen Register.

Ein zwar sonderbar gewählter Titul; indessen mag er uns eben so viel bedeuten als etwann: historische Beschäftigungen in Longolens Geschmacke; eine Fortsetzung der vor einigen Jahren unter dem Namen Sicherer Nachrichten angefangenen aber bald wieder unterbrochenen ähnlichen Arbeit desselben Verfassers. Allerdings eine Schrift, die ihren wahren Nutzen hat, und wenn sie von der rechten Seite ihres Nutzens bekannt wird, sich lange erhalten kann. Eine Schrift, in welcher Nachrichten mitgetheilt werden, die man in diplomatischen Nachlesen, in Alterthümern, in Antiquitatibus Nordgaviensibus, in franconiis illustratis, Adelshistorien rc. und allen ähnlichen Sammlungen suchet, die aber von jeder einzelnen Familie mitgetheilet werden können, die ihre Geschichte gerne fortgepflanzt wissen möchte, Nachrichten aber auch, die in allerley Beziehungen der Vergessenheit und dem Moder in den Archiven entrissen zu werden, allerdings verdienen. Wir wollen die hier abgehandelte Gegenstände anzeigen, um unsern Satz zu

zu beweisen. Im ersten Stück: 1) von Plauen im Vogtlande, ist eine Zeitlang Brandenburgisch gewesen. 2) Markgraf Christians zu Brandenburg-Kulmbach Beytritt zu der Frankfurtischen Verbindung 1633. 3) Eine Fortsetzung eines Stücks der Spießischen Münzbelustigungen, worinn angefangen ist, alle Dörfer und Schlösser der Vogtländischen Ritterschaft zu beschreiben, die in dem Bezirk der Stadt und des Amts Hof gelegen sind. Zur Universalhistorie nicht sehr wesentlich, aber zur Partikularstatistik besonders für einen ritterschaftlichen Publicisten nicht unnützlich; die Anzahl der Familien und Köpfe, der Häuser und Feuerstätten, der Wiesen und Aecker bey jedem Gute würde jedoch diese Nachrichten auch für die allgemeine Statistick interessanter machen, und die Herren Beamten, und ihre gnädige Herren, deren Namen hier verewigt werden, könnten immerhin für diese Ehre so viel Bemühung anwenden, um ihre Nachrichten vollständiger oder deutlicher einzuschicken; denn wer hat zum Ex. S. 117. einen deutlichen Begriff von einem hochfürstlich limburgstürumischen Leibhusarenritmeister? — 4) Nachrichten das Geschlecht der von Reitzenstein betreffend, — der Verf. war Willens, eine Reizensteinische Geschichte zu schreiben, wird aber von der Familie nicht unterstützt, deswegen liefert er die Stücke einzeln. Eine Sentenz des geistlichen Gerichts zu Bamberg, vom J. 1398. in einer Giechischen Ehescheidungssache, um den damaligen Stilum Curiae daraus zu erlernen. Im zweyten Stück. 1) Fortsetzung der Geschichte des Reizensteinischen Geschlechts. 2) Gestiftete Frühmessen von Burggrafen zu Nürnberg. 3) Ein römischer Beichtzeddel vom J. 1695. für Johann Georg Sommerladt aus Thüringen. 4) Von einem Rittergute Fattiga, der Familie von Reck. 5) Von Bremen und Verden, alte Schwedische Belehnungen. 6) Von alten Münzen mit bärtigen Gesichtern, die man deswegen Judenköpfe genennet. 7) Von Uprode. 8) Von der Stadt Stalhofen. 9) Eine bischöfliche Naumburgische Urkunde vom J. 1471. 10. Von Wollebers Würtembergl. Zeitbuch. 11) Landgraf Hermanns zu Hessen Vermählung mit Margaretha, Burggräfin zu Nürnberg.

3tes Stück. 1) Vermählung der Marggräfin Dorothea zu Brandenburg nach Dännemark im J. 1444. 2) Johannsen von Schwarzburg, dem Hause Brandenburg geleistete Dienste. 3) Von den Grafen von Truhendingen. 4) Nachricht von einigen historischen Mspten, die zum Verlag angeboten werden, und in manchem Betracht erheblich sind,

sind, zum wenigsten von den Ritterschaften, Familien und Stadtkammern, deren Geschichte dabey gewinnet, verdienten gekauft zu werden. 5) Eine Erfurtische Urkunde von Rathsmeister und Rath vom J. 1483. blos um der Sprache Willen. 6) Joachimsthalische Bergordnung. 7) Urkunde der Königin Christina von Schweden für einen Studenten zu Minden vom J. 1649. 8) Ein Römischer Ablaß vom Pabste Nicolaus im Stifte Wirzburg vom J. 1447. 9) Erlaubnißbrief für die Franciscaner zu Hof zu terminiren, vom J. 1513.

4tes Stück. 1) Ehetraktaten zwischen Kaiser Maximilian und einer Prinzeßin Dorothea von Brandenburg, die aber nicht zu Stande gekommen. 2) Einige Nachrichten von den Grafen von Solms. 3) Von dem alten Geschlechte von Reizenstein, das vorher sich Grün genennet.

Zwar sehr vermischten Inhalts, aber eben deswegen für eine gewisse Gattung Leser, die stärker ist, als man glauben sollte, unterhaltend und angenehm; auch zu Spekulationen über das Kostum und den Genius der alten Landsleute, besonders der Franken, sehr bequem.

Solche Urkunden und Antiquitätensammler, die bey der eingeschränkten Fruchtbarkeit ihrer Arbeiten doch nicht müde werden, solche Männer sollten nicht dem Buchhandel überlassen werden, sondern das Vaterland sollte ihnen ihre Arbeiten abnehmen und sie dafür als treue Arbeiter an ihrer Geschichte überhaupt belohnen.

Knud Leems Professors der lappischen Sprache, Nachrichten von den Lappen in Finmarken, ihrer Sprache, Sitten, Gebräuche, und ehemaligen heidnischen Religion, mit Anmerkungen von J. E. Gunner, Bischoff zu Drontheim. Aus dem Dänischen übersetzt. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1771. 18 Bogen in 8.

Das Original wurde auf königl. Befehl und [illegible] des königl. dänischen Missionskollegiums [illegible] gen gedruckt. Der Graf Thott beförderte es, durch die Missions Sekretäre Finkenl[illegible] mals durchsehen. Hr. Leem hat als [illegible] 10 Jahre unter den Lappen zugebracht, [illegible] ner Versicherung, das Land durch und [illegible]

zusammen genommen geben, wie der Uebersetzer ganz richtig anmerkt, dem Werk einen hohen Grad der Glaubwürdigkeit. Die darinn gelieferten Nachrichten erstrecken sich bloß auf die unter dänischer Oberherrschaft stehenden Lappen; an Vollständigkeit übertreffen sie Pondoppidans, Högströms und Andrer ihre weit. Die gegenwärtige Uebersetzung muß man eigentlich als einen bloßen Auszug ansehen: denn das Original trat zugleich in dänischer und lateinischer Sprache ans Licht, beyde Texte stimmen nicht immer völlig überein; der Uebersetzer fand daher für gut, sich nach beyden zu richten, nicht alles ängstlich zu übersetzen, das Unwichtigere, auch das Kapitel von der lappischen Sprache, welches ihm etwa nur für einige Dänen erheblich schien, beynahe ganz zu übergehen, die Nachrichten von den Thieren u. d. gl. welche Hr. Gunner mit weitläuftigen Anmerkungen bereichert hat, ferner die von den Gottheiten und Zaubereyen der Lappen, abzukürzen, die dem Original beygefügte Abhandlung des Justizraths Jessen von der heidnischen Religion der Lappen in Norwegen, und die 100 Kupfer, welche ihre Kleidung, Gebräuche u. d. gl. vorstellen, ganz wegzulassen, weil sie das Werk nur kostbar gemacht hätten. Nicht alle Leser werden mit dergleichen eigenmächtigen Verstümmelungen zufrieden seyn: Manches scheint dem Einem unwichtig, wornach der Andre am ersten sucht; um der Vollständigkeit willen bezahlt der Käufer gern etliche Bogen mehr. Freylich erregen Kleinigkeiten, schielende Muthmassungen und Mährchen bald Eckel; doch der Vernünftige setzt sie leicht auf ihren wahren Werth, und nutzet nur das Sichere. Hr. Leem mag immer manche vermeynte Zauberey für Wirkungen eines bösen Geistes halten: den Herausgebern stand frey ihre Anmerkungen darüber zu machen, und dadurch solche die etwa zum bloßen Zeitvertreib, oder lieber Räsonnement als Nachrichten lesen, vor Irrthum zu verwahren. Wir wollen hierdurch keinesweges alle und jede Abkürzungen tadeln; in vielen Fällen, selbst bey dem gegenwärtigen Nachrichten, können sie Dank verdienen. Noch sind ohnehin manche Unerheblichkeiten stehen geblieben, z. B. S. 19. wo der Verf. von der groben Unwissenheit redet, in welcher die Lappen vor und bey der Errichtung der Mission steckten, und die er aus einer Antwort beweisen will. Auf die etwas sonderbare Frage: auf was für Art Christus in den Himmel gekommen sey, antwortete ein Lappe: „auf zwey (zwo) steinernen Tafeln.„; Wir denken dergleichen Antworten fallen auch wohl oft genug bey dem Pöbel in Ländern vor,

wo man mehrere Erkenntniß vermuthen könnte. Die Anmerkung S. 20[illegible] daß die Prediger ohne die lappische Sprache den Lappen nicht verständlich werden können, da die wenigsten dänisch verstehen, ist eben so unwichtig; und die von S. 201. erzählten Geschichtchen sind gar unausstehlich.

Die in den Nordischen Reisen bekannt gemachte Beschreibung der Lappländer erklärt der Verf. für grobe Unwahrheiten, und bringt Beweise bey. Das Klima, die Früchte des Landes, die Lage der bewohnten Oerter, und die Handlung beschreibt er nicht; er schränkt sich bloß auf die Sitten und Gebräuche ein. Die Uebersetzung handelt in 23 Kapiteln von der Lappen Ursprung, Sprache, Leibes und Gemüths Beschaffenheit, Tracht, Wohnung, Betten, Nahrung und Geräthen, von der Art wie sie mit den Rennthieren umgehen, ihrem Fuhrwerk, Reisen, Jagd, Fischerey, Arbeiten, Sitten und Gebräuchen, Heyrathen, Spielen und Ergötzungen, Krankheiten, Leichenbegängnissen, Gottheiten, abgöttischen Opfern, Zauberkünsten und Aberglauben, endlich von der lappländischen Mission. Dies sind die Titel der Kapitel; in nähere Anzeige können wir uns nicht einlassen.

Der Uebersetzer verräth eine Unwissenheit in Ansehung eines Buches, welches er im Vorbericht anführt. Die aus dem Französischen übersetzte (1769. herausgekommene) kurze historische Nachricht von den Samojeden und den Lappländern, hält er vermuthlich für die Arbeit eines Franzosen, denn er sagt, sie sey mit der den Franzosen gewöhnlichen Flüchtigkeit geschrieben. Diesen Irrthum würden wir ihm nicht anrechnen; wohl aber einen andern, nemlich daß er die rußischen Lappen und Samojeden für einerley Volk hält. Vermuthlich tadelt er das Buch ohne es gelesen zu haben.

Die beygefügten weitschweifigen Anmerkun[illegible] Gunners hätten kürzer ausfallen, und theils ga[illegible] können. Einige sollen wohl bloße Beweise seiner [illegible] seyn. In der Geschichte scheint er auch nicht aus [illegible] Quellen geschöpft zu haben; man lese nur sein Urtl[illegible] „Ihrem Ursprung nach stammen die Lappen ver[illegible] „einerley Volk mit den Ostländern, Liefländern, „Semigalliern, Litthauern und Preußen.„ [illegible] wenn er bis zu dem ersten Menschengesc[illegible] und alle Völker für Brüder erklärt. [illegible] versteht er wohl die Ehsten, und unter [illegible] Letten. Wie wenig muß er sich um [illegible] schreibung bekümmert haben!

Kurzgefaßtes Jahrbuch der Rußischen Regenten, aus dem Rußischen des Herrn Etats Raths Michaila Lomonoßoff, übersetzt durch Peter von Stählin Ihro Kaiserl. Maj. Legations-Secretair. — — — Neue, sowol dem Inhalte, als der Uebersetzung nach, verbesserte Auflage. Riga, bey Joh. Friedr. Hartknoch, 1771. überhaupt 5½ B. in 8.

Lomonossow ein in der rußischen Dichtkunst und Geschichte bekannter Name, hat sich hin und wieder geirrt, auch überhaupt nicht mit gehöriger Kritick die rußischen Jahrbücher genutzet: Seine Nachfolger haben es darinn schon viel weiter gebracht. Sein Buch fand Beyfall, weil man damals nichts bessers hatte. Gleichwol hat der Hr. Uebersetzer, welcher sich in der Vorrede zur gegenwärtigen zweyten durch Verbesserungen von Hrn. Schlözer bereicherten Auflage (die erste kam 1765. heraus,) als Legationsrath am Churf. Sächs. Hofe, unterschreibt, keine unnütze Arbeit unternommen: als ein kleines Handbüchelchen, in welchem man die Reihe der rußischen Großfürsten, und ihre Verwandschaft sowol unter sich als mit andern europäischen Regenten, mit einem Blick übersehen kann, wird es immer einige Liebhaber finden. Der Hr. Uebersetzer scheint seinen eignen Grundsätzen in Ansehung der Rechtschreibung rußischer Namen, nicht allzeit treu geblieben zu seyn. Er tadelt die Franzosen und Deutschen welche Moscou und Moßkau schreiben, als welches eigentlich Mosqua (warum nicht Moskwa?) heissen müsse: und doch schreibt er selbst durchgängig Moskau; welches wir ihm aber gar nicht zum Fehler anrechnen; er folgt der hergebrachten Gewohnheit: nur hätte er nicht Andre tadeln noch sich in der Vorrede anheischig machen sollen, die rußischen Namen so zu schreiben wie sie „nach der besten d. i. moßkowischen und „Hofaussprache lauten.„

Versuch einer Lebensbeschreibung des Grafen Wilhelms von Fermor. Reval, 1773.

Des ungenannten Verfassers Verdienst bestehet hauptsächlich in der Kürze: vielleicht hätte er noch mit wenigern als zween Bogen können abkommen.

Saxonis Grammatici Historiae Danicae Libri XVI. e recensione Stephani Ioannis Stephanii cum prolegomenis et lectionis varietate edidit *Christianus Adolphus Klotzius*. Lipsiae, apud Carol. Guiliel. Hollium, CIƆIƆCCLXXI. mit Vorreden und Registern überhaupt 3 Alph. 19 Bogen in 4.

Saxo ist viel zu bekannt, als daß wir nöthig hätten ein Wort von seiner Geschichte zu sagen: blos auf die ge genwärtige Ausgabe schränken wir unsre Anzeige ein.

An die Stelle der stephaniusschen Vorrede, setzet Klotz seine eigne, die nicht weniger als 63 Seiten nimmt. Wir finden nichts Merkwürdiges darinn: er von der Schreibart, Klugheit und Weltkenntniß d rühmt, den er würdig achtet, den besten Geschich beygesellet zu werden, das haben Andre längst vor i und ist über dies etwas übertrieben; wenigstens sollen bemäntelt werden, daß der gute Saxo alles, u und Lügen, ohne Wahl und Kritick aufgeraft und schichte einverleibet hat. Was von desselben Leben aus ic ten vorkommt, ist eben so wenig neu; ohne die eingest langen theils unnützen, Allegate würde es kaum den Theil des Raums einnehmen. Das Verzeichniß der begangenen Fehler sonderlich S. 50. u. f. mögen Liebh beherzigen; es geht blos auf die Schreibart und Einri gar nicht auf die Geschichte selbst; und worzu nützet es Hr. Klotz sagt: ne quis forte, quae vitiose dicta si La- tina censeat et bona. Eine sonderbare Furcht! La tein zu lernen, wird doch kein Mensch den Saxo le : noch sonderbarer, das Buch eines Geschichtschreibers zwölften Jahrhundert nicht anders zu behandeln, als ein rektor seines Schülers Exercitium. Hr. Kl. gesteht S. 56. selbst: Ex his, quae attuli, credo intellectur esse lectores, infectam fuisse orationem seculi b e, vixit. Et quis fuit, qui illa tempestate *stamque servare posset?* Auch die Vorwürfe, welche 10. u. f. dem Saxo und dem Stephanius we ihres an Zauberey, macht, sind unerheblich: g nen zu gleicher Zeit gelebt, wer weis ob er bisch gewesen wäre. Freylich ist es leicht, die Schwächen seines Vorgängers, dem man

danken hat, in Kleinigkeiten zu entdecken. Hrn. Klotzens Urtheil über die Quellen, aus welchen Saxo nach seinem eignen Bericht, geschöpfet hat, zeigt deutlich, daß historische Kritick des Hrn. Kl. Fach nicht war; auch über die Wirkungen der Musik hätte er sein Urtheil S. 41. ersparen können.

Was ist denn nun sein Verdienst um die gegenwärtige Ausgabe? Wir wollen ihn selbst reden lassen S. 18. Operis exscribendum tradidi Stephanianum exemplum, a me quam diligentissime correctum. Tot me credo vitia sustulisse ut eorum numerus iniri nequeat. (Dafür möchte mancher Leser des Stephanius Anmerkungen ungern vermissen.) Praesertim rectius positis distinguendi sermonis signis implicitum antea, et subobscurum plurimorum locorum sensum me clariorem et faciliorem reddidisse (gewiß nicht häufig, und Druckfehler finden sich auch noch,) arbitror. Quoties Stephanius in animadversionibus conjecturas suas commemoravit, eas subjunxi, atque etiam diversas aliarum editionum lectiones, *ab eo notatas*, addidi (das ist kein Verdienst, und kostete wenig Mühe, zumal da es sparsam geschehen ist.) Pluribus vero de lectionum varietate sententiam dicere nolui (das war am sichersten und bequemsten.) Nihil enim mihi aliud propositum fuit, quam luculentam Saxonis editionem adornare, quae copiam faceret omnibus cognoscendae, toties in illo laudatae a viris doctis, elegantiae et facundiae. Hiermit mögen sich die Käufer begnügen.

Pe.

P. Joseph Fuchs, Benediktiners der Abtey der H. H. M. M. Marcellin und Peter in Seligenstadt, Abhandlung von den Wochentägen, aus den Geschichten der alten Hebräer, Griechen, Römer und Deutschen, zu Erläuterung eines bey Maynz gefundenen alten heydnischen Altars mit acht Götzen-Bildern. Maynz, 1773. 2¼ Bogen in 8. aber völlig in der Form von Quart; nebst zwey Kupfertafeln.

Der Hr. Pater Fuchs ist durch seine alte Geschichte von Maynz, davon wir den ersten Theil, der noch zur Zeit allein heraus ist, zu seiner Zeit beschrieben haben, als der

Maynzische Hanselmann rühmlich bekannt geworden. Zum Behuf seiner Aufsuchung alter Römischer Denkmäler in der Gegend von Maynz ist ihm nicht allein verstattet worden, ausser seinem Kloster zu leben, sondern des höchstsel. Churfürsten von Maynz Gnade und Unterstützung ist ihm auch noch auf mancherley andere Art zu statten gekommen.

Das gegenwärtige kleine Werkchen ist gewissermassen als ein Nachtrag zu seiner alten Geschichte von Maynz anzusehen. Denn die Hauptabsicht gehet auf die Erklärung eines römischen Monuments, das sich in eben der Gegend, wo die übrigen, gefunden hat. Dies Denkmal ist bereits im Jahr 1574. ausgegraben, aber hernach nicht weiter geachtet worden. In dem angezeigten Jahre wurde nemlich eine Vermessung der Ländereyen, welche zu der Flur besagter Stadt gehöreten, vorgenommen. Bey einer zweifelhaften Lage, wo man weiter nach den verlohrnen Marksteinen suchte, stiessen die Feldmesser im Nachgraben auf ein altes Fundament eines großen Gebäudes, vor welchem ein runder Altar auf einem eigenen Fundament noch fest gemauert war, an dessen oberem Rande damals noch verschiedene Buchstaben gestanden haben sollen, die aber jetzo hinweggehauen sind. Weil eine adeliche Familie, deren Aecker an diese Gegend angränzten, behauptete, daß dieser runde Stein die Absteinung von ihres Gutes Freyheit anzeigete, so ist die ganze damalige Abmessung und Untersuchung gerichtlich niedergeschrieben und beygeleget worden. Und dieser Veranlassung ist es zuzuschreiben, daß die ganze Geschichte der Entdeckung dieses Altars, ingleichen dessen Beschreibung in dem Stadt-Archiv ist erhalten worden, wo sie Hr. F. in den Original-Urkunden selbst eingesehen hat. Nachher ist der Stein, weil nichts daraus bewiesen werden konnte, ohne weitere Achtung im Felde liegen geblieben, bis ihn Hr. F. 1771. in eines Maynzischen Bürgers Garten-Felde von neuen gefunden hat.

Das besagte Denkmal selbst stellet einen runden heydnischen Altar vor, auf dessen Ründung acht Götzenbilder stehen: sieben nur in halber Bildung, das achte aber in ganzer Leibesgestalt. Der Altar ist 32 Zoll hoch und 19½ Zoll im Durchschnitte dick. Da jedes der acht Götzenbilder sein gewöhnliches Unterscheidungsmal hatte, so konnte es dem V. nicht schwer werden, bald zu entdecken, daß diese 8 Bilder eigentlich die Sinnbilder der acht Wochentage der Römer seyn sollten. Die Seltenheit ähnlicher Denkmäler, bewog dem V. es genauer zu beschreiben, und bey dieser Gelegenheit die Einrichtung der Wochentage bey den Römern zu untersuchen. Beyläu-

läufig wird noch ein anderer historischer Umstand, welcher die Stadt Maynz betrift, aus diesem Denkmale gefolgert. Da nemlich die Anzahl der Wochentage bey den Römern ihren Ursprung von den Nundinis hatte, so glaubet der V., daß dieser Stein ein Beweis sey, daß in der Stadt Maynz einer der ältesten Handlungs-Märkte gewesen sey, und weil er sich an einem Orte gefunden, wo die größten Gebäude gelegen hatten, und die Hauptstraße gewesen war, so hält er es für wahrscheinlich, daß der Marktplatz in eben der Gegend gewesen sey, wo dieser Altar gestanden hat; als der eine so sichtbare Beziehung auf die Nundinas verräthe.

Die Abhandlung über die Wochentage, deren Ursprung, Anzahl und Benennung bey verschiedenen Völkern, besonders aber doch allemal bey den Römern, womit der V. die Beschreibung jenes Altars begleitet, ist eine wahre Ausschweifung, und enthält nichts, was man in unseren chronologisch-antiquarischen Werken vergeblich suchen sollte. Die Hauptsache, welche der V. behauptet, ist diese, daß zwar die ὀγδοάδες oder achttägige Wochen der Römer einen sehr entfernten Ursprung und mit den Nundinis einerley Alter haben, die Benennung der Tage selbst aber nach 7 Planeten, erst unter der Regierung des Kaiser Marcus Aurelius Antoninus zu suchen sey, wie er es aus dem Dio Caßius zu erweisen suchet. Der achte Tag war dem Genius heilig, den der Römer, so wie allen anderen Personen und Dingen, also auch der Woche vorsetzte, und der auf dem Altare allein in vollkommener Leibesgestalt vorgestellet wird. Ohngeachtet der angenommenen sieben Wochen-Götzen, wie sie der V. nennet, ist die achttägige Woche dennoch nach, wie vor, geblieben, weil diese bürgerliche Einrichtung der Märkte und andrer damit verbundener Dinge wegen z. E. der Zölle und anderer Abgaben, nicht wohl verändert werden konnte; bis endlich Constantin der Gr. wieder eine neue Veränderung gemachet hat, als welcher die Nundinas durch eine besondere Verordnung für beständig auf die Sonntage verlegte. Damals pflegte man, wie der V. vermuthet, Calender-Tafeln mit 2 Columnen zu verfertigen, für Christen und Heyden zugleich, so wie jetzo der gregorianische und verbesserte Calender neben einander gesetzet wird. Der Kaiser Theodosius M. scheinet endlich die heydnische Tagerechnung nach 8 Tagen ganz abgeschaffet, und Wochen zu 7 Tagen durch ein Gesetz allgemein eingeführet zu haben. — Die Ausführung ist allemal ganz nützlich, weil man die Geschichte

der Wochentage in das kurze zusammen gezogen findet, und dabey die Stellen der Alten ausgeschrieben vor sich hat.

Eins möchten wir den V. in dem Namen des ganzen Publikums bitten: daß er, als ein Gelehrter, und der sichs zum Berufe gemachet hat, ein Schriftsteller zu seyn, sich über die gemeine Provincial-Sprache erheben, und die regelmässigere Bücher-Sprache gebrauchen wolle. Seine ganze Perioden-Bildung hat etwas rauhes und verwirrendes: darzu kommt aber noch der Gebrauch ganz unregelmäßiger Wortfügungen, Abänderungen u. s. w. die alle seine Schriften höchstunangenehm machen. Wer sagt: die Zahl der Wochen-Tägen; wegen den nundinis; die Lager der Aecker, statt, die Lage; man thäte die Täge zu jenen 7 Gestirnen rechnen? — Ein Mann, wie Hr. F., müßte ein für allemal eine gute deutsche Grammatick lesen, und etliche seiner Aufsätze erst einem Freund, der richtiger zu schreiben gewohnt ist, zum Durchlesen und Censiren geben, bis er sich auf diese Weise gegen die ihm eigenen Fehler, welche er selbst wahrzunehmen vielleicht nicht im Stande ist, hinreichend verwahret hat.

Ef.

Fragmente der ältern Geschichte, zum Zeitvertreib denkender Leser. Hamburg, bey Buchenröder und Ritter, 1772. 109 S. ohne die Vorr. in 8.

Excerpten oder eine Sammlung von mancherley Beyspielen und Erzählungen enthält dieses kleine Büchlein; aber keine Fragmente. Dem Sprachgebrauch nach, welchen doch billig ein Schriftsteller beobachten muß, heißen nicht das, Fragmente, was ich zu gewissen Absichten auseinander reisse und vereinzele, sondern was zerrissen und vereinzelt auf die Nachwelt gekommen ist. Und fast von allen einzelnen Beyspielen, welche hier gesammlet worden sind, ist noch die Zusammenhängende Geschichte vorhanden, aus welchen sie nicht die Mißgunst der Zeit, sondern des Verfassers Sinn losgerissen hat. Es sind, wenn durchaus ein lateinischer Name vor einem deutschen Buche stehen soll, Selectae ex profanis auctoribus Historiae, auf die Art, wie sie der bekannte Heuzet gesammlet hat, nur mit dem Unterschiede, daß ihrer hier weniger sind, daß sie der V. ins Deutsche übersetzet hat, und daß jeder mit einem ziemlich langweiligen moralischen Eingange versehen worden ist. Letzterem zu Ehren ist wahrscheinlich auf

dem Titul des Buches der auffallende Zusatz entstanden: zum Zeitvertreib denkender Leser.

Die gewählte Beyspiele haben großentheils den Charakter des Wunderbaren oder Abentheuerlichen, und enthalten nicht viele Fälle, die nicht schon denenjenigen bekannt seyn sollten, welche auch nur die gewöhnliche kleine Anzahl von alten Auctoren, die selectas Historias oder einige Historienbücher gelesen haben. Da wir schon angemerket haben, daß die politisch-moralischen Eingänge, welche einen großen Theil des Buches anfüllen, oft sehr weit gesuchet, oft ganz trivial und durchgehends langgedehnt sind, so bleibet gewiß wenig übrig, das diese Sammlung denkenden Lesern empfehlen oder interessant machen kann. Ohnedem haben die Erzählungen selbst etwas sehr steifes, das mindestens eine ängstliche oder übelgerathene Uebersetzung verräth. Wir setzen zur Probe eine einzige Stelle hieher, die wir aus der Mitte, S. 48. herausschreiben: „Philipp empfahl einst seinen Sohn dem Aristoteles zum Unterricht, und schrieb dem Weltweisen: Du weißt, (scito) daß ich einen Sohn habe, für welchen ich den Göttern danke; nicht deshalb, weil er gebohren ist, sondern weil er in dein Zeitalter eintritt. (quod eum nasci contigit temporibus vitae tuae.) Ich hoffe, daß er durch deinen Unterricht und Erziehung einst unserer, und der Erbfolge (*rerum istarum successione*) würdig seyn wird.

Ein Mann, dessen alte Gelehrsamkeit selbst nicht ausnehmend ist, hätte sich nicht bemühen müssen, in der Vorrede den *haut gout* unseres Zeitalters beißend durchzuziehen, nach welchem man nicht mehr aus den Alten, sondern statt deren mit chinesischen und tatarischen Beyspielen erläutern müsse, wie ein Montesquieu, Helvetius und einige Schweitzer es gethan hätten. Der Tadel dieser Männer ist ganz ungerecht. Ist denn die neuere Geschichte nicht für den Philosophen wenigstens so viel werth, als die alte Historie?

Kr.

Allgemeine Geschichte von Schwaben, und der benachbarten Lande. In einer kurzgefaßten Beschreibung der denkwürdigsten Begebenheiten, Religion, Sitten, Gebräuche der Einwohner, und ihrer Schicksale, bis auf unsere Zeiten. Erster Theil. Lindau und Chur, bey den Gebrüdern Otto,

Otto, 1772. 3 Alph. in 8. — Zweyter Theil, 1774. 2 Alph. 19 Bogen.

Wohin wird noch die Deutschen ihr Geschmack an allgemeinen Geschichten führen? Schon kommt man an die Crayse des H. R. Reichs, und wir haben nun Hofnung, eine allgemeine Geschichte von Bayern, Franken, Westphalen u. s. w. zu erhalten. Jede Reichsstadt wird doch ebenfalls ihre allgemeine Geschichte bekommen. Und zuletzt werden wir Bücher schreiben, wie die Histoire universelle des Rats, die schon vor vielen Jahren in Holland ans Licht getreten ist.

Fern sey es von mir, den Einfall, eine Schwäbische Geschichte zu schreiben, überhaupt zu tadeln. Die Sache hat freylich ihre beträchtlichen Schwierigkeiten. Man mag den Wohnplätzen der Sveven oder Schwaben durch einen grossen Theil von Europa nachziehen; oder man mag nur die Geschichte der Staaten und Länder, welche das heutige Schwaben ausmachen, beschreiben: so liefert man bald eine zerstückelte und mangelhafte, bald eine Geschichte, die, um vollständig und deutlich zu werden, gar zu oft Eingriffe in ein fremdes Gebiete wagen muß. Es giebt jedoch auch hier eine Mittelstraße: eine kurze, bündige geographisch-historische Beschreibung des neuern Schwaben, worinne man nur gerade das findet, was uns begreiflich machen kann, warum dieses Land eben in seinem jetzigen Zustande sey.

Hätte doch unser Verfasser ein solches mäßiges zusammengepreßtes Buch zu schreiben gewußt. Aber eine allgemeine Geschichte von Schwaben zu schreiben, klingt allerdings prächtiger, füllte auch mehr als einen Band. Denn man sehe nur den glücklichen Kunstgriff! Da es eine allgemeine Geschichte werden soll: so läßt sich alles hineinbringen, was kaum in einer entfernten Verbindung mit derselben steht. Man stopft den Band mit Weltgeschichte, römischer Geschichte, deutscher Geschichte u. d. gl. m. voll. Das geht recht ins Allgemeine. Ein anderer hübscher Handgriff! Es soll zugleich eine Geschichte der mit Schwaben benachbarten Länder werden. Da giebt es vollends schöne Gelegenheit, die schweizerische, bayerische, und andere Geschichten mehr hinein zu bringen. Am Ende steht doch die ganze Geschichte des menschlichen Geschlechts in einer Verbindung mit einander. Und so könnte es sich denn zutragen, daß in einer allgemeinen Geschichte von Schwaben auch die Geschichte Tamerlans und Scanderbegs vorkäme.

Daß

Daß mich nun aber niemand in Verdacht habe, als wollte ich scherzen! Ich will die beyden dicken Bände, die ich leider neben mir liegen habe, dem Leser selbst zum Beweise vorführen. Nach einer Einleitung von 42 Seiten, worinne unter andern die Sveven von den Scyten hergeleitet werden, und die sich endlich in garstige Sümpfe verliert, folgt der erste Zeitlauf, welcher, wie der Verf. schreibt, von dem 114ten Jahr vor der christlichen Zeitrechnung, bis an das 43ste Jahr vor eben dieser Epoche, geht. Der Leser findet hier zu seinem Erstaunen 32 Seiten voll von denen Schicksalen der Cimbrer und der Helvetier. Aber in aller Welt, wie kommen diese in die Schwäbische Geschichte? Antwort: „Weil wahr„scheinlicherweise die Cimbrer ihren Zug nicht nur durch „Vindelicien genommen haben werden, da sich die benach„barten Helvetier zum Theil mit denselben vereinigten; son„dern weil diejenigen von ihnen, die ihrem nachherigen trau„rigen Schicksalen entronnen, sich nicht allein in Helvetien, „sondern auch in unserm Schwaben niedergelassen und das„selbe bevölkert haben.„ Nur Geduld! Wer einmal durch Schwaben gezogen ist, der kommt sicher in die Schwäbische Geschichte. Gesetzt, die andere Ursache wäre gültiger, so waren nicht einmal 32 Zeilen nöthig, um des cimbrischen Kriegs zu gedenken. Dabey wollen wir uns nicht einmal aufhalten, daß der Verf. die Cimbern aus Ostfrießland, Jütland, Dänemark, Norwegen und Schweden kommen läßt. Er mag seine eigene Nachrichten haben.

Der zweyte Zeitlauf geht vom J. 43. vor C. G. bis zum 493. nach C. G. oder von dem Tode Cäsars bis an den letzten Italiänischen König Odoacer. Was man nicht alles bey dem Verf. lernen kann! Bisher glaubte jedermann, Odoacer sey der erste deutsche König in Italien gewesen. Nein: in der schwäbischen Geschichte ist er der letzte. Hier kommen nun freylich schwäbische Begebenheiten vor. Aber ein Mann, wie unser Verf., läßt sich nicht innerhalb so kleiner Gränzen einschränken. In der Römischen Kaisergeschichte, da zeigt sich seine ganze Stärke. Es ist eine Lust zu lesen, wie er den in einem Winckel vor Forchtzitternden Claudius, den unmenschlichen Wandel des Nero, die Briefe, welche an die Legionen in Ungarn geschrieben worden sind, die Schinderey, welche eine von Vespasians Beyschläferinnen trieb, den Hinscheid dieses Kaisers, das Fliegenfangen des Domitianus, und andere solche in der Geschichte von Schwaben äusserst wichtige Begebenheiten beschreibt. Und damit man

den

den Mann ganz kennen lerne, muß man auch eine seiner wohl angebrachten Reflexionen, man mag wollen oder nicht, hier lesen. „Wann dieses Ungeheuer, sagt er vom Domitianus, „S. 82. länger gelebt hätte, so würde er durch die Forcht „und den schwarzen Gram, der ihn ohn Unterlaß ängstigte, „genug seyn bestraft worden; man siehet aus diesem Beyspiel „klar, wie alle weltliche Gewalt und Macht, wann sie zur „Unterdrückung und zum Blutvergießen auf eine himmel„schreyende Weise angewandt werden, solchen Scharfrichtern, „wann sie auch schon auf kaiserlichen Thronen sitzen, nur zu „einer unausstehlichen Pein und Marter werden.„ Ich aber sehe aus diesem Beyspiel klar, daß der Verf. nicht eine Geschichte von Schwaben, sondern Mördgeschichten zu den Kalendern hätte verfertigen sollen.

Dritter Zeitlauf, vom J. 493. bis 771. unter der Regierung der fränkischen Könige Merovingischen Stamms. — Vierter Zeitlauf, vom J. 771 ; 918. unter der fränkischen Regierung von dem Carolingischen Hause. — Fünfter Zeitlauf, von 918 ; 1024. unter der Regierung der sächsischen Kaiser. — Sechster Zeitlauf, von 1024 ; 1138. unter der Regierung der fränkischen Kaiser. — Siebenter Zeitlauf, von 1138 ; 1268. unter der Regierung der schwäbischen Kaiser, und nach deren Abgang bis an den Todt des letzten unglücklichen Herzogs in Schwaben Conradins. Immer bleibt sich der Verf. gleich. Daß fränkische, longobardische, ungrische, deutsche Reichsgeschichte, u. dgl. m. hier im Ueberfluß vorkommen, brauchen wir nicht erst zu sagen. Aber in der eigentlichen schwäbischen Geschichte kommen besonders auserlesene Nachrichten vor, vorzüglich von S. 716 ; 720. Bald ware die Winterskälte so groß, daß man die Vögel und das Gewild mit Händen fangen konnte; bald erfrohr der Bodensee, bald war ein heißer Sommer, und wegen der Tröckne großer Mangel an Wasser.

Am wenigsten schlecht sind die von S. 721. bis 1055. oder bis zum Ende des ersten Theils fortlaufenden Abhandlungen: von der Regierungsart der Franken in und ausser Schwaben, wie auch von den Sitten und Gebräuchen der Einwohner unter denselben; von dem Religionszustande in und ausser Schwaben unter der Regierung der Franken; von der Regierungsverfassung unter den sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaisern, nebst den Sitten und Gebräuchen der Einwohner in und ausser Schwaben; von dem Religionszustande unter diesen Regierungen; und von dem Ursprunge

des

des freykaiserl. Landgerichts in Schwaben auf Leutkircher Heyd und in der Pürs. Aber, wenn man eine solche ausführliche Geschichte schreibt, so muß man dergleichen Materien in dieselben zu verweben wissen, nicht abgesondert in weitläuftige Abhandlungen hinstellen. Denn eben die allgemeine Geschichte eines Landes kann uns am besten und ungezwungensten zeigen, wie Regierungsart, Religion u. dgl. m. sich nach und nach darinne verändert haben. Wenn man aber auch dem Verfasser seine ungeschickte Methode verzeihen wollte: so kann man ihm doch das Zusammenraffen ohne Wahl, und die schlechte Schreibart nicht vergeben. Denn wozu dient z. E. das Mährchen S. 860. Columbanus solle ein großes Bierfaß, welches dem Abgott Wodam geweihet werden sollte, durch sein blosses Anhauchen entzwey gesprengt haben? oder die wenigstens weit um die Hälfte kürzer zu erzählende lustige Begebenheit zwischen einem Bader zu St. Gallen und einem Franzosen, S. 941. fg. Nicäa hätte der Verf. auch nicht S. 891. nach Griechenland versetzen sollen: es hat immer in Asien gelegen, wenn es gleich zur griechischen Kirche gehörte.

Im zweyten Theile wird die Geschichte in vier andern Zeitläuften vom J. 1273. bis 1714. fortgeführet. Aber es belohnt gewiß die Mühe nicht, hier abermals zu beweisen, daß der Verf. nur gesammelt, aber wenig gedacht habe. Kriegsbegebenheiten unter andern aus dem dreyßigjährigen und Oesterreichischen Erbfolgekriegen, trift man in großer Menge an. Eine ausführlichere Beschreibung der Schlacht bey Hochstädt wird man kaum in einer deutschen Reichsgeschichte finden. Aber freylich hat sie sich auch in der Nachbarschaft von Schwaben zugetragen.

Unrecht also geschieht dem Verfasser keinesweges, wenn ich sage, daß er zwar viel von der Geschichte seines Vaterlandes mag gelesen, zusammengetragen und ausgeschrieben haben; aber daß er gleichwol — wehe den sechs Alphabeten seiner Geschichte! — zum Geschichtschreiber nicht die geringste Anlage besitze.

Ml.

Geographisches Handbuch, wel[illegible] s die [illegible] r aller Länder der Welt, ihre [illegible] mate, den Karakter de[illegible] Natur- und Kunster[illegible]

ständigen Postnachrichten der in der Röm. k. k. Residenzstadt Wien abgehenden und ankommenden fahrenden und reitenden Posten, Bothen und Landkutschen — nebst den Taxen und von Wien abgehenden Postcursen in die vornehmsten Orte Europens ꝛc. 2 Theile. Wien, bey Jos. Kurzböck, 1773. 1 Alph. 2 B. nebst einigen Tabellen.

Der erste Theil ist eigentlich eine Uebersetzung von Expilly geographischen Handbuch, an dem wir nichts vorzügliches wahrgenommen haben, das, für uns Deutsche, eine Uebersetzung nothwendig gemacht hätte: Wenigstens sind wir bereits mit bessern versehen. Der zweyte Theil enthält das übrige, was der Titel angiebt, und ist brauchbarer als der erste.

Reiseallmanach. Enthaltend die Postcours von nach den vornehmsten Reichen, Residenzen, H[illegible] delsplätzen, Lustörtern, Bädern ꝛc. mit Sta[illegible] nen, Meilen, Postreglemens, Münzwährung ꝛc. und andern einem Paßagier nöthigen Nachrichten. Nebst einer historisch- geographischen Beschreibung aller auf den Cours befindlichen Staaten, Städte, Plätze, Merkwürdigkeiten und Seltenheiten. Wien, gedruckt mit von Gehlenschen Schriften, 1773. 1 Alph. 8 halbe Bogen in 16.

Ein vortreflich Handbuch für einen Reisenden, mit dem wir, in der Verbindung der gedrungensten Kürze mit der Vollständigkeit aller Merkwürdigkeiten eines Ortes nichts zu vergleichen wissen. Es ist nach den verschiednen Routen, die man von Wien aus nach den vornehmsten Orten Europens thun kann, in 53. Cours eingetheilt: bey jedem wird von den dahin einfallenden Ländern überhaupt und den [illegible] digsten Orten insbesondre eine so genaue N[illegible] richt gegeb[illegible] daß nicht leicht etwas unbemerkt gelassen [illegible] das Aufmerksamkeit eines Reisenden würdig [illegible] zur Probe des Styls die Beschreibung v[illegible]

„Hungarn. Königreich. Un[illegible]

„Erzhauses Oesterreich. Gegen [illegible]

„Strich Landes von 4760 Quadratmeilen, an den Küsten der „Donau. Ueberfluß am Getraide, eine herrliche Viehzucht; „kostbare Weine; Gold- und Silber Minen, fischreiche Was„ser; fette Waldungen und Fluren; Erzbergwerke und Mar„morgruben; Gesundbrunnen; Bäder; ein gütiges und be„fruchtendes Clima sind die natürlichen — eine edle, ruhm„volle und patriotische Nation; aus der Blüthe hervortre„tende Manufacturen und Künste; wichtige Festungen; ein „mächtiger, reicher und hoher Adel sind die politischen Vor„züge dieses herrlichen Landes — eines der gesegnetsten, glück„lichsten und edelsten Striche auf der Karte Europens: voll „wichtiger Stellen berühmter Zufälle, Schlachten, Siege, „Trophäen, Eroberungen. Der Karakter der Inwohner ist „ein gesunder Körper, ein kühnes Herz und ein lebhafter „Geist — Söhne der Hunnen. Die Religion des Landes „ist die katholische: die Lutherische, Calvinische und Griechi„sche sind geduldet. Die Sprache der Nation die sclavoni„sche. Mit der lateinischen kömmt man durch ganz Hungarn „fort. Ueberfluß an allem was die Natur edles, kostbares „und annehmliches in ihrem Schooß hat — und keine In„dustrie der Einwohner: eine reizende Lage, annehml. Clima „und ausserordentl. Wohlfeilkeit der Lebensmittel — keine „Bevölkerung — eine auf ihren Namen stolze und durch ihre „Staatsverfassung unbeschränkte Nation — und keine Poli„zey; ein zahlreicher, prächtiger und gesitteter Adel, weder „Städte, noch Höfe, noch Schauspiele: dies sind die Ver„gleichungen, welche einen aufmerksamen Reisenden in die„sen Gegenden unterhalten müssen.„

Joh. Christoph Gatterers, Königl. Großbrit. Hofraths 2c. Abriß der Heraldik. Göttingen und Gotha, im Verlag bey Joh. Christian Dietrich, 1773. 8 Bogen in gr. 8. nebst 8 Kupfertafeln in gleichen Format.

Ohne daß es auf dem Titel bemerkt ist, ist dies eigentlich nur ein neuer und verbesserter Abdruck des einen Theils des im Raspischen Verlag zu Nürnberg herausgekommenen Handbuchs der neuesten Genealogie und Heraldik. Durch und durch trägt es das Gepräge eines philosophischen Kopfes, der auch in die trockensten Gegenden unsrer Litteratur, Licht, systematische Ordnung und wissenschaftliche Schärfe des Vor-

trags verpflanzen kann. Und eine solche Heraldik, denken wir, wird doch wohl auf dem Landtag der gelehrten Republik, für sich und ihren Verfasser Gnade finden. Ueberhaupt, dächten wir, schmeckte es bey der unvermeidlichen Abhängigkeit unsrer äussern Umstände von der Gnade der Großen, wenn sie auch Altfranken sind, nach ein wenig Stolz, die Heraldik aus dem Grund aus dem Zirkel der Wissenschaften auszuschliessen, weil sie den Großen schmeichle. Ist denn die Heraldik blos erzählend? ist dies ihr einziger Zweck, die würklich eingeführten Wappen der Großen zu beschreiben und zu erklären? So ist es vielleicht auch, einem Gelehrten rühmlich, einen Cäsar und Alexander zu ignoriren, weil die Aufzeichnung und vielleicht die bloße Kenntniß ihrer Thaten eine Schmeicheley für den Eroberer ist.

Johann Hübners allgemeine Geographie aller 4 Welttheile, bey dieser neuen Auflage durch und durch verbessert, vielfältig vermehret und bis auf gegenwärtige Zeiten fortgesetzt. I. Theil. 2 Alph. 19 B. II. Theil. 3 Alph. 2 B. III. Theil. 13 Alph. 16 B. Dresden, in der Waltherschen Hofbuchhandlung, 1773. in 8.

Vermehrung und Fortsetzung bis auf gegenwärtige Zeiten, d. i. Erwähnung der bey jedem Orte vorgefallenen neuesten Kriegsbegebenheiten und Unglücksfälle und Veränderungen haben wir hin und wieder bemerkt. Verbesserung aber — wenn die in Verbesserung des ganzen Hübnerischen Geschmacks in der Geographie, in Ausmerzung so mancher lächerlichen und altväterischen Anecdoten und Erzählungen, in Berichtigung so vieler allgemein hingeschriebenen Urtheile über den Charakter und die Sitten der Nationen, in besserer Auswahl der hingeworfenen Nachrichten, in einer sorgfältigern Genauigkeit bey mathematischen Bestimmungen, der Größe, Lage u. s. w. bestehen und erwartet werden soll: so ist es noch der alte Hübner, wie er immer gewesen ist; und wer, ohne zu wissen, wessen Geographie es ist, etwas darinn aufschlagen will, wird gleich merken, daß er Hübners Geographie in Händen hat. Es scheint freylich eine harte Forderung, alte und durch spätere Schriften unbrauchbar gewordene Bücher aufzuopfern: aber wenn sie ja wieder aufgelegt werden sollen: so sollten sie doch ganz und gar umgearbeitet, und den

neuern

neuern Kenntnissen und Hülfsmitteln gemäß eingerichtet werden.

Grundriß der Erdbeschreibung, als ein Anhang zu J. G. Eßlichs Einleitung in die Welt-Historie, ausgefertiget vom M. Joh. Christian Volz, Pr. der Hist. an Herzogl. Gymnas. zu Stuttgart. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Stuttgart, bey Joh. Conrad Mezler, 1773. nebst Grundriß und Anhang. 1 Alph. 5 B. in 8.

Die erste Ausgabe dieses geographischen Handbuchs ist bereits A. d. B. X. B. I. St. S. 254. angezeigt worden. Das daselbst gefällte gute Urtheil bestätigt sich bey dieser Auflage durch die vielen sorgfältig angebrachten Verbesserungen aufs neue, wovon schon die stärkere Bogenzahl ein Beweis ist. Daß an den Vermehrungen, des V. Vaterland, für dessen Schulen das Werk hauptsächlich bestimmt ist, ingl. auch einige Länder andrer Welttheile, deren Kenntniß durch die neusten Reisen am meisten gewonnen hat, den größten Theil genommen, und also verhältnißweise gegen die Beschreibung andrer Länder, etwas weitläuftiger und genauer beschrieben worden sind, können wir nicht mißbilligen. Vorzüglich sind wir mit der genauen Richtigkeit der Begriffe in der mathematischen Geographie, woran bey einem Handbuch für junge Leute so gar viel gelegen ist, zufrieden; nur hätte wohl bey Erwähnung der Wichtigkeit der Aufgabe von Bestimmung der geographischen Länge und der darauf gesetzten Prämien, mit erzählt werden können, was bereits darinn geleistet worden ist, auch bey der verschiedenen Angabe des Unterschiedes der Erdaxe und des Durchmessers des Aequators, aus der Geschichte der letzten Ausmessung ein Wink gegeben werden können, daß man sich mehr an die Berechnungen des Maupertuis als an die auf bloße Speculation gebaute Verhältnisse Huygens und Newtons zu halten habe. Bey der physikalischen Geographie möchte vielleicht ein und das andere zu erinnern seyn, und Hr. V. hat mit größern Geographen den Fehler gemein, daß er die ganze Naturhistorie mit hineinzieht, die doch wohl mit ersterer nicht zusammen laufen sollte, so sehr er auch in einer Vorerinnerung vor dieser Vermengung warnt. In der Vorrede zur zweyten Ausgabe bekennt der V. daß er auf die ihm in dieser Biblioth. an a. O. gemachte

Erinnerung willens gewesen sey, den angehängten Grundriß der alten und mittlern Geographie völlig umzuarbeiten, daß ihm aber für diesesmal die Zeit darzu zu kurz gewesen sey. Wir sind noch immer der Meynung, und berufen uns darbey auf die Erfahrung eines jeden, der Geographie zu lehren hat, daß er dadurch sein Werk zum jugendl. Unterricht bequemer würde gemacht haben: auch kann damit die von ihm beliebte Lehrart, von der neuesten Geographie rückwärts bis zur ältesten hinaufzusteigen, wohl bestehen. Angehängt ist noch aus Hn. Gatterers synchronistischen Einleitung in die Universalhistorie, die Tabelle von der Verhältniß der Größe und Zahl der Einwohner der meisten Staaten, vermehrt mit der Verhältniß ihrer Bevölkerung gegen die Ausdehnung und gegen die Bevölkerung von Deutschland. Uebrigens bekennt der V. dankbar, daß er bey seinem ganzen Grundriß Büschings Erdbeschreibung lediglich zum Führer gewählt und auch bey seinen diesmaligen Verbesserungen dessen übrige geographische Schriften hauptsächlich genutzt habe.

Schauplatz des gegenwärtigen Kriegs zwischen Rußland und der Pforte, historisch und geographisch beschrieben. III. Band. Hamburg, bey Buchenröder und Ritter, 1774. in 2 Anfängen, 9 Bogen in 8. nebst einer Landkarte von Pohlen.

Enthält die Geschichte der Feldzüge von 1771. und 1772. und der Zerstückung von Pohlen. Der Ton ist um ein weniges leidlicher als im vorigen Band (s. A. d. B. XX. S. 278.) Uebrigens bleibt es bey dem vorigen Urtheil: pure Compilation aus den Zeitungen, größtentheils mit ihren eignen Worten, ohne den mindesten Gebrauch einigen Menschenverstandes, wie zum Taglohn hingeschrieben, zum Theil mit Reflexionen begleitet, wie sie in dem Kopf eines Zeitungslesers in einer Dorfschenke erwachsen müssen, in einer zeitungsmäßigen Unordnung, so daß wohl Eine Erzählung, ohne daß es der V. merkt, zweymal mit den nemlichen Worten vorkommt, z. E. S. 96. und 101. und mit eingemengten Unwahrheiten, z. E. daß der Graf Tottleben die Königreiche, Georgien, Imirette, Mingrelien und Guriel dem Rußischen Scepter unterworfen und die türkischen Festungen von der Crimm an bis gen Trebisond, erobert oder verwüstet habe ꝛc. S. 29. Daß übrigens der V. ein Mann sey, der ohne Kopf ausschreibt,

schreibt, und das, was er schreibt, nicht einmal versteht, kann, wer da will, aus dem geographischen Theil dieses Bandes sehen, der eine Beschreibung von Pohlen enthalten soll.

Des Hrn. von Anville Beschreibung des türkischen Reichs nach seinem Ursprung auch nach und nach erfolgten Wachsthum. Aus dem Französischen übersetzt von C. F. Hugo. Mit Anmerkungen und statistischen Zusätzen versehen von A. F. Büsching. Berlin, bey Haude und Spener, 1773. 13 Bogen in 8.

Der franz. V. ist aus andern geographischen Arbeiten bekannt genug. Bey diesem Buch ist seine Absicht, kürzlich zu zeigen, wie das türkische Reich sich nach und nach vergrößert und seinen jetzigen Umfang bekommen habe. In dieser Absicht geht er die Geschichte der Osmanischen Sultane ganz kurz und nur in so ferne durch, als sie etwas zum Ursprung und Wachsthum ihres Reichs beygetragen haben, und setzt dieses bis zu dem Belgrader Frieden vom J. 1739. fort, weil dieser die Gränzen des türkischen Reiches bis auf den neuesten Frieden bestimmt hat. In diesem Gesichtspunkt ist das Buch als ein brauchbarer Auszug der türkischen Geschichte anzusehen, doch mehr für Geschichtskundige, die aus ihrer übrigen Kenntniß das fehlende ergänzen können, als für Anfänger, die sich daraus von dem Ursprung des türkischen Reichs unterrichten wollen. Der V. führt sie auf einmal und mit zu wenig Vorbereitung auf einen Schauplatz von Nahmen und Thaten, und läßt zu viele Dunkelheiten zurück, als daß er einem lernbegierigen Leser eine Gnüge thäte. Aus einer deutschen Feder würde vermuthlich der Grundriß mehr Ordnung und Deutlichkeit erhalten haben. Die statistischen Zusätze des Hrn. B. sind aus Niebuhrs Reisebeschreib. *Marsigli* stato militare dell' Imperio Ottomanno, und *Mignot* Histoire del' Empire Ottoman genommen.

In

Georg Christian Crollius zweyte Fortsetzung der erläuterten Reihe der Pfalzgraven zu Aachen und bey Rhein, in der Geschichte Pfalzgraven Godfrieds,

Graven von Calwe, der die Rheinpfalz von 1113. bis 1129. besessen, nebst einer Geschlechts-Tafel des Calwischen Geschlechts. rc. Zweybrücken, bey Hallanzy, 1772. S. von 171-240. in 4.

Eben desselben zweyte Zugabe zu der erläuterten Reihe der Pfalzgraven zu Aachen, besonders der Geschichte Heinrichs von Lach und Sigfried von Orlamünde, nebst dritter Fortsetzung in der Geschichte des Pfalzgraven Wilhelms von Orlamünde. Zweybrücken, 1773.

Im J. 1763. schrieb der H. V. von seiner erläuterten Reihe der Pfalzgraven zu Aachen das erste Stück; darauf erschien eine Fortsetzung und eine Zugabe. Seitdem ist Fortsetzung und Zugabe liegen geblieben. Nachdem der V. durch eine der Churbayerschen Akademie der Wissenschaften über die Materie der Landpfalzen eingeschickte und indessen durch den Druck bereits bekannt gewordene Abhandlung, den Faden wieder gefunden hatte, so gewinnen auch diese bisher unterbrochen gewesene Untersuchungen dabey. Hier ist denn die zwote Fortsetzung, worinn der V. in der Genauigkeit bey Untersuchung der Dunkelheiten und in der Vorsichtigkeit, seine Muthmassungen darauf zu bauen, sich völlig gleich bleibet. Das letzte Stück oder die dritte Fortsetzung und zweyte Zugabe ist durch die Churpfälzl. im Jahr 1774. vorgelegte historische Preisfrage veranlasset worden. Ob es schon geradezu keine Beantwortung derselben seyn soll, so hängt die Frage besonders durch den Zusatz; bey Rhein doch so genau damit zusammen, daß wir der Churpfälzischen Akademie mit Beurtheilung der Schrift vorzugreifen Bedenken haben.

Gm.

Sammlung zur dänischen Geschichte, Münzkenntniß und Sprache durch J. H. Schlegel. Erster Band zweytes Stück. Kopenh. 1772. Drittes Stück, 1772. Viertes Stück, 1773. bey Nicolaus Müller, 1 Alph. 12 Bogen, nebst einem sehr vollständigen Register.

Den

Den Anfang und die Einrichtung dieser für die dänische Geschichte ungemein wichtigen Schrift werden sich unsere Leser schon aus dem 19. Bande dieser Bibliothek erinnern. Diese Fortsetzung entspricht in Absicht der Mannichfaltigkeit, und Wichtigkeit, völlig dem ersten Plan des Herausgebers, und die Geschichte seines gegenwärtigen Vaterlandes hat ihm durch diese Arbeit unterschiedene merkwürdige Berichtigungen, und Verbesserungen zu verdanken. Den Anfang des zweyten Stücks macht die Erklärung einer silbernen Medaille, auf das von der asiatischen Kompagnie König Friedrich 5. errichtete Monument. Die Medaille an und vor sich möchte zwar nicht gar viel Leser intereßiren, da aber Hr. S. bey dieser Gelegenheit, die Errichtung des herrlichen Monuments, das diese Compagnie dem Könige durch dem berühmten Ritter Salz setzen ließ, ihre mannichfaltigen Schönheiten, und die Geschichte ihres Werdens beschreibt, so ist für Kunstliebhaber diese Nachricht gewiß wichtig. 2) Beschreibung der ersten dänischen Reise nach Ostindien abgefaßt durch Ove Giedde Königl. dänischen Gesandten und Admiral. Sie ist nach dem eigenhändigen Aufsatz dieses berühmten dänischen Seefahrers abgedruckt, und zeigt durch ihre reichhaltigen Nachrichten von Indien, und der damaligen Gestalt des Seewesens, daß Holberg, der diesen für die dänische Handelsgeschichte wichtigen Aufsatz als ein mageres Reisejournal charakterisirt, nur davon ein bloßes Concept mag gesehen haben. Ove Giedde, ein alter dänischer Edelmann, schifte 1618. mit der ersten dänischen Handelsflotte nach Ostindien, und gründete die Herrschaft den Dänen in diesen Ländern und Gewässern. Seine Reise besteht aus zwey Theilen, aus Nachrichten, von allen Vorfällen, seiner Reise, und seinen Verrichtungen und Traktaten als Gesandter beym Kaiser zu Ceilon und im Königreiche Tanjour. Der Herausgeber hat diesem Tagebuche 25 Seiten Erklärungen beygefügt, welche die Geschichte selbst, alte Wörter, und die Geographie und Namen der bereißten Oerter erläutern. 3) Ausgabe der vereinigten Ostindischen Compagnie von Dännemark und Ceilon. Diesen Namen führte die Compagnie weil Boshouwer Abgesandter vom Kaiser zu Ceilon in den Handelstraktaten zwischen beyden Nationen, eine wechselseitige Schiffahrt der Cingalesen nach Dännemark und der Dänen nach Ceilon verabredet hatte. Die Ausrüstung der ersten Ostindischen Flotte kostete den Interessenten, zwey Kriegsschiffe ungerechnet, die auf des Königs Kosten mitsegelten 154,222 Reichsthaler 3 Mark 4 ßl. (26 ßl. Lübsch.) damals

galt ein Mark dänisch 20 ßl. durch die sogenannten deutschen Kipper und Wipperzeiten erlitt das Münzwesen in Dännemark auch manche Veränderungen. 4) Fragment eines dänischen Sendschreibens vom Jahr 1474. dessen nicht ganz leserliches Original auf dem Rosenholmischen Archiv in Jütland verwahrt wird. Dänisch, das wichtigste dieses Briefes sind einige Kleinigkeiten von dem damaligen Ceremoniel zwischen Kaiser Friederich und König Christian von Dännemark bey ihrer Zusammenkunft in Rotenburg nebst dem kurzen Bericht eines Augenzeugen von der Erhebung der Grafschaften Holstein zu einem Herzogthum und der Einverleibung von Ditmarsen.

Im 3 Stück sind folgende Aufsätze gesammelt. I. Abhandlung über die Grenze zwischen Norwegen und Schweden nach dem letzten Tractate und der darauf erfolgten Ausmessung nebst einer Grenzcharte, aus dem schwedischen des Hn. Nils Marelius in den Schriften der schwedischen Academie übersetzt und an einigen Stellen abgekürzt. Auf der beygefügten Grenzcharte sind die Grenzen beyder Reiche von der südlichsten Spitze an, bis in die Gegend von Jämtland zu sehen, und in den folgenden Theilen verspricht Herr Schl. diese Grenzen aus dänischen Nachrichten umständlicher zu beschreiben. II. Bericht von allen was auf Ceilon mit dem Kaiser und auf der Küste Coromandel mit dem Naicken von Tanjour binnen Jahreszeit vorgefallen durch Ove Giedde. Dies ist der zweyte Theil der im 2 Stück angefangenen Reisebeschreibung der ersten dänischen Seefahrer. Er ist dänisch, und wichtiger als der erste Theil der größtentheils nur Reisejournal ist. Unter andern erfährt man hieraus, mit wie vielem Schwierigkeiten die Dänen ihren Handel nach Ostindien gründeten, wie sie sich nach manchen Hindernissen in Tranquebar festsetzten, wie bald sie ihren Handel nach verschiedenen indianischen Reichen und Inseln erweiterten, und gewiß in diesen Gewässern mächtig geworden wären, wenn man bey der ersten Ausrüstung weniger Vertrauen auf Boshouwers falsche Versprechungen gehabt hätte, wenn man der ersten Flotte mehr Baarschaften mitgegeben, und die Unruhen des dreyßigjährigen Krieges nicht den König und die Compagnie behindert hätten, den angefangenen Handel besser mit Schiffen, und Geld zu unterstützen. III. Schreiben des Grafen Christian von Ranzow an den königlichen Cammerschreiber Theodor Leuthe, das verschiedene Umstände von dem 1660. mit Schweden geendigten Kriege, wie auch holsteinische

An-

Angelegenheiten betrift. IV. Umständliche Nachrichten vom Ursprung der Ostindischen Compagnie aus Urkunden. Ein ungemein wichtiger Aufsatz für die dänische Geschichte. Alles was einheimische und auswärtige Nachrichten bisher von der Stiftung und den ersten Schicksalen dieser Gesellschaft berichtet haben, wird durch gegenwärtige aus den ersten und sichersten Quellen gezogene Abhandlung unbrauchbar, und Makulatur. Fehler, Unrichtigkeiten, und falsche Resultate wimmeln in allen vorhergehenden Berichten vom Handel der Dänen nach Ostindien. Der bekannte Boshouwer; der unter dem Namen des Prinzen von Migomme, als Gesandter des Kaisers von Ceilon 1617. in Europa herumreisete, ist mit nichten der Stifter dieser Gesellschaft, eben so wenig scheiterte, wie die gewöhnliche Berichte lauten, diese anfänglich so viel versprechende Unternehmung, durch die Beeinträchtigungen der Niederländer. Sondern 1616. vereinigte Christian 4. etliche in Kopenhagen angesessene Niederländische Kaufleute, die selbst Ostindien bereist hatten, in eine Compagnie, die nach Indien, China und Japan handeln sollte, welcher sogar holländische Unterthanen beytraten. Diese Kompagnie ward in allen Stücken, in Ausrüstung ihrer Schiffe, in Ansehung ihrer Ober- und Unterbediente nach dem Muster der holländischen eingerichtet. Ein jeder Interessent setzte nach seinem Vermögen Geld in diese Kompagnie, doch durfte keiner unter 150. Reichsthalern einlegen. Die großen Summen trug der König bey, er allein hat in den Jahren 1618. und 1619. beynahe an 100000 Rthlr. eingeschossen. Um eben diese Zeit, da diese Kompagnie im werden war, vermochten Unruhen in Ceilon und schwere Kriege mit den Portugiesen, den damaligen Kaiser zu einer Gesandschaft nach Europa, um in Holland oder in andern Reichen Beystand und Hülfe zu suchen. Boshouwer der dieser Gesandte war, fand in Holland kein Gehör, weil man damals mit Vertreibung der Engländer, aus den Moluckischen Juseln beschäftigt war. Daher wandte er sich seiner Instruction gemäß nach Dännemark, wo man eben mit der Stiftung einer Ostindischen Handelsgesellschaft umgieng. Boshouwer kam recht zur gelegenen Zeit, und schloß mit dieser Gesellschaft einen sehr vortheilhaften Handelstractat, den der Kaiser von Ceilon aber nicht erfüllen konnte, weil Boshouwer in einer noch vorhandenen aber von ihm untergeschobenen Vollmacht zu viel versprochen hatte. Kraft dieses Tractats wurden fünf Schiffe ausgerüstet, welche Ove Giedde commandirte, und auf denen Boshouwer wieder zurückkehrete.

Die Flotte nahm 31500. Rthlr. an Baarschaft, und 11215. Rthlr. an Waaren mit, die größtentheils aus Zinn und Bley bestanden. Ove Giedde kam 1620. in Ceilon an, schloß ein sehr vortheilhaftes Handelsbündniß mit dem Kaiser von Candy, erlangte den Besitz von Tranquebar, und kam 1622. mit seiner Flotte wider die Gewohnheit der heimkehrenden Indienfahrer ohne Reichthümer und mit Schulden nach Dännemark zurück.

Das vierte Stück fängt mit einer gleich interessanten Abhandl. an. Von der königlich dänischen Haushaltungs Gesellschaft und ihren Preismedaillen. Beyde sind auf dem Titelkupfer abgebildet — Bernstorf dachte schon 1761. an eine ökonomische Gesellschaft, die nicht zur Reife kam. Nachher verbanden sich 1767. einige Patrioten in Kopenhagen zu diesem Zweck, den der König 1769. bestätigte, und mit einem Fond von 3000. Thalern und andern wichtigen Vortheilen begnadigte. Ausser was Hr. Schl. von dem Ursprung den Mitgliedern und der Verfassung dieser Gesellschaft meldet, verdient seine meisterhafte Nachricht von den Thaten dieser Gesellschaft vorzüglich Beyfall, was den dänischen Staaten durch ihre Bemühungen für Vortheile erwachsen, und was Preisfragen und Mitglieder dieser Societät zur Aufnahme des Ackerbaues, der Fischereyen und anderer Gewerbe beygetragen haben. II. König Christian des 4 Reise um ganz Norwegen bis an die Rußische Grenze beschrieben durch seinen Secretair und Begleiter Jonas Charisius. Dänisch. Christian reisete mit acht Kriegsschiffen, die er selber commandirte vom 17 April bis zum 13 Jul. 1599. längst der Küste von Norwegen bis jenseit Wardohus. Er unternahm diese Reise theils die Lage und den Zustand seiner dortigen Länder zu sehen, theils die nordlichen Grenzen seines Reichs gegen Rußland und Schweden (Carl der IX. suchte nemlich seine Grenzen in dieser Gegend auszudehnen, und Unterthanen und Häfen am Nordmeere zu erlangen) festzusetzen, theils sich der Herrschaft auf dem Nordmeere zu versichern, und fremden Schiffen die ohne seinen Paß auf den Norwegischen Küsten handelten oder fischten beydes und sogar den Handel nach Archangel zu verwehren. Daher erklärte Christian zwey englische Schiffe, die mit den Russen bey der Insel Kildin handelten, für gute Prisen. Diese Reise ist zwar größtentheils bloß Journal, doch hat Charisius zuweilen einige Nachrichten von der Lage von Norwegen, den Einwohnern, der Beschaffenheit von Finnmarken, und den Feyerlichkeiten bey der An-

wes

senheit des Königes in Bergen eingestreuet. Der Magis-
rat beschenkte den König mit einer großen silbernen Kanne,
ie 21 Bouteillen faßte, und einem verguldeten Credenzteller.
Die deutschen Kaufleute präsentirten ebenfalls eine silberne
Kanne, und ausser andern Presenten 2 Last Rostocker und eine
ast Lübsch Bier, 2 Faß Engelisch Bier, 1½ Ohm Lutter-
rank, und 6 Ohm Rheinwein. Der König bewirthete auf
einem Schiffe die vornehmsten vom Rath und der Kaufmanns-
chaft in Bergen, so herrlich, daß die wenigsten allein zu Hause
ehen konnten. Eine andere damalige Feyerlichkeit ist nicht
weniger merkwürdig. Nemlich der König ward eingeladen
n Ermangelung anderer Schauspiele, die blutige Initiation
er jungen Kaufleute anzusehen, die nach der damaligen Mode
er deutschen Hanse beym Anfang ihrer Lehrjahre unterschied-
iche barbarische Proben ausstehen mußten, und ärger als ehmals
Pennäle auf Universitäten von Depositoren gemißhandelt wur-
en. Und es wurden 44. vor dem König unter dem Schall der
Drommeten gegeisselt. III. Fortsetzung der umständlichen
Nachricht vom Ursprung der Ostindischen Kompagnie in
Dännemark. Hr. Schlegel führt darinn ihre Geschichte bis
um Jahre 1645. fort.

Der erste und wichtigste Aufstand der Strelizen in Moskau im Jahr 1682. im Maymonate aus dem Rußischen des wirklichen Etatsraths und Ritters Hrn. Alexand. Sumarokows übersetzt v. Ai. Riga, bey Joh. Friedr. Hartknoch, 1772. 5½ Bogen in 8.

Vielleicht für unsere raisonnirende, maximenreiche, und
reflexionshaschende Historicker ein angenehmes Geschenk.
Uns hingegen ist es recht mühsam geworden, die Lektüre die-
kleinen Schrift zu endigen, die wir gleichwol wegen ein-
einer nachdrücklichen, lebhaften Beschreibungen und meister-
ften Schilderungen empfehlen müssen. Nur Schade, daß
Verf. zu häufig sich in Deklamationen verliert. Er er-
zehlt nicht, sondern er geräth in seinen hie und da gehäuften
Verwünschungen, Anreden und Exclamationen, völlig in den
Ton eines Redners, dem allenfalls Amtspflicht befahl, nach
gedämpften Aufruhr dem Strelizen-Bändiger eine Lobrede
zu halten. Dabey werden entbehrliche Digreßionen, Maxi-
, und Reflexionen so freygebig und mannichfaltig einge-
streuet,

streuet, daß man in einer planen historischen Einkleidung, seine ganze Erzählung beynahe auf einen Bogen concentriren könnte. Hingegen, wo wir den V. ausführlich und umständlich wünschten, ist er es nicht. Der Schluß dieser Abhandlung, z. E. ist völlig abgerissen. Der V. schließt auf einmal mitten unter den Gewaltthätigkeiten der Strelizen: „die Bojaren, welche „die Fortdauer des Aufstandes, den Untergang des Volks, „und der monarchischen Gewalt vor Augen sahen, führten zur „Abkürzung des Aufstandes am 18. May des Zaren Bruder „zugleich mit ihm auf den Thron und gaben beyden ihre Schwester „ster Sophia zur Mitregentin,„ ohne weiter ein Wort von der Wütriche Bestrafung, der völlig wiederhergestellten Ruhe, und allen durch diesen Aufstand erfolgten Veränderungen hinzuzufügen. Sein Thema erschöpft Hr. S. sonst unverbesserlich, und besonders sind die ersten Veranlassungen dieser entsetzlichen Revolte, mit einigen neuen Nebenumständen vermehrt. Er setzt den Ursprung, nicht wie gewöhnlich geschiehet, allein in der Herrschsucht der Zarewna Sophia, sondern auch in der Eifersucht der Miloslawskoi (aus deren Geschlecht des Zaren Alexei Michailowitsch erste Gemalin stammte) über das Ansehen der Familie Narischkin, aus welchen Geschlecht die zweyte Gemahlin dieses Zaaren entsprossen war. Daher, sagt Herr S., suchte der gewesene Bojar Johann Michailowitsch Miloslawski, den Namen Narischkin, dem gemeinen Mann und Strelizen verhaßt zu machen. Und dieser Haß war stark genug, daß sie 14198. Mann stark bey Peters Kronbesteigung auf Anstiften der Sophia sich seiner Wahl widersetzen. Vorher hatte auf eben derselben Anreizung ein gemeiner Edelmann, dem man die Bojaren wurde zur Belohnung versprochen hatte, öffentlich wider diese Wahl geschrien, welches den Strelizen eingebildet ward, als ob der ganze Adel der Wahl des neuen Zaaren widersprochen habe. Durch dergleichen Reden fachten Sophia und Miloslawskoi das Feuer unter den Strelizen an, und ermunterten sie endlich, durch eine erdichtete Nachricht, daß der Zaar Iwan ermordet, und die Narischkins Herren von Rußland wären, zum völligen Aufruhr, den der V. zwar genau, richtig und umständlich, aber wie wir schon einmal erinnert haben, zu deklamatorisch erzählt. So viel von dem Inhalt und den Flecken dieses Werks, das nebenher einen wohl angelegten Plan, und viele historische Kunst verräth. Unter andern wollen wir die Leser auf den sehr schön getroffenen Charakter des Zaaren Iwan Feodorowitsch S. 12. aufmerksam machen. Ingleichen auf eine Remarque

S.

S. 15., wo Hr. S. sehr patriotisch, die Cultur des Rußischen Reichs unter Peter dem Großen, als von fremden Schriftstellern zu sehr übertrieben verwirft. Die Sache verdiente wohl aus einer Vergleichung der ältern und neuern Sitten vornemlich in dem Innern des Rußischen Reichs eine Untersuchung. Aber doch scheint der Verf. diesem Vortheil für Rußland, wegen mancher daher erfolgten Sittenveränderungen, und des übertriebenen Nachahmungsgeistes zu verkleinern. Allerdings hat der Umgang mit den Fremden mehr geschaft, als die Russen aus ungepuderten Menschen in gepuderte s Vieh umzuschaffen. Hat doch ein Feldzug in Preussen die wilden Cosacken am Don gelehrt, ihre Hütten, in schöne und bequeme Häuser zu verwandeln, wie Gmelins neueste Reise versichert.

Sch.

Antons Godeau, Bischofs und Herrn von Vence in Frankreich allgemeine Kirchengeschichte rc. anitzo aus dem italienischen ins Deutsche übersetzt von P. Bernard Hyper, des befreyten Benedictiner Stifts rc. Kapitular. Achter und neunter Theil. Augsburg, verlegts Matheus Rieger und Söhne, 1773. in 8.

Was läßt sich mehr davon sagen, als daß beyde Theile nur die Geschichte von 37 Jahren, nemlich von 391. bis 427. in sich fassen?

B.

Herrn Düport dü Tertre Geschichte der sowol alten als neuen Verschwörungen, Meutereyen und merkwürdigen Revolutionen. Nach der Fortsetzung des Kl. Desormeaux aus dem Französischen übersetzt. Neunter und zehnter Theil. Breßlau, verlegts W. G. Korn, 1771. in gr. 8.

Es ist genug, von diesem oft beschriebenen Werke zu sagen, daß in gegenwärtigem letzten Theile desselben, theils die Staatsveränderungen in Indien fortgesetzt, theils die in Siam

vor-

vorgefallenen erzählt werden: alles, wie gewöhnlich, ohne Bestätigung durch angeführte Zeugnisse.

XLIX.

Nicolaus Klemzen vom Pommerlande und dessen Fürsten Geschlechtbeschreibung in IV. Büchern nach einer alten Handschrift herausgegeben. Stralsund, bey Strucken, 1771. 1 Alph. 10 Bogen in 4.

Den Liebhabern der vaterländischen Geschichte wird der Abdruck dieser alten Chronik nicht anders als angenehm seyn können. Herr Pr. Dähnert hat eine der richtigsten Handschriften dazu hergegeben, und die Tabelle bis auf die Erlöschung des Fürstenstamms fortgesetzt, mit dem Versprechen, eine kurze Geschichte von Pommern nach Bogislaf X. künftig herauszugeben. Neubur in der Vorrede zu seiner Geschichte der Wallensteinischen Belagerung giebt einige kritische Nachrichten über von Klemzens Chronik.

L.

Neue Muthmassungen, auf was für einem Weg das Gräflich Zollerische Hauß möchte zu dem Burggrafthum Nürnberg und dadurch zugleich zu andern Herrschaften in Franken ꝛc. gelanget seyn, in einem Schreiben an Herrn Petermann ꝛc. Regierungs- und Consistorial-Rath in Bareuth mitgetheilt von Samuel Wilh. Oetter, Hochf. Brandenb. Onolzb. und Bareuth. Historiographo, bey Vierling, 1773. in 4.

Unter den alten Muthmassungen war folgende
beste: Guelfus, einer der Grafen von Al
Ursprung man weiter nichts mehr hat, als
in Schwaben bey Ravenspurg, hatte einen
sich auf einem Distrikte, den ihm der Vater ei
Schloß Zollern gebauet; das waren Grafen;
sern, welche im Reiche ihre Pfalzgrafen
ley war, ihre Burggrafen oder Richter
burg und Nürnberg hatten, besaß das

Vohburg die Burggrafschaft Nürnberg mit allem, was dazu gehörte, erblich, so wie man noch in einigen deutschen Provinzen sogar geringere erbliche Aemter z. E. in Bayern erbliche Pflegämter findet, die auch auf die Töchter vererben. Die letzte Erbin des Burggräflichen Vohburgischen Stammes ward die Gemahlin Eitel Friederichs, eines Descendenten Taßilons von Altorf oder Zollern, und Eitel Friedrich wurde auf diese Art der Stifter einer neuen Burggräflichen Linie, neinlich der Zollerschen anstatt der erloschenen Vohburgischen.

Die neue Muthmassung des H. Oe. gründet sich auf eine Urkunde von 1158. davon aber nur eine alte deutsche Uebersetzung, kein Original mehr vorhanden ist. Nach derselben haben Gottfried Burggraf zu Nürnberg und Graf Hermann zu Vohburg zu gleicher Zeit gelebt; dieser Burggraf Gottfried sey denn der letzte gewesen und seine hinterlassene Tochter sey die Gemahlinn Conrads I. Grafens von Zollern und Conrad dadurch der erste Nürnbergische Burggraf aus dem Hause Zollern geworden.

Hier finden wir keine Neuheit, das alles hat schon Lucas im Grafen-Saal und der Auctor des Spicilegii ad Rittershusii opus geneal. gesagt; ausser in dem Namen Conrad anstatt Eitel Friedrich; aber diese beyde Namen hat auch schon Zschackwitz, dem zwar sonst nicht viel zu trauen ist, mit einander verwechselt. Inzwischen sagt uns doch H. Oe. mit keinem Worte, was er unter dem letzten Burggrafen Gottfried für eine Familie verstehe. Wir glauben noch immer Vohburg, wenn gleich ein Vohburg mit unterschrieben war, in Ansehung dessen es scheint, daß der Stamm nicht könne ausstorben gewesen und auf eine einzige Tochter gefallen seyn. Aber so lange wir noch mit Muthmassungen zu thun haben; so muthmassen wir, daß Hermann von Vohburg bald nachdem er jenes Dokument unterzeichnet hatte, gestorben und seiner Schwester die ganze Erbschaft hinterlassen habe. Der H. V. will zwar keinen letzten Grafen von Vohburg auf selbige Zeit annehmen, weil es lange nachher noch Grafen von Vohburg gegeben habe. Allein! das hat er erstlich nicht bewiesen und denn muß auch nicht nothwendig das Burggrafthum dem Vohburgischen Namen, sondern es kann nur einer einzigen branche verliehen gewesen seyn; wenigstens ist das eine sehr natürliche Muthmassung.

Indessen verdient der Eifer und die diplomatische Genauigkeit des H. Oe. den Dank aller Geschichtsfreunde und trägt mehr zu Bestätigung einer Wahrheit bey, die es noch

nicht

nicht war, als wenn er seine Muthmassungen auf die alten gegründet hätte, weil dadurch leicht eine mit der andern hätte verdächtig werden können. Er fahre doch fort, uns noch mehrere zweifelhafte Wahrheiten auf gleiche Art zu berichtigen.

Gm.

Arthur Youngs sechsmonatliche Reise durch die nördlichen Provinzen von England, in Absicht auf den Zustand der Landwirthschaft, der Manufakturen, der Malerey und übrigen schönen Künste. Nach der zweyten Englischen Ausgabe übersetzt. Erster und zweyter Theil. Leipzig, 1772. in 8.

Die Urschrift dieses Werks ist unter uns schon sehr bekannt geworden, daher wir hier von der Uebersetzung keinen umständlichen Auszug liefern dürfen. Ob gleich der Inhalt für uns Deutsche nicht so lehrreich, als für die Engländer seyn kann, so kann doch dieses Beyspiel einige unter uns anreitzen, ähnliche Reisen und Berechnungen anzustellen, und dazu empfehlen wir es, als ein recht gutes Muster; nur wünschen wir den deutschen Reisenden etwas mehr Naturkunde, als dieser Engländer hat. Wir möchten daher nicht mit dem Uebersetzer, der sonst seine Arbeit recht gut macht, diese Reise mit den Linneischen vergleichen. Wir billigen es aber, daß die Uebersetzung etwas abgekürzt ist; denn freylich sind viele Nachrichten von einzelnen, und zum Theil kleinen Pachtungen sehr geringfügig. Unserer Meynung nach, irret der Uebersetzer, daß er die Turneps für die Mangoldrüben hält. Diese gehören je in das Geschlecht der Beete, jene aber zu Brassica. Wir bitten, daß er uns hierüber belehren wolle. Die sogenannte schöne Geister möchten hier doch wohl nicht so viel für sich finden, als der Uebersetzer zu vermuthen scheine; Young hat besser das Nützliche, als das Schöne zu suchen verstanden, und seine Anzeigen der gefundenen Gemälde wollen nicht viel sagen, wie uns ein schöner Geist, den wir desfalls gefragt, versichert hat. Der Uebersetzer hat im zweyten Theile S. 219. die Nachricht von dem großen höchst merkwürdigen englischen Kanale durch dasjenige ergänzet, was H. Professor Johann Beckmann davon in seiner physikalisch-ökonom. Bibliothek beygebracht hat, und eine vollständigere Nachricht hat man auch noch zur Zeit nicht von diesem großen Werke.

S.

II. Gelehrte Geschichte.

Historisch-litterarische Nachricht von Philipp Melanchthons Verdiensten um die heilige Schrift, worinn von allen dessen exegetischen Arbeiten und derselben verschiedenen Ausgaben nähere Anzeige gegeben wird, von Georg Theodor Strobel, Pfarrer zu Rasch. Altdorf und Nürnberg, bey Schüpfel, 1773. 10 Bogen in 8.

Es ist rühmlich, wenn Prediger dieses oder jenes besondere Fach aus der Theologie und den damit verwandten Wissenschaften vor sich nehmen und sich der Bearbeitung desselben ganz oder doch vorzüglich widmen. Mancher Landgeistliche hat z. E. mehr Zeit und zuweilen mehr Gelegenheit gute Nachrichten zur Ergänzung und Aufklärung gewisser besonderen Theile in der Kirchen- und Gelehrtengeschichte zu sammlen, als ein Mann, der viele ansehnliche Aemter verwalten und also mehr im Großen arbeiten muß. Herr Strobel verdient daher allerdings Lob, daß er der Geschichte des unvergeßlichen Melanchthons vorzüglich seine Aufmerksamkeit und Bemühungen widmet. Wir bewundern seinen Fleiß um so mehr, da es wohl nicht jedermanns Sache wäre, sich mit so vielen Kosten selbst alle verschiedene Ausgaben der Werke Melanchthons anzuschaffen und eine mit der andern zu vergleichen. Und [illegible] auch die Materialien, die er durch so mühsame Untersuchungen zur Lebensgeschichte dieses würdigen Reformators unserer Kirche zusammenträgt, nicht alle von gleicher Wichtigkeit seyn sollten, so ist es doch nun um so leichter, das Gute heraus zu finden und zweckmäßig zu gebrauchen. Diese sorgfältige Auswahl würden wir dem Verf. ganz besonders empfehlen müssen, wenn er sich, wie die Vorrede sagt, noch entschliessen sollte, die Camerarische Lebensgeschichte Melanchthons verbessert und vermehrt herauszugeben. Allenfalls wollten [illegible] ihn bitten, lieber da das brauchbarste heraus zu suchen, und dann durch eigene dazu gekommene Untersuchungen ein Ganzes zu bereiten, daß in diesem Fache vollständig heissen könnte. Ein altes Geschichtsbuch mit vielen neuen Noten [illegible]ll uns nicht recht gefallen.

In der vor uns liegenden Schrift untersucht der [illegible]s die Verdienste Melanchthons um die heil. Schrift, u

giebt zugleich von den exegetischen Arbeiten desselben kurze Nachricht. Wir stimmen ihm darinn bey, daß Melanchton ein wahrer Gelehrter und ein vorzüglicher Exegete gewesen sey. Er besaß die dazu erforderliche Sprachkenntniß, so weit es nemlich nach dem Verhältnisse der damaligen Zeit verlangt werden konnte, und gebrauchte dieselbe durch Hülfe seines philosophischen Geistes oft sehr glücklich zur Aufklärung dunkeler Stellen der heil. Schrift. Zur Probe wollen wir nur ein paar von seinen hermenevtischen Grundsätzen anführen, so wie sie uns Hr. Str. hier aus des sel. Melanchtons eigenen Schriften und Briefen ausgezogen vorgelegt hat. „Non potest scriptura intelligi theologice, nisi ante intellecta sit grammatice„ — melius res expeditur grammatica ex graecismo aut hebraismo explicatione, quam subtilitate philosophandi scholastica — multis profecto erroribus caruisset omni tempore Theologia, si non hebraica graece explicata essent — Quidam non contenti una interpretatione in singulis sententiis, finxerunt ex se velut aranei quatuor aut plures sententias, liberalem, allegoricam, tropologicam, et nescio quas praeterea, cum una et simplex sit scripturae sententia, videlicet quam aperit ratio grammatica etc. — Wir können nicht mehr von diesen schönen Grundsätzen Melanchtons abschreiben; wir wünschten aber, daß sie bey einigen unserer heutigen überklugen Exegeten einen tiefen Eindruck zurücklassen möchten, da die Erfahrung lehret, wie der eine alles im N. T. nach dem griechischen Lexicon verdolmetschet, und der andere auf Salbung und Inspiration wartet, der dritte aber zu uneigentlichen und mystischen Deutungen seine Zuflucht nimmt, wenn der richtige natürliche Sinn einer Stelle mit seinen fanatischen Einfällen und apocalyptischen Träumen nicht harmoniret. Uebrigens ist es allerdings wahr, daß Melanchthon nicht immer, diesen guten Grundsätzen gemäß, exegesiret habe; und wir finden selbst in den Auszügen, die Hr. St. hier geliefert hat, Beweise davon. Hätte es dem Verf. gefallen, hin und wieder noch ausführlichere Auszüge zu liefern und eigene Anmerkungen darüber beyzufügen, so würden sich der Geist, die Denkungsart und Auslegungsmethode Melanchthons noch besser daraus erkennen lassen; und für die mehreste Geistliche wäre das immer hinlänglich, da man wohl nicht von jedem verlangen darf, daß er die kostbaren Werke dieses Mannes ganz durchlesen solle; welches auch selbst um deswillen nicht zu rathen stehet, da sich freylich noch viel schlechte Erklärungen in Melanchthons

Schrif-

Schriften befinden und da der Verf. selbst saget, daß zu viel trockene Dogmatick und Polemik darinnen vorkomme.

Von den besonderen Recensionen, welche hier über Melanchtons exegetische Werke geliefert werden, können wir nichts weiter anführen, als was wir schon überhaupt darüber geurtheilet haben. Nur ein paar Stellen müssen wir daraus beyfügen, und sie denen Herren, die uns so gerne verketzern wollen, zum Nachdenken überlassen. Sie sind zwar nicht ganz unbekannt mehr; allein so etwas muß oft erinnert werden. Seite 45. wird folgende Stelle aus Melanchtons Auslegung der Sprüche Salomons angeführt: „Altiora te ne scruteris, sed quae praecipit tibi Deus, illa cogita semper. Paulus renuntiat ea capita, quorum cognitio necessaria est, cum inquit: Finis praecepti est charitas de corde puro, et conscientia bona et fides non ficta. Significat enim hos locos maxime cognoscendos et tractandos esse, seu ut Christus ait: Praedicantes poenitentiam et remissionem peccatorum in nomine meo: Et Paulus inquit: Naufragium fecisse, qui his omissis contulerunt se ad alias quaestiones minime necessarias etc.„ Und Seite 76. steht folgende Stelle: „Non est, cur multum operae ponamus in locis illis supremis de Deo, de vnitate, de trinitate Dei, de mysterio creationis, de modo incarnationis. Quaeso te, quid adsequuti sunt etiam tot seculis scholastici Theologi, cum in his locis solis versarentur? etc. — Gerade eben so hat man in dieser Bibliothek an mehreren Orten gesagt und geurtheilt. Aber Herr Götze und seine Nachbeter sprechen gar anders. Warlich, wenn Vater Melanchton noch lebte, er müßte unsere Bemühungen segnen, vertheidigen und mit uns gemeinsame Sache zur Beförderung reiner Religionserkenntniß machen. —

Q.

---

12. Philologie, Kritick und Alterthümer.

Bibliothek der griechischen Litteratur von Joh. Christo. Fried. Schulz, Prof. der morgenl. und griechischen Litteratur in Gießen. Gießen, bey Joh. Phil. Krüger, 1772. 13 B. in 8.

 Joh.

Joh. Christo. Fried. Schulz Zusätze zu seiner Bibliothek der griechischen Litteratur. Erster Nachtrag. Gießen, in der Krügerischen Buchhandlung, 1773. 4¼ B. in 8.

Zum akademischen Gebrauch, wozu Hr. Schulz gegenwärtiges Werkchen zusammengeschrieben hat, könnten wir es empfehlen, wenn wir nicht ein zu diesem Zwecke brauchbareres hätten, Hrn. Hofr. Walchs Introductio in L. Gr.; oder nicht etwa zu einem guten Lesebuch gehört, daß es vieler Verbesserungen und Zusätze fähig ist. Die Ordnung der Schriftsteller ist folgende: Kap. I. Dichter, nach ihren verschiednen Gattungen in besondern Abschnitten, und so auch im folgenden; Kap. II. Redner; Kap. III. Geschichtschreiber; Kap. IV. Philosophen, Mathematiker, Naturlehrer, Astronomen; Kap. V. Aerzte; Kap. VI. Rechtsgelehrte; Kap. VII. Theologen, also gar kein Sprachlehrer, kein Harpokration, Pollux, Hesychius, Suidas, Tzetzes, Thomas Magister und so viel andere! auch fehlen noch andere bekannte und zum Theil Hauptschriftsteller, als Heraklides aus Pontus, Antoninus Liberalis, Georgius Syncellus, Theophanes, Justinian. Unangenehm ist, daß nur selten die Titel der Bücher und fast niemals die Vornamen der neuern Schriftsteller angegeben worden. Wir könnten auch manche Verbesserungen und Zusätze mittheilen, wenn wir hier den zweyten Nachtrag schreiben möchten. So fehlet z. B. S. 17. von Hesiods Tagarbeiten, die hier eine ökonomische Sammlung heißen, die schöne Uebersetzung Karl Anton Wettsteins (Carmina ex Hesiodo, Theocrito, Colutho, Latine reddita. Accedit Sylvarum et Elegiarum Liber. Lugd. Bataw. 1771. 8.) Wie kömmt S. 206. im Nachtrag Avianus hieher, ein lateinischer Fabeldichter? Ein Fehler, den Hr. Sch. im zweyten Nachtrag verbessern wird, so wie er hier im Nachtrag zur S. 14. den Orosius, einen lateinischen Geschichtschreiber, ausgestrichen hat. S. 41. steht unter den Komikern Simonides für Philonides; (S. Fabricii Bibl. Gr. Vol. I. p. 782.) und denn kömmt Philonides noch einmal S. 45. Den Irrthum hat Hamberger veranlaßt, in dessen zuverläßigen Nachrichten vom Philonides durch ein Versehen ist zweymal geredet worden, Th. I. S. 148. und S. 243. S. 16. von Bion und Moschus Heskis Ausgabe, weil zum Unglück hier im Hamberger ein Druckfehler ist: Heskii für Heskini.

Alles Rühmliche, was wir von Hn. Prof. Sch. und seiner griechischen Bibliothek sagen können, müssen wir aus den Vorerinnerungen nehmen. Das Werkchen soll im eigentlichen Verstande das seyn, was man eine Bibliothek nennt; ohne doch dabey die Idee eines gefälligen Bibliothekares, und wenn auch ein solcher das seltenste Phänomen, vielleicht gar eine contradictio in adjecto seyn sollte, (Würklich? der Recensent hat doch verschiedne gefällige Bibliothekare gekannt, auch in Göttingen; und gewiß war der sel. Hamberger der gefälligste und dienstfertigste Bibliothekar) völlig ausgeschlossen. Von den Ausgaben sind immer nur die besten genannt worden. Kein einziges Buch (ein Paar Uebersetzungen ausgenommen) hat der Hr. Prof. angeführt, das er nicht mit eignen Augen gesehen hätte; denn der größte Theil dieses Aufsatzes ist noch in Göttingen geschrieben worden. Künftig soll ein weitläuftigeres Werk erscheinen, das im eigentlichen Verstande kritisch seyn wird. In diesem will der Hr. Prof. sonderlich den Plan eines jeden einzelen Aufsatzes dieser Schriftsteller, ein kritisches, nach der Zeitfolge geordnetes Verzeichniß, sowol aller ihm bekannten Ausgaben, nebst einer Anzeige ihrer Vorzüge und Fehler, als auch aller ihm bekannten Handschriften; die in Europa zerstreut sind, und eine genaue Beurtheilung dessen, was der Fleiß der Commentatoren schon gethan hat, und was ihm noch künftig zu bearbeiten übrig gelassen ist, mittheilen. Weiter wünscht der Hr. Prof., daß durch seine Bibliothek diejenigen, die fähig dazu sind, möchten aufgemuntert werden, ihre Kenntnisse mit Vortheil anzuwenden, und um bey der Nachwelt unsre Ehre einstweilen nur durch bessere Ausgaben der Griechen zu retten, uns einen Plato, Strabo, Appian, Dioscorides, Aelian, Oppian, Olympiodor, Eunapius, Alexander, Aristänet (hier heißt er Aristhänet) Heliodor, und mehrere Andere in einem anständigen Kleide zu liefern. Noch ein Wunsch, womit Hr. Sch. diese Vorerinnerungen beschließt, ist dieser, daß den neuern Ausgaben alter Klaßiken alle ältern so möchten einverleibt werden, daß nun alles, was je über den Schriftsteller gesagt worden, beysammen wäre, damit jene ältere Ausgaben, wie ausgepreßte Citronschalen, könnten weggeworfen, oder nur als Dokumente in den Archiven öffentlicher Bibliotheken beygelegt werden. Sonach hätte wohl die Zunft der Scholiasten, die vielleicht aus Uebereilung der Aldermänner, auf dem letzten Landtag etwas zu früh ist aufgehoben worden, noch so lange bleiben sollen, bis alle diese

großen Werke erschienen wären. Und vielleicht denken auch andere ehrliche Leute so, die die Alten noch nicht für durchaus erklärt halten, obwol sie schon viele hundert Jahre sind erklärt worden. Die Hauptschriftsteller sinds noch am wenigsten. Hr. Prof. Schulz macht künftig mit dem Aristänet und Heliodor selbst den Versuch, die bisherigen Ausgaben in ausgepreßte Citronschalen zu verwandeln.

CI.

Libellus Animadversionum ad Longinum. Scripsit *Sam. Frid. Nathan Morus*, Gr. et Lat. L. Prof. Lips. Lipsiae, apud Weidmanni heredes et Reichium, 1773. 64 Seiten in 8.

Ein kleiner Nachtrag zu der Ausgabe Longins, die in unsrer Bibliothek XV. S. 315. kurz ist angezeigt worden. Aus den Abhandlungen, de variata sublimitatis notione in Commentario Longiniano, und Quid sit in vita communi probabiliter dicere, würde hier ein Auszug mit einem Urtheil uns zu viel Raum nehmen. Hr. Prof. M. hat, wie uns deucht, den Begriff des Erhabnen zu sehr eingeschränkt; man nennt in den Werken des Geschmacks alles das Erhaben, was wegen seiner Größe Bewunderung erweckt; es giebt verschiedne Arten und Grade der Erhabnen, und Longin verdient keinen Tadel, weil bey ihm nicht alles Erhabne von einerley Art ist.

In den Anmerkungen über einzele Stellen finden wir, bey einigen unbedeutenden und längst bekannten, z. Ex. S. 21. von καταυθρακῶσαι, wo nur die Uebersetzung durfte verbessert werden, S. 22. von περιττὸν, S. 24. von παραμυθία, S. 63. von ὑποτίθεσθαι, manche scharfsinnige Ableitungen und Vergleichungen der mancherley Bedeutungen einzeler Wörter, z. Ex. S. 25. von ἐπίφορος, S. 28. von κατεξανίςασθαι, S. 29. von παρίςασθαι und παράσημα, S. 41. von ἀπερείδεσθαι, und andre, die den Liebhabern philosophischer Sprachforschungen gefallen werden. Ferner Beyspiele von Wörtern und Bedeutungen, die seltnern Vorkommens sind, z. Ex. S. 21. ἀναλήθης, S. 27. κατεξανάςασις, S. 35. διαδορατίζεσθαι, (Auch im Polyb V, 84. S. 679. ἐν χερσὶ ταῖς σαρίσσαις διαδορατιζόμενοι

μενοι καὶ τύπτοντες ἀλλήλους.) S. 46. ἄπτωτος, S. 29. γόνιμος, genuinus, S. 32. ἄσπλαγχος, immitis, S. 34. καταντλῆσαι τοῦ ἀκροατοῦ, obruere auditorem multitudine rerum, S. 44 ἐπιπροσθεῖν τινι, obtentum esse alteri, S. 47. πολιτικὸς, comis, callidus, facetus, zuerst vom Polyb in der Bedeutung gebraucht, u. s. f.

Erklärungen und Verbesserungen des Longin haben wir nur wenige beträchtliche gefunden. S. 18. ταπεινότερον τῆς ὅλης ὑποθέσεως συγγραμμάτιον, ein Buch, das seinen Gegenstand nicht erschöpft. Wir glauben mit dem Hrn. Prof. S. 20., daß τὰ μεγάλα ein Glossem sey; allein wenn er S. 38. προσεκπίπτον in προεκπίπτον ändert, halten wir jenes für richtiger; denn προεκπίπτειν heißt prius excidere, hingegen προσεκπίπτειν prolabi: S. 49. eine Vermuthung über den ἰδιωτισμὸν, (Hr. M. versteht einen niedern, pöbelhaften Ausdruck) den Longin in den Worten Anakreons, οὐκέτι Θρηικίης ἐπιστρέφομαι, gefunden habe; aber ἰδιωτισμὸς ist unsers Erachtens nichts als die gemeine Rede, der ungeschmückte gewöhnliche Ausdruck, dem der κόσμος entgegen steht. S. 50. in einer Stelle, die einen sehr schönen natürlichen Sinn giebt, ἡ φύσις — ἄμαχον ἔρωτα ἐνέφυσεν ἡμῶν ταῖς ψυχαῖς παντὸς ἀεὶ τοῦ μεγάλου, καὶ ὡς πρὸς ἡμᾶς δαιμονιωτέρου, will der Hr. Prof. δαιμονιώτερον, nemlich ἔρωτα, lesen, das sehr unschicklich ist.

Einige Anmerkungen sind gegen eine mit vieler Einsicht abgefaßte Recension von Hrn. Morus Longin in den Actis Erud. A. 1769. p. 516. sqq. gerichtet, wo wir doch nicht allemal dem Hrn. Prof. beytreten können. Kap. 22. redet Longin von der Wortversetzung, die oft das Zeichen eines heftigen Affekts sey. Ein Beyspiel aus dem Herodot, wo der Redner die gewöhnliche Anrede, ἄνδρες Ἴωνες, wegläßt, und gleich von der Sache selbst spricht. Ὁ δὲ τὸ μὲν, ἄνδρες Ἴωνες, ὑπερεβίβασεν· προεισέβαλε γοῦν εὐθὺς ἀπὸ τοῦ φόβου, ὡς μηδ' ἀρχὴν φθάνων πρὸς τὸ ἐφεστὼς δέος προσαγορεῦσαι τοὺς ἀκούοντας. Hr. M. bekennt hier S. 39., daß er mit dieser Stelle gar nicht auszukommen wisse. Wir gestehen, daß wir seine Uebersetzung im Longin nicht ver-

stehen; wir würden aber die Stelle doch etwas anders, als der Recensent in den Actis, übersetzt haben. So nemlich: Ille vero istud Iones alio trajecit: statim enim initium fecit a timore, ita ut ob instantem timorem auditores plane jam non alloqueretur. Denn φθάνων πρὸς τὸ ἐφεστὼς δέος kann doch wohl nicht heißen: ad ea quae instantem metum significarent verbis exprimendo properans; und προεισβάλλειν ist nichts weiter als anfangen, wie εἰσβολὴ der Anfang. Eine Stelle Kap. 39. S. 218. wird unsers Erachtens in den Actis richtiger erklärt, und Kap. 43. λόφοι ἀντωθούμενοι, nach der Bedeutung des Medii; durch prominentes colles gut übersetzt.

Cz.

Anfangsgründe der deutschen und lateinischen Sprache, zum Nutzen der Jugend, und Beihilfe der Lehrer, mit deutlichen Regeln, nützlichen Uebungen und leichten Exempeln, verfasset von Jakob Mayer, Lehrer der Grammatik. Augsburg, bey Matthäus Rieger, 1771. 410 Seiten, nebst einer kurzen Vorrede und Reg. in 8.

Dies und die nächstfolgende Bücher sind Beweise, daß man den guten Willen habe, auch für die Catholischen Schulen zu Augsburg, zureichender, zweckmäßiger und in einem besseren Geschmacke geschriebene Elementar-Werke zu veranstalten. Obgleich diese erstere Versuche bisweilen noch nicht an die vollkommnere Muster reichen, welche Maynz, Wien, Würzburg und Münster geliefert haben, indem sie in der Sache, in der Methode und in der Sprache, noch zu viele und zu grobe Mängel und Fehler an sich tragen; so sind doch die gute Absichten Dankes werth, und die Werke selbst müssen mit Billigkeit und Nachsicht beurtheilet werden, weil der Verf. doch allemal das Verdienst behält, zuerst erkannt und bewiesen zu haben, daß die vorhingebrauchte Schulbücher einer totalen Verbesserung und Umarbeitung bedürfen. Und auf diese Weise kann er bey allen seinen Fehlern, wenigstens eine Gährung erregen, welche mit der Zeit die ganze Sache, nemlich die Verbesserung des Schul-Unterrichts zu Augsburg, in bessern Gang bringen wird. — In dieser angenehmen Vermuthung scheinen uns diese erste Versuche es immer werth zu seyn,

seyn, daß wir sie kurz, aufrichtig, aber ohne Bitterkeit und Spott beurtheilen.

Die angezeigte Sprachlehre hat im Ganzen, darinn etwas Eigenes, daß sie sich über zwey Sprachen erstreckt, und die Regeln beyder, harmonisch neben einander vorträgt. Das gute, welches hieraus in dem Unterweisungsplane erwächset, bestehet allenfalls darinn, daß die Knaben, welche bisher nach der Gewohnheit der Jesuiter-Schulen, von den Regeln ihrer Muttersprache gar nichts gehöret haben, nunmehro frühzeitig angehalten werden, ihr liebes Deutsch, so gut als fremde Sprachen, regelmäsig zu lernen, und zu üben: auch kann noch dieser Nutzen daraus entspringen, daß die Erlernung der lateinischen Sprache und ihrer Regeln dadurch erleichtert wird. Denn es ist ganz natürlich, daß sich eine bereits durch Uebung und ohne Regeln erlernte Sprache, dergleichen bey uns die Deutsche ist, leichter auf allgemeine Regeln zurückführen läßt, als eine ganz fremde, z. B. die Lateinische, in welcher der Knabe Wörter, Paradigmata und Regeln in einer Zeit begreifen, und auf die allerwidersinnigste Weise Regeln fassen soll, ehe ihm noch Fälle bekannt geworden sind, aus welchen die Regeln durch Abstraktion gefunden werden müssen. Die erste grammaticalische Begriffe sollten allemal den Knaben an einer ihm bereits bekannten Sprache, nicht aber an der Lateinischen, beygebracht werden. — In so fern dies Buch dem angeführten pädagogischen Grundsatze näher kommt, als die vorherige Methoden, verdienet es unsern Beyfall. Allein ob nicht die nemliche Absicht mit noch minderer Schwürigkeit und noch methodischer habe erreichet werden können, wenn der V. die Regeln der deutschen Sprache für sich allein abgehandelt hätte? Ob nicht durch die Verbindung der Regeln zweyer, ganz verschiedener und nicht verwandter Sprachen, in den Köpfen junger Leute ein Mischmasch und Wirrwarr entstehe, da durch das Ding, welches der V. hat erleichtern wollen, nur noch verwickelter gemacht wird? Ob nicht wenigstens diese Verbindung auf eine ordentlichere, deutlichere und minder verwirrende Art habe geschehen können? Dies sind Fragen, die wir dem V. zum weiteren Nachdenken empfehlen wollen. Da, wo der V. die Regeln der deutschen Sprache voraus setzet, und die Regeln der Lateinischen folgen läßt, kann man sich noch herausfinden: alleine bey den Declinationen, wo er auf einer Seite deutsch, und auf der gegenüberstehenden Latein lehret, geräth man in ein wahres Labyrinth. Der V. muß bey dem Gebrauche des Buches, das nachtheilige desselben,

das wir vermuthen und mit vieler Ueberzeugung besorgen, sehr leicht bemerken können. Und ist er ein redlicher Mann, so wird er unserem Winke mit Vergnügen folgen, nemlich sich diejenige Kenntnisse der menschlichen Seele vollkommener zu erwerben, auf welche allein alle natürliche Methode sich gründet.

Da wir nach bewährten pädagogischen Grundsätzen die ganze Einrichtung des Buches mißbilligen müssen, so kann es wenig helfen, einzele Mängel und Fehler in der Sache selbst oder ihrem Vortrage anzuzeigen. Zur besseren Belehrung des V. bey etwaniger Umarbeitung des ganzen Buches diene indessen folgendes: 1) Er muß vor allen Dingen, wenn er einen würdigen Lehrer der deutschen Sprache abgeben will, sich selbst bemühen, die Sprache, darinn er unterrichten will, zum wenigsten rein zu schreiben, d. i. demjenigen Dialecte gemäß, der zur Büchersprache von den classischen Schriftstellern unserer Nation autorisiret ist. Er weißt, anstatt er weiß, (S. 5. und häufig,) bey Höfen anstatt bey Hofe (S. 6.) die Räuhe der deutschen Sprache, anstatt das Rauhe der d. Sp. (S. 12.) Warum solle es zur Last geleget werden (Vorr.). [illegible] anstatt Lampe oder Licht, (S. 65.), sind nur ein[illegible] [illegible]le, welche den V. aufmerksam auf sich und sein[illegible] [illegible]he machen sollen, damit er nicht, wider [illegible] einem Sprachlehrer, ein Sprachverderber [illegible] Abfassung der Regeln selbst muß er sich eines [illegible] gewöhnlichen und deutlichen Ausdruckes be[illegible] Gar oft sind die Regeln so abgefasset, daß man [illegible]ermuthen muß, der V. habe etwas wichtigeres in Ge[illegible]nen gehabt, aber so wie die Regel da stehet, ist sie bisweilen dunkel, gar oft auch falsch. Z. E. S. 54. Wörter so in [illegible]sche Sprache übersetzet sind, behalten das Geschlecht, [illegible] in ihrer Sprache gehabt haben, als die Syntaxe, die [illegible] u. s. w. (Nicht Wörter, die übersetzt, sondern die [illegible] einer fremden Sprache in die Deutsche aufgenommen [illegible]den sind. Und auch alsdann ist die Regel allzuunbestimt, wie gleich die Beyspiele erweisen.) So auch S. 54. Männlichen Geschlechts sind die Wörter der Männlichen Aemter und Verrichtungen rc. Es sollte heissen: die Namen der Männer nach ihren Aemtern, Verrichtungen rc.; denn die Namen der Aemter selbst haben verschiedene Geschlechter. Seltsam ist es, S. 48., ingl. S. 176. ausgedrucket, wenn der V. den Fall, da ein Wort entweder würklich da stehet, oder nur verstanden werden muß, durch öffentlich und heimlich ausdrucket.

drucket. Diese Erinnerung muß sich der Verf. darzu dienen lassen, daß er sein Buch ganz umarbeite, nachdem er sich vorher aus unserm Heynatz selbst richtigere Begriffe erworben hat. Man lese nur was S. 145. 151. 153. für alberne Eintheilungen und Regeln stehen. 3) Es verwirret, daß der V. bisweilen seine Regeln auf mehrere Dialecte unserer Sprache erstrecken will. Dies thut er z. B. S. 53. No. 3. wo er Beyspiele anführt, daß nach Verschiedenheit der Mundarten, einige Wörter bald weiblichen, bald männlichen Geschlechts sind, als der Antlitz, das Antlitz, der Luft, die Luft rc. ohne daß nun der Schüler erfähret, welches zur feineren Sprache gehöre oder nicht. Der V. hätte sich blos auf den Schriftsteller-Dialect einschränken müssen. 4) Das geringste, was von einem Lehrbuche erfordert werden kann, ist das Fehlerfreye, in Ansehung des Druckes. Auch für diese Eigenschaft seines Buches hat der V. zu wenig gesorget. Wir sind auf Stellen gestossen, wo die unbemerkte Schreibe- oder Druckfehler, wahre Verwirrung verursachen. Z. E. S. 104. wo die Unterscheidungs-Endung verdrucket ist, (en für er) auch S. 161. in einem eben so verwirrenden Falle. In Büchern, die für den ersten Unterricht bestimmt sind, und vollends in Regeln der Sprache, sind Druckfehler so wichtig, als verschriebene Zahlen in Rechenbüchern.

Jakob Bayers (da Druckfehler in diesen Büchern nichts ungewöhnliches sind, so vermuthen wir, daß es Mayers heißen soll.) d. G. J. (weyland) Kurze Einleitung zur griechischen Sprache, aus dem lateinischen übersetzt und mit Zusätzen vermehret. Augsburg, bey M. Rieger, 1773. ohne die Vorr. 76 Seiten in 8.

Wir kennen das lateinische Buch nicht, aus welchem diese deutsche Uebersetzung verfertiget worden ist. Die Einrichtung ist dieselbe, wie sie in anderen gewöhnlichen griechischen Grammaticken einmal üblich ist. Der Declinationen sind fünfe gemachet, welches für Anfänger fast besser ist; als wenn man mit der Hallischen Gram. deren nur drey annimmt. So viel ist unleugbar, das dieses kleine Büchelchen in allem Betrachte, und bey aller seiner Kürze, besser als das vorhergehende abgefasset ist. Uns würde es besser gefallen haben, wenn der V. die einmal angenommenen Kunstwörter gelassen

hätte,

hätte, wie sie waren. Was ist damit geholfen, wenn er Activum durch thätige Gattung, und Medium durch Mittelgattung der Zeitwörter, übersetzet? die angehängte griechische Stellen scheinen zum Theil selbst gemacht, zum Theil sind es Aesopische Fabeln.

Jakob Mayers Briefe zum Gebrauche der Jugend. In deutscher und lateinischer Sprache, samt einigen Titulaturen. Augsburg, bey M. Rieger, sc. 1773. 273 S. nebst Vorr. und Reg. in 8.

Hier nehmen wir unser Wort wieder zurück. Dies Buch kann im Ernste nicht geschrieben seyn, um ein schlechteres zu verdrängen, oder um den Geschmack junger Leute auf Schulen zu bilden. Der V. giebt sich in der Vorrede das Ansehen, daß er selbst Cicero, Ernesti, Gellert, Stockhausen, Batteux, als Lehrer und Muster gebraucht habe. Wir wissen nicht, wie es zugehet, daß oft Leute nichts als claßische Schriftsteller lesen, und doch einen schlechten Geschmack behalten. Der V. hat nicht unrecht, wenn er glaubt, daß jene Männer nicht für Knaben geschrieben haben: aber darinn irret er sich sehr, wenn er, wie man aus den gedruckten Beyspielen vermuthen muß, der Meynung ist, daß nur dasjenige in die Sphäre des jugendlichen Alters passe, was matt, trivial und abgeschmackt ist. Man kann sich zu den Fähigkeiten und Schwachheiten der Kinder herunterlassen, und doch zugleich fein empfinden, fein denken, und mitten unter Kindern eine feine Sprache reden. Gerade das Widerspiel von alle diesem, sind die Muster, welche Hr. M. seinen Untergebenen vorleget. Alle Briefe scheinen nach einem angenommenen Formular oder Schlendrian aufgestutzt zu seyn; so abgebrochen, zum Theil affectirt pedantisch und steif sind alle Verbindungen und Wendungen durchaus in allen Briefen! Nur ein Exempel! Der 59 Br. ist überschrieben: Abmahnungsschreiben wegen zumachender Freundschaft, und lautet wie folget: „Mit welch einem allerliebsten Briefchen erfreueten Sie mich, eben da ich mit zween Musenfreunden den Coffee trank. Der eine Herr von N. hat bey dieser Gelegenheit mit vielem Ruhme von Ihnen gesprochen. Er ist auch entschlossen, nächster Tagen ein Schreiben an Sie zu verfertigen, und um ihre Freundschaft zu buhlen.„ — — Der Leser hat genug zur Probe, und der Hr. V. zu seiner Besserung! Wir ra-

rathen lieber, daß der V. nicht selbst mehr Briefe entwerfe, sondern lieber aus andern Werken solche, die für die Scene der Kinder sind, zusammen lese. Auch grammaticalisch sind seine Briefe fehlerhaft. Wer sagt. wie im 14ten Br stehet: meine dankbare Gesinnung gegen Ihnen? Wer sagt: geschwülstig? (S. 3) u. s. w. — Etwas verdienet vielleicht noch die Bewunderung des Lesers: der V. hat S. 75-78. ein Verzeichniß von Schlußformeln eingeschaltet, das wegen seines Reichthums merkwürdig ist. Der Variationen sind neun und vierzig an der Zahl. — Auch die lateinischen Briefe sind so schlecht, als es nur jemand erwarten kann. Erbaulich ist es, daß hier wieder formulae terminandi epistolas, und dergleichen, ziemlich lange Register anfüllen. Zur Nachricht dienet auch noch dieses, daß ein Titelbuch angehänget ist, in welchem unter andern die lateinische Titulaturen an Handwerker, Bürger, Jungfern u. s. w. anzutreffen sind.

Entwurf, wie eine Geschichte nach gründlichen Regeln zu schreiben. Augsburg, 1773. 120 S. in 8.

Höre, lieber Leser, wie der V. die eigne Schreibart der Geschichte erkläret: „die Schreibart ist die Gestalt der Rede, und die Weise, womit man schreibet; die eigendlichste einem jeden ist die, welche seiner Gabe am meisten gleichförmig ist; der muß er nachfolgen, ohne ihr Gewalt anzuthun. — Die beste historische Schreibart ist diejenige, welche am meisten die Eigenschaft der Wahrheit innen hat, wo dieser natürliche Schimmer und Aufrichtigkeit, womit die Wahrheit gemeiniglich begleitet ist, mehr hervorleuchtet.„ Und nun schließe von dieser Probe auf das übrige! Wir erinnern uns nicht, daß wir je ein Buch so voll Unsinn gelesen haben, als das gegenwärtige ist. Und unbegreiflich ist es, wie ein Mann nichts denken und doch so viel schreiben kann. Denn das zeiget sich allenthalben, daß der V. von keiner einzigen Sache einen deutlichen Begriff gehabt habe. Uebrigens empfehlen wir dies Buch Lehrern der Beredsamkeit, um Beyspiele aller möglichen Fehler im Denken und Reden daraus herzunehmen.

Institutiones stili historici, Curtii et Livii, praecipue imitationi accommodatae. Accessit paradigma variandi stili, cum indice phrasium. Ad usum juventutis studiosae. Auctore R. P.

P. Anselmo Desing, Ord. S. Benedicti. Ed. Vta. Augustae Vind. 1772. 230 S. in 8.

Es ist dies eine förmliche Rhetorik, darinn beson Gemeinörter erkläret und durch Beyspiele erläutert nach die vornehmste Eigenschaften des Ausdruckes dur gen werden. Als Anleitung für Anfänger, wel Versuche machen sollen, über eine Sache zu denken, ist Buch nicht ohne Vorzüge. Der V. besitzet die Gabe, herunter zu lassen, und dem ersten Unvermögen r zu kommen. Die Beyspiele sind mehrentheils o und Livius genommen, davon das Buch den Titul e hat. Denn den Regeln nach, gehet der V. die v Eigenschaften der guten Schreibart überhaupt durch, es den sich aber allenthalben Zahlen, auf die sich der V. e nen Lectionen über den Livius und Curtius beziel Bemerkungen über den Livius, über seine Art zu v über seinen einzelnen Ausdruck, über seine Reden Zusammenfügung mit der übrigen Erzählung, sind n abgedroschen, und leiten junge Leute sehr gut, w Schreibart des Livius, oder vielmehr seine Kunst nachahmen wollen. Fast aber halten wir es für daß der V. sich die Mühe genommen hat, auf r tern, die Anfänge und Ausgänge der Reden im zw schrieben hat. Seine Absicht ist bloß gewesen, ju es sichtbarer zu machen, wie natürlich Livius sei zuweben gewußt habe, und welcherley Formeln er zu bedienen pflege. Die Anweisung, welche der aus der Erzählung einzelner Begebenheiten, allg men, Reflexionen, Epiphonemata herzuleiten, und am schicklichsten angebracht werden können, ist für j gewiß nützlich und lehrreich, ohne daß zu besorgen stehet, durch pedantische Erzähler gebildet werden. — Die hängte Probe der Variationen hat nichts vorzügliches. verwerfen sie nicht ganz, aber ein vorsichtiger Gebrauch ist wiß anzurathen, damit diese Uebung nicht, anstatt des thuns in der Rede, den man dadurch zu erhalten su Fertigkeit zu schwatzen hervorbringe.

M.

---

13. Erziehungsschriften.

Erneuerte Schulordnung für die lateinischen Stadtschulen der Chur-Sächsischen Lande auf Ihrer Churfürstlichen Durchlauchtigkeit höchstem Befehl und mit gnädigsten Privilegio in den Druck gegeben. Dresden, 1773. 92 Seiten in 8.

Erneuerte Schulordnung für die deutschen Stadt- und Dorfschulen der Chur-Sächsischen Lande u. s. w. 136 S. in 8.

Erneuerte Schulordnung für die Chur-Sächsischen drey Fürsten- und Landschulen, Meißen, Grimma und Pforta u. s. w. 160 S. in 8.

Beym ersten Anblick dieser erneuerten und veränderten Schulordnung vereinigte sich mit der Vorstellung aller der Glückseligkeiten, die eine aufs weisseste eingerichtete Erziehungs- und Unterweisungs-Einrichtung über ein Land verbreiten muß, der sehnliche Wunsch, daß diese Schulordnungen in aller Absicht musterhaft gerathen seyn möchten, denn wenn eine gewisse Einrichtung erst die obrigkeitliche Sanction bekommen hat: so ist ziemlich gewiß vorauszusetzen, daß selbige lange zur Norm dienen werde. Ist sie also mangelhaft: so muß das Land nicht nur vor der Hand die nachtheiligen Folgen davon empfinden, sondern die Zeit der Verbesserung wird auch weiter dadurch zurückgesetzt. Wir nahmen obige Schulordnung daher wirklich mit unruhiger Erwartung in die Hände. Wie wir sie gefunden haben, wird aus folgendem erhellen. Zuerst wollen wir das erste Stück durchgehen. Wider das, was in der Vorrede von dem Nutzen gesagt wird, der davon zu erwarten ist, wenn man im ganzen Lande einen Plan und eine Methode befolgt, ist nichts zu erinnern. Da es sehr oft geschieht, daß die Jugend aus einer Schule nach der andern geht: so findet sie in der Veränderung der Methode und der Haupteinrichtung der Lectionen keine Aufhaltungshindernisse. Im ersten Kapitel finden sich gute Erinnerungen an die Obrigkeit, wegen der Wahl und Prüfung der Schullehrer. Aber ist es nun zu erwarten, daß man nach diesen Erinnerungen handeln werde? Ist auch selbst an den

meisten Orten die gegenwärtige Obrigkeit oder der Stadtma
gistrat hinlänglich geschickt einen Schulmann mit Einsicht z
wählen? Nie sollten selbige ganz frey wählen können; sonder
ein hohes zur Prüfung der Schulcandidaten bestimmtes Col
legium müßte wenigstens 3 Personen zur Wahl setzen un
dann könnte der Magistrat oder die zum Wählen bestimmt
Obrigkeit des Orts aus den dreyen einen wählen. Zugleic
wäre es aber auch noch nothwendig, eine solche V lein
tung vorzuschreiben, wo es nicht leicht möglich wäre t
zu seyn. Es ist bekannt, daß man die Rathsperso n
größten Städten, besonders den freyen Reichsstädten
würfen, wobey die Gunst am Ende fast gar nichts en
kann, wählet. Wäre es nicht der Mühe werth, so
richtungen bey der Wahl solcher Personen zu treffen,
der Denk- und Empfindungskraft der Nachkommens
züglich zum Wohl und Weh derselben eine Richtung geben.
erbauliche und zum Theil sehr weitläuftige Erinnerung
die Obrigkeit und auch hernach die Lehrer bekommen, könn
wenige Zeilen überhaupt eingeschränkt werden. Ist der
schlecht, daß ihm dergleichen Erinnerungen nöthig sind:
er nicht ins Schulamt gekommen seyn. Auch wird e
nichts vorzügliches sich auszeichnende Ermahnung e
bessern. Zwar wäre es nicht überflüßig, wenn einer
ordnung eine kleine Abhandlung von den Verpflichtu
Lehrer und dem guten und bösen Einfluß, welchen sie
Glückseligkeit der Menschen haben können, vorge
Dies würde überhaupt die Landesobrigkeit auf die
guter Schuleinrichtungen und einer mit Sorgfalt an
den Wahl aufmerksam machen können. Auch rde d
sung einer solchen Abhandlung denen, die s der
widmen gedenken, nützlich seyn. Dann müßte aber a
les darinn auf die interressanteste und eindringlichste A
vieler Einsicht und Stärke vorgetragen werden. Eine
erwählten oder im Amte stehenden Lehrer aber, der mi
falt gewählt ist, und von dem angenommen werden n
ihn ein feuriger Trieb beseele, die Jugend durch l
und Bildung zur Glückseligkeit zu führen, wie ein
ler seine Pflichten vorzurechnen, daß scheint uns ein a
Uebelstand zu seyn. S. 19. wird es erlaubt, P
vatstunden zu halten. Nirgends solten Privatstun
werden. Sie geben zu Feindschaften unter den L
Vernachläßigung der öffentlichen Stunden,
Schonung der Schüler, die man in Pri

zu erhalten sucht und andern großen Uebeln Anlaß. Ist für ein Bedürfniß des Unterrichts nicht gesorgt: so helfe man dem durch öffentliche Stunden ab. Haben die Lehrer nicht Einkünfte genug: so lasse man die öffentlichen Stunden besser bezahlen oder vermehre sie sonst. S. 28. und 84. werden die Schullehrer der Aufsicht der Prediger untergeordnet. Nie werden viele vortrefliche Männer in die Schule gehen, oder darinn bleiben, wenn sie Predigern untergeordnet seyn sollen. Wer nicht viele eigenthümliche Einsicht und eine vortreffliche Lehrgabe, viele Tugendliebe, und einen patriotischen Eifer besitzt, ist untauglich zur Schule; ein Prediger aber kann mit weit weniger Einsicht und wenigern Talenten doch in einer Gemeine mit vielen Nutzen, arbeiten. Sehr unnatürlich ist es also, daß die Prediger Aufseher der Schullehrer werden, auch veranlaßt dies Eitelkeit, Einbildung und ungeziemende Anmaßungen der Prediger über Schullehrer, Misvergnügen und Aergerlichkeit auf Seiten der Schullehrer und endlich Irthum und Ungerechtigkeit im Urtheil der Einwohner, die den Aufseher, wie einfältig er auch oft ist, gegen den einsichtvollern Schullehrer Recht haben lassen, weil sie mit Recht vermuthen, es sey ja wohl alles weise eingerichtet, und der Aufseher verstehe es doch wohl besser, als der, der ihm untergeordnet ist. Ist es bey dieser Einrichtung nicht zu erwarten, daß die grössere Anzahl einsichtsvoller Männer vielmehr dahin gehe, wo man Andere unter seiner Aufsicht hat, als wo man unter Aufsicht steht und so leicht einen Mann ohne Einsicht über sich sieht. Man schenke also dem Schulmann das Ansehen, das man dem Prediger schenkt, und laß sie nicht Aufseher von einander seyn. So wie Kirchenpröbste und Superintendenten, die selbst Prediger sind, Consistoria und Oberconsistoria, die ausser den Civilbedienten aus Predigern bestehen, über Prediger gesetzt sind: so lasse man Schulaufseher, Oberschulaufseher und Schulcollegia und Oberschulcollegia über Schulmänner gesetzt werden. S. 36. wird zur Uebung im Lesen unweislich der Katechismus noch empfohlen. Vom Unterricht in Sprachen kommt S. 40. manches Gute vor, doch nichts, was nicht schon allgemein bekannt wäre. S. 56. steht verdruckt ĕ anstatt ĭ, welches vor der Endung s, t, mus tis in der dritten Conjugation stehen muß. S. 66. kommt die Geographie sehr spät, welche mit dem besten Erfolg zu allererst mit getrieben wird. Nach S. 67. soll die Naturgeschichte bloß gelegentlich getrieben werden, bey der Geographie und den Autoren. In jeder Schule sollten von

Zeit zu Zeit halbjährig ein paar Stunden der Woche dazu bestimmt werden. Einige Kenntniß derselben ist einigen Menschen gar zu nützlich. Die selectae historiae sollten wohl nicht 2 Stunden nach einander gelesen werden. S. 82. und sonst hie und da wird von den Schulgesetzen, welche sich bey den Schulen finden und zu beobachten sind, geredet. Hätten nicht auch Schulgesetze nach einem einförmigen Plan gemacht und mit bey diesem Verordnungen gedruckt werden sollen? Daß Schulpredigten nach S. 86. gehalten und die Gemeine zur Freygebigkeit gegen die Schulen aufgemuntert werden, ist eine schöne Verordnung. S. 87. lesen wir, wenn sich Schullehrer im Predigen üben, sollen sie zu Predigerstellen befördert werden. So lange die Schulstellen so schlecht sind, daß einer nicht Lust haben kann, bey der Schule zu bleiben: so lasse man ja bald den fleißigen Schulmann Prediger werden; aber sonst sollte nie der Schullehrer auf die Kanzel kommen. Er hat immer mehr, als genug für die Schule zu thun. Wunderlich ist es, daß die Schulpredigten über die ordentlichen Evangelia gehalten werden sollen. Nach S. 89. sollen die Lehrer beym Examen Stücke durchfragen, welche von den Aufsehern bestimmt werden. Der Lehrer muß über nichts examiniren dürfen, was wenigstens ihm nicht so früh aufgegeben ist, daß er sich dazu vorbereiten könne.

Die Lesung des zweyten Stücks hat uns zu folgenden Anmerkungen Anlaß gegeben. S. 7. in der ersten Kindheit sollen die Eltern, oder denen die Wartung aufgetragen ist, von der Schöpfung, Erlösung, Heiligung und der Wiedergeburt auf eine faßliche Weise reden. Ist es je zu rathen, oder auch nur zu billigen, daß Eltern oder Gesinde dem zartesten Kinde von allen diesem schon Unterricht geben. S. 15. bey der Aufnahme eines Kindes soll der Lehrer den Eltern ein Zeugniß zustellen, gegen eine willkührliche Vergeltung. Soll man etwas aus Schuldigkeit geben: so bestimme man das. Der Lehrer, der uneigennützig ist, bekommt oft sonst nichts, und der Eigennützige sucht leicht zu viel zur Pflicht zu machen. S. 21. wird verlangt, daß der Verstand von dem auswendig zu lernenden kleinen Katechismus Luthers u. s. w. nach und nach zu erklären sey. Erst müssen doch die Kinder alles verstehen, ehe sie es auswendig lernen. S. 22. und an mehrern Stellen wird von schriftlichen Aufsätzen, die der Pfarrer oder Schullehrer zu verfertigen habe und nach welchen unterrichtet werden soll, geredet. Was mögen nicht hie und da für Aufsätze zur Welt kommen! Und wie viele Unbequemlichkeit beym Unterricht! Den vortrefflichsten Gelehrten gelingt es kaum, vor-

vortreffliche Anleitungen zu schreiben. Man wähle also gedruckte Bücher und nenne sie noch dazu. Nicht jeder Lehrer in deutschen Schulen kann glücklich wählen, auch nicht jeder Pfarrer. Nach S. 49. sollen Vorschriften zum Schreiben nur ein paar Wochen gebraucht werden. Wie viele Zeit hat denn der Schreibmeister auf Vorschriften schreiben zu verwenden? S. 62. kömmt der Ausdruck Gemäße anstatt gewisser Arten des Maaßes vor, welcher ohne Zweifel nur ein Provinzialausdruck ist. S. 56. ist von dem Versetzen aus einer Klasse in die andere die Rede. Bey Streitigkeiten soll der Pfarrer entscheiden. Anlaß zu tausend kleinen Cabalen und Verdrießlichkeiten! Man sollte lieber gute Translocationsregeln festgesetzt haben. Nach S. 60. und 61. soll ein Morgengebeth aus einem nützlichen Buche oder einem daraus gemachten schriftlichen Aufsatz hergelesen werden. Die schlechtesten Köpfe möchten leicht solche schriftliche Aufsätze machen wollen. Ein Kapitel aus der Bibel soll nach Ordnung eines zu fertigenden Verzeichnisses gelesen werden. Wer soll dies Verzeichniß fertigen? S. 65. wird die Wiederholung der Predigt am Montage und nach den Festtagen anbefohlen? Es wäre besser, wenn ausser denen, welche der Cantor zum Beystand im Singen gebraucht, die Kinder mit ihren Eltern in die Kirche giengen. Der Jugend sind gemeiniglich, welches schlechterdings nicht geschehen sollte, Plätze in der Kirche angewiesen, die am weitsten von der Kanzel entfernt sind und wo sie nicht den Prediger hören können. Viele Kinder und junge Leute, die einander kennen, plaudern gern zusammen und betragen sich leicht unanständig. Sollte da der Lehrer strenge Zucht halten: so ist dies wider die Würde des Gottesdienstes. Auch er hat nicht Erbauung von der Predigt. Er kann auch, wenn er aufmerksam zuhört, nicht immer die Augen über die Jugend hergehen lassen, oder, wenn er dies thut, nicht aufmerksam zuhören. Daß man ihm solche Sonntagsarbeiten mit der Wiederholung am Montag zur Pflicht macht, ist auch unbillig. Man sollte den Lehrer auch an einem Tage einen freyen Mann seyn und ihn für sich leben lassen. S. 77. ist von Hausberichten auf dem Lande die Rede. Niemals mußte eines Schulmanns Zeit so elend gebraucht werden. Zu den Leichenbegängnissen soll nach S. 82. allenfalls vorher in der Schulstube eine Melodie bekannt gemacht werden. Auch dies ist ein trauriger Zeitverderb für Lehrer und Jugend. S. 82. finden wir auch den erniedrigenden Gregoriusumgang. S. 118. steht von den Strafen viel Gutes. S. 126. werden

Schulunterredungen angerathen, welche etwa Mittewochs oder Sonntags in den Nachmittagsstunden oder gegen Abend gehalten werden könnten. Wenn man erstlich alle Stunden, worinn dem Schullehrer, Arbeiten und Geschäfte angewiesen werden, zusammenrechnet: so behält er nichts am Ende übrig, wovon er nach Willkühr Gebrauch machen kann und, es dürften also nicht leicht diese Schulunterredungen zu Stande kommen, die sonst sehr gut wären. Hernach ist hier es so wenig festgesetzt, wie weit die hier genannten Personen sich dabey einfinden müssen, daß ein beschiedner Pfarrer nicht leicht darinn Einrichtungen zu machen sich annaßen und daß man einem andern darinn nicht leicht folgen wird. Allenfalls soll die Stunde auch eine Erbauungsstunde werden, wenn man keine Materie zum Sprechen hat. Traurig ist S. 129. die Bemerkung, daß in einer Stube bisher wohl zween Schulcollegen gearbeitet haben, und daß sich selbst des Schulmeisters Familie auf dem Lande wohl mit in der Schulstube befunden hat. Nach S. 131. soll der Pfarrer Schulgesetze aufsetzen, wenn noch selbige nicht vorhanden sind. Sollten diese nicht vorzüglich mit in der gegenwärtigen Verordnung stehen, und wenn jedes Ortes Beschaffenheit eine kleine Verschiedenheit nothwendig machte: so müßte diese Abweichung nicht blos den Schulaufsehern des Orts überlassen, sondern dazu von höherer Hand die Genehmigung gesucht werden. S. 133. finden wir den Ausdruck stracklich. Der letzte Aufsatz für die Fürstenschulen gefällt uns ungleich mehr, als die erstern beyden. Sehr gut ist es, daß nach S. 26. keiner, der von den Fürstenschulen kommt, auf der Universität soll angenommen werden, der nicht ein Zeugniß vom Rektor bringt. Dem Lehrer ist es nach S. 29. vergönnt, erst 8 Minuten nach dem Schlage zu kommen. Fünf Minuten wären wohl hinreichend gewesen. Sehr gut wäre es, wenn in größern Schulen ein Lehrer immer das Predigtamt verwaltete und im großen Hörsaal für die Schüler geprediget würde. Die Predigten könnten mehr für die Jugend eingerichtet, besser, als in den großen Kirchen, wo die Schüler gemeiniglich eine von der Kanzel entlegene Stelle haben, gehört und in mancher Hinsicht besser genutzt werden. Was S. 34. von dem Lehrer, der zugleich das Predigtamt verwaltet, gesagt wird, veranlaßte diesen Gedanken. Was S. 37. von der Art, wie die Religionslehren sollen vorgetragen werden, gesagt wird, ist sehr gut. Es soll nemlich ein Kapitel des Lehrbuchs nebst den Beweissprüchen im Grundtext erklärt, dann lateinisch darüber examinirt und endlich der

ganze

ganze Inhalt von den geschicktesten Schülern lateinisch hergesagt werden. S. 38. erklärt man sich sehr gut über Rechtgläubigkeit und Toleranz und zeigt wohl, wie man den Religionsunterricht praktisch machen könne. Nach S. 54. sollen nicht beym Expliciren Wörter und Redensarten diktirt werden, wie es häufig zum Nachtheil des Fortgangs im Arbeiten geschieht. S. 72. finden wir, daß auch das Französische, Italiänische und Englische gelehrt werden soll. Sehr gut; aber darinn vermissen wir die dazu erforderlichen Vorschriften und Einrichtungen. S. 79. fanden wir ungern Privatstunden erlaubt. S. 82. werden **Wolf** und **Ernesti** zum mathematischen Unterricht vorgeschrieben. Anstatt des Wolfischen Lehrbuchs könnte man itzt wohl ein besseres wählen. S. 128. hätten die Vorschriften, nach welchen Vergehungen der Mitschüler anzuzeigen sind, selbst angegeben werden sollen. Nach S. 142. sollen über Tisch des Mittags historische Bücher der Bibel und des Abends lateinische historische Bücher gelesen werden. Man sollte wohl dann, wann man genaue Aufmerksamkeit nicht zur Pflicht machen kann, wie es beym Essen gewiß nicht geschehen kann, wenigstens nicht die Bibel lesen lassen. Hernach eifern Aerzte mit Recht gegen alle Art der Gemüthsanstrengung und gegen alles Lesen bey Tische. Gespräche sollten, deucht uns, blos die Tischunterhaltungen seyn, oder es könnten allenfalls Zeitungen gelesen werden.

Ueberhaupt finden wir in allen diesen Schulordnungen keine hinlängl. Merkmale eines vorzüglichen Beobachtungsgeistes, einer großen Menschenkenntniß, vieler sorgfältig genützter Erfahrungen und einer richtigen Schätzung der menschlichen Kenntnisse nach dem verschiedenen Einfluß, den sie in unsere Glückseligkeit haben. Und alles dies sollte sich in hohem Maße finden, wenn einer Schulordnungen für ein ganzes Land machen oder verbessern, oder zu deren Verfertigung sich brauchen lassen wollte. Vieles das in einem Perioden hätte gesagt werden können, ist hier bis zu ganzen Seiten ausgedehnt. Auch findet man durchgängig viele unnütze Weitschweifigkeit und eine ganz kraftlose und nachläßige Schreibart.

G.

A B C Buchstabir- und Lesebuch zum Gebrauche der kleinen Schuljugend in den Kurmainzischen Landen, auf höchsten Befehl herausgegeben von der

 kur-

kurfürstl. Schullehrer-Akademie. Mainz, gedruckt bey Joh. Benjamin Wailandt, kurfürstl. privileg. Buchdrucker, 1772. 2 Bogen in 8.

A B C Täflein. 1 Blatt.

Entwurf der Kunst zu lesen, zum vorbereitenden Unterrichte der Lehrer der Leseschulen in den kurmainzischen Landen, nebst dazu gehörigen sechs systematischen Tabellen, auf höchsten Befehl herausgegeben von der kurmainzischen Schullehrer-Akademie. Mainz, gedruckt bey Joh. Benjamin Wailandt, 1772. 8. 31 Seiten.

Anleitung zum Gebrauche des neuen, für die Kurmainzische Schuljugend bestimmten A B C Buches, auf höchsten Befehl herausgegeben von der kurf. Mainz. Schullehrer-Akademie. Mainz, gedruckt bey Joh. Benj. Wailandt, 1772. 54 Seiten in 8.

Entwurf, nach welchem die Trivial- und Realschulen, in den Pfarreyen der kurfürstl. Residenzstadt Mainz, werden eingerichtet werden. Mainz, gedruckt mit den Schriften des kurfürstl. Mainzischen Hospitals zum H. Rochus, durch J. B. Sichler, 1773. 64 Seiten in 8.

Nachricht, wie die Beschäftigungen der kurfürstl. Schullehrer-Akademie in dem neu angehenden Lehrjahre werden fortgesetzt werden, 1773. 8.

Anzeige der ersten öffentlichen Prüfung der Kandidaten der kurfürstl. Mainzischen Schullehrer-Akademie. Mainz, gedruckt in der kurfürstl. privileg. Buchdruckerey des Hospitals zum heil. Rochus, 1773. 15 Seiten in 8.

Auch A B C Büchlein recensirt die Bibliothek? Ja! wenn sie offenbar zur Erleichtrung des Lesenlernens, wie das Mainzische, eingerichtet sind, dann verdienen sie bekannt

ter gemacht und empfohlen zu werden. Dem Rec. ist noch keines zu Gesichte gekommen, dessen Einrichtung ihm besser gefallen häte

Der Entwurf der Kunst zu lesen, und die Anleitung sind gar nicht für die Leseschüler, sondern bloß für den Lehrer gemacht, der sich selbst daraus unterrichten soll, wie er kleine Kinder binnen kurzer Zeit und nach der leichtesten Methode die Kunst gut und richtig zu lesen lehren könne. Man weis, wie lange nach der gewöhnlichen Art die Kinder aufgehalten werden, ehe sie die Buchstaben unterscheiden, rein aussprechen; und zusammensetzen, also buchstabiren und lesen lernen; und wenn sie es endlich können, wie monotonisch singend oder sonst übel tönend die mehresten lesen, ohne im geringsten zu wissen, auf welches Wort sie den Accent legen, wo und warum sie den Ton steigen oder fallen lassen, bey welchem Unterscheidungszeichen sie länger oder kürzer anhalten sollen; ja es wird ihnen von den Bestandtheilen und Kennzeichen der Buchstaben, von ihrer Eintheilung in laute und stumme, in einfache und zusammengesetzte, von ihrer Aussprache durch Hülfe der verschiedenen Organen, von dem was Sylben und Wörter, Nennwörter, Haupt- und Beywörter, Zeitwörter u. s. w. sind, von Unterscheidungszeichen, nach welchen man sich im Lesen zu richten hat, u. dgl. nicht einmal ein Begriff beygebracht. Der V. des Entwurfs hat alles dies mit einer logischen Richtigkeit deutlich auseinander gesetzt, und darinn die Theorie des Buchstabirens und Lesens auf simple und sichere Regeln gebracht.

Die Anleitung unterrichtet den Lehrer umständlich in einzelnen Beyspielen, wie er die begriffene Kunst zu lesen nun bey seinen Leseschülern in Uebung bringen, und ihnen den Inhalt des A B C Buchs auf die leichteste Art, so daß selbst der Verstand der Jugend dadurch mit geschärft wird, faßlich machen soll. Er darf nur guten Willen zu seinem Geschäft haben; wie und in welcher Ordnung, er das Werk angreiffen, was für Kunstgriffe er dabey zu Hülfe nehmen müsse, wird ihm hier ganz deutlich angezeigt. Wir wünschten beyde Bücher auch ausserhalb Mainz in den Händen aller Männer und Frauenzimmer, deren Gewerbe es ist, kleine Kinder lesen zu lehren. Die vorgeschlagene Methode würde freylich des Lehrers oder der Lehrerin ganze Aufmerksamkeit erfordern; es würde nicht angehen, daß sie während der Zeit, da sie eine ganze Menge Kinder alle auf einmal ihre Sylben und Wörter für sich eintönig und mechanisch absingen lassen (wie man es,

gewöhnlich auf tausend Schritt von jedem Schulhause hören kann) andere Beschäftigungen trieben; allein die Ehre und der Nutzen von ihrer Arbeit würde auch viel grösser seyn. Wo nicht alle, doch die mehresten würden alsdenn so harmonisch und Tonrichtig vorlesen lernen, als es itzt unter funfzigen kaum einer aus eigenem natürlichen Geschick im Stande ist.

Der wohlgeschriebene Entwurf zur Einrichtung der Mainzischen Trivial- und Realschulen, ist nach dem Urtheil des Rec. im Ganzen so gut, als er seyn kann, und macht seinem V. viel Ehre. Die schlechte Verfassung der öffentlichen deutschen Schulen, welche man in so vielen andern großen Städten antrift, war in Mainz auch allgemein. Eine zu große Anzahl der Schulkinder; zu wenige und zugleich mit andern Aemtern belastigte und dabey meistens unbesoldete Schulmeister; der Mangel einer guten Methode; die unbestimmte Wahl der zu lehrenden Sachen; Mangel der Schulbücher und guten Schulordnung; eine Menge von schlechten unwissenden Leuten unterhaltener, und alle Einförmigkeit des öffentlichen Unterrichts aufhebender Winkelschulen, machten eine damit vorzunehmende Verbesserung unumgänglich nöthig; der letzt verstorbene, vortrefliche Kuhrfürst Emmerich Joseph hielte es nicht, wie viele andere große Herren und Minister, für zu klein, sich darum zu bekümmern. Er sahe den Schaden und den Nutzen, den seine Unterthanen davon haben würden, wenn es mit der Verfassung der Schulen auf dem alten Fuß bliebe, oder wenn ihre Einrichtung verbessert würde. Er wendete also seine ganze Aufmerksamkeit auf das letztere, setzte eine, aus weisen Patrioten bestehende eigene Commission zur Verbesserung des Schulwesens nieder, gab zur Bestreitung der Kosten aus eigenen Einkünften ein Ansehnliches dazu her, und ließ den vorliegenden Entwurf wirklich ausführen. Seine Residenz erhielte also im Jahr 1771. eine öffentliche wohleingerichtete, mit hinlänglichen, in der öffentlichen Schullehrer-Akademie zur verbesserten Methode des Unterrichts angegenen Lehrern besetzte Trivial- und Realschule. Ein Lehrer an derselben war nunmehr bloß Schulmann; das nebenbey verwaltete Kirchenamt wurde ihm abgenommen. Es wurde für eine tüchtige Schulordnung, für Lehrbücher, Schulhäuser und Schulgeräthe gesorgt. In die Trivialschule werden die Knaben im 5ten Jahre aufgenommen, und bleiben darinn bis in das achte Jahr. Vom 8ten bis zum 14ten gehen sie in die Realschule. Dort bekommen sie Unterricht in der Religion und Sittenlehre, im Lesen und Schreiben;

ben; hier wird der Religionsunterricht fortgesetzt, und ausserdem das Rechtschreiben, Briefeschreiben, die Abfassung kleiner deutscher Aufsätze, das Rechnen, das Zeichnen, das brauchbarste aus der Physik, Natur- und Kunstgeschichte, die Meßkunst, Mechanik und Baukunst, das praktische einer guten Stadtwirthschaft und des bürgerlichen Gewerbes, die Weltgeschichte und die Geschichte des Vaterlandes gelehrt. — Von der deutschen Sprache, als unserer Muttersprache, wird S. 19. sehr richtig geurtheilt: „Es macht einen Theil der äus„serlichen Vorzüge eines Staats aus, wenn er sich den Ruhm „zueignet, in seiner Muttersprache die ächte Schönheit und „Richtigkeit zu besitzen. Warum solte man sich dieses Vor„zuges begeben?„ — Die alle in unserer deutschen großen und galanten Welt haben sich dessen begeben, welche die weiche einförmige Sprache unserer westlichen Nachbaren der männlichen wortreichen vaterländischen vorziehen, ausser dem Kirchendeutsch gar kein deutsch, das ihnen anstinkt, verstehen, und ihren Kindern die feinste Erziehung zu geben glauben, wenn sie solche bey einem vielmals rohen, windigen Franzmann in Pension geben, oder sie im Hause von einer plapperhaften Französin wider allen guten Sinn erziehen lassen. — Mit gleicher Richtigkeit wird der Nutzen der übrigen angezeigten Wissenschaften, für junge Leute, die einmal nützliche Bürger des Staats werden sollen, kurz entwickelt. — Jeder Lehrer hat sein eignes Fach der Wissenschaft, worinn er Unterricht giebt. — Bis in das 14te Jahr muß der Knabe die Schule unausgesetzt besuchen. Die studiren wollen, können sie mit Vorwissen der Commission früher verlassen, um in die lateinischen Schulen überzugehen. — Bey der festgesetzten Ordnung, nach welcher ein Knabe die neun Schuljahre über stuffenweise fortschreiten, in dem Alter dies und in dem das lernen soll, möchten wohl nach Masgebung der Fähigkeiten eines Kindes oft Ausnahmen gemacht werden müssen. Ein sechsjähriges Kind ist oft klüger als ein anderes von 9 Jahren. Warum soll jenes zwey Jahr bey Lectionen aufgehalten werden, die es schon lange vor Anfang des 9ten Jahres gut gefaßt hatte. Wäre es nicht natürlicher und besser, die Kinder nach den Fähigkeiten als nach den Jahren in gewisse Klassen für die oder die Lectionen abzutheilen? — Katechismus und Sittenlehre durch alle neun Jahre, im 13ten wie im 6ten, gienge auch wohl nicht, müßte denn Kindern eckelhaft werden; und es scheint nicht, wenigstens läßt es der Entwurf unentschieden, als ob die Absicht dabey wäre, die Kinder in den ers-

sten Jahren nur mit Milch aus dem Katechismus und der Sittenlehre zu nähren, in den folgenden 10ten bis 13ten aber ihnen aus andern Lehrbüchern stärkere Speise aufzutragen. Ohnfehlbar wäre es auch gut, wenn der Katechismus schon die Sittenlehre mit in sich enthielte. Warum soll Religion und Moral bey dem Unterricht der Jugend von einander abgesondert werden, da sie ihrer Natur nach unaufhörlich in einander fließen? — Es sind gegenwärtig noch einmal so viel Lehrer an den Schulen als sonst; und alles was einem künftigen Bürger, Künstler, Handwerker auch Gelehrten zu wissen nöthig ist, wird den Schülern auf eine leichte Art von ihnen erklärt, überall nach einer zu ihren fortschreitenden Fassungskräften passenden Methode, die man mit allen möglichen Hülfsmitteln, und in die Sinne fallenden Bildern, Produkten der Natur, Modellen, Rissen, Werkzeugen, Kunstmaschinen u. s. w. unterstützen wird — Die Winkelschulen hören auf, und die Haußpräceptoren werden entbehrlich — Die Eltern ersparen Kosten und die Kinder gewinnen am gründlichen Unterricht — Wir sind völlig einig mit dem V., daß es auf viele Schulstunden für die Jugend gar nicht ankomme, daß es besser sey, wenn man sie eine kürzere Zeit nützlich, als eine längere schlecht anwenden läßt. Wenn nur nicht manche Eltern froh wären, die Kinder vom Halse zu haben, und in der Schule zu wissen, so ungenutzt sie auch dort ihre Zeit zubringen — Was S. 50 - 55. wider das gehäßige Vorurtheil, als ob die bürgerliche Jugend in solchen Schulen zu viel Erleuchtung und Kenntnisse bekäme, gesagt wird, verdiente von allen Regenten, die nicht über einen Haufen dummer Sklaven despotisch herrschen, sondern ihre Unterthanen zu einem durch Weisheit und Industrie glücklichem Volke machen wollen, beherzigt zu werden. „Man bedenke nur, heißt es zuletzt, ob in ältern oder neueren Zeiten jemal der Geist der Empörung und Unruhe aus dem Herzen richtig gebildeter und wohlgesitteter Bürger hervorgebrochen; oder ob er nicht allemal nur in den verwilderten Köpfen eines ungezogenen rohen Pöbels sey ausgeheckt worden — Man bedenke dieses, und freue sich dann einer Zukunft, in welcher selbst der Pöbel (dem blos wegen Vernachläßigung seines Verstandes und seiner Sitten, diese verächtliche Benennung zukömmt) aufhören kann, Pöbel zu seyn.„

Aus der Nachricht von den Beschäftigungen der Schullehrer-Akademie, und der Anzeige der ersten öffentlichen Prüfung sieht jeder deutsche Patriot mit Vergnügen die eine

Be-

Betriebsamkeit, mit welcher an dem heilsamsten Institut, das seit Jahrhunderten in einem katholischen Lande errichtet ist, fortgearbeitet wird, und segnet das Andenken seines unsterblichen Stifters. Man hat zwar in den öffentlichen Zeitungen die unglaubliche Nachricht von Mayntz verbreiten wollen, als ob die vortrefliche Schulanstalt daselbst mit dem Tode des Kuhrfürsten auch schon angefangen habe, sich ihrem Falle zu nähern. Wir wollen aber zur Ehre der dortigen Regierung glauben, daß solche ungegründet sey und können uns nicht vorstellen, daß sie eine in kurzer Zeit sich empor gehobene Anstalt eben so schnell werde sinken lassen, durch welche sie sich in unserm Jahrhundert von andern katholischen Regierungen so rühmwürdig auszeichnet.

Ez.

Akademische Rede bey feyerlicher Eröffnung des kurfürstlichen Emmerizianischen Gymnasiums zu Mainz, gehalten in dem Gymnastischen Hörsaale den 30 des Weinmonats 1773. von Johann Jakob Härdt, Kanonikus Kapitular. des Kollegiatstiftes zu U. L. F. in Mainz, und Kanonikus zum heil. Johann in Amönsburg, Direktor des kurfürstl. Gymnasiums.

Eine in aller Hinsicht vortrefliche Rede! Der Verf. zeigt darinn, wie die Erziehungsanstalten im Mainzischen beschaffen gewesen, was für Veränderungen darinn vorgenommen sind, wiefern alles das, was nun gelehrt werden soll, vortheilhafte Einflüsse in die menschliche Glückseligkeit haben müsse, und auf welche Weise man alles lehren solle. Alles, was der Verf. sagt, zeugt von einem Mann, der nicht nur Gelehrsamkeit gesammlet, sondern auch die große Absicht, warum Gelehrsamkeit und Kenntniß erworben wird, nämlich daß wir dadurch den Besitz allerley uns glücklichmachenden Güter erweitern sollen, immer vor Augen gehabt, und den verschiedenen Werth der menschlichen Kenntnisse nach ihren verschiedenen Einflüssen richtig zu bemerken, und unpartheyisch zu bestimmen fähig gewesen ist. Allenthalben findet man auch einen warmen Eifer, Menschen durch nützliche Kenntnisse, durch ungeheuchelte Gottesfurcht und Menschenliebe glücklich zu machen. Zugleich ist alles mit männlicher Beredtsamkeit vor-

vorgetragen; die Perioden haben eine ungezwungene Wendung, und in den Redensarten und Ausdrücken ist Kraft und Nachdruck. Welch ein Segen für ein Land, wo solche Männer mit dem Vertrauen des Landesherrn beehret werden, und wo man Erziehungsanstalten einen Härdt zum Direktor giebt! Und welch ein Glück für Deutschlands katholische Provinzen, wo Unwissenheit und Aberglauben fast noch mehr als in irgend einem Lande Europens herrscht, daß Männer von so vielen Kenntnissen, von so aufrichtiger Wahrheitsliebe, und von so guten Gesinnungen gegen ihre Nebenmenschen, als man bey den Schulverbesserungen kennen lernt, die im Meinzischen, im Baierschen, und andern Oertern vorgenommen werden, wirksame Einflüsse bekommen, und auf einmal die Barbarey zu vertreiben sich eifrig bemühen. Kaum hätte man es doch denken sollen, daß der Umstand, da man die Naturgeschichte zu einem Theil des Unterrichts gemacht hat, große Widersprüche gefunden hätte, das ist demnach hier der Fall gewesen. In Ansehung der Provinzialwörter und Redensarten, die noch nicht von guten Schriftstellern gebraucht sind, haben die Schriftsteller gedachter Gegenden indessen noch Ursache auf der Hut zu seyn. Man findet hier verunendlichen, erproben, weitschichtige Eroberungen, wessen eines dichterischen Schwung bedienet sich u. s. w. anst. welch eines u. s. w. Auch findet man immer ui um das ü auszudrücken, wozu ihn fast alle Schriftsteller von einigem Ansehen ue gebrauchen. Wenn S. 37. Bourdalaux steht: so ist es wohl ein Druckfehler. So ist auch wohl über dem Graben anstatt jenseit des Grabens, welches sich S. 29. findet, anzusehen. S. 30 steht unrichtiger urtheilen anstatt richtiger. S. 17. heißt es: welchen ihr die gefährlichsten Zusammenverschwörung ihrer Mitbürger, oder vielmehr die Unmenschen. Zusammenverschwörung als Handlung, und Unmenschen, als Personen können nicht wohl vergleichunsweise oder erklärungsweise, da das eine für das andere soll gesetzt werden können, zusammen gesetzt werden. S. 31. sollte der Redner auch wohl nicht sagen: Der Lehrer wird seinen Vortrag mit der tiefsten Einsicht u. s. w. begleiten, so wie es nicht gut deutsch ist: mit einer ansehenden und tabellarischen Art beleben. Das t ist oft ohne Ursache verdoppelt, als im tratten. Alles das Gute und vortrefliche was wir in der gegenwärtigen Rede finden, kann in eben dem Maasse gesagt werden von drey andern Schriften, welche hier folgen.

All-

Allgemeine Instruction für die öffentlichen Lehrer der Trivial- Real- und Mittelschulen in den Kurmainzischen Landen. 1773. 96 Seiten in 8.

In dieser Instruction, welche, wie gesagt, ganz vortreflich ist, hat das, was hier S. 69 76. von der Art, wie man mit schwachen, und selbst blödsinnigen und schüchternen Kindern umgehen soll, und was S. 93. von den Gesinnungen, welche, wenn einer gestraft wird, die Mitschüler äussern müssen, und von den Strafen eben daselbst gesagt wird, den Recensenten mit der innigsten Hochachtung gegen den Verfasser dieses Aufsatzes erfüllet. S. 7. Sollte wohl nicht gesagt seyn: Schläge und andere üble Begegnungen. Hier ist freylich nur von unüberlegten Schlägen die Rede; aber der Satz, welcher so leicht von der Jugend unrecht angeführt werden kann, sollte doch bestimmter ausgedrückt seyn. S. 2. läßt der Verfasser Begriffe aus den Gedanken entstehen. Nicht leicht wird man Begriffe so gebrauchen, Begriffe sind sonst Theile des Gedankens. Nach S. 51. sollen alle in einem Ton zusammen antworten, lesen und buchstabiren. Der Recensent hat darüber viele Erfahrungen gehabt, die das Gegentheil anrathen. Nur einer muß laut buchstabiren, lesen oder antworten und alle Uebrigen nur stille es mitmachen. Es betäubt sonst das Geschrey nicht nur das Ohr, sondern auch die Seele. Die Jugend gewöhnt sich zu einem unangenehmen und unrecht angewandten Ton der Stimme, und leicht brummt einer und der andere muthwilligerweise dazwischen durch, wovon der Urheber nicht leicht zu entdecken ist. Nach S. 66. sollen boshafte Schüler nicht eher bestraft werden, als bis deren Seele wieder geruhig ist. Wegen des dadurch veranlaßten Aergernisses bey andern Schülern und wegen des Scheins, daß der Boshafte vor der Hand doch seiner Bosheit freyen Lauf lassen kann, muß vielmehr die Strafe der Bosheit unmittelbar folgen; aber der Lehrer muß selbst frey von der Leidenschaft des Zorns seyn, wenn er straft, ob er gleich dabey Ernst und eine Bewegung, die vielmehr Kummer als Aergerniß und Zorn ist, empfinden und zeigen muß. S. 24. nennt der Verfasser die Vernunft: Einsicht des Zusammenhangs der Wahrheiten. Die Erklärungen, welche man von Vernunft und Verstand in philosophischen Lehrbüchern findet, weichen sehr von einander ab. Nach dem allgemeinen Sprachgebrauch ist Vernunft die Fähigkeit der Seele nach Kenntniß und Freyheit, oder moralisch, zu handeln und man sieht dabey sowol

auf

auf den Willen als den Verstand, welcher ausschliessungsweise die Erkenntnißfähigkeit bezeichnet. Die Thätigkeit der Seele, da sie den Zusammenhang der Dinge erkennet, dürfte wohl nie dem Sprachgebrauch gemäß durch Vernunft angezeigt werden. S. 78. heißt es: es ist und bleibt ein schädlicher Irrthum, daß das Amt das Ansehen mit sich bringe: der Lehrer selbst muß sich dasselbe erwerben. Der Lehrer kann oft durch große Vorzüge und Vollkommenheiten sich das Ansehen beym großen Haufen nicht verschaffen, was einem andern nicht einmal mittelmäßigen Mann, der mit einem Amt verbunden, äusserliche Vorrang giebt. Tausend Erfahrungen beweisen das. Dies bringt die Natur der Sache ebenfalls mit sich. Auch hier hat man manche ungebräuchliche Wörter z. E. S. 1. Wesenheit von jenem, welcher anst. von demjenigen. Jener bezeichnet nach dem allgemeinen Gebrauch einen, auf den man gleichsam hinzeigt, als auf einen in der Ferne, oder einem, der näher ist, entgegen stehenden. S. 7. Hinterniß. S. 15. Für diesem hüthe sich. S. 19. gemäß welchem anst. welchem gemäß. Unköften. Das Kenntniß brauchen nicht leicht gute Schriftsteller anst. die Kenntniß. S. 50. Alle dieses anst. alles. S. 61. verflüchtigen (ein Ausdruck der aufgenommen zu werden verdient) anst. flüchtigerweise vergessen: aus der Acht lassen. S. 65. zornmüthig. Ungestimm anst. ungestüm ist ohne Zweifel ein Druckfehler. S. 77. Leidenschaften dämmen.

Da wir uns was den Werth des Entwurfs, nach welchem, die Trivial- und Realschulen in den Pfarreyen der kurfürstlichen Residenzstadt Mainz werden eingerichtet werden, betrift, auf die Anzeige und das Urtheil des vorhergehenden Recensenten beziehen können: so bemerken wir hier nur noch, daß daselbst S. 52-54. auf die gründlichste und einnehmendste Weise gezeigt werde, wie billig es sey, daß alle Menschen des Glücks, das mit Aufklärung des Verstandes und mit Ausbildung des Herzens verknüpft ist, theilhaftig gemacht werden. Gewiß nur der Tyrann, der die Rechte der Menschheit mit Füßen tritt, läßt den geringen Einwohner bey erworbenen Kenntnissen durch Betrachtung und Erkenntniß des Unrechts, das ihm geschieht, und das der ganz rohe Mensch nicht so sehr empfindet, unglücklich werden. Sonst vertragen sich Kenntniß und der niedrigste Stand immer gut zusammen. Auch der, welcher mit saurer Arbeit sein Brodt verdient, findet Glückseligkeit in einem aufgeklärten Verstande und ausgebildetem Herzen. Was S. 34. über die Einrich-

richtung der Lectionen und Stunden gesagt wird, ist für einen, der nicht in Mainz gegenwärtig ist, und die Einrichtung sieht, nicht deutlich genug. Auf einen Lehrer werden 100 Schüler gerechnet; diese sollen in 3 Abtheilungen vorgenommen werden; drey Lehrer sollen da seyn, die jeder in seinem Fach, Unterricht geben, und da bekommen die Schüler, wie es gesagt wird, auf den Tag nur 2 Stunden. Sind die 3 Lehrer bey einer Schulanstalt; so würde ja bey einer solchen Abtheilung der 100 Schüler, jeder Schüler 6 Stunden bekommen, wenn der Lehrer täglich 6 Stunden unterrichtet. Aber dann wären auf dem Lehrer auch eigentlich nur reichlich 30 Kinder zu rechnen. S. 32. finden wir Vollzug anstatt Vollziehung. Ueberhaupt steht oft Zug anstatt Ziehung. Z. E. in Bezug auf eine Sache, welches sich S. 49. in den folgenden Entwurf findet, welcher so überschrieben ist:

Entwurf, nach welchem die bisher sogenannten lateinischen Schulen in den kurmainzischen Landen und besonders in der kurfürstlichen Residenzstadt Mainz werden eingerichtet werden. Mainz, 1773. 120 Seiten.

Wir wollen uns bey dieser Schrift, die an Werth den vorhergehenden gleich ist, nur auf ein paar Stellen einschränken, welche die kurfürstliche Commißion vielleicht einer nähern Prüfung würdig finden möchte. Nach S. 48. soll früh der Anfang mit dem Lateinreden gemacht werden. In der Baierschen Schulverordnung wird gerade das Gegentheil verlangt, und wie dem Recensenten deucht, mit Recht, wofern der Lehrer nicht mit der größten Fertigkeit über alles seine Gedanken im reinem Latein sagen, und dem schlecht lateinredenden Schüler ohne alle Mühe das Fehlerhafte angeben und augenblicklich verbessern kann. Aber es ist bekannt, wie selten auch ein so genannter großer Lateiner dies thun kann. Und in diesem Fall verdirbt der Schüler sein Gehör bey Anhörung oder beym Reden des Lateins eben so, als wenn er die epistolas obscurorum virorum läse. Dazu kommt noch dies, daß ein Lehrer, der gut Latein reden will, zuviel an sein Latein gedenkt, und nicht seiner Materie das Licht giebt, und so aus der Fülle des Verstandes und des Herzens redet, als er reden muß, wenn der Schüler die Wahrheit sehen, und das angepriesene Gute mit Wärme zu lieben geneigt werden soll. Ferner

ner wird nach S. 54. und mehrern Stellen das Griechische zu wenig empfohlen, und die gründliche Erlernung desselben zu wenig zur Pflicht gemacht. Die bloß auf die griechische Sprachlehre zu wendenden Mühe, die, wenn man gleich wie hier überhaupt richtig von allen Sprachen angemerkt wird, nicht mit der Sprachlehre den Anfang macht, doch gelernt werden muß, wird nicht genug belohnt, wenn die Jugend nicht so weit kömmt, daß sie die vortrefflichsten griechischen Schriftsteller mit Leichtigkeit lesen kann. Aber dann muß viel eher der Anfang damit gemacht werden, als es hier verordnet wird. S. 58. wird gesagt, die alten römischen Schriftsteller sind in den schönen Wissenschaften die Muster der Neuern, so wie die Griechen jenes der Römer gewesen. Aber warum wollen wir nicht die Griechen so gut, als die Römer unmittelbar unser Muster seyn lassen? Nach S. 71. sollen von 30 Schülern einer Klasse sich nur etwa 10 unmittelbar mit dem Lehrer beschäftigen, und die übrigen unter Aufsicht eines besondern Mannes entweder acht geben, oder etwas anders thun. Einem solchen Aufseher zu Hülfe zu haben, wäre vortheilhaft; aber sind die Schüler sich ziemlich gleich: so können sie sehr gut zusammen vorgenommen werden. Ausser dem schon vorhin angeführten Bezug finden wir hier noch Befähigung, hierwegen, auf einem vertrauen, daß er etwas thun werde und Gefach.

S.

14. Kriegswissenschaft.

Regeln und Grundsätze der Kriegeskunst a[...] sten Schriftstellern welche über diese Wisse[...] geschrieben haben, in gewisse Ordnung [...] getragen von G. R. Fäsch, Churfl. [...] Obristen vom Ingenieur-Corps und Ritter [...] litär-Ordens St. Henrici. 4 Theile. [...] bey Weidmanns Erben und Reich, 1771. in gr. 8.

Regles et Principes de l'Art [...] G meilleurs auteurs qui ont ec[...]

ence recueilli par *C. R. Faesch* etc. Leipzig, 1771 · 1774. in gr. 8.

„Worüber man sich wundern muß, sagt der V. in der Vorrede, ist, daß unter so vielen neuern Schriftstellern, die sich einen Namen erwerben wollen, noch keiner bis jetzt auf den Einfall gekommen, uns einen Cursum Tacticum zu entwerfen.„ Wir wundern uns gar nicht darüber, dieses Unternehmen ist nicht so leicht. Es gehört dazu ein Mann, der nicht allein die Kriegeswissenschaft in ihrem ganzen Umfange in seiner Gewalt hat, sondern auch sehr richtig denkt, seine Gedanken mit Ordnung und in einer guten Verbindung vorzutragen, und überhaupt weis, was Methode ist. Freylich wäre es alsdenn sehr gut, wenn er es so wie die Meßkunst verständiger machte, wie der V. selbst räth, und von den einfachsten und einem jeden begreiflichen und aufs deutlichste in die Augen fallenden Wahrheiten zu den schwereren und mehr verwickelten fortschritte. Denn die Tactic, die der V. hier mit der Kriegeswissenschaft vermischt, ist eigentlich die Geometrie der Kriegeswissenschaft, und dahero wäre es nicht unrecht, wenn sie nach eben der Methode vorgetragen würde. Dieses nun, ist aber nicht eines jeden seine Sache, der sich als Schriftsteller einen Namen machen will. Die meisten wählen dazu einen bequemern Weg. Sie treten mit Pensées, Recherches, Reflexions, Memoires etc. hervor, bey denen sie nicht so gebunden sind, sich dennoch ein gelehrtes Ansehen geben können und öfters ein gewaltiges Lärm in der Welt machen.

In Erwartung eines so nützlichen Werks hat der V. in seinen müßigen Stunden diese militarische Regeln gesammlet. „Es soll keine Urschrift vom Kriegeswesen, keinen Commentarium vorstellen, sondern e[illegible]ammlung von Kriegsregeln „seyn, welche uns ihre Schrift[illegible]h [illegible]d da in ihren Werken „vorgeschrieben haben, und [illegible]n [illegible] den verschiedenen „Kriegsoperationen, wo man [illegible] kann, unter verschiedenen Titeln in Ordnung [illegible]t hat.„

Nach dieser Erklärung muß [illegible] a [illegible]hrn [illegible] theilen. Er redet an wenig Or[illegible] ist gewissenhaft, daß er bey jedem [illegible]en den er [illegible] Schriftsteller und die Seite, wo er [illegible]re, ent[illegible] in der Grundsprache oder Uebersetzung [illegible] ist, Uns gefällt dieses ungemein, und die Arbeit des Hrn. [illegible] nicht allein an und für sich sehr n[illegible] kann dazu dienen, daß jeder Officier die g[illegible]n in [illegible]

steller kennen lernt. Ueberhaupt ist die Wahl der Regeln und die Anordnung des Werks sehr gut ausgefallen, und macht der Belesenheit und der Beurtheilung des Hrn. W. Ehre.

In den beyden ersten Theilen kommt alles vor, was zum eigentlichen Kriege im freyen Felde gehört. Der dritte Theil enthält die Regeln des Angrifs und der vierte der Vertheydigung der Festungen, bey den letztern sind auch die zur bessern Aufklärung erforderliche Kupfer beygefügt.

Maximes de Guerre, relatives à la Guerre de Campagne et à celle des Sieges. Par Mr. le Comte de *Kevenhüller*, Feldt-Marechal General des Armées de sa Majesté I. R. et A. Traduites de l'Allemand par Mr. le Baron de *Sinclaire*, Colonel d'Infanterie au Service de France. Aux deux Gonts de l'Imprimerie Ducale. A Paris, chez La Combe, 1771. 8.

Da wir die Urschrift nicht bey der Hand haben, so können wir nicht sagen wie die Uebersetzung gerathen ist; indessen versichert der Hr. von Sinclare, daß sie getreu ist, und sie hat in der That das Ansehn. Sie ist dem Prinzen, Maximilian Joseph, von Pfalz Zweybrück zugeeignet, und die Zuschrift ist mit Anmerkungen begleitet, in denen einige historische Nachrichten von einigen Prinzen aus dem Zweybrückschen Hause vorkommen, und ein kurzer Abriß von dem Leben des Prinzen Friedrichs von Zweybrück, dessen Heldenthaten während der Zeit, da er im letzten Kriege, die Reichsarmee commandirte, uns noch im frischem Andenken sind.

Der Hr. Ueb. äussert in der Vorrede, daß er nicht abgeneigt sey, dieses Werk einmal mit einem Commentar aufs neue in die Welt zu schicken, und in der That verdient es dieses. Die darinnen angegebene Grundsätze und Regeln, die sich auf alle Theile der Kriegeswissenschaft erstrecken, sind ungemein kurz und gehören eigentlich nur für Generale, und daher läßt sich dabey viel denken und viel sagen.

Des Herrn Ray von Saint Genies praktische Kriegeskunst. Oder der Dienst im Felde für den General, Stabs-Officier, Hauptmann und Subaltern

tern Officiers. Zwey Theile mit Kupfern. Zwote, verbesserte und von Druckfehlern gereinigte Auflage. Berlin und Leipzig, 1772. 8.

Dieses Werk ist immer eins von den besten Büchern, so von der Kriegswissenschaft handeln, und verdiente also wohl die Ehre einer neuen Auflage. Der V. handelt darinnen von den Unternehmungen im Felde mit vieler Vollständigkeit ohne in das Weitläuftige zu fallen, und die Beyspiele aus der ältern und neuern Kriegesgeschichte, durch die er seine Gedanken erläutert und seine Regeln unterstützt, sind sehr wohl gewählt. Die auf dem Titel angezeigte Verbesserungen sind von keiner Erheblichkeit.

Q.

---

15. Finanzwissenschaft.

Sir James Stewart, Baronets, Untersuchung der Grundsätze von der Staatswirthschaft als ein Versuch über die Wissenschaft von der innerlichen Politik bey freyen Nationen aus dem Englischen übersetzt. 2tes Buch. Tübingen, bey Cotta, 1770. 464 S. 3tes Buch. Erstes Stück 1770. 156 S. Zweytes Stück 1771. 148 S. 4tes Buch, erster und zweyter Theil 1771 280 S. Dritter und vierter Theil 1772. 228 S. 5tes und letztes Buch 1772. 225 S. in gr. 8.

Das zweyte Buch ist ganz dem Gegenstande der Handlung oder der Kaufmannschaft gewidmet. Die Verbindung zwischen der Handlung und Industrie, die Nachfrage, die Gränzen zwischen dem Tausch und Verkauf, die Bestimmung der Preise, die auswärtige Handlung, bey cultivirten und bey einfach gesitteten Völkern, die sogenannte Concurrenz, Kosten, Gewinn, Verlust, Balanz zwischen Arbeit und Nachfrage, Betragen der Landesregierungen dabey; Sicherheit und Bequemlichkeit bey der Handlung und Industrie; Kennzeichen einer fallenden auswärtigen Handlung; Luxus, physisch und politische Nothwendigkeiten; Balance des Vermögens

unter den Unterthanen eines heutigen Staates; Circulation u. sind die Standorte, aus welchen die Beobachtungen gemacht sind. Immer noch dasselbe Licht, dieselbe redliche Bemühung, dem Vortrage den höchsten Grad der Faßlichkeit und Evidenz zu geben, und alle die Vortheile, die ein jeder eben so practischer Scribent wie zu wünschen wäre, immer eben so in der Gewalt haben sollte, und die wir bey dem ersten Buche schon (   ) mit Vergnügen bemerket hatten. Wir überlassen allen Freunden Stewarts das eigene Vergnügen, an dem Reichthum seiner Gedanken, die er hier mit so vieler Schärfe und Richtigkeit spielen lässet, sich zu ergötzen, besonders auch seiner Erklärung vom Luxus zu folgen, die uns zwar nicht neu vorkommt, denn er macht einen Unterschied unter dem Luxus, der durch seine Folgen unsern verschiedenen Interessen schädlich wird, und dem Luxus, der unsere vernünftige gemäßigte Begierden befriedigt, aber doch viele schöne Ideen entwickelt; denn was die Distinction betrift, so glauben wir, daß es sehr willkührlich sey, was man diesem oder jenem moralischen oder metaphysischen Wesen für einen Namen geben will, und da kann man sogar die Nüchternheit Luxus nennen, wenn man erst einig ist, was man darunter verstehen will; indessen da doch immer den Sachen gerne solche Namen gegeben werden, die den Grundideen schon beygelegt sind, da wir ein jedes Buch lieber eine Schrift als ein Buch nennen, weil es vorher schon eine Schrift war, ehe es gedruckt wurde; so deucht uns müßte man auch in Ansehung des Luxus den Begriff beybehalten, der dabey zum Grunde liegt und den die Alten, von denen der Name auf uns gekommen, damit verbunden hatten. Claudius, Terenz, Tacitus haben alle das Wort in dem Sinn einer Ausschweifung, die sich auf solvere, luere, oder luxare beziehet, genommen, wo der homo in luxum effusus einen Menschen lege sobrietatis solutum et a recta via vulsum sive luxatum bedeuten soll. Was hält man sich also bey Wörtern auf, um ihnen einen doppelten Sinn zu geben, und warum bemühet man sich nicht vielmehr alle doppelsinnige Wörter zu vertilgen? So bald wir sagen: **Ehebruch**, so verstehen wir ein delictum darunter, es sey nun ein ganzer, halber oder noch kleinerer Bruch; hingegen wenn wir das Wort: **Wollust** nennen, so verstanden unsere Voreltern auch Ehebruch oder Hurerey darunter, anstatt daß wir, ihre Nachkommen, nun wohl gar von himmlischer Wollust sprechen; hier könnte man also auch eine hübsche Distinction unter der ächten, halbächten und unächten

Wollust machen; alleine! die Sprachen haben auch ihre Possessionen, worinn man sie nicht turbiren muß, nur mit dem Unterschiede, daß manche Wörter bloß den jüngsten, manche den ältesten Besitz für sich haben; so könnte z. B. Wollust immer in dem besten Sinne verstanden werden, als eine wohl geordnete, wohl geartete Lust: alleine! die Alten hatten schon zu früh für das Laster Possession von dem Worte genommen, die Sprache hat sich darnach gebildet und um das reine Vergnügen auszudrücken, welches man mit Wollust ausdrücken sollte, hat man das Wort: Wonne erfunden, wobey man es denn wohl lassen und die Wollust in ihrer Verdammniß erhalten, folglich nun auf unsern Luxus wieder zu kommen, auch diesen als eine politische Tugend characterisiren und das Gegentheil aber Luxuria nennen könnte.

Die Gegenstände des dritten Buches sind Geld und Münze. Viele englische Localitäten, aber doch in den Grundsätzen soviel gesunder Verstand, so viel Wahrheit, die auch oft in Deutschland Wahrheit ist oder es doch zu seyn verdient.

Bey der Lichtvollen Betrachtung über die Unfähigkeit der Metalle, die Stelle eines unveränderlichen Maaßes des Werths zu vertreten, und bey den Mitteln, die man vorschlagen kann, die verschiedene Unbequemlichkeiten zu vermindern, denen das materielle Geld unterworfen ist, deucht uns aber doch, daß es noch an Licht fehle. Die größte Unfähigkeit besteht darinn, daß Gold und Silber zugleich auch Waaren sind, die im Werthe steigen und fallen. Wir haben keinen Maasstab, der nicht dieser Veränderlichkeit mehr oder weniger ausgesetzt wäre, als die Zahl, die ganz unkörperlich, ganz metaphysisch ist, wozu keine Messungs-Instrumenten nöthig sind; Selbst das Papier, oder bey den Schlesischen ledernen Briefen das Pergament hat einen gewissen Werth, sowol an sich als durch die Charakterisirung, Schrift, Stämpel rc. wozu überall Zeit und Aufwand gehört. Hier sagt denn der Verfasser, man sollte, um dem materiellen Gelde jene Unvollkommenheiten zu nehmen, ihm seine Metall- oder Waaren-Eigenschaft ausziehen; indem er dieses sagt, läßt er uns trostlos stehen, verweißt uns zwar auf eine andere Stelle seines Buchs, die uns aber eben so wenig erläutert als jene.

Wie kann man doch einem Wesen sein Wesen nehmen, in einer Welt, die lauter Wesen ist?

Vielleicht wollte der V. sagen: wir müssen aufhören, Gold und Silber für Geld anzusehen, nicht blos, wie man in Frankreich Geld von billons unterscheidet, denn dieser

Unterschied bezieht sich doch immer auf beyde Begriffe zugleich, die billons auf das ungemünzte Silber, das ungemünzte Silber auf das gemünzte und das gemünzte auf die billons, sondern wir müssen gar keine gemünzte Sorten mehr haben, oder Gold und Silber müssen auf lauter gleichschwere Individua reducirt werden, damit man keinen Stämpel und kein Gewicht brauche, sondern blos die Zahl der Maasstab sey; allein das Geld in die Individua zu reduciren und jedem das gleichschwere Gewicht zu geben, das erfodert immer Aufwände, die den innerlichen Werth der Münze erhöhen, wenn nicht die Kosten aus gemeinen Säckel bezahlet werden.

Also um das, was der V. hier wahrscheinlicher Weise mit der Wegnehmung der Metallheit sagen wollte, seinem Sinne oder dem Sinne, den er dabey gehabt haben müßte, gemäßer auszudrücken, würden wir in Deutschland vielleicht gesagt haben: Man setze erdichtete Münzen feste, wie unsere Reichsthaler oder in Westphalen unsere Blaumüser, in Thüringen unsere Gülden rc. deren keiner mehr im Cours ist, die aber doch noch wirkliche Rechnungs-Münzen sind, wornach einige Zahlungen geschehen; man hat nie gehört, daß der Reichsthaler über 24 Groschen, der Blaumüser über 3 Groschen, und der Gülden über 21 Groschen gestiegen sey, wenn gleich alle andere Münzen gestiegen waren; dann sind wir in dem Falle, wo wir keine Münze mehr brauchen, oder vielmehr wo unsere Münzen ihre Metallheit entbehren können, wo sie metaphysische Münzen sind, wo wir unser Gold und Silber blos als Waare ansehen können, deren steigen und fallen zwar dadurch nicht aufgehoben seyn, welches aber alsdenn doch auf das gemeine Wesen keinen Einfluß haben würde, außer etwa bey denen, die nothwendig Gold oder Silber brauchen, bey den Goldschlägern, Verguldern, Gold- und Silberarbeitern rc. die übrige Waaren würden alle zwar einen gewissen Mittelwerth haben, um welchen sie sich herum, hinauf und hinunter bewegten; aber diese Beweglichkeit würde die eingebildete Münze nicht treffen; die Waare die in vorigem Jahre 10 Thaler gekostet und nun um die Hälfte gestiegen, würde zwar jetzt 15 Thaler kosten, aber der Thaler würde immer nicht mehr und nicht weniger als 24 Groschen und der Grosche 12. der letzten Individuen, 12 Pfennige gelten. Wir glauben, daß uns alsdenn jedermann verstanden haben würde, nicht nur verstanden, sondern auch vielleicht mit uns die Wahrheit, die darinn liegt, empfunden und gewünscht, daß diese goldene Zeit einmal einbrechen möchte. Zwar würde man alsdenn

denn mitten in dem Falle seyn, gar kein Geld zu sehen; aber daran läge nichts; wir würden höchstens nicht übler daran seyn als die Christen von der unsichtbaren Kirche oder überhaupt die Menschen, die Gott nicht sehen und ihn doch haben. Die Haupt-Ursache, warum das Geld erfunden worden, ist die Bequemlichkeit zur Verschickung, weil es allerdings bequemer ist und geschwinder geht für die Hermeline, Zobel, Juchten, Potasche, Theer ꝛc. die wir aus Archangel, oder für die Spanische Wollen-Säcke, die wir aus Segovia erhalten, kleine Gold- und Silbermünzen als kupferne Kessel, Nürnbergische Puppen und Orgeln oder Westphälische Schinken und Braunschweigisch- oder Zerbstische Bier-Tonnen dagegen zu schicken. Allein! diese Bequemlichkeit und Geschwindigkeit hat in unsern Tagen schon lange aufgehört, 10 Dukaten kommen keine Minute eher nach Archangel oder Cadix als 10 Schinken, und kosten eben so viel oder wohl mehr Fuhrlohn; das ist die Ursache, warum die Wechselbriefe aufgekommen sind, weil diese mit der reitenden Post und mit geringern Kosten versendet werden können; also die Hauptursache der Münzen ist vorüber; sie zu verschicken ist zu kostbar und die englische Nation hat sogar noch eine eigene Politik dabey, sie nicht aus dem Lande zu lassen; also ist nichts übrig, wozu sie noch nöthig wäre, als der inländische Tausch: um desselben kleinen Bezirks willen aber, den ein jeder deutscher Münzstand besitzt, Münzen zu schlagen, die sich auf ganz Europa, Asia, Afrika und Amerika beziehen, das kommt uns gerade so vor, als wenn wir keine andere Kleider, keine andere Schuhe tragen wollten, als die allen Menschen gerecht wären. Es ist kein Zweifel, daß, wenn unsere Kammern und unsere Münzmeister sich nicht sogar wohl bey dem Münzwesen befänden, so problematisch auch immer das Wohl der Kammern dabey seyn mag, das Publikum bald selbst ohne Zwang sich vereinigen würde, sich der Münzen zu entledigen und mit eingebildeten Thalern und Groschen sich eben so leicht und mit eben so weniger Verwirrung als mit eingebildeten Duzenden, Mandeln, Stiegen, Schocken, Hunderten ꝛc. die alle nichts wirkliches sondern blos metaphysische Substanzen sind, zu behelfen; ein Schock kann sich auf allerley Materie, Eyer, Bretter, Sächsische Steuer ꝛc. beziehen, aber ein Dukate bezieht sich auf Gold und ein Thaler auf Silber. Der V. schlägt jetzt 5 Mittel gegen die Würkungen von der Veränderlichkeit des Werthes in den zwey Metallen Gold und Silber vor. 1) Nur eines davon als den Fuß und das an-

dere als Waare zu betrachten — dann muß man, so deucht uns, das eine gar nicht vermünzen; wenn der Ochs nicht als Ochs sondern als Fleisch betrachtet werden will, so muß er zum ziehen ganz unbrauchbar seyn, sonst ist dieser Vortheil, daß er auch, ehe man sein Fleisch genießt, zum ziehen zu gebrauchen ist, unmöglich davon zu trennen — 2) das andere Metall von Zeit zu Zeit wie andere Waaren zu taxiren und zwar 3) immer nach einem gewissen mittlern Verhältniß der Metalle, oder 4) zwey Füsse, einen in Gold und den andern in Silber festzustellen, davon jedoch ein jeder Mensch sich nur für einen auf immer erklären müßte, 5) alle Schuldner zu verbinden, daß sie allemal die Hälfte nach dem Gold- und die andere Hälfte nach dem Silberfuß annehmen. Sie sind aber alle so unvollkommen, daß er sich selbst aus den Zweifeln, die ihm dabey aufstossen, nicht helfen kann, sondern neue Unbequemlichkeiten entdeckt, ehe die ersten gehoben sind, das Abnutzen der Münzen, die Fehler in der Genauigkeit bey der Stückelung und denn die Münzkosten, den Deckmantel der Kammern, worunter die Verfälschungen und Veränderungen des Münzfußes verstecket werden. Um nun von diesen neuen Zweifeln nicht überwältigt zu werden, schlägt der Baronet vor, 1) gegen das Abnutzen der Münzen die Species in großen dichten Stücken zu schlagen, die eine sehr kleine Oberfläche haben, so weit es nicht mit der Leichtigkeit und Schönheit der Münze streite; die große Summen Silbermünze in gewissen Beuteln und großen einförmigen Stücken, und alle leichte Münze nach dem Gewichte cursiren zu lassen. 2) Von Seiten der Regierung eine genaue Aufmerksamkeit anzuwenden, 3) in Ansehung der Münzkosten mit den Nachbarn gemeinschaftliche Sache zu machen, 4) öffentliche Creditanstalten zu errichten, von welchen der Fürst selbst abhängen müsse, damit er nicht in die Versuchung käme, den Münzfuß zu verfälschen, weil er damit der Creditanstalt folglich seinem eigenen Interesse Schaden thun würde.

Aber alle diese Vorschläge kommen uns unpractisch vor. Was soll das 1) für eine Figur seyn, die eine kleine Oberfläche habe, um nicht abgenutzt zu werden? ohnfehlbar die Kugel; also aus Dukaten und Dreyern Erbsen, aus 3 Groschenstücken und Pistolen Stachelbeere, aus Carolin und Conventionsthalern Haselnüsse und welsche Nüsse. Alleine! nicht zu gedenken, daß diese Figuren den Arbeitern mehr kosten würde, als die flache, so sind alle runde Dinge, die zumal so schwer sind als die Metalle, am geschicktesten uns zu entlaufen, da es

denn

denn für uns immer besser ist, daß die Münze sich ein wenig abschleift, als daß sie gar entspringt; mit den Beuteln würde man zwar dem Fall ausweichen, daß die Münzen sich nicht in unsern Beinkleidern abreiben könnten; aber da hier von Summen die Rede ist, die nicht in Beinkleidern getragen werden, so ist der Fall allemal unvermeidlich, daß die Beutel müssen nachgezählt werden, bey welchen Operationen des Zählens, des Werfens, des Aus- und Einpackens, des Rüttelns, eigentlich die Abreibung geschiehet, denn die Beutel erst von der Obrigkeit versiegeln zu lassen, das Siegel zu recognosciren, ohne es auf zu machen, das würde auf ein absurdum führen; wir würden dem Siegel alleine trauen und denn würde Siegelwachs unser Metall werden, unbekümmert, ob in dem Beutel Silber oder Bley wäre; auch die leichte Münze nach dem Gewichte cirkuliren zu lassen, würde für das Commerz eine große Beschwerlichkeit seyn, weil zum wägen, wo man die Ruhe der Waagzunge abwarten muß, ungleich mehr Zeit als zum messen gehört, folglich viele Geschäfte darunter leiden, in kleinen Zahlungen aber unendliche Beschwerlichkeiten daraus entstehen würden, wobey die Pretia selbst ohnfehlbar steigen müßten, denn wenn der Kaufmann seine Waare, die er sonst für 50 Thaler in Golde verkauft, einem andern, der ihm dieselbe Summ in Pfennigen bezahlen will, überläßt, welche zu zählen er viele Zeit anwenden muß, so wird er diesem ohnfehlbar einen höhern Preis machen als jenem und am Ende verlieren doch Käufer und Verkäufer dabey. 2) Daß die Regierung eine genaue Aufmerksamkeit habe, ist ein locus communis; der Dieb kann mich bestehlen und ich kann die genaueste Aufmerksamkeit auf das haben, was er thut, das hindert ihn nicht, mich zu bestehlen; die Frage ist hier, was die Obrigkeit für Mittel habe, der Unrichtigkeit im Ausmünzen zu steuern? Unser V. vergißt hiebey anzuführen, daß dergleichen thätige Aufmerksamkeit nicht das Werk der Regierung sey, wenn sie nicht Männer hat, die mit der Sache bekannt sind.

In Deutschland ist dieses Studium so verworren, aber auch so selten, als das astronomische. Neuton verband sie beyde in seinem Kopfe; an den meisten deutschen Höfen hat man in einem ganzen Lande kaum einen Mann und dieser herrscht so despotisch über seinen Zirkel; daß er sich von der Regierung nichts befehlen läßt, was er nicht selbst zu befehlen vorschlägt. Also der Fall, da die Regierung der Unrichtigkeit im Münzen steuern könnte, ist meistens schwankend. 3) Ueber

die Münzkosten mit den Nachbarn sich zu verstehen, das ist beynahe eben so viel gefodert, als wenn man einer Fabrik zumuthen wollte, einer andern in ihrer Nachbarschaft auf ihr Begehren zu offenbaren, was die Kassa dabey gewinne; die deutsche Reichsgesetze verlangen zwar, daß die Münze keine Mercanz seyn soll; aber das Gesetz ist nicht nur schon alt sondern ist auch in seiner zartesten Jugend nie in Ausübung gekommen. Also da das Münzwesen wirklich eine Mercanz ist, so kann der Vorschlag sich über den Profit mit den eifersüchtigen Nachbarn zu verstehen, unmögiich praktisch werden; für England ist er auch ohnedem überflüßig, weil die Nation die Münzkosten bezahlt, welches die Ursache ist, warum keine Englische Gelder aus dem Reiche gehen, weil nemlich der Nation nicht zugemuthet werden kann, auch für fremde die Münzkosten zu tragen; und dies ist auch die Ursache, warum andere Nationen z. E. die französische keinen fremden Stämpel bezahlen, sondern alle fremde Gelder als Tiegelgut ansehen. 4) Oeffentliche Creditbanken anzulegen und die Fürsten dabey zu interessiren ist allerdings eine vortrefliche Idee, aber auch sonst keine Härgen mehr für den größten Theil von Deutschland. In großen Reichsstädten findet man noch Banken, von deren Umsturz vielleicht der Umsturz der ganzen Verfassung abhangen würde, mit deren Wohlstand also auch der Wohlstand des ganzen Regiments unzertrennlich verbunden ist; aber hier ist von Fürsten die Rede.

Und wie viele sind der Fürsten, die da eine partie des plasirs darinn suchten, — das müßte aber seyn, wenn der Vorschlag Fortgang finden sollte, — eine öffentliche Credits Anstalt anzulegen, und mit allen ihren Erfodernissen selbst davon abzuhängen?

Es ist ihnen meistens bequemer, die baare Gelder, die sie zu ihren Aufwänden gebrauchen, von den Unterthanen einzutreiben, auch wohl von den Banken einzelner fremder Wechsler abzuhängen, und indessen andern Ergötzlichkeiten zu folgen, als Gläubiger und Pflegeväter der Unterthanen und Nachbarn zu werden. Doch der Barronet hat für sein Vaterland geschrieben, so eine große Universalmine er sich auch geben mag; dort ist freylich die Nation die große Creditbank für sie und für den König.

Unsere Leser sehen aus dieser einzelnen Stelle unfehlbar, daß der V. noch immer sich gleich bleibe, und mit seinen Betrachtungen so weit zurückgehe, als ihn seine Kenntnisse und Erfahrungen nur immer leiten mögen, öfters sehr zu ge-

gespitzt, sehr idealisch; aber ist auch eine Materie unter den praktischen, die wir kennen, die Erleuchtung und Simplicität erfodert, um zu reinen Begriffen zu gelangen, so ist es gewiß das Münzwesen.

Es begegnen sich so viele fremde Begriffe, an welche man sich dergestalt gewöhnet hat, daß man ihre Fremdheit nicht bemerket, wenn man nicht durch eine Art von Algeber, durch erdichtete Zahlen und Wesen, ihr Daseyn berechnet, ihre Körper ausmisset und denn erst das reine Resultat findet und herauf hebt. Das ist die Manier des Engländers, der in unsern Augen die künstlichen, tabellischen, auch wohl da und dort mit unter falsch kalkulirende französische Physiokratiker ihren übrigen Verdiensten ohne Schaden, weit hinter sich läßt.

Das ganze vierte Buch redet von Credit und Schulden und handelt die dunkle Materien von Privat- und National-Banken, Banknoten, von offenen Büchern, Cirkulations-Banken mit demselben Geiste der Ordnung und Klarheit ab, den wir schon kennen, nicht durch bloße Spekulationen, sondern auch durch Beyspiele der englischen, der französischen Nation, und der Holländer, wobey insonderheit, was die französische Nation betrift, der Finanz- und Handlungs-Zustand von Frankreich vom J. 1716. das ist von den Operationen des Hrn. Law anzufangen, von der Mississippi-Bank und dem ganzen Mississippischen Projekt bis auf den jetzigen Zustand von Frankreich sehr unterrichtend beleuchtet wird.

Das ist der Inhalt der ersten beyden Theile. Der dritte und vierte Theil sind bestimmt, die Wechselmaterie ganz in ihre einfache Bestandtheile aufzulösen und von da aus erst auf die Kunst, den wahren innern Werth der Metalle zu erforschen und die Mittel zu bestimmen, gegen die Unbequemlichkeit der Metalle bey Bezahlung der Balanzen; von dem öffentlichen Credit, den öffentlichen Schulden auch aus französisch und englischen jüngern Beyspielen und Vergleichungen, von Bankruten und der Weise öffentliche Schulden zu machen und zu tilgen deutliche Begriffe zu geben, welches denn dem V. und seinem Uebersetzer sehr wohl gelungen ist.

In dem 5ten und letzten Buche wird endlich der ganze Gegenstand von Auflagen behandelt, aber im Verhältniß mit den andern Gegenständen viel zu kurz abgefertigt; auch finden wir hier und dar nicht so viel Helle im Ausdruck oder in der Uebersetzung. Im 10 Kap. über die Frage: Sind die Auflagen ein Sporn zur Industrie, wie einige behaupten? sagt

der

der V. „aus den oben angeführten Grundsätzen kann ich keinen Schatten einer Ursach entdecken, warum ich schliessen sollte, daß dadurch, wenn man einigen einzelnen Personen einen Theil ihres Gewinnstes durch cumulative Auflagen oder durch proportionale von andern, durch Vermehrung des Preises von dem, was sie kaufen, willkührlich hinwegnimmt, auf irgend eine Art bey den Consumenten eine Begierde zu einer stärkern Nachfrage erregt werden sollte und ohne dieses können auch die Industriöse nicht aufgemuntert werden, den Waarenvorrath zu vermehren. Ich gestehe gerne, daß ein jeder, der genöthiget war, eine Abgabe zu bezahlen, ein Verlangen haben könne, sich selbst durch Vermehrung seiner Industrie wegen der Ausgabe schadlos zu halten, die er zu machen genöthigt war; wenn aber die Abgaben auf der andern Seite einen jeden nach Proportion seines Vermögens zu einer beträchtlichen weitern Ausgabe genöthiget haben, so würde es ungereimt seyn, wenn man diese Verminderung seines Vermögens als die Ursache eines Verlangens ansehen wollte seine Consumtion zu vermehren.“

Wie steif, wie verworren ist doch alles gesagt. Wir haben es mehr als sechsmal gelesen, bis wir folgenden Sinn herausbrachten und vielleicht ist er doch der rechte nicht.

Die Anspornung zur Industrie ist weiter nichts als auf der Seite des Fabrikanten der starke Absatz, und auf der Seite des Käufers die Lust zu kaufen. Wenn nun der Käufer zwar Lust hätte zu kaufen, das dazu destinirte Geld aber ihm nicht hinreichte, weil er die Waare, wegen der indessen darauf gelegten Auflagen, theurer bezahlen soll, als bisher gewöhnlich gewesen; so ist kein Schatten einer Ursache zu finden, warum der Liebhaber sich nun bemühen soll, das, was ihm noch daran fehlt vollends zu erwerben; ich gebe zwar einen natürlichen Trieb zu, den die Menschen haben, sich über eine jede Ausgabe nach bestem Vermögen schadlos zu machen: aber wenn das, was der Käufer haben wollte, ein unumgängliches Bedürfniß für ihn war, und er also dasselbe um den erhöheten Preiß nothwendig kaufen mußte, wodurch also sein Vermögen um so viel vermindert worden; so sehe ich nicht, wie dieser gezwungene theure Einkauf ihm eine Lust beybringen könne, künftig noch mehr einzukaufen; er wird sich vielmehr behelfen so gut er kann, und der Fabrikant wird also aus Mangel der Bestellung oder des Absatzes lange Weile haben und die Industrie wird ermatten.

So verstehen wir die Stelle, ob wir schon nicht läug n, daß wir hier einer andern Lehre beypflichten. Der Ve jt vorher an einem andern Orte selbst, daß die Abschaffung r Auflagen in einem Lande, wenn sie einmal weißlich ein richtet und im Gange sind, den Staat in das Verderben irzen könnte. Dieses, als eine sehr leicht erweißliche Wahrheit angenommen, sind wir vielmehr der ohnziellsetzli en Meynung, daß, wenn die Sache nicht übertrieben, wenn m Bienenstock nicht auf einmal zuviel Wachs und Honig sgeschnitten wird, daß er die Lücke nicht mehr vor Winters isbauen kann, sondern darinn erfrieren oder erhungern muß, e Bienen mehr arbeiten als sie gearbeitet haben würden, enn ihnen nichts wäre ausgeschnitten worden; daß in ei m Falle der Käufer zwar, der sich alle Jahr ein Kleid ma en läßt, nun durch die vertheuerte Waaren nicht dahin erde angetrieben werden, sich künftig deren 2 machen zu las n; daß er aber die Auflagen sich nicht werde abschröcken las n, sich doch alle Jahr ein Kleid fort machen zu lassen und it verdoppelten Fleiße das werde zu erwerben suchen, was an inem dazu bestimmten Gelde ihm noch fehle; daß hingegen ich der Fabrikante sich bemühen werde, durch Verdopplung ines Fleisses nicht nur mehr zu arbeiten als er vorhergethan, ndern auch mehrere Abkäufer sich zu verschaffen; und das ist e Industrie die durch die Abgaben befördert und gereizet ird, wenn sie nicht so übermäßig sind, daß sie die Nerven hmen und ihnen die Reizbarkeit nehmen.

Mit diesem allen bleibt dem Uebersetzer ein sicheres Ver nst, daß er uns die Bekanntschaft mit einem Buch erleich rt, welches immer klaßisch bleiben wird; und verdiente, von llen Königen und ihren Ministern studirt zu werden.

Fz.

---

16. Handlungswissenschaft.

Anfrage an das deutsche Publikum, die Handlungsbilanz zwischen Deutschland und England betreffend. Hamb. und Frfrt. am M. 1773. 48 Oktavseiten ohne die Vorrede.

Wer glaubt nicht beym Titel dieses, wie es nem nen? — Heftchens — der Ve werde nausgemachte Frage, ob England oder

Bilanz ihrer gegenseitigen Handlung gewinne, (welches von den politischen Schriftstellern der Engländer statt ausgemacht zu werden, aus politischer Einseitigkeit nur verwirrt worden, und von Deutschen aus verschiednen Ursachen nicht hat aufs genauste bestimmt werden können,) kalt untersucht und bescheiden beurtheilt haben? Allein statt dessen findet man eine Berechnung S. 35. über Englands und Deutschlands wechselseitige Ex- und Importationen, die der V. in einer kleinen 6 Bogen starken Schrift: The present state of the Nation, particularly with Respect to its Trade and Finances — — addressed to the King and both Houses of Parliament gefunden haben will, aus welcher erhellet, daß in den 5 Jahren von 1762. bis 66. incl. jährlich im Durchschnitt für Deutschland 8 Millionen 787750 Rthlr. bey diesem Handel verlohren gehen. Die von dem V. im voraus bedächtlich bezeigte Verachtung gegen jeden Recensenten, der ihm nicht beypflichten würde, ist das einzige Bedächtliche in seinem ganzen Werkchen. Dies muß aber nicht abschrecken, das Büchelchen, das in einem rauschenden, selbst genugsamen Tone nicht blos frägt, sondern auch Mittel an die Hand giebt, wie sein ihm am Herzen liegendes Vaterland die jährlichen 7 bis 8 Millionen behalten könne, damit seine lieben Landsleute sich nicht an Kartufeln und Wasser laben dürfen, während daß der Engländer und sein Unterhändler, der Hamburger und ihresgleichen in Roastbeef und Punsch übermüthig schmausen, (S. 41.) näher zu beleuchten, damit dieser Wisch die Ideen nicht noch mehr verwirre, und den beschwätzten Finanzier nicht verleite, nur einen einzigen seiner Sätze für wahr zu halten. Wenn doch seine große Entdeckung in dem The present state etc. nur wahr wäre! Deutschland könnte nie glücklicher seyn! denn man nehme nur, wie der Verfasser S. 43. selbst gestehet, daß weder Oestreich noch Brandenburg unter diesem schändlichen Handelstribut seufzet, auch nicht das mitlere Deutschland; jene sind zu politisch, und dies zu arm dazu. Auch Holland nicht. Wie ist es also möglich, daß die ganze Last dieser widrigen Bilanz von nicht weniger als 7 Millionen jährlichen Verlusts blos einen kleinen Theil von Deutschland treffen kann? da der V. zugleich nicht zugeben will, daß Hr. Unzer Recht habe, wenn er Deutschland um das Jahr 1750. auf 428 Millionen reich schätzet. Einen kleinen Theil Deutschlands also, ob gleich das ganze deutsche Reich nicht 428 Millionen reich ist, gleichwol jährlich 7 Millionen (denn bey 7 Millionen bleibt der Verfasser endlich stehen, von diesem jährlichen Verluste läßt.

läßt er sich aber auch keinen Groschen abdingen;) das heißt, seit dem 1750ten J. 161 Millionen verlieren zu lassen, dazu kann nur ein Schriftsteller fähig seyn, der, wenn er nicht für toll erklärt seyn will, sich wenigstens nachsagen lassen muß, daß er seine Mitbürger öffentlich zum besten hat, oder daß er auf die herrschende Mode, über Handlungs- und Finanzsachen zu grübeln, eine Satire hat schreiben wollen.

Wenn der Recens. sagt, Deutschland könne nie glücklicher seyn, als wenn des V. entdeckte Berechnung richtig wäre, so muß er sich, ehe er schließt, deswegen rechtfertigen; sonst möchten die Leser das von ihm denken, was sie von dem V. gegenwärtiger Schrift zu denken berechtigt sind. Wenn der Belauf der Waaren, die wir nach England führen sollen, jährlich 7 Millionen weniger beträgt, als derer, die aus England nach Deutschland kommen, so braucht man nicht einmal zum Schleichhandel bey der Einfuhr, auch nicht zu den Künsten, die der Kaufmann macht, um bey einer angeblichen Ausfuhr einer fertigen Waare den Dralak zu genießen, seine Zuflucht zu nehmen, um dem deutschen Mitbürger eine Erholung von dem Schrecken zu verschaffen, den ihm der V. durch die jährlich zu verlierenden 7 Millionen einjagt, und um ihn von der Furcht zu befreyen, daß er zuletzt seine Kinder den Engländern und ihren Tribut-Einnehmern, den Hamburgern, wie der V. sie nennt, als Sclaven wird hingeben müssen; sondern man braucht nur ein flüchtiges Auge auf die natürliche Lage aller wechselseitigen Handlung zu werfen, die, wenn sie auch mit einem Lande 7 Millionen verlöhre, diese 7 Millionen entweder zum Theil, oder ganz, wo nicht gar mit ansehnlichem Gewinn von andern Nationen wieder bekommt.

Manufakturwaaren erhält Deutschland schon längst nicht mehr von den Engländern. Sie sind zu theuer; und man könnte dies dem Verfasser deutlich beweisen, wenn es dem Recens. so viel darauf ankäme, ihn von etwas zu überführen, als vielmehr den unerfahrnen Leser vor ihm, und seinen windigen Sätzen zu warnen. Zinn, Toback, Reis, Cattonen, Färbestoffen, Zucker und Caffee, welches die Hauptartickel sind, gehen theils verfeinert (wodurch der Arbeitslohn im deutschen Vaterlande bleibt) nach Rußland, Pohlen, Dännemark, Schweden und dem ganzen Norden, theils öffentlich, theils durch Schleichhandel. Auch vergißt der V. an die Speditionsgüter 2c. zu denken, und daß die Holländer mit unter seine Liste gehören, welche zwar nach seiner Meynung wenig von seiner Bilanz vergüten; und Schweizer, welche Englische

Waaren gebrauchen, existiren für ihn gar nicht, (m es liebt ihm so.) Aber woran kann der V. auch ged t als er seine sinnlose Frage und seine noch sinnloseren zusammen schmierte; ob er gleich zuweilen das Maul als hätte er darüber nachgedacht. Der Styl läßt ver daß der V. zu den Leuten gehöret, die durch lautschr haben wollen.

Zm.

---

17. Haushaltungskunst.

Johann Riems Abhandlung über die Holzspar durch ökonomische Oefen. Mannheim, 177 3½ Bogen in 8. nebst einem Kupfer.

Ist nicht uneben gerathen und zeigt durch versch n Vortheile, daß diese Materie ohnerach der von herausgekommenen Schriften noch nicht er

Verwandlung der jetzigen Modebienen-Gesellschafter in Dorfbienen-Gesellschaften zum wahren Nutzen der Bienenzucht für alle Landes-Gegenden von Johann Riem. Mannheim, 1773. 2½ Bogen in 8.

Herr Riem schlägt hier den einzigen möglichen Weg ein, die Bienenzucht in einem Lande empor zu bringen und will anstatt der Privatbienenstände in jedem Dorfe einen allgemeinen Bienenstand haben, der durch einen wohlunterrichteten Wärter gepfleget würde, und wobey jeder Einwohner, der das Recht hat sich Bienen zu halten, nach der Zahl seiner Stöcke intereßire. Diese Bogen enthalten blos den Grundriß seines Plans, dem eine größere Abhandlung von diesem gemeinnützigen Gegenstand folgen soll.

Herrn Vitet's Unterricht in der Vieharzeneykunst aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von J. C. P. Erxleben. Des ersten Theils, erster Band von der Bildung und dem

dem Nutzen der Theile bey dem Pferde und Rindviehe. Lemgo, 1773. 1 Alph. 4 Bogen in 8.

Das französische Werk des Herrn Vitet ist von einer guten Seite bekannt und hat unter den Händen des gelehrten Herrn E. in der Uebersetzung einen neuen Werth erhalten. Nunmehro ist doch endlich Hofnung vorhanden, daß man die Vieharzneykunst zur großen Aufnahme der Landwirthschaft auch in Deutschland fleißiger als bisher bearbeiten wird, denn uns sind verschiedene Gelehrten bekannt, welche den gemeinen Wahn abgeschüttelt haben und es nicht mehr zu geringe halten, auf die Krankheiten und Curen des Viehes allerley Art ihre ganze Aufmerksamkeit zu richten. Frankreich ist schon lange mit seinem rühmlichen Beyspiel hierinn vorangegangen.

Johann Eberhard Kaisers — Erste Linien der Naturkunde des Ackerbaues in einer kurzgefaßten Bauren-Physik durch Frag und Antwort. — Fulda, 1770. 17 Bogen in 8.

Der V. sagt viel gute Sachen und hat die besten Schriften unserer Zeit von seinem Gegenstand gelesen und genutzet. Aber eine Bauren-Physik? — Wenigstens muß der Bauer das ganze System der Naturlehre im Kopf haben, wenn er verstehen will.

Carl Christoph Oelhafens von Schöllenbach — Abbildung der wilden Bäume, Stauden- und Buschgewächse, welche nicht nur mit Farben nach der Natur vorgestellet, sondern auch nach ihrer wahren Beschaffenheit — beschrieben sind. Erster Theil, welcher die Tangel- oder immergrünen Bäume enthält. Nürnberg, 1773. 10 Bogen in 4. und 34 illuminirte Kupferplatten.

Im Jahr 1767. wurde der Anfang mit der Herausgabe dieses kostbaren Werks gemacht und haben wir B. 13. S. 593. dieser Bibl. dessen rühmlichst gedacht. Nunmehro da der erste Theil, welcher die Tangel-Bäume allerley Art enthält, fertig ist, zeigen wir den Liebhabern an, daß in den folgenden Theilen zuerst die wilden Laubbäume und sodann die Stauden- und Buschgewächse in der Ordnung folgen werden.

Erste Grundsätze der Landwirthschaft im Zusammenhange nach Grundsätzen der Naturlehre, Chymie, Mathematick und Staatsklugheit, verfasset von Philip Jacob Stubbeck. Regenspurg, 1772. 6 Bogen in 8.

Magis in rubro quam in nigro. Ein Ehrienmäßiges gelehrtscheinendes Geschmiere von lauter bekannten Sachen hie und da mit Unwahrheiten verbrähmet, z. E. daß die Düngung mit Hornspänen eine unnütze Tändeley sey, da die erfahrensten Landwirthe sie schon lange als vortreflich anerkannt haben.

Anweisung wie man eine Baumschule von Obstbäumen im Großen anlegen und gehörig unterhalten solle. Nebst einer Vorrede vom Nutzen der grossen Baumschulen und Bepflanzung der Heerstrassen mit Obstbäumen. Zweyte vermehrte Auflage. Halle, 1773. 13 Bogen in gr. 8. und 3 Kupferplatten.

Der V. räth mit allem Rechte an, zahme Obstkerne in großer Menge zu säen, um einen ansehnlichen Vorrath tüchtiger Kern-Stämme zu ziehen, davon man die Baumschule anlegen soll, und verwirft die aus dem Walde genommenen wilde Stämme zu diesem Behuf. Er hat sehr richtig angemerket, daß das Pfropfreiß den wilden Stamm in kurzer Zeit in einer unförmlichen Dicke überwächset und der Baum hernach im Wachsthum plötzlich stille stehet, weil das wilde Holz engere Poros hat, und sich nicht so schnell als das zahme Reiß ausdehnen kann, aber die Ursache davon giebt er nicht an; welche diese ist, daß die aus dem Walde genommenen Pflänzlinge gemeiniglich schon sehr alt und wegen des schlechten Bodens oder Mangel des Raums auf ihren Geburtsort verbuttet sind, daher oft ein Pflänzling zehn und mehrere Jahre alt seyn kann, und so schwach ist als ein in der Kernschule gezogener Stamm von drey Jahren. Zum Beweiß dienet, daß wenn Kerne von wildem Obst gesäet und hernach gepropfet werden, das wilde und zahme Holz in einer Dicke fortwächset und schöne dauerhafte Bäume giebt. Mit Vergnügen lieset man die nach einem richtigen Maasstab angelegte

Ver-

Berechnung des Nutzens, den ein Morgen Acker als Baumschule in 12 Jahren abwirft und jährlich 118 Reichsthaler reinen Profit giebt. Ob diese Schrift gleich für Anfänger geschrieben ist, so wird doch niemand daraus lernen, wie er pfropfen oder oculiren soll, weil der V. eigentlich kein Gartenbuch schreiben wollen, sondern diese Handgriffe voraussetzet. Die Beschreibung einiger Aepfel: Birnen: und Kirsch: Sorten ist sehr gut ausgefallen. Des Herrn v. Münchhausen Arbeit in dieser Art scheinet dem V. unbekannt zu seyn. Die vorgeschlagene Methode der Bepflanzung der Heerstrassen mit Obstbäumen ist neu und sehr gegründet, allein wir wünschten sie weitläufiger ausgeführet zu sehen. Mit Recht schillt er auf die Unordnung in den Baumschulen, und daß dem Käufer ofte ganz andere Obstsorten gegeben werden als er verlangt; wenn er aber zur Bepflanzung der ledigen Stellen in der Baumschule, Aepfel, Birnen und Kirschen untereinander bringt, so gefällt uns dabey zwar die Art und Weise die Nummern in Ordnung zu halten, das Verfahren selbst aber gefällt uns nicht. Der Recensent hat in seinen weitläuftigen Baumschulen die Ordnung beobachtet, daß er bey Herausnehmung der starken Stämme, allemal die ganze Reihe oder auch das ganze Beet aufnehmen, und die schwächeren Bäume auf ein ganz neues Beet unter ihre Nummern bringen lassen, das ledige Beet aber wieder mit Obstkernen besäet oder zu Küchengewächsen angewendet. Wenn der V. die Gutsherren zum Anbau der Obstbäume aufmuntert, so hätte er ihnen hier den Gedanken, daß z. E. der Borstorfer Apfel eine Kaufmannswaare für fremde Länder abgiebt, lebhaft darstellen und berechnen sollen, was eine auf einem mittelmäßigen Landgute ins freye Feld oder sonsten mögliche Anpflanzung von ein oder zweytausend Borstorfer: Apfelbäume nach 30 und 40 Jahren, oder auf Kind: und Kindeskind, für einen großen Nutzen bringen könne. Noch misfällt uns in dieser Anweisung, daß der V. das Pfropfen dem Okuliren vorzuziehen scheinet, da doch durch letzteres offenbar gesundere und dauerhaftere Bäume gezogen werden auch viel sicherer anschlagen als durch ersteres.

Allgemeiner ökonomischer Calender zur Haus- und Landwirthschaft zur Lust- und Küchen- Gärtenerey der Jägerey, dem Forstwesen, der Fischerey u. s. w. — Nürnberg, 1773. 1 Alph. 12 Bog. in 8.

Das vorzüglichste in diesem dicken Buche ist der vorangesetzte Unterricht vom Kalenderwesen, welcher dem ungelehrten Landwirth nützlich seyn kann. Das übrige ist, Gott weis woher zusammengeschrieben, denn das wenigste passet sich auf Deutschland und ist in unsern Gegenden ganz unnütz.

Nützlicher und getreuer Unterricht für den Land- und Bauersmann auf das Jahr 1774. oder fortgesetzter allgemeiner Landwirthschafts-Calender. Fünfter Jahrgang. Stutgart, 9 Bogen in 4.

Hat noch eben den Werth den wir schon mehrmalen in unserer Bibliothek dieser Schrift beygelegt haben.

B.

I. Abhandlungen — der fränkischen — Bienengesellschaft auf das Jahr 1772. und 1773. erste Abtheilung. Nürnberg, bey F. E. Zeh, 344 Seiten in 8.

II. Abhandlungen — von derselben Gesellschaft. Zweyte Abtheilung. Bey Zeh, 1774. 352 Seiten in 8.

III. Freundschaftliche Anmerkungen über des Herrn Riem's ganz neu erfundenen Bienenmütter, aus dem Arbeitsbienen-Geschlechte . . . . : und über Herrn Korsemka — von J. F Steinmetz, Archidiakonus und Senior zu Culmbach. Nürnberg, bey Zeh, 1774. 176 Seiten in 8.

IV. Wahrscheinliche Muthmassungen von der Bestimmungs- und Entstehungsart der Drohnen. Von J. Herold, Pfarrer zu Weitlam, mit einer Vorrede und Anmerkungen von J. F. Steinmetz. Nürnberg, bey Zeh, 1774. 128 Seiten in 8.

V. Gründlicher Beytrag und Unterricht zu schönster Verbesserung der Klotzbeuten-Bienenzucht, von

J. L. Eyrich, Pfarrer zu Etzelheim, nach den Urtheilen eines Bienenfreundes im plauischen Grunde, 40 Seiten in 8.

VI. Praktischer vollständiger Auszug zur besten allgemeinen Bienenzucht, aus den neuesten Bienenbüchern, und insonderheit den Conventsschriften der fränkischen Gesellschaft, auf Verlangen, und mit vollkommner Approbation der Gesellschaft entworfen von J. M. Neidhardt, Pfarrer zu Villbrunn.

VII. Auf Vernunft und Erfahrung gegründete Gedanken von der Zeugung und Befruchtung der Bienen-Königinn. Von demselbigen Verfasser. Nürnberg, bey Zeh, beyde zusammen 254 Seiten in 8.

VIII. Gesammelte und nach Vernunft und Erfahrung geprüfte Nachrichten von der Winterung der Bienen aus den Gesellschaftlichen Versuchen zusammen gezogen, und zu Aufklärung dieses grossen Artickels in der verbesserten Bienenpflege, allen Kennern zur öffentlichen Beurtheilung vorgelegt von J. L. Eyrich, Pfarrer zu Etzelheim rc. Nürnberg, bey Zeh, 110 Seiten in 8.

Ganz müde von Titel abschreiben, davon manche statt Vorberichten dienen können, sagen wir den Lesern, daß wir alle diese Schriften zusammen nehmen; weil sie nicht nur in den zwoen Abtheilungen der fränkischen Bienengesellschaft von 1772. und 1773. sondern auch unter diesen Titeln besonders zu haben sind. Sie unterscheiden sich in nichts weiter, als in den Seitenzahlen; aber eine Seite enthält so viele Worte wie die andere. Billig fragen wir daher die Bienengesellschaft: warum hat man nicht auf den Titel der einzelnen Abhandlungen angemerket, daß sie aus jenen Sammlungen besonders abgedruckt worden? Wie manche Leser, denen sie doppelten Kosten veranlassen, werden ihnen diesen Vorwurf machen!

Des Herrn Steinmetz Schrift ist die erste in dieser Sammlung. Betrachtet man die Zueignung und den Vorbericht,

richt, so entdeckt man, daß sich der Verfasser durch sein emsiges Bemühen in der Bienenzucht viele Feinde, und so gar zur Schande unserer aufgeklärten Zeiten, unter seinen Amtsbrüdern auf den Hals geladen. Hiezu kam seine unerwartete, aber wohlverdiente Beförderung. Nicht so, meine Brüder, laßt den fleißigen Predigern erquickende Nebengeschäfte zu, lernt --- selbst von den fleißigen Bienen, keine Stunde vorbeygehen zu lassen, wo ihr eurem Nebenmenschen mit nützlichen Beyspielen vorangehen könnet — H. St. kehrt sich auch wirklich an nichts, und zeigt ihnen es in dieser Abhandlung dreiste unter das Angesicht. — Seine Hauptbemühung geht über das dahin, mit der That in freundschaftlichen Anmerkungen die Riemische Erfahrung, daß eine gewisse Gattung der Arbeitsbienen die wahren Mütter der Drohnen seyen, zu befestigen, und dabey zu behaupten, daß diese Erfahrung, welche durch wiederholte Versuche bestätiget worden, andern Muthmassungen, z. B. der h. Oberlausitzer nicht nachgesetzt zu werden verdiene. Der V. nimmt ferner als wahr an, daß die weiblichen Arbeitsbienen, nicht nur zur Zeit der Weisellosigkeit, sondern zu allen andern Zeiten, wenn gebrütet wird, die Eyer zu den Drohnen legen; und pflichtet hierinnen den Vorträgen der Churpfälzischen ökonomischen Gesellschafts-Bemerkungen vom Jahre 1770. 1 Th. S. 207. gänzlich bey. — Noch ferner glaubt er, daß es unter den Arbeitsbienen zweyerley Geschlechter, männliche und weibliche gebe; Er will aus nicht unannehmlichen Gründen S. 87. daß die weiblichen Arbeitsbienen, welche wirkliche Drohnenmütter sind, aus den präformirten und (eben so wie bey dem Drohnengeschlechte) überflüßig vorräthig seyenden Eyern königlichen Geschlechtes entstehen. Diese ohne königlichen Futterbrey, ohne in unter sich hangenden eichelartigen Zellen, dagegen in kleinen gemeinen Wiegen erbrüteten Drohnenmütter, konnten seiner Meynung nach (eben so meynt auch der berühmte H. Bonnet) durch diesen Umstand nicht zu den vollkommenen Eigenschaften einer Königinn gelangen. Ein Satz der sehr natürlich zu seyn scheint, und vieles zur Vereinigung der schirachischen und riemschen Hypothese beytragen kann: denn allemal bleibt es möglicher, daß präformirte königliche Eyer, die ihre gehörige Zelle, und ihren gewöhnlichen Futterbrey nicht erhalten, eher zu kleinen Bienen ausarten, so wie die Drohnen in kleinen Zellen erbrütet, auch kleiner und kaum unter den gemeinen Bienen an Größe zu unterscheiden sind; als daß Eyer zu präformirten kleinen Bienen in größre, das

ist zu Königinnen umgebildet werden sollten. ------- Geduld -- noch einige Jahre älter, und dann möchte sich aus allen bisherigen so häufig vorgetragenen Erfahrungen — Muthmassungen u. dgl. m. etwas gewisses nach vorsichtig wiederholten Versuchen vortragen lassen: denn Eilen bringt nichts gutes! Es ist uns übrigens nicht unbekannt geblieben, daß H. St. ein und andere Sätze gern von selbst zurücknehmen wollen, seine Rückberufung des Manuscriptes aber zu späth angekommen. Wir sind daher entübriget mehrere Stellen zu recensiren. -------- Endlich, wiewol wir keinen Gefallen an Streitigkeiten haben, müssen wir noch sagen, daß am Schlusse ein sächsischer Recensent nach Verdienst gezüchtiget worden.

Die zweyte Abhandlung enthält H. Herolds Muthmassungen von den Drohnen. Sie sind hin und wieder nicht zu verwerfen: nur das Marschblasen der Drohnen, wovon schon Kurella schrieb, können wir nicht mit dem zusammenreimen, daß die Drohnen beym Abfluge jeden Schwarmes immer ungern herauswollen, und itzt betrübt blasen. So viel geben wir gern zu, daß diese faulen Zechbrüder ben warmen Nachmittagsstunden, wenn sie ihre angefüllten Wänste ausleeren, und sich eine Bewegung machen wollen, beym Herumflattern vor dem Korbe, um sich denselben bekannt zu machen, besonders wenn ein und andere zum erstenmale ausfliegen, durch ihre Hautboisten Töne sich untereinander selbst, aber keine andere Bienen hervorlocken.

Was der V. S. 74. u. dgl. f. in der Sammlung S. 250. von Riem's Verwandlung der Modebienengesellschaften in Dorfbienengesellschaften saget, und die Anmerkungen, womit ihn H. Steinmetz unterstützet, sind durchaus gegründet. --- Von der sächsischen Bienenzucht, „die sich nach „dem Ausdrucke des V. mit dem künstlichen oberlausznitzischen „Ablegen, und der einfachen Zucht schleppet, peiniget und „plaget, führt er weiter an, daß sie für den gemeinen Mann „viel zu mühsam, zu kostbar und abschröckend und für das „Publikum doch von so schlechten Ertrage sey, daß die praktische Bienenzucht von daher eher ihren Untergang als ihre „Aufnahme sich zu versprechen habe.„ Um zu entdecken, ob des Mannes Urtheil auch Gewicht habe, müssen wir ihn noch einige Zeilen weiter reden lassen; so saget er: „ich schreibe „nicht aus blinden unbesonnenem Eifer. H. Riem hat schon in „der oben angezogenen Piece S. 8. angemerkt, daß die „Modebienengesellschaften, wohl zu verstehen, die gute Sache

„mehr erschweren, als erleichtern, — der Bienenzucht „den letzten Herzstoß versetzet, und das ist unleugbar, weil „die Erfahrung dafür redet.„ Solch ein offenherziges Bekänntniß von einem Gliede der Bienengesellschaft hätten wir nie vermuthet. Meine Herren, fahren Sie fort, die klare Wahrheit zu schenken.

Die dritte Abhandlung. H. Eyrichs Beytrag zu schönster Verbesserung der Klotzbeuten rc. gehört in die alte Rüstkammer: er bleibt mehr eine kriechende Empfehlung und Einladung zum Mitgliede an den H. P. v... i. zu L... ff. als ein gründlicher Unterricht: und so wären wir mit dem ersten Bande fertig.

Im zweyten geht H. Neidhards Auszug voran, auch das Auszüge machen will zur Mode werden? Es ist doch bekannt, daß die H. Geistlichen Zeit und Geschick dazu haben: noch mehr aber, daß wir schon dergleichen weit kürzere und bessere haben. Wir sehen daher den Ruf nicht ein, der hinlängliche Ursache wäre, so einen Auszug, der eine ganze Sammlung Abhandlungen vorstellen könnte, selbst aus Abhandlungen zu liefern, die kaum die Presse verlassen - - - und von einer Gesellschaft, davon man ein eigenes Mitglied, und was unverzeyhlich ist, den besonders abgedruckten Auszug auf Kosten des Publikums der Gesellschaftssammlung einzuverleiben. — Die hie und da angeschlossenen eigenen Erfahrungen des V. müssen wir gut heißen, und nur diese hätten verdient in den Sammlungen zu erscheinen; Er saget z. B. S. 199. nicht unrecht, daß an vielen Orten zugleich Bienenkenner auf das Magazinsablegen verfallen seyn: „zu der Zeit als verschiedene — Franken Versuche davon „anstelleten, geschah solches auch von mir im Odenwalde, und „auch von H. Riem, und vielleicht noch eher.„ Wir können den V. versichern, daß es von letztem noch eher wirklich geschehen, daß es auch zu gleicher Zeit in der Schweitz von H. Gruner, und an mehreren Orten vorgenommen worden, und daß dies Ablegen gerade zu, nichts anderst, als Verbesserungen des schon 1754. vorgenommenen riemischen Ablegens sey. Dem Publikum aber müssen wir bekennen, daß, zu so vollkommenen Grade dieses Ablegen auch immer gediehen ist, die Herrn Franken doch zu viel Wesens davon machen: eine Sache vortreflich über vortreflich nennen, ist nicht genug für das Publikum; es bauet darauf: man muß ihm auch sagen, daß es zu Zeiten mißlinge. Eigene und häufige Versuche bestätigen, daß ½ Theil mißrathen können, die man als vergebl

gebliche Arbeit wieder zum abgenommenen Stocke vereinigen müsse. Indessen bleibt diese Weise, wo die Bienen ungern schwärmen, doch die einfachste.

Die zweyte Abhandlung. Auf Vernunft und Erfahrung gegründete Gedanken von der Zeugung und Befruchtung der Bienen-Königinn, von demselbigen Verf. fängt S. 222 an, und endigt sich S. 254. sie ist durchaus würdig jenen Sammlungen beygesellet zu werden. Der V. bestreitet darinn die schirachische bekannte Meynung von der Entstehungsart der Königinnen aus gemeinen Bienenwürmern, und befestiget dagegen die riemschen Erfahrungen, daß jedes Ey präformirt sey. S.230 erzählt er uns einen recht bemerkenswerthen Umstand, den er durch eins der besten Microscopen, so ihm der H. Graf von Erbach zu diesem Zwecke verehrete, entdecket hat: „der Rüssel der Königinn ist kürzer als „der an den Arbeitsbienen, ihre Kinnbacken sind eingekerbt, „da der gemeinen Bienen ihre platt liegen, an ihren Hinterfüssen findet man die wichtige Höhlung nicht, die man bey „den Arbeitsbienen wahrnimmt, und worinn sie ihre Wachsbällchen einlegen; auch fehlen hier die vielen Haare, womit „diese Höhlung der Arbeitsbienen umgeben ist.„ Mit Rechte nennt dies der V. einen wichtigen Unterschied. Denn wenn die andern Theile sich nach Schirachs Meynung durch größre Zellen ꝛc. höher entwickeln könnten, warum nicht auch die von H. Neidhardt eben angemerkten Theile?

Noch eine seltene und den Umständen angemessene Stelle finden wir S. 248, welche die Vielheit, oder vielmehr den Ueberfluß der Drohnen rechtfertiget; er saget: „Die „Thränen, die in einem Stocke sich befinden, sind von Natur nicht für eine Königinn, sondern vielleicht für 20, vielleicht für mehrere derselben bestimmt. Kämen diese alle „zur Wirklichkeit, so würden alle Thränen nöthig seyn zu ihrer Befruchtung; nachdem aber die Bienen einige königliche „Eyer, weil sie weiter keine Königinn bedurften, ausgerissen „oder unerbrütet gelassen, so bleiben freylich viele Thränen „übrig, die hernach — gleichfalls von den Bienen als unnütz verjaget werden.„ Alle unsre Beobachtungen sind in diesem Stücke für den V. — S. 252 hat uns die Anmerkung der Societät, daß die Königinn auch mitten im Winter Eyer lege, völliges Genüge gethan: man muß es aber doch etwas begränzt verstehen, nemlich wenn im Winter gelinde Witterung einfällt. — S. 253 hat der V. auch gesehen, daß tode Thränen mit hervorragenden männlichen Gliedern herausgetragen worden: hoffentlich wird er es den riemschen Be-

merkungen nicht zu lieb nachgeschrieben, sondern selbst so gefunden haben: nur in so fern sehen wir es als eine Bestättigung an, und ermuntern den V. als einen glücklichen Beobachter zu fernerer Aufmerksamkeit.

Die dritte Abbhandlung, von L. Eyrich, von der Winterung der Bienen, verräth deutlich, daß sie der V. mehr zur Verhöhnung anderer, als dem Entzwecke gemäß, geschrieben habe. Nur eine Probe, S 277. so in der besonders abgedrukten die 21. S. ist. Daselbst wird des H. Hofkammerrath Hirschs fränckischer Bienenmeister sehr hart, und in der That auf die unbilligste Weise, gemißhandelt. Alles entdecket, daß H. Eyrich gern allein der Meister in Franken seyn möchte; Ziemt dann aber solcher Haß und Neid einem Geistlichen? — Wir müssen vielmehr dem fränkischen Publicum versichern, daß die Magazinskörbe, in H. Hirschs Bienenmeister, die S. 51. von einem ungenannten entlehnt worden, weit besser zu einer nützlichen und fortdaurenden Bienenzucht dienen, als H. Eyrichs ungeheure große Körbe, von denen wir hoffen, wenn der V. einmal die Erfindungsliebe vergessen kann, daß er sie noch endlich zu seinen vergrabenen Bienen einscharren möchte. Was noch mehr ist, und zum Beweise, daß jener ungenannte *) eher Lob, und nicht, wie H. E. sagt, ewigen Vorwurf verdiene, müssen wir [illegible] Hirschs Körben anzeigen, daß sie wirklich für [illegible]erbesserlich wären, wenn sie nur halb so groß ge[illegible], und dem zu folge zwo zusammengesetzt, einen [illegible]ienenkorb, also 3 hirschische Koloniekörbe, 6 Ab[illegible] ausmachten. Ist die Magazinszucht einmal in [illegible] kleinen zusammengesetzten Körben, alsdann kann man [illegible] Nutzen, und eine perrennirende Bienenzucht versprechen. — — Betrachten wir den Eyrichischen Neid etwas näher, so erhellet sonnenklar, daß bloß eine übertriebene Hitze den V. veranlasset hat, den, wie er ihn betitelt, gezimmerten fränkischen Bienenmeister von 1767., mit einer kurzen Anleitung zur Bienenzucht von 1768. die ohne Namen des V. erschien, verwechselt habe. Denn vor den fränkischen Bienenmeister, dessen Seitenzahlen H. E. citiret, steht mit großen Buchstaben Joh Christoph Hirsch auf dem Titelblatte angeschrieben. Diese und mehrere Vorkommnisse veranlassen uns

zu

*) Schon in Zinkens ökonomischen Lexicon wird von dieses ungenannten Körben Erwähnung gethan: dem H. König gebührt aber eigentlich die erste Verbesserung und Bekanntmachung derselben.

zu dem Wunsche, daß doch unsern Modebienengesellschaften, wenn sie fortfahren, und sich nicht von sebst bessern wollen, noch ein Censor vorgesetzt werden möchte: damit sie der Welt nicht so viel läppisches Zeug, und bey allem dem manches doppelt auftischen dürfen. Z. B. lese man in der 2ten Abtheilung die 130. bis 138. Seite, und vergleiche damit den letzten Bogen der Sammlung, ob das nicht so viele Seiten einerley Inhaltes seyen? Was für eine Aufsicht! — Nun zum Vergraben der Bienstöcke. Davon ist ein Langes und ein Breites her erzählt, aber noch lang nichts entscheidendes in so einer mißlichen Sache. Das Vergraben ist meist mit leichten Stöcken und noch dazu um Zeiten geschehen, wenn sie auf dem Stande ruhig belassen, auch nicht viel zehren; H. E. mußte sich allein nach S. 349. sacrificiren wichtige Stöcke zu vergraben, und die giengen alle zu Grund, wofür also lange Abhandlungen von noch ungewissen Sachen! Ist es doch immer nöthig, die Bienen zu End des Februars oder im Märze an die freye Luft zu bringen, und noch lange zu füttern. — Eine verdrießliche und schädliche Sache. Dies sollte man suchen allgemein abstellen zu können.

Warum müssen alle diese Stöcke selbst im April und May, wenn schon viele Nahrung draussen ist, gefüttert werden? ist das nicht die größte Qual, der Anlaß zum Rauben, und Ruin der Bienenzucht? Viel besser ists gethan, keine Stöcke, die viel gefüttert werden müssen, dem Winter blosgestellt. Ein Beweis hievon ist des Hn. Werhin's Aufsatz S. 97. in den Samml. S. 353. und der mehr wichtige Bericht H. Neidhards S. 100. der Samml. S. 356. u. f. Das freye Geständniß dieses Mannes verdient hier zur Warnung gegen diese Neurung angemerkt zu werden. §. 3. „die vergrabenen Bienen zehren auch„ §. 7. „die freye Luft ist „ihnen gesunder„ daher §. 8. „das Vergraben der Bienen, „über dieses, da es Mühe und Kosten verursachet, und im „großen und bey sehr schweren Bienen fast unthunlich ist, „noch immer mit mancher Gefahr und Bedenklichkeit verbunden, und eben nicht allgemein anzurathen. Es ist sicherer, „so saget er ferner, man lässet sie auf dem im Winter wohl „zugemachten Stande, und suchet sie im Sommer über in „einem solchen Stande zu erhalten, daß sie den Winter über „genug zu zehren haben. Die Erde hat viel Feuchtigkeit, „und zieht dieselbe leicht an, wodurch aber theils die Körbe „äusserlich verdorben, theils inwendig mit Schimmel überzogen werden, welches den Bienen Krankheit, oft den Tod

„brin

„bringet.„ So giengs Hr. Eyrich, uns und mehrern, die Versuche machten; und doch macht man schon so grosses Wesen von einzelnen gerathenen Versuchen, und will es andern gleichsam aufdringen. Wir empfehlen unsern Lesern in der Zeit, bis die Gesellschaft, die mehrere Versuche anstellen will, nützlichere Beyspiele aufstellet, nach dem eben angeführten Rathe die Bienen im Sommer wohl zu verpflegen; da dann den mit Honige und Bienen wohl versehenen Stöcken wie H. E. S. 64. Samml. S. 320. selbst gestehet, keine Kälte so groß ist, die sie nicht auslachen können. Denn schon der Herr von Reaumur vergrub Bienen, rieth es aber nicht an. Sollten wir noch einige Worte, über alle bisherige Schriften der Bienengesellschaft, und zugleich unser Urtheil kurz sagen, so besteht es darinn. Verfasser auf Verfasser widersprechen sehr oft sich selbst, die Glieder können nicht mit einander übereinstimmen, was soll das Publikum für Nutzen und Gewißheit schöpfen? Bisher haben Verf. und Recensenten mit einander herum gebalget; mit der Zeit möchten die Mitglieder noch übereinander herfallen: aber da dieses Zanken immer auf Kosten des Publikums geschiehet, so möchte bey demselben auch die Achtung für die Bienengesellschaften bald ihre letzte Periode erreichen!

Johann Caspar Bechstedts, vollständiges niede[r]sächsisches Land- und Gartenbuch. Erster The[il] [vo]m Ackerbau und von Fruchtbäumen. Zwey[ter] [T]heil von Blumen. Flensburg und Leipzig, 177[.] [.] Alph. 12 Bogen in 8.

Ist in Form eines Lexikons geschrieben und verspricht in [der] Vorrede viel eigene Erfahrungen des V., sonderlich [von] fremden Bäumen und Gewächsen. In der Gärtnerey i[st] V. stärker als im Ackerbau, jedoch in beyden nicht sehr[,] wie der Sachkundige Leser selbst finden wird. Nach E[.] sollen die Fasern der Wurzeln an einer Rockenpflanze [.] halb und an einer Weizenpflanze fünf Fuß lang gewesen[,] welches hoffentlich ein Druckfehler ist, und so viel Z[oll hei]ssen soll. Das Buch ist höchstens mittelmäßig.

Von den Gränzen der Städtischen und Landh[aus]tung. Philip Peter Guden. Götting[en und] Gotha, 1772. 6 Bogen in 8.

Diese Schrift ist durch die 1769. ausgeschriebene Aufgabe der Societät der Wissenschaften zu Göttingen über diese Materie veranlasset worden. Der V. äussert darinn sehr richtige Begriffe von der Staatswirthschaft eines Landes, unterscheidet genau die Arten des Gewerbes und ordnet sie nach den besten Grundsätzen dergestalt, daß die Vollkommenheit des Ganzen glücklich erreichet werden kann. Es würde manchem Leser gewiß sehr angenehm seyn, wenn eine sehr wichtige Materie von einer so geschickten Feder etwas weitläuftiger ausgeführet würde als hier geschehen ist.

Melchior Christian Käplers zum gemeinen Besten abzielendes Gutachten wie bey dem An- Fort- und Ausgang eines Kiefernwaldes zu verfahren. Eisenach, 1772. 1½ Bogen in 8.

Bey der Ansäung eines Kiefernwaldes sind ganz gute Regeln gegeben. Das Beschneiteln der einzeln stehenden Kiefern gefällt uns nicht, und wir wünschten sie lieber wegzuhauen und den Platz frisch zu besäen; auch das auslichten hat nicht unsern Beyfall, denn der Schnee und das Glatteis thun auf Ebenen so viel Schaden als im Gebürge.

Vollständige Anfangsgründe des Feldbaues — nebst den vorläufigen Kenntnissen aus der Grössenlehre oder Mathematick und der allgemeinen und besondern Naturlehre von M. Balthasar Sprenger. Zwey Theile. Stuttgardt, 1772. 3 Alph. 12 Bogen in 8.

Das Publikum kennet bereits den Herrn Sprenger als einen geschickten ökonomischen Schriftsteller aus zwey vortreflichen Werken nemlich, den kurzen Begriff des Feldbaues und der vollständigen Abhandlung des Weinbaues. Das erstere ist es, welches unter obenstehendem Titel ganz umgearbeitet und in veränderter Gestalt hier erscheinet. Da wir wegen der Weitläuftigkeit dieses Buchs uns bey der Beurtheilung desselben auf die speciellen Materien nicht einlassen können, so wollen wir um den Leser von der Einrichtung desselben einen Begriff zu geben, die hiezu dienenden eigenen Worte des Herrn V. in der Vorrede Auszugsweise hersetzen: „Ich

„machte

„machte mir, schreibt er, folgenden Plan. Ich dachte, es
„sey in vielerley Betrachtung zu wünschen, daß man das
„Ganze kennen lerne, und soviel möglich ins Gesicht fasse,
„und daß man die Gegenstande, wenigstens die Hauptgegen-
„stände seiner Geschäfte und die Geschäfte selbst nach ihren
„Gründen kennen und etwan auch der Größe nach genauer
„bestimmen lerne. Ich sahe, daß dieser Zweck unmittelbar
„bey dem gemeinen die harte Arbeiten verrichtenden Landmann
„nicht zu erreichen stehe, hingegen es einen denkenden Theil
„von Landwirthen gebe, welcher jenen arbeitenden Theil re-
„gieret, welcher der Kopf jener Hände ist, bey jenem in An-
„sehen stehet und durch seine Anstalten, Muster und Ge-
„spräche viele von diesen Wahrheiten ihm nach und nach bey-
„bringen können. — Ich faßte daher den Entschluß, nach
„dem mir sehr nachahmungswürdig geschienenen Verfahren
„des berühmten Herrn Tissots, in Absicht auf die dem
„Landvolk nöthige medicinische Kenntnisse, an diese hier
„beschriebene denkende Landwirthe mich zu wenden, und in
„dieser Einleitung zu versuchen, wie weit es mir gelingen
„würde, auf einer ihnen anständigen Weise etwas zur Kennt-
„niß 1) des Feldbaues im Ganzen überhaupt betrachtet, und
„der 2) vorläufigen Kenntnisse aus einigen Wissenschaften bey-
„zutragen, deren Vorstellung man in dem — Inhalt dieses
„ersten Theils siehet u. s. w. Diese Wissenschaften sind die
ökonomische Rechenkunst, Geometrie, Mechanick, die allge-
meine und besondere Naturlehre, von welcher letzteren er vor-
nemlich aus der Chemie und Natur-Historie die nöthigsten
Sätze und Erfahrungen beygebracht hat. Leser, welche in die-
sen Wissenschaften etwas mehr als Anfänger und Fremdlinge
sind, werden freylich manches Blatt überschlagen können, al-
lein diejenigen, welche entweder gar nicht studiret, oder doch in
diesem Fach der Gelehrsamkeit wenig gethan haben, werden
es dem Herrn V. Dank wissen, in einem Buche alles zusam-
men zu finden, was sie sonsten aus vielen Büchern allererst
mühselig zusammen suchen müssen. Endlich zeiget der Herr
V. noch die Schriften getreulich an, welche er hiebey gebrau-
chet hat, und ist gefällig genung die Verfasser derselben seine
Lehrer zu heißen. Der Vortrag ist deutlich und der Natur
der Sache jedesmal angemessen, wodurch dies schöne Buch aller-
dings einen neuen Werth erhält.

L.

---

18. Vermischte Nachrichten.

Vorläufige Vertheydigung des von der katholischen Religion zu der protestantischen Kirche zurückgekehrten und übergetretenen königlichen preußischen Commercienraths, Franz Nicolaus Lorenz Paul Beck, aus Strasburg; nebst dem Memoire an den Herrn de Maupeau, Vicekanzler und Siegelverwahrer von Frankreich, übergeben von Hrn. Elie de Beaumont, Advocat des Parlaments zu Paris; mit einer Vorrede von Christian Samuel Ulber, Hauptpastor bey St. Jacob in Hamburg. Hamburg, bey Johann Ludewig Schwarz, 1773. 340 Seiten in 8.

Die Geschichte des Hrn. C. R. Beck ist seit dem Jahr 1749. da sie sich zutrug, in Deutschland und in ganz Europa bekannt genug, und seine Unschuld ist bey den meisten wohl schon ausser Zweifel gesezt. Wer die grausamen höchst schimpflichen Mißhandlungen, welche der damalige Magistrat zu Strasburg, nachdem er sich kaum drey Tage zur Untersuchung seiner Sache Zeit genommen hatte, ihm auf Anstiften seiner blutdürstigen Feinde öffentlich anthun ließ, das erstemal lieset, dem müssen die Haare zu Berge stehen. Man sollte es nicht für möglich halten, daß mit einem, seiner Verbrechen gar nicht überwiesenen Beklagten, der noch dazu ein Wohlthäter seiner Vaterstadt gewesen, in einem christlichen Staate, wider alle unter gesitteten Völkern üblichen Rechte und Gesetze, so unmenschlich könnte umgegangen werden, und doch ist es geschehen. Aber in Paris und Strasburg mußten auch gerade solche Männer, die Gewalt in Händen haben, als damals zu Hofe und zu Rathhause am Ruder sassen, mußten jesuitische Priester so viel Einfluß in öffentliche und Familien-Angelegenheiten haben, sonst wäre ein so ausgezeichnetes Beyspiel barbarischer Ungerechtigkeit, vielleicht das einzige öffentliche in neuern Zeiten, nicht möglich gewesen.

In dieser vorläufigen Vertheydigung, denn es soll noch ein geheimer Briefwechsel die Verfolgung des Hrn. B. betreffend, bekannt gemacht werden, ist das hauptsächlichste,

was

was zu dessen Ehrenrettung dient, und zum Theil schon im Publikum bekannt war, gesammelt. Man findet hier 1. in der Einleitung die Begebenheiten des Hrn. Beck von seinem Wohlstande bis zu seinem unglücklichen Umsturz erzählt. 2. Einen Briefwechsel desselben mit dem V. des Antipapistischen Journals, der den ferneren Verlauf seiner Geschichte und Nachrichten von seinen nunmehr erfolgten öffentlichen Uebertritt zum Lutherthum enthält. 3. Das in der Sache des Hrn. Beck an den Hrn. v. Maupeau übergebene Memoire von Hrn. v. Beaumont, welches vortreflich geschrieben, aber schlecht übersetzt ist. 4. Die Bittschrift des Magistrats der Stadt Straßburg dagegen, und die völlige Verzeihungserklärung des Hrn. B. an alle seine Feinde und Verfolger. — Das Buch würde sich viel besser lesen lassen, wenn nicht alles so weitschweifig und mit so vielen Wiederholungen einerley Umstände darinn erzählt wäre. Indessen ist es seines Inhalts wegen immer merkwürdig. Hr. B. hatte sich nicht gescheuet, viele geheime Anekdoten von ihm bekannten Abscheulichkeiten jesuitischer Beichtväter und anderer Klostermönche ins Publikum, zu bringen. Dieses zog ihm während seines Aufenthalts in Hamburg im Jahr 1771. zu Strasburg eine förmliche Excommunication zu, in welcher er mit allen seinen Saamen in den ewigen Bann gethan wird. Das Formular ist S. 191-195. ganz abgedruckt, und enthält eben so fürchterliche als unsinnige und lächerliche Flüche. „Nachdem der von Grund aus böse Bube, Paul Beck, fängt es an, bereits seit zwey und zwanzig Jahren das heilige Priesterthum durch seine Schriften, große Verläumdungen und Lästerungen so schwer beleidiget hat; also thun wir durch die Macht des Allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes, und des H. Geistes und der ganzen Heiligen Dreyfaltigkeit, der unbefleckten Jungfrau Maria ꝛc. — den von Geburt aus verfluchten Paul Beck — in den ewigen Bann, und schliessen ihn aus der Gemeinschaft unserer H. Kirche völlig aus ꝛc. — Er, Paul Beck,“ heißt es unter andern gegen den Schluß der Formel, „sey also verflucht im Leben und Sterben. Er sey verflucht im Essen und Trinken, im Hunger und Durst, im Fasten, im Schlafen, im Schlummern, im Wachen und Stehen und Liegen; wie auch im groß- und kleinen Abgang, im Purgiren, im Aderlassen und im Schröpfen — in seinen Schläfen, in der Stirn, in den Augenliedern, in seinen Ohren, Backen und Kinnbacken, in seinen Naßlöchern, wie auch Vorder- und Hinterbackzähnen — Er sey verflucht in sein

„böses

„böses Herz und in allen Eingeweiden des Magens und den „Nieren, in seiner Schaam, Lenden und Geburtstheilen, „Hüften, Knieen, Waden und Füßen, wie auch in allen sei„nen großen und kleinen Zähen, Nägeln, Händen und Füs„sen rc.„ — Ein herrliches Produkt des frommen Eifers der Väter, die sich nach Jesu nennen. — Kein Wunder, daß Hr. Beck nicht ohne Blutvergießen aus den Klauen solcher wütenden Raubthiere gerissen worden, und daß er seit so vielen Jahren, ohneractet der mächtigsten Fürsprache am französischen Hofe und von dem Könige von Preußen geschützt, doch eine öffentliche Ehrenerklärung und die einem Unschuldigen gebührende Widererstattung aller seiner ansehnlichen Güter, die man ihm geraubt hat, noch bis diesen Tag vergeblich gesucht hat.

B.

Kleine Plappereyen. Leipzig, bey Fritsch, 1773. 1½ Alph. in 8.

Eine neue sehr vermehrte Auflage der 1760. herausgekommenen Begebenheiten und Einfaelle, welche der unter den Juristen bekannte Verfasser mehr für das schöne Geschlecht eingerichtet zu haben glaubt, indem er manches zu Gelehrte weggelassen. Es möchten aber noch immer verschiedne Aufsätze, zumal die voller Latein, den Damen zu pedantisch scheinen. Die Sammlung sieht übrigens sehr bunt aus. Ein Anekdötchen, ein witziger Einfall, etwas de se ipso ad se ipsum ein Vademecumgeschichtchen, eine Anmerkung über eine Stelle in irgend einem Buche, oder etwas aus einer Schrift, gewöhnlich in einer muntern Sprache vorgetragen; viel Paradoxie und Zweifelsucht, hin und wieder ernsthafte Abhandlungen, mehr Witzjägerey als lebhafter Witz. Die Vernunftlehrer und noch mehr Moralisten, denen der Einfluß ihrer Lehren aufs menschliche Herz (denn nach dem Verf. liegt alle Tugend im Blute und der Gewohnheit) hier so oft streitig gemacht wird, möchten schwerlich mit dem V. zufrieden seyn. Gellerten ist der V. auch sehr gram, und findet Schmolkens Gesänge besser. Mag er doch. Van Joch guckt auch manchmal wieder hervor. Zwar finden wir hintennach Erklärungen, theologische Vertheydigungen, wovon wir aber gestehen müssen, daß sie, wie von der Censur erpreßt aussehen. Manchmal läßt der V. sich in Dinge ein, die er nicht versteht, z. E.

 von

von den hebräischen Punkten. Viele falsche Gedanken laufen unter vielen guten mit hin; wie auch manche bekannte, die oft zu einer ungebührlichen Länge gedehnt werden. Hätte der V. doch das beobachtet, was er von den Franzosen rühmt, und zwey Drittel seiner Gedanken weggeworfen. In Sachen des Geschmacks hätte er sich auch seltener zum Richter aufwerfen sollen. Man lese z. E. das Gewäsche über die Alten S. 503. ff. über Milton, Young, Klopstock S. 323. und manche Verse die der V. einrückt, und die, wer weis aus welchem Gottschedianer sind.

Unter den gelehrten Aufsätzen, wollen wir die von dem heidnischen Gottesdienste unserer Vorfahren und die Erklärung des tunderischen Horns anzeigen. Sie sind sehr gut.

Die Schreibart ist leicht, natürlich und hat Leben. Rein ist sie nicht allemal.

Sm.

Des Herrn Regierungs-Raths Ludwig von Heß Staatsschriften. Frankf. 1772. 352 S. in 8.

Zehen einzelne Aufsätze eines schwedischen Patrioten, die verdienen, den Deutschen bekannt zu werden. 1) Die
ie 1766. Ein englischaristokratischer Prodromus zu
ern schwedischen Monarchie, zugleich eine Apologie
afen Teßin und Scheffer. 2) Der gerechtfertigte
rath Rudenschiöld. Dieser Reichsrath, welcher dem
46 Jahr lang treu gedient hatte, wurde beschuldigt, daß
J. 1757. zum Kriege gerathen habe, der unglücklich
spiel, und wurde auf die abscheulichste Weise seines Amts entsetzt, ohne ihm zum nothdürftigen Unterhalt eine Pension zu lassen. „Eine Undankbarkeit, die nicht viel ihres Gleichen hat, eine Gewaltthätigkeit, welche ein unauslöschlicher „Schandfleck in der schwedischen Historie seyn wird„ sagt der H. V. der die reinen Absichten jenes Rathes zum Kriege vertheydigt, weil der Graf den Erfolg nicht in seiner Gewalt hatte. — Ey! freylich; Schweden war ja Garant des westphälischen Friedens und der König in Preußen, der in Westphalen bey Hastenbeck 1757. geschlagen wurde, hätte nach der Schlacht bey Roßbach leicht in Münster sich wieder einfinden und den Bildersaal des westphälischen Friedens zerstören können, wenigstens im Herbst 1759. nach der Schlacht bey Minden, also war unumgänglich nöthig, daß Schweden

sich

sich der Westphälinger annahm — 3) Der entlarvte Statist. Eine Widerlegung eines Wochenblats, des Hamburgischen Correspondenten vom J. 1767. N. 8. worinn gemeldet wird, daß die Reichsstände aus den Handlungs- und Finanzsachen eine Reichsangelegenheit gemacht haben. Der V. dieses Aufsatzes disputirt den Reichsständen diesen Patriotismus. Der schwedischen Regierung nimmt er aber sehr übel, daß sie sich mit Großbrittannien eingelassen und die Krone Frankreich, seine seit 1754. getreue Bundsgenoßin, seine Wohlthäterin und Wiedereroberein von Wismar und der Insel Rügen, verlassen hatte, davon die Folge war, daß die Krone Schweden sich so weit erniedrigen mußte, die Kaiserinn von Rußland um Fürbitte bey dem Englischen Hofe zu Erlangung der Subsidien anzuflehen. 4) Der Republikaner. Der König von Schweden, ein Konsul. 5) Vertheydigung für die schwedischen Herren Reichsräthe, welche zu der Theilnehmung am Kriege gerathen haben. Ein hochgelehrter Pendant zu N. 2. und ein epanorthotischer Seufzer über das damalige Kriegsunglück der Fürstlich Anhalt-Dessauischen Lande. 6) der Geist des Convenienzrechts. Der H. V. misbilligt die Einmischung der Kaiserinn von Rußland und ihrer Freunde in die Polnischen Händel. Eine Schutzschrift für die legitime Conföderirte. Es ist lustig, das Stück jetzt zu lesen, nachdem der Vorhang in Polen gefallen ist. 7) Gedanken über die Zahlenlotterie. Die Zahlenlotterie verursacht viel Unglück, besonders unter dem gemeinen Mann, dies ist ausgemacht, aber nimmt der Verf. nicht alles zu sehr von einer Seite und zwar von der schlimmen. Der Wein, Brandwein, Arsenik rc. haben sehr schlimme Seiten, soll man sie deswegen ganz abschaffen? 8) der freye Bauer eine Hauptperson im Staate. Ein Panegyrikus auf die Königinn Sophia Magdalena von Dännemark und den Bauerstand von Schweden. Hier giebt sich der V. Mühe Herrn Merkel, unsern politisch kameralischen Trödler, zu widerlegen, begegnet ihm aber zu hart, daß er von ihm verlangt, er sollte sich erinnern, daß in England die meiste Landgüter verpachtet werden. Eine solche Erinnerung setzt ein Vorwissen voraus. Wo sollte aber H. Merkel zu diesem Vorwissen gekommen seyn? Die Priester sind öfters der Bevölkerung hinderlich, wenn sie die Trauungen ohne Geld nicht verrichten wollen, welches diejenige, die Kräfte und Willen zur Bevölkerung hätten, nicht besitzen, da indessen die Regierungen doch die unehelichen Beyschläfe bey Strafe verbieten; Struensee wird hier verherrlichet, daß er seinem Kö-

sich der Westphälinger annahm — 3) **Der entlarvte Statist.** Eine Widerlegung eines Wochenblats, des Hamburgischen Correspondenten vom J. 1767. N. 8. worinn gemeldet wird, daß die Reichsstände aus den Handlungs- und Finanzsachen eine Reichsangelegenheit gemacht haben. Der V. dieses Aufsatzes disputirt den Reichsständen diesen Patriotismus. Der schwedischen Regierung nimmt er aber sehr übel, daß sie sich mit Großbrittannien eingelassen und die Krone Frankreich, seine seit 1754. getreue Bundsgenoßin, seine Wohlthäterin und Wiedereroberinn von Wismar und der Insel Rügen, verlassen hatte, davon die Folge war, daß die Krone Schweden sich so weit erniedrigen mußte, die Kaiserinn von Rußland um Fürbitte bey dem Englischen Hofe zu Erlangung Subsidien anzuflehen. 4) **Der Republikaner.** Der König Schweden, ein Konsul. 5) **Vertheydigung für die schwedi**
Herren Reichsräthe, welche zu der Theilnehmung am Kriege
hen haben. Ein hochgelehrter Pendant zu N. 2. und
banorthotischer Seufzer über das damalige Kriegsunglück
ürstlich Anhalt-Dessauischen Lande. 6) **der Geist des**
nienzrechts. Der H. V. misbilligt die Einmischung
serinn von Rußland und ihrer Freunde in die Polni-
ndel. Eine Schutzschrift für die legitime Conföde-
Es ist l[illegible] das Stück jetzt zu lesen, nachdem der
in [illegible] en ist. 7) **Gedanken über die Zah-**
[illegible] nlotterie verursacht viel Unglück, be-
[illegible] en Mann, dies ist ausgemacht, aber
[illegible] es zu sehr von einer Seite und zwar
[illegible] r Wein, Brandwein, Arsenik rc. ha-
[illegible] n, soll man sie deswegen ganz abschaf-
[illegible] Hauptperson im Staate. Ein
[illegible] phia Magdalena von Dän-
[illegible] Schweden. Hier giebt sich
[illegible] fern politisch kameralischen
[illegible] ihm aber zu hart, daß er
[illegible] innern, daß in England die
[illegible] en. Eine solche Erinnerung
[illegible] Wo sollte aber H. Merkel zu
[illegible] seyn? Die Priester sind öfters
[illegible] wenn sie die Trauungen ohne
[illegible], welches diejenige, die Kräfte und
[illegible] ten, nicht besitzen, da indessen die
[illegible] elichen Beyschläfe bey Strafe ver-
[illegible] ier verherrlichet, daß er seinem Kö-

 nige

nige die Abschaffung solcher Strafgebote angerathen. 9) Von den Wiederwärtigkeiten des Krieges und den Vortheilen des Friedens. Eine Kritik des H. de la Harpe und seiner gekrönten Rede über dieses Sujet. 10) Versuch über die Mittel zur Bevölkerung. Ein ungenannter Gottesgelehrter hat behauptet, daß Noah mit seiner Arche bey einem Berg in Brasilien vor Anker gelegen sey und von dort aus die Küste von Fernambuk bevölkert habe; über dergleichen Grillen hinaus, schlägt der V. folgende Mitel vor: sorgfältige Vermeydung aller Kriege; Sorge für die Gesundheit, Auslichtung der Wälder, Abtragung der Berge, Reinigung der Straßen, Abführung der stehenden und Zuführung der laufenden Wasser; reines unverdorbenes Getraid und Fleisch; Abschaffung der Quacksalber, öffentliche Geburtshülf-Anstalten, Findelhäuser, wobey die Freymäurer in Stockholm, als Stifter des Findelhauses gepriesen werden; öffentliche Häuser zum Einimpfen der Blattern. Keine öffentliche Abgaben und Kosten wegen der Vereheligung. Die protestantische Frauenklöster einzuziehen, den müßigen Jungfern Männer zu geben und künftig von den Klostergefällen arme Mädchen auszustatten. Den unehelichen Beyschlaf nicht zu bestrafen, nach dem Beyspiele der Kaiserinn von Rußland und des Königs in Preußen, welche es ungerecht finden, jemanden deswegen zu strafen, daß er nicht hungert, oder nicht Brunst leidet. Struensee hatte auch ein solches Gesetz für Dännemark veranlaßt, aber er starb daran; und nach seinem Tod ist es wieder aufgehoben; diese Aufhebung sieht der V. für das Volkarme Dännemark als einen Widerspruch an. Abstellung der Hurerey oder Misbrauch des Beyschlafs, weil die Huren selten schwanger werden oder Krüpel zur Welt bringen. Sorge für wohlfeile Lebensmittel. Oeffentliche Sicherheit und unpartheyische Justiz. Aufrichtung eines Pupillen-Kollegiums. Fremde, nur keine Hermaphroditen aus Florida, durch Versprechungen ins Land zu locken, aber das Versprochene auch zu erfüllen. Toleranz in der Religion. Leibnitz und Wolf sind so gute Bürger als Arnd und Spener; aber Eck und Cochläus sind dem Staate schädlich. Mit einer Stelle in H. Geh. R. v. Beausobre's Rede über den Patriotismus, wo es heißt: „man kann den Bürger lieben und den „Menschen verachten, und das sey Weisheit etc.„ ist er nicht zufrieden; nimmt aber doch an, daß die Preußische Regierung hierinn die beste und die Schwedische die schlechtesten Grundsätze habe; die Preußische Lande haben in Zeit von 50 Jahren

einen Zuwachs von 1090800. Menschen erhalten. In
ſweden war man etlichemal im Begriffe, die portugiesische
iden aufzunehmen, aber der theologische Hochmuth hat es
ehindert. Was hindert doch die Beschneidung an der Be-
lerung? Die Geistlichen haben vielmehr Gelegenheit, sich
erdienste um den Himmel zu erwerben, durch Proselyten
machen, aber sie scheuen die Arbeit und unterrichten lieber
Kinder als Juden, weil die Arbeit leichter ist. Den Unter-
hanen Vergnügen zu verschaffen. Sie müssen nicht zu viel
rbeiten und fröhnen, damit sie Freude bey der Arbeit behal-
en, die Lust zur Bevölkerung nicht verlieren und die Neigung
um Selbstmorde nicht dafür einschleiche. Es müssen
Schauspiele angeordnet werden, Tänze, Concerte, Gär-
en, Spatziergänge; Lykurg gieng mit seiner herzlich
uten Meynung für die Bevölkerung zu weit, daß die
Mädchen bey dem Spielen fast ganz nackt erscheinen muß-
en oder durften. Unter dieser unzeitigen Entblössung,
ie der Begierde nach derselben zuvorkam, verlohr sich der
Reiz zur Fortpflanzung. Ihr elende Kameralisten, so spricht
er V. hier mit den Männern, die ein Kameral in Bestrafung
es Beyschlafes suchen, seyd ihr denn so gar blind, nicht ein-
usehen, daß ihr durch eine solche Vermehrung der Staats-
inkünfte die Substanz des gemeinen Schatzes, das Vermö-
en Eurer Unterthanen vermindert, welches ihr nach allen
Kräften vermehren solltet? Nur ein unsinniger Karthäuser
und ein schwermüthiger Pietist kann gegen die Stimme der
Vernunft und gegen die Empfindung eines gesunden Herzens
ehaupten, daß es besser sey zu trauren, als sich zu freuen.
nschränckung des Luxus ohne Einschränckung der mora-
ischen Freyheit. Diese Einschränkung bezieht sich nur auf mo-
alisches Vieh, besonders auf die übermäßige schwedische Brand-
weinsäufer, welches Getränke zum Kinderzeugen unfähig
macht; auf die eitlen Narren, die um sich kostbarere Kleider,
Geräthe, anzuschaffen, um soviel weniger Kinder zeugen wol-
en. Nicht allzustrenge Bestrafung der Ehebrüche. Wenn
ie Liebe zwischen den ledigen Personen nur erst freyere
Schranken hat, so verliert sich die Lust zum Ehebruche selbst,
weil die Option doch immer mehr für Mädchen als für Wei-
er ausfällt. Völlige Besorgung der Erziehung durch
ie Obrigkeit. Der Fehler liegt an der Obrigkeit und der
ziehungs Polizey, wenn in einem Lande die Menschen nicht
höchstmöglichen Grade fähig sind, Kinder zu zeugen. Es
ein Zeichen einer schlimmen Polizey, wo man viele Kinder

 müßig

müßig findet; in keinem Lande werden sie mehr zur Arbeit angehalten als in Sachsen, und nirgends weniger als in Mecklenburg; davon kommt auch die Verschiedenheit der Sitten bey den Einwohnern, jene sind höflich, diese sind grob. Die Eltern müssen erst tugendhaft seyn und durch Beyspiele unterrichten.

Gm.

D. Johann Peter Millers, ordentlichen Professors der Theologie zu Göttingen, Grundsätze eines blühenden christlichen Staates. Ein freyer Auszug a. d. neunten Theile der Mosheim. Moral. Leipzig, in der Weygandschen Buchhadlung, 1773. 330 Seiten in gr. 8.

Die Religion überhaupt, und die christliche insonderheit, setzet den Staat und seine Verfassung; folglich auch die Grundsätze voraus, nach welchen das Wohl desselben befördert werden soll. Diese könne daher nicht aus ihr begriffen werden; sondern sie bestättiget solche nur, wenn sie gerecht und billig sind; und giebt den zu ihrer Ausübung nöthigen Beweggründen den größten Grad der Allgemeinheit, Richtigkeit und Wirksamkeit. Um beydes zu zeigen; welches wohl nur die Absicht bey der Anwendung der christlichen Religion auf dem Staat seyn kann; braucht man sich weder im Allgemeinen, noch in Beziehung auf besondere Gegenstände, in eine weitläuftige Erörterung der Staats-Grundsätze einzulassen; sondern sie nur aus einem, soviel möglich einfachen Begriffe des Staates herzuleiten. Alsdann kömmt es nicht so wol auf die Bestätigung derselben durch die Lehren der christlichen Religion, mittels Anführung dienlicher Schriftstellen; als vielmehr darauf an, daß die Gründe der allgemeinen und besonderen bürgerlichen Verbindlichkeiten auf die Gründe der Religion zurückgeführet, und daraus die Triebfedern zu ihrer Beobachtung entwickelt werden, um auf diese Art die Uebereinstimmung der christlichen Religion mit dem Wohl des Staates ins Licht zu setzen, und den Geist der Gesetze mit dem Geiste des Evangeliums zu vereinigen.

H. M. hat nicht nach diesem Plane, der uns doch sehr natürlich zu seyn dünket, gearbeitet; und insbesondere das letztre nicht so oft gethan, als wir es wegen des guten Erfolges, womit es an einigen Stellen, z. B. S. 234 und 235

wo er von dem Gebrauche der höchsten Macht, nach dem Beyspiele des Erlösers spricht, geschehen ist, gerne gewünscht hätten. Eben so hat er auch das erstere nicht beobachtet; und findet man deswegen bey ihm mehr Staatskunst und Staatsrecht, als Religionswahrheiten, die man doch hier vorzüglich in Anwendung auf den Staat erwarten konnte.

Wenn wir dieses Urtheil fällen: so sagen wir nur, wieviel größer das Verdienst des Hrn. M. gewesen seyn würde, wenn er sich nicht selbst bey seinen Betrachtungen den rechten Gesichtspunkt verrücket hätte; entziehen aber dadurch dem wahren Werthe seiner Schrift nichts. Wir halten sie vielmehr für so gemeinnützig, daß sie von allen gelesen zu werden verdienet. Denn sie enthält in der That vortrefliche Grundsätze, Lehren, die das Wahrzeichen einer ächten christlichen Denkungsart an sich tragen, und den Einsichten und dem Herzen des Hrn. M. Ehre machen. Und hier können wir nicht umhin, seine milden und billigen Grundsätze in Absicht der Religionsduldung auszuzeichnen, die zwischen Religion und Gerechtigkeit so behutsam hingeführet sind, daß sie keiner von beyden zu nahe treten.

Sonst wünschten wir, daß H. M. die Grundsätze, nach welchen er in gewissen streitigen Fällen entscheidet, vorher rein abgefasset; solche nicht anfangs gewissermaßen unbestimmt angenommen; und darauf durch allerhand Ausnahmen wieder eingeschränket hätte. Denn dadurch ist das Licht, das doch, wenn man allgemein verständlich seyn wollte, an den Hauptwahrheiten zusammengehalten werden mußte, zerstreuet worden. Und eben daher ist es geschehen, daß manche Betrachtungen, z. B. über den Luxus, und die Gelehrten, in eine ängstliche Stellung gerathen sind; und oft ein falsches Ansehen bekommen haben, als die Grundsätze von den Pflichten der Unterthänigkeit, die beym ersten Anblicke nach der Seite des leidenden Gehorsams hin zu hängen scheinen, dem doch H. M. nach seinen eignen Erklärungen nicht zugethan ist, und es auch nach dem von ihm S. 93. angenommenen ächten Begriffe von dem Zwecke des Staates: daß jeder bey dem Besitze seines Lebens, seiner Freyheit und seiner Güter geschützet werden soll, nicht seyn kann.

Nz.

Abraham der Segen aller Völker zu Aufrichtung des Reichs des Allerhöchsten als des Königreichs

Christi in den letzten Tagen. Gedruckt 1769. in 4.

Das Testament und der Segen Jakobs über seine Kinder, die zwölf Stämme Israels. Darinn den Religionen aller Völker, welche unter den zwölf Stämmen verstanden werden, angekündigt wird, sowol was ihnen bisher begegnet ist, als auch vornehmlich was ihnen itzt am Ende noch nach begegnen soll.

Elias Artista mit dem Stein der Weisen. 2 Chron. 13, 5. Wisset ihr nicht, daß Jehova, der Elohim Israel, das Königreich über Israel dem David gegeben hat, ihm und seinem Samen, mit einem Salz-Bund ewiglich. 1770. in 4.

Diese Schriften, welche alle drey zusammengehören, sind eben nicht sehr bekannt worden. Um aber das Gemälde der deutschen Litteratur vollständig zu machen, dürfen wir sie nicht vorbey lassen. Der V. hat sich Elias Artista genannt. Dieser Namen kann nur denen neu seyn, die mit Paracelsus Schriften nicht bekannt sind. Denn aus diesen lernt man, daß Elias der Prophet in den letzten Tagen erscheinen und den Menschen den Stein der Weisen lehren werde. Er nennte diesen Elias um deswillen Elias den Künstler, lat. Artista. Der V. giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß er dieser geweißagte Elias Artista sey. (S. Vorr. zum Stein der Weis. S. 4.) Da man aber nun nach dem Geheimniß fragen könnte, das Elias mitbringen sollte: so erklärt er zugleich, daß hier nicht von der Offenbarung des natürlichen Steines der Weisen, sondern des himmlischen Ecksteins Jesu Christi die Rede sey. Der ist bisher in den Bildern und Räzeln der h. Schrift verborgen gewesen, allein, da nun die Zeit erschienen ist, daß alles Heimliche soll kund und offenbar werden, so soll auch diese himmlische Weisheit nicht länger im Dunklen bleiben. Der V. macht mit dem Segen Abrahams und Jacobs den Anfang. Abraham ist der hohe Vater, der wahre Jesus Christus, nicht der, welcher seine Geschlechter durch den Mann der Maria bis zum Abraham hinaufführet. Denn in ihm sind alle Völker gesegnet, welches man von keinem Menschen, sondern nur von Gott sagen kann. „Es haben ja auch nicht diesen Christum (heißt es Vorr. zum Seg.

„Abrah-

„Abrah. S. 5.) alle Völker angenommen, viel weniger ist „von ihm der Segen auf alle gekommen; im Gegentheil lie„gen noch alle Völker sammt den Christen unter dem Fluche.„ Der Ausgang Abrahams aus Ur ist also nichts anders (1 B. Mos. 12, 1. u. f.) als „der Ausgang des Wesens Gottes aus „der Ewigkeit in dieser Zeit Wesen und die Formirung seines „ewigen Wesens in eine unendliche Menge Menschen.„ (S. 11.) Nach diesem theosophischen Leitfaden ist nun das übrige der Geschichte mystisirt. Unter einer geschicktern Hand könnten des Elias Artista Ideen von dem alles wirkenden, sich aller Orten ausbreitenden Wesen Gottes eine große Gestalt erhalten; allein davon weis er nichts; sein ganzes Verdienst ist Gutmeynen.

Gz.

Nachtrag zur Rechtsgelahrheit.

Antonii Schultingii Commentationes Academicae, quibus selectissimae juris materiae pertractantur. Vol. II. Halae, imp. C. H. Hemmerde, 1772. 17 Bogen. Vol. III. 1774. 1 Alph. 6 Bogen. Vol. IV. 1774. 1 Alph. in 8.

Wir zeigen unsern Lesern nur an, daß die Sammlung der Schultingischen kleineren Schriften, die wir dem verdienten Hrn. Hofr. Uhl zu Frankfurt zu verdanken haben, und deren erster Band in unsrer Bibliothek XV. S. 513. kurz angezeigt worden, mit dem vierten Bande nunmehr beschlossen ist. Der zweyte enthält Schultings akademische Reden, der dritte desselben bekannte und geschätzte Theses controversas juxta seriem Digestorum, die aber nur bis an das 22te Buch der Pandekten reichen, und noch zwo Reden; den vierten füllt die schöne und gründliche Enarratio Partis primae Digestorum ganz aus. So nach hat man nun alle akademische Schriften dieses berühmten holländischen Rechtslehrer beysammen, wovon doch, wie sich das versteht, diejenigen Streitschriften ausgenommen sind, die zwar unter Schultings Vorsitz gehalten und gedruckt worden, aber nicht von ihm selbst sind.

Cl.

Versuch eines Vorschlags wie die in Deutschland herumstreifenden Diebes-Rotten, aus dem Grunde zu vertilgen und zu hindern, daß dergleichen niemals wieder aufkommen können — — wie auch von einem hinreichenden Mittel das Entweichen der zur Haft gebrachten Missethäter fruchtlos zu machen. Frankfurt am Mayn, bey Kochendörfern, 1772. 72 Seiten in 4.

Es ist dieses Produkt schon aus den Hannöverischen nützlichen Sammlungen und dem Hannöverischen Magazin bekannt; und nun erscheint es samt allen Zubehörungen besonders gedruckt. Der Verfasser des Vorschlags, hält nichts von der Regul: die Gelindigkeit der Schärfe vorzuziehen, behauptet, aber ohne Beweis, daß Zuchthauß, ewiges Gefängniß, Landesverweisung, Vestungsbau, öffentliche Arbeiten, Leib- und Lebensstrafen die Mittel gar nicht seyen, um die Diebsbanden auszurotten; nimmt den Grundsatz schlechthin ohne die mindeste Bestimmung an „einem Landesherrn competire, kraft der ihm von Gott verliehenen Macht, und Gewalt, ganz unwidersprechlich, zu bestimmen, was eine Todesstrafe verdiene, und thut dann endlich den Vorschlag, alle gefährliche Landstreicher des Gehörs durch Zersprengung des Trommelfelle ... Ohre zu berauben, dann so glaubt er, müßten alle zu Hause bleiben, so müßten alle Rotten von dem ... an auseinander gehen, und so würde niemand mehr ... ndwerk zu treiben begehren. In der That ohne das ... önnen die Diebesbanden sich nicht gehörig vereinigen, ...e machen, und solche mit Behutsamkeit ausführen, zu... ...ey Nachtzeit, und dieses Mittel wäre schon ziemlich fruchtbar. Allein im Grunde wird es wohl nicht mehr Wirkung, als die bisher gebrauchte thun; und ist es ohne Beleidigung der Gerechtigkeit ins Werk zu setzen, das kümmert nun freylich unsern V. nicht, aber verdient allerdings, wann man anderst vernünftigere Begriffe vom Recht zu strafen hat, Ueberlegung. Die Verfassung Deutschlands, der Mangel der Nahrung in manchen Ländern, und die verweigerte Aufnahme in andern ebendesselben Reichs, welche so viele in die betrübte Nothwendigkeit setzet, ein irrendes Leben zu führen, wie z. B. abgedankte, verwundete Soldaten, nebst noch so manchen andern Umständen, machen hier Bedenklichkeiten, die man nicht übersehen, und verachten darf. Dem Recensent

senten fällt der Fall bey, der ihm gewisser Umstände halber vorzüglich bekannt ist, daß eine Landesherrschaft unlängst das Gesetz machte, es sollten alle durch unordentliche Haushaltung verarmte Unterthanen emigriren. Gnade Gott den armen Leuten und ihrem Trommelfell, wenn sie in eine Gegend kommen, wo des Verf. Vorschlag befolgt wird.

Doch dergleichen Scrupel darf man von einem Manne nicht erwarten, der gar im 31ten §. die Taubheit für eine große Wohlthat der Vagabunden, und diesen Zustand derselben als eine Erweckung der Industrie betrachtet. Ja er ist so von seinem Projekt eingenommen, daß er nicht einmal eher daran gedacht hatte, man müsse Vagabunden erst haben, ehe man sie taub machen könne, bis er durch die Studtgarter ökonomisch- physikalische Auszüge daran erinnert ward, welche ihm auch Zucht- und Arbeitshäuser zu Ersparung der Taubheit anpriesen. Und hierauf antwortet er im zweyten Abschnitt. In Ansehen des erstern weis er, ausser den bisherigen Mitteln, Herumstreicher und Diebe zu fangen, nichts neues zu sagen, und in Ansehung des letztern „haben es ja „vernünftige Obrigkeiten schon längst erkannt, daß keine an „Galgen und Rad gehörige Geschöpfe in Zuchthäuser zu ste„cken, also eine jede Herrschaft, der es hierunter noch an ge„höriger Einsicht, oder gutem Rath, fehlet, auf das ernst„lichste gegen eine solche Anstalt zu verwarnen sey. Dann „die Zuchthäuser sind Tempel der Tugend und Sittenverbesse„rung;„ Allein wann das ist, warum sollen und können Vagabunden darinn nicht gebessert werden. Eine einzige wichtige Bemerkung macht der Verf. Man soll große Missethäter nicht unter die Soldaten thun, denn dies erniedrigt, andrer Gründe nicht zu gedenken, den Militärstand gar sehr.

Im dritten Abschnitte werden gegründete Einwürfe über die Unzulänglichkeit dieses Vorschlags, und ein anderer gemacht, daß man nemlich Belohnungen für die Angeber der Diebesbanden bekannt machen solle. So gewiß hierdurch Mißtrauen unter gedachten Gesellschaften erweckt würde, so gewiß wäre auch hiervon viel zu hoffen. Im vierten wird die moralische Seite, das Ungerechte, und die üble Folgen jenes erstern Vorschlags ziemlich launig geschildert, und wir müssen dem Verfasser dieses Briefs Recht geben, wenn er glaubt, die Diebesbanden würden dadurch nicht nur, nicht zerstreut, sondern fester verbunden, und statt verbessert, grausam und verzweifelt gemacht werden. Doch wenn dieser sie nach Amerika transportiren will, so sehen wir nicht was das mensch-

liche Geschlecht im Ganzen dabey profitiren soll, welches wir doch auch nicht ausser Acht lassen müssen. Der fünfte Abschnitt enthält eine seynsollende Wiederlegung der beyden vorhergehenden.

Nun folgen die Vorschläge, wie das Entweichen der inhaftirter Missethäter fruchtlos zu machen sey. In dieser Absicht räth man im 6ten Abschnitt für alle Delinquenten und Inquisiten eine besondre Kleidung zu machen; im 7ten denselben einen 3 Zoll breiten eisernen Halskragen mit Aufschrift des Namens und Gefängnißortes von besondrer Construktion, so daß ihn der Inquisite nicht eröfnen könne, anzulegen; im 8ten sie mit einem Strich von Buchdruckerschwärze auf der Stirne, und mit Charakteren auf den Schultern zu bezeichnen; im 9ten räth man statt Buchdruckerschwärze Saft von welschen Nüssen; und im 10ten wird von zwey Weibspersonen erzählt, denen aus Scherz die Namen durch Blaustein (Vitriol) auf die Stirne geätzet worden sey, daß die Zeichen Jahr und Tag geblieben wären. Dies sind die Vorschläge von deren Zulänglichkeit und Unzulänglichkeit jeder leicht urtheilen kann.

Dr.

Joann. Pauli Mahneri, Curiae Brunsvicensis Secretarii, commentatio de Marco Aurelio Antonio, constitutionis de civitate universo orbi Romano data auctore. Cum praefatione *Jo. Fried. Eisenharti*. Hal. et Helmst. apud Hemmerde, 1772. 114 S. in 8.

Der Streit, über die Frage, welcher Kaiser allen Einwohnern des römischen Reichs das römische Bürgerrecht ertheilt habe? ist bekannt. Justinian sagt Antonin der Fromme. Aurelius Victor nennt Antonin den Philosophen. Dio Cassius in den Peirescischen Excerpten den Caracalla. Diese letzte Nachricht nimmt Spanheim in s. vortreflichen Werk de orbe romano als die richtigste an, und vertheydigt sie weitläuftig gegen die andern Schriftsteller. Unserm V. hat es gefallen, die zweyte in seinen Schutz zu nehmen, und gegen die Stelle im Dio verschiedene nicht sehr erhebliche Einwendungen zu machen. Alles Aufwandes von Gelehrsamkeit und Witz, der in der Schrift gemacht ist, ungeachtet, glauben wir noch immer an den Dio und Spanheim, wünschen auch, daß

daß Hr. Maßner seinen Fleiß künftig auf wichtigere Untersuchungen wende. Er scheint wirklich etwas leisten zu können.

Jo. Gottl. Heineccii Antiquitates Germanicae, jurisprudentiam illustrantes T. 1 Hafniae et Lipsiae, apud Hered. Bothii et Proft, 1772. 632 S. T. 2. Pars prior 1773. 536 S. Pars posterior eod. ao. 506 S. in gr. 8. ohne das Register.

Es giebt Avantüriers unter den Büchern, wie unter den Menschen. Dergleichen ist das gegenwärtige. Schon im Jahr 1724. war es zum Druck fertig. Aber der V. brauchte Geld zur Reise von Halle nach Francker. Er verpfändete also das Mspt. bey Franke, der aus einem Doctor juris ein Buchhändler geworden war, doch so, daß es an Dulsecker in Straßburg gegen Erlegung des Darlehns verabfolgt werden sollte. Ehe dieses geschah, wurde Franke banquerout, und der Canzler Ludewig, der stärkste Gläubiger, zog es mit Frankens ganzem Sortiment zu sich. Hier lag es wie in der Hölle ohne Erlösung. Heineccius und nach seinem Tode, sein Sohn gaben sich alle Mühe es heraus zu bekommen, aber umsonst. Es wurde nach Ludewigs Tode mit seinen Büchern verauctionirt. Warum es damals des Heineccius Erben nicht gekauft haben, weis der Himmel. Kurz, es kam wieder in fremde Hände nach Dännemark, und endlich dann an des Verfassers Sohn, der es nun herausgiebt, ohne sich dadurch um seinen Vater, oder um das Publikum ein anderes als sehr geringes Verdienst zu machen. Der Augenschein zeigt jetzt, was vernünftige Leute schon längst vermutheten, daß wenig mehr darinn steht, als man schon in des V. Rechtsgeschichte und elementis juris Germanici hatte; und daß wer diese besitzt, jenes gar leicht entbehren kann. Ohne Zweifel hatte es Heineccius schon verlohren gegeben, und suchte daher den Verlust durch die beyde angeführte Bücher zu ersetzen. Wollte indessen der jüngere Hr. Heineccius, der bisher noch nichts für die Gelehrsamkeit gethan hat, als des Papa seine Papiere herausgeben, es durchaus gedruckt haben, nun so hätte er sich ein bischen über Senkenbergs, Grupens, Riccius, Dreyers und anderer Männer dieser Art Werke und Werkchen setzen und lernen sollen, wie viel weiter man seit 1724. im Studium des deutschen Rechts gekommen ist, und wie sehr die terra in-

incognita in dieser Wissenschaft abgenommen hat. Das in beygesetzten Noten alsdann wieder auszugießen erforderte wenig Mühe, hätte ihm Ehre, dem Verleger Nutzen und dem Publikum Vergnügen gemacht. Jetzt macht das Buch die Figur eines Menschen, dessen Lektüre sich mit Gellerts, und Rabeners Schriften endigte, und der doch jetzt noch in Gesellschaft von Dingen des Geschmacks mit sprechen will.

Sr.

Johann Christian Friedrich Matthäi, Prorectors der Stadtschulen zu Liegnitz, Betrachtungen über das Studium der Rechtsgelehrsamkeit, für einen Jüngling, welcher sich den Rechten und dem Dienste des Staats zu widmen auf hohe Schulen begeben will, mit einer Vorrede des Herrn Hofraths Heineccius, Lehrers der Rechte zu Liegnitz. Breslau, bey Gutsch, 1771. 208 S. in 8.

Der Verfasser, welcher kein Jurist von Profeßion ist, indessen ein ganz guter Schulmann seyn mag, wie die Vorrede versichert, setzte diese Betrachtungen einem seiner Schüler zum Besten auf; gute Freunde (wie gewöhnlich) wollten ihr Haupt nicht ruhig niederlegen bis sie gedruckt würden; Herr Hofrath Heineccius also, der einen unwiderstehlichen Beruf fühlt, fremde Kinder, telles qu'ils sont, im Publikum zu produciren, giebt sie heraus. Der V. giebt wirklich seinem Schüler manche nützliche Lehren, und schreibt ziemlich gut, aber da er kein Jurist ist: so ist einmal das meiste compilirt, zweytens Anmerkungen, Rathschläge, und, wann wir so sagen dürfen, Handgriffe, die nur ein Meister in der Kunst geben und zeigen kann, eigne neue Reflexionen darf man gar nicht erwarten, ja drittens nicht einmal von den eigentlich juristischen Materien bestimmte Begriffe. So lang der V. um das Ufer herum bleibt, geht es indessen noch ziemlich, aber so bald er tiefer hinein will, so wirds einem vor dem Sinken und Ertrinken bange. Man lese nur z. E. S. 107. u. f. „Wir finden ein jus Papirianum, und auch commen„tarios regum, wir finden die leges XII. tabularum und „sogar eine Proceßordnung, welche man *actiones legis* und „*actus legitimos* nannte, darinn dem Volk eine Anweisung „gegeben wurde, wie es sein Recht bey der Obrigkeit gesetz-

„mäßig

„ mäßig suchen sollte ꝛc. Hierdurch sahe sich der Rath genö„thiget, gewisse notas zu verfertigen ꝛc. ohngeachtet endlich er „(der Rechtsgelehrte) in gewissen Fällen Gewähr leisten, und „den Bürger vor Betrug und Schaden sicher stellen mußte, „*cavere*, ꝛc. Und wie unter den Cäsarn die Rechtsgelahrheit „beflissenen auch ICti genennt wurden ꝛc. S. 110. das lex „poppaea und Iulia. S. 111. „ da erblicken Sie den Gregorium, den Verfertiger des codicis Gregoriani, und den Hermogenian, „ den Verfasser des codicis Hermogeniani. Männer, welche Ihnen unmöglich gleichgültig seyn können „ (die Männer sind es uns warlich in hohem Grade) — „wann „Sie Ihr corpus juris einmal in die Hand nehmen. S. „119. die Institutionen sind ein Werk, das wegen der latei„nischen Litteratur nicht genug zu schätzen, und allen Stu„dierenden, welche in den *humanioribus*, was rechts thun „wollen, nicht genug zu empfehlen ist. S. 120. des *M.* „*Salvii Iuliani* Epitome Novellarum. „ S. 143. das Staatsrecht, welches einige Aehnlichkeit mit dem *jure honorario* im römischen Recht hat ꝛc. Solcher Pröbchen könnten Wir noch hundert anführen. Endlich sehen Wir auch nicht ein, wozu dem Schüler eine Menge Dinge vorgepredigt werden, die er unmöglich schon verstehen kann, die er doch auf Universitäten wieder zu hören bekommt, und da erst verstehen lernen muß. Kurz: tenet insanabile multos. —

⊙

Iustiniani Institutiones e recensione Iacobi Cujacii. Editionem curavit et animadversiones nonnullas adjecit *Ioh. Bernhard. Koehler* Philos. P. P. E. Goetting. Goetting. apud Dietrich, 1772. 248 Seiten in gr. 8.

Wer den Probebogen vom Gebauerischen corpore juris nicht gesehen hat, kann eine Probe des Druckes an diesem Buche sehen. Noch kein deutscher Buchdrucker hat, so viel der Recensent sich erinnert, so vortreflich gedruckt. Der Text der Institutionen, nach Otto's Ausgabe, doch nach der Pariser des Cujacius von 1585. in 12. verbessert, so wie er in jenem corpore juris abgedruckt ist, ist hier zu einer Octavausgabe zugerichtet. Die dort befindliche Noten aber sind weggelassen; und statt deren nur unter jeder Columne die Stellen

len der Pandekten angeführt, welche Quellen der Institutionen sind. Zu wünschen wäre gewesen, daß auch die Haloandrische Varianten wären beygefügt worden. Der Herausgeber ist der damalige Göttingische Professor Hr. Köhler, der als ein guter Grieche bekannt war, um an der Ausgabe des Gebauerischen corporis juris mit arbeiten zu helfen, in der Geschwindigkeit ein Jurist wurde, und wirklich in kurzer Zeit in der eleganten Jurisprudenz gute Progressen machte, darauf aus Göttingen und aus der gelehrten Welt auf einmal verschwand.

Er hat dieser Ausgabe zwey Bogen voll kritische Anmerkungen über die Institutionen angehängt. Viele sind so gut, daß man wünscht, der V. möchte der Rechtsgelehrsamkeit treu geblieben seyn. Manche verrathen aber auch den Anfänger und Emendirkützel. Was S. 227. von dem Unterschied der servitutis viae und actus gesagt wird, ist nicht befriedigender, als alles, was ich anderwärts darüber gelesen habe. Hier ist mein Glaubensbekenntniß. *Via* war das Recht über eines andern Grund und Boden einen Weg, wenigstens 8 Schuh breit zu haben und darüber zu fahren, auch wann dies der Eigenthümer bey der Conceßion nicht ausdrücklich ausgeschlossen hatte, darüber Vieh zu treiben, und einzeln zu gehen. Actus war das Recht einen Weg, von weniger als 8 Schuhen zu prätendiren, Vieh darüber zu treiben und wann nicht etwas anders ausdrücklich ausgemacht war, mit Wagen, die sich über einen solchen schmaleren Weg führen lassen, zu fahren. Hrn. Köhlers Meynung ist, via und actus wären darinn verschieden: Via habe nothwendig drey Stücke involvirt: das Recht zu fahren, Vieh zu treiben und zu gehen. Actus habe zwar auch diese drey Stücke in sich begriffen, aber nicht nothwendig. Man habe durch Verträge das Recht zu fahren und zu gehen davon separiren können. Seltsam! dann 1) ist schlechterdings nicht bündig zu beweisen, daß via nothwendig die angeführte drey Stücke in sich gefaßt habe. 2) Ist es nach dieser Hypothese nicht möglich zu sagen, ob servitus viae oder actus concedirt ist, wann ich einem das Recht über einen Weg von 8 Schuhen zu fahren, Vieh zu treiben und zu gehen gegeben habe; und 3) wäre es eine höchst wunderliche Verordnung, wann ein Gesetzgeber zwey Rechte A und B also unterscheiden wollte: A ist das Recht, welches die Rechte x. y. z. nothwendig in sich begreift. B ist ein Recht, das auch die Rechte x. y. z. in sich hält, aber doch so, daß sie davon getrennt werden können. Wann das nicht entia praeter

ter necessitatem multipliciren heißt: so muß nichts in der Welt diesen Namen verdienen!

T.

Georgii Christiani Gebaueri commentationes de patria potestate romana et germanica. Francofurti ad Moenum, impensis Kesleri, 148 Seiten in 4.

Nichts als ein Nachdruck der beyden Gebauerischen Disputationen de patria potestate die im J. 1750. und 1751. herauskamen, und einer dritten de patria potestate veterum germanorum ad Tacit. german. c. 20. et 13. die schon in des V. vestigiis juris germ. antiquiss. steht.

Joh. Christian Ludw. Fresenius, Gedanken über die Rechtmäßigkeit der Nachsteuer. Frf. und Leipz. 1773. 3 Bogen in 8.

Ueber die Nachsteuer oder das Abzugsrecht ist schon genug geschrieben worden. Unter andern streitet man über den wahren Grund dieses Rechts. Die Meynung, daß es sich auf das Recht des Staates gründe, eine Entschädigung für den Verlust zu verlangen, den er leidet, wann Vermögen aus seinen Gränzen gebracht wird, halten wir noch immer für wahr: ein neuer Autor, Bonhöfer, mag auch dagegen sagen, was er will. Und diese Meynung vertheydigt auch Hr. F. ein junger Schriftsteller der Talente zeigt, mit Gründen aus dem allgemeinen Staatsrecht, und beantwortet zugleich die wichtigsten Fragen in der Nachsteuer Materie. Schade daß er Bonhöfers Abhandlung noch nicht gekannt und dessen Hypothese und Einwürfe nicht geprüft hat. Die Frage: ob auch von dem Vermögen, das man in dem Staat nicht erworben, sondern hinein gebracht hat, Nachsteuer zu geben sey, verneint er. Wir sehen nicht, wie dies mit seinen Grundsätzen bestehen kann. Er nimmt nemlich an: das Vermögen der einzelnen Bürger darf nicht zum Nachtheil des Staates vermindert und ihm entzogen werden. Darauf gründet er das jus detractus. Ist dies richtig, nun so schliessen wir weiter: Vermögen, das in den Staat gebracht wird, ist auch Vermögen der Bürger, eben sowol als das, welches im Staate erworben worden ist. Folglich darf jenes so wenig dem Staat

entzogen werden, als dieses und der Staat kann auch von jenem mit Recht die Nachsteuer fordern. Die Gründe, welche Hr. F. für seine Meynung anführt, scheinen uns auch nicht unumstößlich.

Der Stil dieser Abhandlung ist gut, und würde uns noch besser gefallen, wann er weniger luxuriant wäre.

Christiani Thomasii Dissertationum academicarum, varii imprimis juridici argumenti. T. I. Hal. Magdeb. apud Hemmerde, 1773. 1080 Seiten in gr. 4. T. II. 1774. 1098 Seiten.

Hr. Hofrath Uhl, dessen Verdienste um die Wissenschaften durch Zusammendrucken lassen rühmlichst bekannt sind, thut ein gutes Werk, daß er die Thomasischen Dissertationen sammelt. Ist gleich Thomasius weder ein Mann für den Kritiker und Interpreten noch für den Praktiker, der casus sucht, so bleibt er doch als Raisonneur, als Selbstdenker, als Labeo, qui ingenii fiducia multa innovare studebat, immer ein merkwürdiger Kopf, von dem etwas zu lernen ist. Im ersten Bande dieser Sammlung stehen die Leipzigische Disputationen, die de feudis oblatis ausgenommen, ohne Zweifel, weil sie schon in die selecta feudalia eingerückt ist; und von den Hallischen 13.; überhaupt 30. Im zweyten Band stehen 40. und so werden dann die übrigen 50. bis 60. noch einen starken oder zwey kleine Bände ausmachen. Die Ordnung ist die chronologische. Am Ende wird ein allgemeines Register beygefügt werden. Das Papier des Werks ist sehr schön, die Schriften könnten besser seyn.

Jacobi Rave Principia universae doctrinae de praescriptione. Ienae, apud Fickelscherr, 1772. 376 Seiten in 8.

Die zweyte unveränderte Auflage eines im Jahr 1766. zum erstenmal erschienenen Werkchens. Es ist das lichtvolleste und gedachteste, was über die verwickelte Lehre von der Präscription je geschrieben worden ist; kurz, eine klaßische Schrift. Wir enthalten uns, wie gewöhnlich bey wiederholten Ausgaben, einer genaueren Anzeige. Auf das Antejustinianeische Recht hat, sich der V. nicht eingelassen. Das kann man

aber

aber aus der vortreflichen historia usucapionum des Helmstädtischen Conradi lernen.

Sr.

Caroli Friederici Walchii introductio in controversias juris civilis recentiores inter Iurisconsultos agitatas. Ien. et Lipſ. apud Gollner, 1771. 426 S. in 8.

Da wir Herrn Walch als einen wirklich gelehrten Mann ehren: so thut es uns leid sagen zu müssen, daß uns dieses Buch nicht gefällt. Fürs erste ist kein fester Plan darinn. Dem Titel nach soll es die controversias inter recentiores ICtos agitatas enthalten, und doch stehen Controversien darinn, die schon zu Bartolus Zeit geführt worden sind. Z. E. ob der Vater seine Tochter zu dotiren schuldig ist, wann sie eignes Vermögen hat. Von wirklich neuen Streitigkeiten hingegen fehlen viele, und darunter sehr wichtige z. E. der Streit ob der Vater heutiges Tages den emancipirten Kindern pupillariter substituiren könne, ob die römische väterliche Gewalt ein dominium gewesen sey, ob das Retentionsrecht wegen einer illiquiden Forderung exercirt worden, die Immemorial-Präscription durch Documente erwiesen werden könne; über die wahre Beschaffenheit der römischen donationis propter nuptias, über die Erfordernisse eines im Testament bestätigten Codicilles ꝛc. ꝛc.

Warum hat Hr. W. nicht vielmehr hierinn auf Vollständigkeit gesehen, als daß er Streitfragen, die schon Vinnius, Cocceji und andere sehr gut abgehandelt haben, auch wieder vorträgt, was dort weitläuftig ausgeführt ist, ins Kurze zieht, und etwa ein paar neue Allegaten beyfügt? Dergleichen findet man viele im Buche.

So viel der V. auch allegirt: so hat er doch hier und da gerade die besten Schriften von der Materie vergessen, z. S. 6. Gelvanus de usufructu, dessen warlich nicht triviale Gründe verdient hätten geprüft zu werden S. 59. die Homberg kische Dissertation de bonis adventitiis etc. worinn Leysers und Hn. W. Meynung widerlegt ist. S. 98. §. 17. Hubers Digressionen ꝛc. ꝛc.

Nicht selten schießt der V. ganz neben das Ziel, z. E. S. 20. sagt er: Si abſens pro mortuo eſt habendus, neque eruendum tempus mortis ipſius, eo tempore illum

decessisse, statuendum est, quo septuagesimum annum complevit. Und nun der Beweis in der Note: Terminus hic aetatis humanae est ordinarius. Plurimi quidem sunt, qui illum non attingunt. Praesumendum tamen est, hominem ista aetate vivis esse exemtum. (Wie das zusammen hängt, mag ein anderer sagen.) Solidum quidem ejus fundamentum non est quaerendum in Ps. 90. v. 10. verum tamen in consensu plerorumque doctorum ac juris collegiorum illud reperitur. Ist dies ein Beweis des Satzes? Im §. behauptet der V. wann ein Abwesender, aus dem Grunde, weil von seiner Geburt an 70 Jahre verflossen sind, pro mortuo declarirt wird: so nehme man an, daß er zu der Zeit wo die 70 Jahre um sind, (also nicht, wie andere wollen, zu der Zeit da er weggieng) gestorben sey, dies ist ein wichtiger und streitiger Satz. Aber in der Note steht nichts, als: man erklärt einen Abwesenden für tod, wann von seiner Geburt an 70 Jahre verstrichen sind. Wer zweifelt dann daran? Von den Zeitpunct, in welchen der Tod des Abwesenden zu setzen sey, ist die Frage.

⊙

David Georg Struben rechtliche Bedenken, vierter Theil, nebst einem Hauptregister über alle vier Theile. Hannover, bey Schmidt, 1772. ohne das doppelte Register 528 Seiten in 4.

Wir würden eine Recensentensünde begehen, wenn wir ein so schätzbares Werk unangezeigt liessen, ob es gleich unsre meiste juristische Leser schon kennen werden. Sorgfältige Auswahl und sehr gründliche Ausführung geben diesem Theil, wie den vorhergehenden, vor vielen ähnlichen Werken unsrer besten Sriftsteller in diesem Fach, einen grossen Vorzug; und wir wünschten, daß der verehrungswürdige V. mit diesem Bande, welcher das Buch zu schliessen scheint, seine Autorschaft nicht gänzlich beschliessen möge.

Io. Fr. Eisenharti opuscula juridica varii argumenti. Hal. prope Sal. apud Hemmerde, 1771. 402 Seiten in 4.

Warum H. Eisenhart seine kleine Schriften nicht selbst herausgiebt, sondern dies durch einen Anonymus (s. die Vorrede) thun läßt, wissen wir nicht. Verdient haben sie allerdings

allerdings gesammelt zu werden. Die Titel sind: 1) Diss. de dotalitio viduarum summorum in Germania Praesulum protestantium. 2) Diss. de fidejussoribus dotis. 3) Diss. de nato ex sponsa. 4) Diss. de vera criminis socii notione. 5) Diss. de jurejurando in litem affectionis in emtione venditione cessante. 6) Diss. de jure domini directi circa dotem ecclesiae in feudum datae feudo aperto. 7) Diss. de Vestalibus et jure Vestali pop. rom. 8) Diss. de retorsione juris Albinagii in successione mariti cessante. 9) Diss. contractum locationis conductionis inter patronum ecclesiae et candidatum praesentandum intuitu agrorum parochialium initum nullum esse. 10) Diss. de jure ejus, qui ad militiam emendam credidit, in concursu creditorum. 11) Progr. de usu hodierno L. 41. §. 1. de testam. mil. 12) Diss. ad L. 13. D. fin. regund. 13) Diss. ad L. 3. C. de profess. et med. 14) Diss. de juribus singularibus viduarum. 15) Diss. de pactis dotalibus ob superventientiam liberorum haut tollendis. 16) Progr. de natura et indole communionis bonorum inter conjuges tacite initae. 17) Diss. rationem computationis fructuum ex pacto antichretico perceptorum in foro receptam, nec juri nec aequitati convenire. 18) Progr. de lectione corporis juris civilis in studio juris non negligenda. 19) Progr. de eo, qui tristiā nunciavit quo minus quis judicio se stiterit. 20) Commentatio de renunciatione nobilitatis. 21) Oratio de meritis nobilitatis Teutonicae in juris patrii conservationem. 22) Oratio de Friderico III. Imp. ab odio in ICtos vindicato. Ob die Dissertationen num. 15. wirklich von Hrn. E. sey, daran zweifelt schon ein anderer Recensent mit Grund.

Otia in otio minime otiosi. P. II. Lemgo, in der Meyerischen Buchhandlung, 1773. 456 S. in 8.

Ein Gemisch von Recensionen und eignen Aufsätzen, worinn manches gute und interessante gesagt ist, und das man ganz gern in der Verdauungsstunde lesen würde, wann der V. nur nicht allzugeschwätzig wäre, und das unendliche allegiren und abschreiben lateinischer und französischer Stellen einschränkte, und nicht so oft die gedehnteste Digressionen machte. Das Gerücht daß Hr. Behmer der V. des novi juris controversi auch Autor dieser Schrift sey, wird durch den gegenwärtigen 2ten Theil bestätigt. Der specielle Inhalt ist: 1)

fortgesetzte Anmerkuugen über den fünften Theil der Eisen-hartischen Rechtshändel. Klagen über die Eisenhartische Weitschweifigkeit im Erzählen, die ganze 20 Seiten einnehmen. Quis tulerit Gracchos etc. Alsdann eine Recension der einzelnen Rechtshändel. 2) Recension der Gedanken von Verabfassung eines allgemeinen Gesetzbuches. Was wir dem Verf. dieser Brochüre gesagt haben. wird ihm hier auch zu erkennen gegeben, daß er ein höchst kläglicher Scribent ist. 3) Gute Gedanken über die wesentliche Eigenschaften eines rechtlichen Catechismus und Recension des sehr schlechten Neumannischen. 4) Ueber die Ungleichheit der Befugnisse der Eheleute in Frankreich in Ansehung des Ehebruchs (die Frau kann die Ehescheidung nicht fordern, wann der Mann die Ehe bricht.) und ob dergleichen nachzuahmen? Wird, wie billig, negirt. 5) Von der Nützlichkeit eines besondern Baugerichts, vornehmlich in großen Städten, nebst der alten Bauordnung der Stadt Berlin, und einigen zu dem daselbst etablirten Baugericht gehörenden Particularien- und Specialobservanzen. 6) Raisonnirter Extract des *novi juris controversi Behmeriani*. 7) Kurze Anmerkung über dessen Observation *du droit de la nature et des gens, touchant la capture et la detention des vaisseaux et effets neutres en tems de guerre*. 8) Berichtigung und Erläuterung verschiedener Articul in den ersten *Otiis*, nebst einigen Anecdoten von der Justizreforme des Großcanzlers Freyherrn von Cocceii, und dem *tableau d'un chancelier* von Hn. Thomas. 9) Rechtfertigung der göttlichen Vorsehung bey der Zulassung selbst der offenbar ungerechtesten Verfolgungen gegen verdiente Männer. 10) Einige Anecdoten betreffend den Marquis d'Argens.

Godofredi Ludovici Menkenii opuſcula. Halae, prope Sal. apud Hendel, 1770. 756 Seiten in 8.

Wie der Titel zeigt, des Wittenbergischen nachher Helmstädtischen Professor Menke zusammengedruckte Disputationen und Programmen, die Sache und Stil nach unter die guten Schriften dieser Gattung gehören, folgendes Inhalts: 1) Diſſ. de poena privationis feudi, in vasallum dolo vel negligentia inveſtiturae renovationem non petentem, legibus ſtatuta. 2) Progr. expoſitionem L. 6. Cod. de inoff. teſt. ſiſtens. 3) Diſſ. de jure ſepulchrorum familia-

liarium atque hereditariorum, eorumque divisione aliaue alienatione. 4) Diss. de indole causarum minimarum. 5) Diss. de processu causarum minimarum. 6) Diss. de causa ob praestitum juramentum iudiciale decisa, probato periurio redintegranda. 7) Diss. de statutis civitatum provincialium in successione ab intestato ad bona etiam alibi sita secundum jus civile extendendis. 8) Diss. Nullum excessum usurarum in pacto antichretico esse tolerandum. 9) Diss. de jure accrescendi, vendita hereditate, ad emtorem pertinente. 10) Diss. de actione pauliana. 11) Diss. de praesumtionibus juris et de jure contrarii probationem admittentibus. 12) Progr. ad L. 18. Cod. de testib. juncta Nov. 90. C. 2. 13) De vera indole literarum obligationis et exceptionis non numeratae pecuniae. 14) Progr. in quo merum imperium non esse jurisdictionem criminalem demonstratur. 15) Diss. de jure expellendi colonum, ob supervenientem necessitatem. 16) Diss. de factorum indole in tacitis renunciationibus. 17) Diss. de donatione mortis causa valida, licet expresse in casum mortis non differatur. 18) Diss. de donationibus inter virum et uxorem non ipso jure nullis. 19) Diss. de testamento parentum inter liberos privilegiato jure civili sine scriptura invalido. 20) Progr. de probatione per duos testes in casu L. ult. Cod. de fideic. non admittenda. 21) Diss. Levem culpam a negotiorum gestore ordinarie praestari. 22) De mandato consilii ad statutum juris Lubecensis Lib. 3. Tit. 10. artic. unic.

Der Druck ist so viel wir bey dem Durchlesen einiger Stücke gefunden haben, ziemlich accurat. Ein unangenehmer Fehler ist der Mangel eines Registers.

Rechtliche Erkenntnisse und Gutachten in peinlichen Fällen, größtentheils im Nahmen der göttingischen Juristen-Facultät, ausgearbeitet, von Christian Friedrich Georg Meister. Erster Theil. Göttingen und Kiel, bey Boßiegel, ohne den vorgesetzten Innhalt 177 Seiten in Folio.

Wie man es von der bekannten Stärke des V. im peinlichen Recht und seinem Fleisse erwarten konnte, gründlich und gut. Eine lobenswürdige Eigenheit ist, daß H. M. das römische und canonische Recht häufiger anführt, als man sonst

sonst in Schriften über das peinliche Recht zu thun gewohnt ist. Bey der großen Unvollständigkeit der deutschen Criminalgesetze ist es eben so nöthig, in peinlichen Fällen die fremde Rechte zu Hülfe zu nehmen, als in Civilsachen, und nur der Irrthum, diese Rechte seyen hier nicht applicabel, hat bisher die Rechtsgelehrten davon zurück gehalten. Die übrige Einrichtung des Buchs ist, wie in andern Sammlungen dieser Art.

Heinrich Christian Freyherrn von Senckenberg corpus juris feudalis Germanici, oder vollständige Sammlung der deutschen gemeinen Lehnsgesetze, von neuem mit einigen Zusätzen vermehrter herausgegeben von D. Johann Friedrich Eisenhart. Halle im Magdeb. bey Hemmerde, 1772. ohne die Vorreden und das doppelte Register, 910 Seiten in gr. 8.

Das Senckenbergische corpus juris feudalis ist eine bekannte nützliche Sammlung, und bey der gegenwärtigen Auflage hat ihr Werth zugenommen. Das Schwäbische Lehnrecht und den alten Autor de beneficiis hat der Herausgeber nach dem Lahrischen Text in des Hrn. von Senkenberg corp. jur. germ. abdrucken lassen, und das mit Recht. Dann diese Ausgabe ist ohne Zweifel unter allen die richtigste. Die acta pacis constantiae sind jetzt nach der vollständigern Edition des Muratori abgedruckt. Da in der vorigen Ausgabe der Auszug aus der güldenen Bulle in deutscher Sprache stand: so hat jetzt Herr E. das lateinische Original nach der Olenschlagerischen Edition substituirt. Einige neu hinzugekommene Zusätze enthalten verschiedene Urkunden zur Erläuterung des Lehnwesens, und Auszüge aus den Wahlcapitulationen, welche nach der vorigen Ausgabe des Buchs verfaßt worden sind, Carls VII. und der folgenden Kaiser.

T.

Johann Leonhard Hauschilds B. R. D. und Rechtsconsulentens zu Dreßden rc. juristische Abhandlungen, von Bauern und deren Frohndiensten, auch der in Rechten gegründeten Vermuthung ihrer natürlichen Freyheit, ingleichen von verschiedenen irrigen

rigen und guten Vorschlägen zu einer Verbesserung der Justiz. Dreßden und Leipzig, bey Joh. Nic. Gerlachs Wittwe und Sohn, 1771. 306 Seiten in 4. ohne das Register.

Eine Sammlung von besondern Abhandlungen über die auf dem Titul bemerkte Gegenstände. Der V. hatte die meisten schon einzeln herausgegeben, und nun liefert er sie zusammen verbessert, und mit einigen neuen vermehrt. Das ganze Buch ist in zwey Abtheilungen zerschnitten, wovon die erstere die Bauern und Frohndienste; die zweyte aber die Justizverbesserung zum Gegenstand hat. Am Ende steht noch ein Anhang, und eine kurze Lebensbeschreibung des Autors, der während dem Abdruck dieser Sammlung gestorben ist. Die Abhandlungen selbst sind folgende.

I. **Untersuchung von Bauern und Frohnen, und deren ursprünglicher Bedeutung.** Ist blos etymologisch, zeigt indessen den V. als einen Mann, der die Quellen deutscher Rechten und die Alterthümer kennt, und keine superficielle Gelehrsamkeit hat. Die Schreibart ist freylich nicht nach dem heutigen Geschmack, und wird durch das viele lateinische ziemlich bunt. Die Etymologie des Worts Frohndienste hat das wo nicht ganz doch gröstentheils neue, daß Hr. H. zeigt: Frohn bedeute nicht, wie man bisher gemeiniglich davor hielt, heilig, sondern allgemein geboten, befehligt. Die Ausführung ist gut. Allein wenn Hr. H. §. 9. aus der Erzählung Winnigsstadii in Chron. Halberstd. §. 39. welcher berichtet, daß der Erzbischof von Magdenburg Ernst der zweyte Prinz von Sachsen, seinen Beamten zu Gibichenstein, deswegen weil er in seiner Abwesenheit die Bauern zum Frohnen bey Erbauung der Moritzburg zu Halle aufgeboten, übel angesehen, und nach seiner Rückreise ihnen die Dienste bezahlt schliessen will; die Dienstleistung wäre selbiger Zeit kein wirkliches Recht, sondern eine bloße Bewilligung gewesen, so geht er offenbar zu weit. Die Erzählung selbst zeigt ja, daß der Erzbischoff blos aus Menschenliebe so gehandelt habe, und die schleunige Befolgung des Amtsbefehls beweiset grade das Gegentheil. So wenig als dieses erwiesen ist, so wenig hat er auch dargethan, daß erst die Römische Rechtsgelehrte und das possessorium summariissimum derselben den Bauern die Frohndienste als ein Recht aufgebürdet haben.

II. Gewissens-Bedenken über die Frohnen. Hier findet man eines gewissen Heinrichs von Einsiedel von ihm selbst beschriebene Anfechtung wegen der Frohne, und D. Martin Luthers und M. Georg Spalatini desfalls ertheilter Rath und Trost. Alsdann etwas matte moralisch- theologisch- juristische Betrachtungen unsers Verf. deren Resultat ist: man soll die Bauern mit keinen neuen Lasten beschweren, und jederzeit ihnen, und nicht dem Herrn rechtliche Gunst angedeihen lassen. Statt dieses ganzen Stücks hätten wir eine auf politische Gründe gebaute Ausführung über die Abschaffung der dem Staate so schädlichen Frohnen gewünschet.

III. Kurze Anweisung zur besten Abfassung der rechtlichen Klagen derer Bauern wider ihre Gerichtsherrschaften in Dienstsachen und wie dabey die ihnen zukommende Vermuthung der natürlichen Freyheit nutzbar zum Gebrauch zu machen. Enthält sehr wenig wichtiges, und gar nichts neues: kann jedoch allenfalls einigen Nutzen für Advokaten zumal in Chursachsen haben.

IV. Ursprünge der verschiedenen höchsten Justizcollegien in Chursachsen nebst beygefügten praktischen Anmerkungen vor welchen die Klagen derer Bauern anhängig zu machen am rathsamsten sey. Auch hier zeigt der V. gute Kenntnisse der deutschen Alterthümer, und der Verfassung mittlerer Zeiten. Doch sagt er nichts besonders, und neues. Die Bemerkungen vor Erwählung der Gerichte in Chursachsen können nur in besondern Fällen für dortige Advocaten fruchtbar seyn.

V. Wiederlegung der von einigen Rechtslehrern und besonders von Joh. Georg Estorn behaupteten Vermuthung ungemessener Dienstbarkeit derer Bauern in allen Fällen, wo sie eine Befreyung nicht erweisen können.

Jeder Kenner wird diese Abhandlung mit Vergnügen lesen. Der V. beweißt bündig, daß wenn über die Dienstleistung der Bauern Streit entsteht, die Vermuthung nicht für ungemessene Dienste; sondern für die natürliche Freyheit der Bauern zu nehmen ist. Und da dieses im 7ten §. so erklärt wird: „welcher Bauer sein Guth für gänzlich dienstfrey ausgeben will, hat die Vermuthung wider sich, und muß die Befreyung erweisen; welcher aber einige Dienste, vornemlich die in den Landesgesetzen vorgeschriebene, einräumet, und nur andere, wozu weder aus den Landesgesetzen noch aus Verträgen (Gewohnheit ist doch, dünkt uns, auch nicht auszuschliessen) einige Verbindlichkeit erhellet, ableugnet, dieser hat die

Ver-

Vermuthung der natürlichen Freyheit für sich, bis der Herr seine Befugniß, und des Bauers Schuldigkeit erwiesen hat,„ so treten wir dem V. willig bey. Der Styl ist überdies hier reiner als vorher.

VI. Prüfung der von Johann Georg Estorn 1742. herausgegebenen *Commentatio de praesumtione contra rusticos in causis operarum* und Vergleichung derselben mit seiner ehemals 1734. gefertigten Vorrede gleichen Inhalts zu denen von ihm edirten Grollmännischen Dissertationen *de operarum debitarum mutatione*. Hr. H. geht hier das letzte Estorische Werk durch, vergleicht es mit der gedachten Vorrede und widerlegt es; doch lange nicht mit dem Fleiß, womit die vorige Abhandlung geschrieben ist. Man kann ihm dieses unterdessen nachsehen, da die Sache in jenem so vollständig ausgeführt ist. Was zuletzt der V. gegen die Leibeigenschaft, und von ihrem Nachtheiligen für den Staat sagt, ist zwar an und für sich wahr; allein nicht so ausgeführt wie es die Wichtigkeit des Gegenstandes erforderte. Man sieht allzudeutlich, daß der V. ganz ausser seiner Sphäre ist, so bald er die Grenzen der Rechtsgelehrsamkeit der Alterthümer und der deutschen Geschichte überschreitet.

VII. Vertheydigung des *opusculi de praesumtione pro libertate naturali in causis rusticorum quatenus neque leges neque pacta obstant*, wider eine Recension in denen zu Wittenberg 1739. herausgekommenen *Nov. Act. ICtorum* im 8ten St. *pag.* 723. Der bescheidene Ton und einige neue Beweise, daß die Bauern in den mittlern Zeiten Deutschlands freye Leute gewesen seyen, sind hier das schätzbarste.

VIII. Wiederlegung einer von D. Joach. Jac. Reineccius 1745. herausgekommenen Schrift *de rustico quondam servo*. Wenn Reineccius eine ehemalige allgemeine Leibeigenschaft der Bauern, eine Knechtschaft im Stande der Natur und überhaupt so unbestimmte Begriffe annimmt, daß man die absurdesten Sätze daraus schliessen kann, so verdient er wohl eine züchtigende Widerlegung. Diese liefert Hr. H. Indessen halten wir dafür, daß der ganze Streit darüber; ob unter Karl dem großen, und seinen Nachfolgern die Bauern frey oder knechtisch gewesen? sehr müßig sey, und gar nichts zur Entscheidung beytragen könne, wenn man untersuchen will, ob ungemessene Dienste, oder natürliche Freyheit präsumirt werden müssen? Wie kann man Gründe in jenen Zeiten aufsuchen, und Schlüsse von einer Verfassung, worinn Deutschland vor 100 Jahren war, und welche sich so vielfältig än-

derte,

derte, auf unsere Zeiten machen! Wenn dies anfienge, was würden für Vermuthungen, und für Sätze in unserm Staatsrecht zum Vorschein kommen? — Was für Verwirrungen in allen Reichen, die ehemals andre Verfassungen hatten?

In der zweyten Abtheilung erscheint.

IX. Eine Abhandlung von der Beschaffenheit der gemeinen Klagen über die Justiz. Es verursacht eine große Verwirrung, daß der V. die Klagen über die Gerichtsverfassung selbst, von denen über ihre Verwaltung nicht unterscheidet. Er hätte überhaupt das ganze Stück so wie das folgende lieber ungedruckt gelassen.

X. Prüfung verschiedener Irthümer, welche bey Beurtheilung der Justizgebrechen, und bey Vorschlägen zu desselben Verbesserung begangen werden. Nicht besser sind

XI. Zufällige Gedanken über des Königl. Preuß. Hrn. Geh. Justiz-Raths von Oßkierka Versuch eines Entwurfs zur endlichen Verbesserung des Justizwesens ꝛc.

XIIte Stück, der Anhang *de interpretatione juris et facti*. Die Regeln, die der V. giebt, sind gut, die Ausführung aber schlecht. Noch merken wir an, daß N. 1. 2. 6. 7. 9. schon in des V. Beyschriften von Bauern und Frohnen, und N. 10. besonders gedruckt war, die übrigen Stücke aber neu sind.

Den Beschluß macht die Lebensbeschreibung des V. eines Pfarrers Sohns, zu Bornshayn bey Altenburg 1694. gebohren. Wir können sie füglich hier dem wesentlichen nach ganz einrücken; denn er ward gebohren, ward Student, Advocat, Ehemann, Titularhofrath, und starb.

D. Carl Friederich Walchs Herzogl. Sächs. Goth. und Altenb. Hofraths. ꝛc. vermischte Beyträge zu dem deutschen Recht. Zweyter Theil. Jena, bey Gollner, 1772.-354. Seit. Dritter Theil. 1773. 334. Seiten ohne Vorrede und Register, in 8.

Das Urtheil, welches wir im ersten Stück des 17ten Bandes dieser Bibl. vom ersten Theile dieser Sammlung zum Lobe des V. fällten, müssen wir auch hier wiederholen. Er hat den sich vorgesetzten Plan auch hier pünktlich befolgt. Die Einleitungen zu jedem besondern Stücke und die beygefügten Noten sind gleich schätzbar. Das beygefügte Register über alle in den Statuten vorkommende unbekannte Wörter und

Re-

ten giebt dem Werke einen doppelten Werth, der noch mehr durch das versprochene Glossarium darüber, das Herr Rath Oelrichs in Bremen liefern will, erhöht werden wird. Der Innhalt dieses Bandes ist: 1) Altes Stadtrecht der Stadt Weissensee vom J. 1265. 2) B. Heinrichs zu Naumburg Brief von dem Bürgerrecht und der Zunftgerechtigkeit der Bürger zu Naumburg vom J. 1331. 3) Zusätze zu den alten Erfurthischen Statuten aus dem vierzehenten Jahrhundert. 4) Orlamündische Statuten aus dem vierzehenten Jahrhundert. 5) Erstes Weimarisches Stadtrecht v. J. 1410. 6) Alte Geraische Statuten v. J. 1487. 7) Salzburgisches Landtäding v. J. 1533. 8) Die noch anjetzt geltende Statuten der Stadt Geithayn v. J. 1533. 9) Die annoch gültige Eißenbergische Statuten v. J. 1610. 10) Zuchtordnung der H. R. R. Stadt Memmingen. 11) Sammlung einiger zu Erläuterung der Saalfeldischen Statuten dienende Rescripte und rechtlichen Gutachten. 12) Nachrichten von alten seltenen gedruckten deutschen Rechten.

Im dritten Theile sind enthalten: 1) Alte Schriften von verschiedenen Rechten der Stadt Altenburg; 2) [illegible] Statuten aus dem funfzehenten Jahrhundert; 3) Bürgersprache zu Bielefeld vom J. 1578. 4) Altenburgische Statuten vom J. 1555. 5) Statuten der Reichsstadt Offenburg. 6) Annoch geltende Freybergische Statuten; 7) Statuten der sächßischen Stadt Rochlitz. 8) Statuten der Reichsstadt Kaufbeuern; 9) Des Wild und Rheingravens Orts Losungsordnung v. J. 1600: 10) Nachrichten von alten seltenen gedruckten deutschen Rechten.

Dt.

D. *Ernesti Christiani Westphal* interpretationes juris civilis de libertate et servitutibus praediorum; artis ordine digestae, Lips. apud Weygand, 1773. 742 S. in gr. 8. ohne Vorrede und Register.

Ein Buch von derselben Art wie das vom Pfandrecht, das der V. vor einigen Jahren herausgab. Voran steht eine Abhandlung von den Servituten und verschiedenen andern verwandten Materien. Alsdann, anstatt daß sonst nur die Beweisstellen citirt worden, sind sie hier vollständig angeführt; dahinter folgt endlich eine Erklärung aus diesem oder jenem

Aus-

Ausleger genommen, auch wohl eine Prüfung verschiedener Auslegungen.

Sollen wir unsre Meynung über den Werth des ganzen Buchs aufrichtig sagen: so halten wir ihn für sehr gering. Den systematischen Theil findet man in vielen Compendien und Systemen eben so gut, und zum Theil besser. Der exegetische ist eine Compilation, die ihre Quellen noch lange nicht entbehrlich macht, ja nicht einmal vollständig und befriedigend ist. Ins Detail zu gehen: so ist 1) Mangel an bestimmten deutlichen Ausdruck und heller Ordnung hier eben so wie in dem Tractat vom Pfandrecht; 2) die Belesenheit des V. in kritischen Schriften schränkt sich noch immer auf das ein, was in Hommels corp. jur. cum not. varior. citirt ist: 3) an allotrien fehlt es nicht, und endlich 4) ist die Behandlung mancher Materien höchst mager und unzureichend. 1) Man lese S. 19. die Erklärung des damni. Id enim verum damnum est, quod patrimonium *industria partum* diminuit. Quando *naturalis* aliquis fructus, *quem nobis non debemus*, sed aliunde ex publico trahimus, praecluditur, id damni nomen non meretur. Wie viel seltsames in wenig Worten! Ist es dann kein damnum wann mir jemand ein accessorium *naturale* entzieht; oder wann mir jemand wehrt, mein Vieh auf die gemeine Weyde zu treiben? Und wie wunderlich ist das: fructum, quem nobis non debemus! Oder man sehe den Beweis S. 18. an, daß es nicht erlaubt sey jemand zu schaden. Tale quid enim si vicinus impune suscipere posset, nemo in re sua securus esset, et frustra in opera a se *multo labore facta* (also was einer gefunden hat, darf man ihm nehmen.) sumtus impendisset; quod stare cum aequitate non potest. Wäre das einzige neminem laede nicht besser als das lange Geschwätz gewesen? Wozu dient S. 32. der vage Satz: aedificando qui vicino officit, *plerumque* injuriam non facit, zumal da der V. vorher schon multa non multum davon gesprochen hatte, in wie weit das Bauen auf meinem Eigenthum, wodurch dem Nachbar etwas entzogen wird, damnum oder nicht sey. — Wozu der eben so schielende Satz S. 33. in suo cuivis licent omnia? Wie ist es zu vereinigen, wann S. 325. steht: praediorum servitutes sunt vel urbanorum vel rusticorum praediorum. Accipit servitus nomen a praedio quod servitutem tenet, non eo quod servitutem patitur. (Wielings Einwürfe gegen diese Meynung sind nicht berührt.) und S. 26. est etiam divisio servitutum qua aliquae in solo, aliae in superficie con-

consistere dicuntur, quorum hoc ad aedificia refertur quae exercent, *et in quibus exercentur* servitutes; illud ad agros et fundos praeter aedificia. Prioris generis sunt rusticae posterioris urbanae. Wie wenig Hr. W. seine Materialien zu ordnen weis, zeigt vorzüglich das erste Kapitel, wo die Materien in der traurigsten Confusion durch einander liegen. Man lese auch in dem Kapitel von der Natur der Servituten überhaupt z. E. S. 351. wo von der causa perpetua servitutum gehandelt wird. Da steht in einem besondern §. die Conclusion: Oriebatur inde, ut aquaeductus ex capite ubi aqua viva est constitui deberet, nec ex rivo, forma, fistula, castello; und nun die dahin gehörige Gesetzen, nebst einer weitläuftigen Erklärung was foramen sey. Darauf ein eigner §. worinn erklärt wird, was caput aquaeductus sey. Warum stand das alles nicht in den Capiteln, wo von den einzelnen servitutibus rusticis die Rede ist?

2) Alles anzuführen, was der V. von andern guten Schriften nicht gekannt oder wenigstens nicht benutzt hat, wäre viel Arbeit. Nur etwas also. Von Alten ist z. E. Donellus mit seinen vortreflichen commentariis juris civilis ungebraucht, von Neuen z. E. Pufendorfs Observationen, worinn verschiedene zur Servitutsmaterie gehörige Artickel so meisterhaft abgehandelt sind. Aber das allerunverantwortlichste ist, daß Hr. W. unternahm vom usufructu zu schreiben, ohne den Galvanus gelesen zu haben, und dieses Beyspiel diene statt vieler andern. Die Entschuldigung dieser Unterlassungssünden, die in der Vorrede steht, heiß gar nichts.

3) Im allerersten Kapitel stehen hundert Dinge die in eine Abhandlung von den Servituten gar nicht gehörten. Z. E. S. 24. die Verordnung des L. 8. C. de aedif. privat. wo den Curialen befohlen wird, neue Häuser zu bauen, den übrigen Municipalen aber nur ihre alte zu repariren; des L. 4. et 5. Cod. eod. ebendaselbst des L. 46. pr. et §. 1. D. de damn. infect. S. 26. und 27. der V. wollte von den Rechten des Eigenthümers auf seinem Grund und Boden handeln, weil er glaubte, daß man ohne dieses die Lehre von den Servituten nicht verstehen könne. Wann wir ihm das auch zugeben: so war es doch gar nicht nöthig, darum auch von den Pflichten der Eigenthümer, und noch dazu einer besondern Gattung von Eigenthümern zu reden.

4) Wer mittelmäßige Ausführungen lesen will, darf sie nicht lange suchen. Wie viel anderst sieht die Abhandlung de amissione servitutum bey Pufendorf, de constituenda servitute

tute bey Donellus und von vielen Materien bey Galvanus, als bey unserm V. aus. Er sage nicht, daß er nicht so ausführlich als jene Schriftsteller habe seyn können. Wer die Kunst versteht, kann den Geist aus einem Faße Wein, extrahiren und concentriren, daß er in einer Kanne Raum hat. Also wäre dann unsre wohlgemeynte Meynung, Hr. V. führe nicht auf diesem Wege fort, und handelte, wie er in der Vorrede verspricht, andere Materien auf gleiche Art ab. Ein wirklich gutes Werk in dieser Manier zu schreiben, dazu gehört warlich, nichts geringers, als Cujacius oder Jacob Gothofredus zu seyn.

Dritte Fortsetzung des Siegelischen corporis juris cambialis, oder der vollständigen Sammlung der allerneuesten Wechsel- und Handelsgerichtsordnungen, herausgegeben, von Johann Ludewig Uhl, D. Leipzig, bey Heinsius, 1771. mit den dazu gehörigen Anhang 132. S. in Fol.

Bey einem solchen Buch kann wohl ein Recensent nichts thun, als den Innhalt anzeigen. 1) Oestreich. Erneuertes Wechselpatent, die Wechselordnung für die Königlich Böhmischen, Nieder- und Inner-Oestreichische Erbländer in sich begreifend, vom Jahr 1763. 2) Preussen. Beylagen zu der Königlich Preußischen Wechselordnung; sie bestehen in Königlichen Rescripten über das Wechselwesen und in der Mäklerordnung für sämtliche Handelsstädte der Königlich Preußischen Lande, d. d. Berlin, den 15. November. 1765. 3) Braunschweig. Herzoglich Braunschweig-Lüneburgische Verordnung die Einrichtung des Groß- und Detailhandels, auch Zahlung der Wechsel in den Braunschweigischen Messen betr. vom Jahr 1768. 4) Hessen Cassel. Auszug aus der Hessen-Casselischen Proceßordnung v. J. 1745. 5) Hessen-Hanau. Auszug aus der Hessen-Hanauischen Hof- und Ehegerichtsordnung v. J. 1747. 6) Danzig. Zwey Wechselverordnungen v. J. 1766. 7) Elbing. Wechselordnung der Stadt Elbing publicirt den 27. Jan. 1758. 8) Middelburg. Verordnungen wegen Wechselsachen und Bezahlung der Waaren, die ohne ausdrückliche Bestimmung der Zeit verkauft werden. Holländisch und deutsch. 9) Nürnberg. Neu revidirte Bancoordnung v. J. 1721. nebst verschiedenen einzelnen Verordnungen der Wechsel betreffend. 10) Sachsen.

Er-

Extrakt aus verschiedenen chursächsischen Mandaten. 11) Amsterdam. Eine einzelne Verordnung, vom Jahr 1764. Als ein Anhang ist beygefügt: Königl. Preußisches revidirtes und erweitertes Edikt und Reglement der Giro- und Lehnbanken zu Berlin und Breslau, vom Jahr 1768. Es hatte n die Fortsetzung selbst, unter Num. 2. sollen gesetzt werden, war aber aus Versehen weggeblieben.

Carl Ferdinand Hommels Pertinenz- und Erbsonderungs-Register ꝛc. dritte, verbesserte und stark vermehrte Ausgabe. Leipzig, bey Junius, 1773. 312. Seiten in 8.

Die zweyte Ausgabe dieses Werkchens haben wir angezeigt, und damals den Innhalt beschrieben. Jetzt haben wir also nichts zu thun, als zu versichern, daß diese Edition wirklich beträchtliche Vermehrungen erhalten hat.

Iohannis Ulrici L. B. de Cramer obſervationum juris univerſi ex praxi recentiori ſupremorum Imperii Tribunalium hauſtarum Tomi 6ti pars I. Ulm, apud Wohler. 1772. 522 S. in 4.

So viele des Aufbehaltens ganz unwürdige Fälle, und triviale Ausführungen in den Cramerischen Observationen vorkommen; (dann der V. bekam für alles Geld, was er drucken ließ, daher ließ er alles drucken, was aus seiner Feder floß,) so macht doch das *ex praxi recentiori ſupremorum Imperii tribunalium hauſtarum*, daß viele das Werk kaufen müssen, wann sie auch nicht wollen, andere es kaufen wollen, wann sie gleich nicht müssen. Daß manche lesenswerthe Observationen darinn, insonderheit auch unter den 1fzig in diesem Bande enthaltenen sind z. E. Num. 1406. 407. 1416, 1429. 1443. wollen wir nicht läugnen.

Herm. Henr. ab Engelbrecht obſervationum ſelectiorum forenſium ſpecimen poſthumum ordine quartum, adjecta eſt vita B. Auctoris ejusque oratio occaſione primi Jubilaei ſaecu-

laris, in S. R. Tribunali habita, cura *Io. Gustavi Fried. ab Engelbrechten.* Wismariae et Bützoviae, apud Bergerum et Boednerum. 1771. 1 Alph. 12 Bog. in 4.

Der Verf. der verstorbene VicePräsident bey dem Königl. Tribunal zu Wismar edirte noch bey seinem Leben 3 specimina von Observationen und Zusätzen zu den Mevischen Decisionen, die mit verdientem Beyfall aufgenommen wurden. Dieses vierte specimen hat aus des V. Papieren sein Schwiegersohn zusammen getragen, und giebt es mit einem Generalregister über alle vier Stücke, und verschiedenen andern auf dem Titel angezeigten Zugaben heraus. Es ist den vorhergehenden am Werthe gleich. Nun hätten wir also die Engelbrechtische Observationen complet, die durch ihre Gründlichkeit in dieser Classe von Büchern immer einen ansehnlichen Rang behaupten werden, ob gleich neue Theorien und so lehrreiche Ausführungen, wie in den Leyserischen, Pufendorfischen rc. darinn nicht sind.

Sr.

---

19. Zauberey.

Unsere Leser müssen sich über diese Aufschrift nicht wundern. Da es einmal eingeführt ist, daß die kurzen Nachrichten in dieser Bibliothek, nach den Wissenschaften geordnet werden, so wußten wir wirklich die Nachrichten von den Schriften, für und wider die Hexerey, welche seit einigen Jahren in Oberdeutschland, und hauptsächlich in Bayern herausgekommen sind, unter keine von den gewöhnlichen Rubricken, zu setzen. Unsere protestantische Leser, müssen sich nicht etwan wundern, daß man überhaupt für und wider die Wirklichkeit der seit Thomasius Zeiten, bey uns ganz verlachten Zauberey und Hexerey, noch itzt streiten will. In den katholischen Provinzen Oberdeutschlandes, ists ganz anders beschaffen. Daselbst sind ein bärtiger Zauberer oder eine triefäugigte Hexe noch fürchterliche Personen. Ein Entzauberer hingegen, der mit seinem kräftigen Exorcismus, die Teufel, wie der Wind die bösen Dünste, wegtreiben kann, ist ein nützlicher wohlthätiger Mann, den die weltliche Obrigkeit beschützt, dessen sich die Ordinariate annehmen, der kühn das Haupt empor tra-

gen darf, wenn die Gegner der Zauberey ihre Meynungen sich nicht öffentlich dürfen merken lassen, dessen gedruckte Segensprüche an alle Thüren gehangen werden, dem viel tausend Menschen nachlaufen, wo er sich befindet, um von ihm geheilet zu werden.

Wir bitten nochmals unsere sächsische, brandenburgische und hannöverische Leser hierbey nicht zu lachen, oder zu glauben, daß wir ihnen ein Mährchen erzählen. In Oberdeutschland, wird diese Sache noch sehr ernsthaft betrieben. Wir würden uns eben so wenig wundern, wenn in Ellwangen, Straubing, Freysingen und Ingolstadt bey einem Hospital ein Exorcist angesetzt würde, als wenn man bey uns, dabey einen Wundarzt oder Apotheker ansetzen würde. Noch mehr. Da man itzt in Deutschland nicht mehr mit den allgemeinen Bibliotheken zufrieden ist, sondern für jede Wissenschaft ein besonderes Journal haben will. Da uns der fleißige Herr Professor Schröder *) in Marburg schon eine alchymistische Bibliothek gegeben hat; wer weis, ob wir nicht nächstens eine Zauberbibliothek zu hoffen haben, worinn von alten und neuen Zauberschriften, Hexereyen, Geisterbeschwörungen u. s. w. Nachricht gegeben wird. Geschickte Mitarbeiter dazu, würden sich schon finden, z. B. der katholische Pfarrer Gaßner in Klösterle in der Schweitz, der, wie man unten sehen wird, den Teufel so glücklich zu bändigen weis, der protestantische Pfarrer Göze in Hamburg, der die Nothwendigkeit der Lehre vom Teufel, so standhaft vertheydigt, und der gelehrte Prof. Becker **) in Rostock, der vor wenig Jahren in einem Programma, sehr scharfsinnig bewies: **Daß man dem Teufel einen großen Gefallen thue, wenn man sein Daseyn läugne.**

Wir selbst wollen hiemit einen kleinen Anfang zu einer Zauberbibliothek machen. Wir wollen die sämtlichen Schriften, die den bayrischen Hexenkrieg betreffen, die wir in der That mit vieler Mühe zusammengebracht haben, kürzlich anzeigen. Eine weitläufige Beurtheilung würde unnöthig seyn,

*) Bey dieser Gelegenheit wollen wir unsern Lesern bekannt machen, daß dieser sehr uneigennützige Mann eine Schrift, worinn er das große Geheimniß Gold zu machen lehret, für den Spottpreis von 12 ggl. Pränumeration ausbietet. Kann man wohl weniger Geld ausgeben, um reich zu werden.

**) Dieser gelehrte Mann ist zwar bereits gestorben, aber jedermann siehet ein, daß zu einer Zauberbibliothek, ein Mitarbeiter, der sich im Geisterreiche befindet, sehr nothwendig ist.

da Streitschriften, deren eine fast so viel als die andere sagt, für den größten Theil der Leser der A. D. Bibl. unwichtig seyn möchten; der aus Gründen der Vernunft und Schrift schon weis, welches Hirngespinst die Hexerey ist, und aus der Geschichte und Erfahrung weis, mit welchen kindischen Betrügereyen, dieser Aberglaube unterstützt wird. Wir wollen uns begnügen, die Hauptsache von einem Streite zu erzählen, der in Oberdeutschland nicht wenig Lärmen gemacht, und zwo Partheyen so sehr gegeneinander aufgebracht hat, daß noch bis itzt nicht Friede ist.

Im Jahre 1766. erschien zu München

1) **Die akademische Rede von dem gemeinen Vorurtheile der wirkenden und thätigen Hexerey, welche an S. churfürstl. Durchlaucht in Bayern ꝛc. höchst erfreulichem Namensfeste abgelesen worden von P. Don Ferdinand Sterzinger, regulirten Priester, Theatiner und Mitgliede der churbayerischen Akademie der Wissenschaften.**

Der Verfasser, der in seiner Rede mehr den ehrlichen Patrioten, als den Gelehrten machet, saget uns weiter nicht mehr von dem gewählten Gegenstande, als was Wilhelm Paris schon im dreyzehnten Jahrhunderte und Muratorius, Tartarotti, Maffei und Del'Osa im gegenwärtigen gesagt haben. Er räumt sogar selbst jenen verdienten Männern die Ehre ein, von denen er seine Beweisgründe entlehnt hatte. Der erste Angriff gieng blos auf die Hexengeschichten los, auf den geheimen Bund mit dem Teufel, auf den Hexentanz auf dem Blocksberge. Und die Kunst Ungewitter, Hagel und Regengüsse in der Luft zu erregen u. d. gl. man verband aber gar bald die Zauberkunst überhaupt mit dem Hexenkriege, und dann wurde das Gefecht allgemein. Kaum war Sterzingers Rede etliche Monathe gedruckt, so erschienen zween Helden gleiches Namens auf dem Kampfplatze P. Agnellus März ein Augustiner in München, und P. Angelus März ein Benediktiner von Kloster Scheyrn. Der erste schrieb ein Werkchen ohne Beysetzung seines Namens.

2) **Urtheil ohne Vorurtheil über die wirkend- und thätige Hexerey, abgefasset von einem Liebhaber der Wahrheit. 1766. 8 Bogen in 4.**

Der

Der zweyte erschien öffentlich mit einer kleinen Abhandlung unter dem Titel:

3) P. Angelus März kurze Vertheydigung der thätigen Hex- und Zauberey wider eine dem heil. Kreuz zu Scheyern nachtheilige akademische Rede des P. Don Ferdinand Sterzingers. Ingolstadt, 1766. 4 Bogen in 4.

Beyde fochten sehr hitzig für die Gewalt des Teufels, für die Macht der Hexen, und (es scheint sehr deutlich aus ihren Schriften) für das Interesse ihres Ordens; denn wenn einmal der Aberglaube der Leute an die Hexerey und Zauberkunst fiel, wie würden die P. P. Augustiner mit der einträglichen Austheilung ihres gewissen Nikolaitolentiner-Brodes zurechte kommen? — Und wie würde es mit den an den grossen Kreuzpartikel anberührten Scheyrerkreuzchen stehen, deren nach eigenem Bekenntnisse des P. Märzens S. 27. jährlich über die 40000 in Baiern, Schwaben, Böhmen, Oesterreich, Mähren, und Ungarn, ja wohl gar auch in Sachsen und Pohlen verschliessen werden? — — Beyde Ordensmänner wußten ihre Rolle treflich zu spielen. Nach der herrschenden Mode der scholastischen Theologen, die ihre Meynungen und Sätze gar gerne für Sätze der Religion verkaufen, der sie zugethan sind, suchten sie im entscheidenden und groben Tone der Polemiker des verflossnen Jahrhunderts, wovon sie zum Glücke noch ein Muster im gegenwärtigen an Weißlingers und Bandels Streitschriften hatten, ihre Gegner wo nicht für ganze, wenigst für Halbketzer zu erklären. Und was machet dies nicht für einen Eindruck bey einem erzkatholischen Pöbel? P. Sterzinger (man muß ihm diese Ehre einräumen) vertheydigte sich weit bescheidner. Er setzte seinem Gegner eine Schrift entgegen.

4) Betrügende Zauberkunst, und träumende Hexerey oder Vertheydigung der akademischen Rede von dem gemeinen Vorurtheile der wirkenden und thätigen Hexerey wider das Urtheil ohne Vorurtheil gestellt von P. Don Ferdinand Sterzinger. München, 1767. 12 Bogen in 4.

Er behauptet, der Glaube an die Hexerey und Zauberkunst sey der Religion weit nachtheiliger, als das Gegentheil. Er suchet den Ursprung der abergläubischen Träume in dem alten Heydenthume auf, und beweiset, wie sie sich anfänglich in das Christenthum eingeschlichen, und endlich im dreyzehnten Jahrhunderte durch den ausgedachten geheimen Teufelsbund abentheuerlich geworden sind. Er widerleget die Einwürfe aus der Bibel, aus der Kirchengeschichte, aus den Vätern, aus den Kirchengebräuchen, aus den alten Hexenprocessen u. s. f. P. Agnellus März schwieg gar nicht lange stille. Er antwortete dem P. Sterzinger in einem sehr beleidigenden Tone unter dem Titel:

5) Vertheydigung wider die geschwulstige Vertheydigung der betrügenden Zauberkunst und träumenden Hexerey, verfasset von einem Liebhaber der Wahrheit. 1767. 14 Bogen in 4.

Für den Satz des P. Sterzingers hingegen erklärten sich einige gelehrte und bescheidene Männer. Sie ließen die höchste Landesverordnung Ihro Kaiserlich-Königlich-apostolischen Majestät vom Jahre 1766. wie es mit dem Hexenprocesse zu halten sey in München nachdrucken, und der P. Simon Jordan machte eine ausführliche und sehr gründliche Abhandlung dazu, nämlich die

6) Anpreisung der allergnädigsten Landesverordnung Ihrer Kaiserl. Königl. apostolischen Majestät, wie es mit dem Hexenprocesse zu halten sey, nebst einer Vorrede, in welcher die kurze Vertheydigung der Hex- und Zauberey, die der P. Angelus März der akademischen Rede des P. Sterzingers entgegen gesetzet, von einem Gottesgelehrten beantwortet wird, München, in der akademischen Buchhandlung, 1767. $1\frac{1}{2}$ Alph. in 4.

Es erschienen auch etliche kleine Satyren gegen den P. Angelus, als

7) Glückwünschungsschreiben an den Hochw. P. Angelus März über seine Vertheydigung der Hex- und Zau-

Zauberey von F. N. Blocksberger, Beneficiaten zu T. Straubingen, im Jahre 1767. 2 Bogen in 4.

8) Drey Fragen zur Vertheydigung der Hexerey, I. ob P. Angelus März die Rede des P. Sterzinger gründlich, und II. bescheiden widerlegt habe, III. und ob wohl diese akademische Rede dem heil. Kreuze von Scheyrn in der That nachtheilig sey? mit einem sichern Ja beantwortet und dem P. Angelus März selbst dedicirt von J. F. Z. 1767. 3½ Bogen in 4.

9) Der Hexenproceß, ein Traum, erzählt von einer unpartheyischen Feder im Jahre 1767. 2. Bogen in 4.

10) Gespräche von verschiedenem Innhalte unter einer muntern Faßnachtcompagnie, verfasset von einem Liebhaber einer anständigen Freyheit.

Die erste Satyre ist sehr fein, und bey guter Laune geschrieben; die zweyte etwas zu beißend; der Traum ist das, was er heißt, aber velut aegri somnia. In dem Faßnachtsgespräche bringt ein Lustigmacher Leßings Liedchen an:

O Jüngling sey so ruchloß nicht
Und läugne die Gespenster rc.

Fast zu gleicher Zeit erschienen etwas ernsthaftere Werkchen, nämlich

11) Gedancken über die Werke des Liebhabers der Wahrheit von der Hexerey. München, 1767. 3½ Bogen in 4.

Der Verfasser vertheydiget hauptsächlich den P. Sterzinger wegen eines ihm vorgeruckten gelehrten Diebstahles, und wirft dem P. Agnell 27 dergleichen gelehrte Diebstähle S. 13. vor.

12) Sendschreiben an den P. Agnellus März über seine Vertheydigung wider die schwülstige Ver-

theydigung der betrügenden Zauberey und Hexerey von F. N. Blocksberger, Beneficiaten zu T. Straubing, im Jahre 1767. 24 Bog. in 4.

Diese Sendschreiben verrathen einen gelehrten und denkenden Mann, der auch ziemlich deutsch schrieb. In der Hauptsache kommen doch keine neuen Beweise vor; es fraget sich immer nur, wie die Stellen aus der göttlichen Schrift, z. B. von den Zauberern bey dem Hofe des Königs Pharao, von der Hexe von Endor, von dem Besessenen im Evangelio u. d. gl. wie die Geschichte Simons des Zauberers, des Elymas und Marcus u. d. gl. wie endlich die Tradit. der Väter, der päpstlichen Bullen, die Ritualen u. d. gl. zu verstehen sind, die jede Parthey auf ihre Seite lencket, und drehet. Aus Mangel der orientalischen Sprachen, die auf katholischen hohen Schulen noch sehr vernachläßigt werden, konnten diese Herrn Theologen (Und was ist ein Theolog, der die Bibel in der Grundsprache nicht lesen, geschweige verstehen kann?) in das Innere des buchstäblichen Wortverstandes (dieser ist doch der einzige, der entscheidend ist:) nicht hinein bringen; und aus Mangel einer gesunden Geisterlehre schrieben sie die sichtbaren Wirkungen einem Ursprunge, dem Satan, dem Teufel, einem Geiste zu, dessen Natur sie nicht kannten, und auch aus ächten Gründen nicht kennen lernen und untersuchen konnten. Die Mythologie von den heydnischen Geniusen oder Dämonen und die jüdische Geschichte von den Begriffen, welche die Rabbiner von den Engeln und Teufel hatten, diese hätten viel zur Erläuterung ihrer Streitfrage beytragen können; davon aber fast kein Wort, oder nur im Vorbeygehen. Das Gefecht dauerte indessen immer fort, und P. Angelus März wurde sogar vor das bischöfliche Consistorium zu Freysing gerufen. Kam es nun da auf die Untersuchung und Entscheidung der Streitfrage an? — Doch ja nicht. Die Fragen, die man an ihn stellte, waren I. Warum er die Vertheydigung der thätigen Hex- und Zauberey ohne Erlaubniß des Freysingischen Consistoriums herausgegeben hätte. II. Warum er seinen Gegner den P. Sterzinger für halbkatholisch und III. selbst für einen Abgesandten des Teufels in öffentlichen Blättern erklärt hätte. IV. Warum er ihn zum Doctor Luther angewiesen hätte, wenn der H. Thomas nichts beweisen sollte? V. Warum er ihn einen gestiefelten Theologen, einen theologischen Marktschreyer, und endlich einen Lügner geheißen hätte? P. Angelus März verantwortete sich nicht nur

ur vor den bischöflichen Räthen, sondern er gab auch mit Genehmhaltung der Obern seine Verantwortung in den Druck eraus.

3) P. Angeli März Verantwortung über die vom P. Don Ferdinand Sterzinger bey dem hochfürstl. hochlöbl. geistlichen Rath zu Freysing freywillig wider ihn gestellten Fragen. Mit Genehmhaltung der Obern. Ingolstadt, bey Gran, 1767. 5 Bogen in 4.

Er glaubt noch immer, seine Meynung von der Thätigkeit der Hex- und Zauberey sey in der Bibel, in den Vätern, und katholischen Gottesgelehrten gegründet genug, und auf die Frage: warum er doch dem P. Sterzinger gar so unartig begegnet, und ihn so sehr mißhandelt hätte? antwortet er mit Genehmhaltung der Obern am Ende seiner Abhandlung: „Ich konnte anders nicht schreiben, weil ich glaubte, „ein großer Thurn durfte einen kleinen Knopf nicht haben.„ Getroffen! wenn die gesittete Welt mit dieser Antwort zufrieden ist. Die Freunde Sterzingers waren es nicht; denn bald darauf kam ein Werkchen in den Druck.

14) Nichtige, ungegründete, eitle, kahle und lächerliche Verantwortung des P. Angelus März Benediktiner zu Scheyern über die vom P. Don Ferdinand Sterzinger bey dem hochfürstlich geistlichen Rath in Freysing gestellten Fragen vom Moldenstraum, 1767. 7 Bogen in 4.

Die Schreibart verräth den Verfasser, der eben derselbe ist, welcher sich in seinem Sendschreiben an den P. Agnell März F. N. Blocksberger nennet. Das Merkwürdigste bey dieser Gegenschrift mag wohl die Erzählung der Ränke seyn S. 8. und 9. die bey dergleichen Gelegenheit die Mendicantenorden spielen. Ihre Terminirer, Sammler oder Collectoren schleichen sich ganz demüthig in die Privathäuser, besonders auf dem Lande ein, und da sie um Butter, Schmalz, Flachs u. s. f. bitten, machen sie zugleich die ehrlichsten Patrioten, die sich dem Aberglauben widersetzen, ganz erbärmlich herunter; setzen unter die Zahl der Freygeister (der einfältige Bauer zittert

vor dem Namen schon) und streuen die ärgerlichsten Lügen und Verläumdungen aus. Der Verfasser dieser Schrift beruft sich sogar auf Briefe, die er in Händen hat, und drohet damit.

Man kann die Ursache hiervon ohne Zauberkunst gar leicht errathen. Was kann der arme Mendicant dem noch ärmern Bauer für das erhaltene sogenannte Allmosen anders geben, als geweihte Amulete und Hexenkräuter rc. gäbe es nun keine Hexen mehr, wo würden die Mendicanten, die von Sammlungen leben, ihre Nahrung suchen müssen?

Inzwischen erschienen wieder verschiedene Schriften zum Gunste der Hexerey, als

15) Drey wichtige Fragen über das Hexensystem von einem gesunden unverrückten Kopfe disseits der Donau, 1767. 3 Bogen in 4.

16) Sendschreiben an einen gelehrten Freund betreffend die heutigen Streitschriften von der Hexerey. Von Donaustrom, 1½ Bogen in 4.

17) Vorgängige Versuche zur Erwirkung eines Vertrages zwischen den in dem bisherigen Hexereykriege verwickelten Gelehrten, wie auch zum nutzbaren Unterrichte, wie man von der Zauber- und Hexerey weder zu wenig, noch zu viel glauben soll, unternommen von einem Verehrer der Gelehrten, und Liebhaber der christlichen Wahrheiten. An dem Maynstrome. 1767. 12 Bogen in 4.

10) Dissertatio critico-scripturistica de Magia diabolica, et Magorum prodigiis Exod. 7 coram Pharaone patratis. Praeside P. *Alexio M. Planch* ord. Serv. B. V. M. S. Scripturae lectore ordinario. Oeniponti 1767. 8 B. in 4.

Der Hexenkrieg verbreitete sich also dieses Jahr von Innspruck bis Würzburg, und würde es bey einem Haupttreffen auf die Anzahl der Streitenden angekommen seyn, so würde die Hexenarmee ohne Vergleich das Uebergewicht erhal-

halten, und den P. Sterzinger sammt seinem Anhange bis in die Grenzen des Nordpoles getrieben haben. Allein für dieses Jahr bezogen beyde Partheyen die Winterquartiere.

Im Jahre 1768. bewiesen die Herrn ihr Daseyn, und ihre Zauberkünste neuerdings im Kaiserсheimer Hofe zu Ingolstadt. Drey Bursche wohnten in einem Zimmer beysammen, und sie hörten drey Nächte hinter einander einen gräulichen Tumult. Es warf mit Steinen, Kiesel, Kalch, und Stücken Bley herum. Die Stiefelhölzer die unterm Bette lagen, liefen von sich selbst heraus, und eine Wandsäge, die in der Mauer hieng, machte sich los, und flog den Hausknechte über den Kopf her. Nach vielen Exorcismen, die ein Franciscaner P. Ivo unternahm, wich endlich die Hexe, und jener Bursch, den sie am meisten verfolgte, sah sie in Gestalt eines Mägdchens mit einem rothen Mieder, blauen Rocke, und einem schwarzen Vogel auf der Achsel entweichen. Die Obern erstatteten zween Berichte über diese Begebenheit an den Hof, nachdem aber der Hof eine förmliche Untersuchung anbefohl, fand es sich, daß es jugendliche Streiche von Burschen waren, die diese Hexenkomödie geschickt zu spielen wußten. Es kamen hierüber zwo artige Satyren in den Druck, nämlich

19) **Nun, Ja! — oder kleine Zweifeln über zween Berichte von einer Hexen- oder Studentengeschichte, die sich im Jahre 1768. den 10, 11, 12, und 13 Junius zu Ingolstadt in Baiern soll zugetragen haben. Gedruckt zu Unglauben mit der Akademiker Schriften. 4 Bogen in 4.**

20) **Nicht doch — oder Auflösung der kleinen Zweifel über zween Berichte von einer Hexen- oder Studentengeschichte, die sich im Jahre 1768. zu Ingolstadt in Baiern soll zugetragen haben, aus einem dritten Berichte des Herrn Directors gezogen. Gedruckt zu Berichtshausen, mit klaren Schriften. 3½ B. in 4.**

Die merkwürdigste Schrift, die dieses Jahr heraus kam, war

21) Zweifel eines Bayers über die wirkende Zauberkunst und Hexerey. An dem Lechstrome, 1768. 10 Bogen in 4.

Der Verfasser saget beyden Theilen, die für und wider die Hexen stritten, sehr freymüthig, daß keine von beyden den Punkt getroffen, und ihm seine Zweifel aus dem Grunde gehoben hätten. „Man will immer, heißt es S. 12. von einer Sache streiten von der man nur dunkle, und unvollständige Begriffe hat, und auch keine andere haben kann. „Wie kennen denn diese Herrn den Teufel so genau? S. 6. — „Man kennt ihn nicht, und man will bestimmen, was er für „eine Gewalt und Macht habe, und wie weit sich selbe erstrecke.„ Ueber die Meynung der Väter, und den Inhalt der päbstlichen Bullen saget er ohne Scheu heraus, was er denket, und er ist nichts minder als bigot. Und was schließt er am Ende? — — Er zweifelt.

Hingegen Herr Model zweifelt im geringsten nicht. Man sehe seine Schrift

22) Johann Michael Models beantwortete Frage: ob man die Ausfahrt der Hexen zulassen könne: wider den heutigen Hexenstürmer P. Ferdinand Sterzinger. München, 1769. 4½ Bogen in 4.

Ein Jurist, der gerade und frisch von der hohen Schule herkömmt, denket natürlicher Weise auf Processe, und wenn er der Teufelsadvocat wäre (er ist es ja) so würde er, wie er S. 30. saget, ohne Anstand den P. Sterzinger ex lege diffamari — klagen? nein (es redet ein Jurist) belangen müssen; denn wenn der Teufel die Hexen nicht durch die Luft führen könnte, so würde die Gewalt des Satans so sehr ein- eingeschränkt seyn (wie leid ist doch Herrn Model für den armen Teufel!) und es würde ihm ausser dem blossen Namen des Geistes nichts übrig bleiben. Mit der Hexenfahrt nach dem Blocksberg hat es also seine Richtigkeit, wenn wir Herrn Model glauben. Dies ist der Hauptgegenstand, für welchen er so hitzig und im Bandelschen Tone ficht.

Fast zu gleicher Zeit erschienen zwey größere Werke:

23) Aliquid ex theologia contra grande nihilum seu dissertatio de Magia nigra critico-histo-

ri-

rico-scripturistico-theologica, auctore P. *Beda Schallhamer* O.S.B.SS. Theologiae dogmaticae et moralis Professore in Nideraltaich. Straubingae, 1769. 30 Bogen in 4. und

24) Sieben abentheuerliche Sätze in der Geisterlehre dieses aufgeklärten Jahrhundertes. Durch verschiedene Sendschreiben eines altglaubischen Philosophen bey dem Tauberfluß an seinen Freund einen Philosophen nächst dem Donaustrom, 1770.

P. Schallhamer plünderte ein Mischmasch aus allen treitschriften für und wider die Hexerey zusammen, erklärte für dieselbe, und schrieb seinen Quartband in dem elenesten Latein nieder. Der Verfasser der verschiedenen Sendeiben hatte im Sinne die Hexenfeinde pfundweise zu widerlegen. Sein erstes Sendschreiben beträgt 2 Alphabete in 4., und der erste Paragraph ist schon eine Beschwerde der Religion und christlichen Sittenlehre wider das neue Sytem der Zaubereyläugner. Genug hiervon. Mit den übrien Bänden hat der altgläubische Philosoph selbst die gelehrte Welt verschont.

Beyde streitende Theile mußten sich bereits müde geankt haben; denn es war eine geraume Zeit ruhig. Nur ein inziges Werkchen erschien

25) Francisci dell' Amavero Untersuchung, ob es eine Vestigkeit gebe, dabey viele andere abergläubische Irthümer widerlegt werden, nebst einem Katechismus von der Geisterlehre. München, 1774.

Man kennt den Franz dell' Amauero wie den dell'Osa ar leicht. Wenn es nicht Sterzinger selbst ist, so ist es ein Freund, der seine Lehre vollkommen vertheydigt, und sich in Sterzingers System ganz hinein gedacht hat.

Wir wollen aber nun zu dem Wundermanne eilen, der zt in Oberdeutschland so viel Lärmens und Aufsehens machet. Joseph Gaßner, Pfarrer im Klösterle, kam gegen das Ende erflossnen Jahres aus der Schweitz, und schlug zu Ellwang ein Theater auf. Man pflegte sonst von den Scholastickern

zu

zu sagen, ein neuer Theolog erschaft eine neue Hölle, und ein neuer Exorcist eine neue Legion Teufel, und hier trift es ziemlich ein; denn kaum erschien der Pfarrer von Klösterle, so erschienen gleich etlich tausend vom Teufel besessene Personen, die es vorher nicht wußten, daß sie's waren. Der Pfarrer machet, wenn man den Nachrichten aus Bayern trauen darf, große Kuren, besonders bey Krämpfen und convulsiven Krankheiten. Er kann, sagt man, die stärksten Paroxismen auf der Stelle, und in ihrer ganzen Stärke her, und auf der Stelle wieder wegschaffen. Dies ist (wenn man Berichten, die glaubwürdig scheinen, trauen darf,) eine Thatsache. Dies sey dahin gestellt. Wenn es aber auch wahr ist, so ist doch noch die Frage: Ob diese Krankheiten, die er kurirt, vom Teufel herkommen; und wie er sie kurire, durch natürliche geheime Mittel, oder blos durch seine Exorcismen? Oder ob nicht auch die Einbildungskraft seiner Patienten dabey wirksam sey. Man ist freylich in Berlin, Hamburg und Göttingen etwas hartgläubiger als in Ellwangen und Ingolstadt. Der berühmte Astronom Hell in Wien, wirket auch Wunder durch seinen künstlichen Magnet, und wenn er kein Ehrenmann wäre, der der ganzen Welt sein Geheimniß eröfnete, so würde man ihn, wenn er nach Freysingen oder Straubingen käme, gewiß für einen Hexenmeister halten. Hat nicht Hr. Hell selbst gestanden, daß die Stöße, die D. Mesmer, den Kranken mit den Magneten auf 8 bis 10 Schritt weit will beygebracht haben, blos nur durch Einbildung der Patienten verursacht worden. Man wende dies auf die Gaßnerischen wunderbaren Heilungen an. Doch wir wollen hören, was Herr Gaßner selbst saget.

26) Des wohlehrwürdigen Herrn Johann Joseph Gaßners, der Gottesgelahrtheit und des geistlichen Rechtes Candidaten, seeleifrigen Pfarrers in Klösterle Weise fromm und gesund zu leben, auch ruhig und gottselig zu sterben, oder nützlicher Unterricht wider den Teufel zu streiten durch Beantwortung der Fragen: I. Kann der Teufel dem Leibe der Menschen schaden? II. Welchen am meisten? III. Wie ist zu helfen? Mit Erlaubniß geistlicher Obrigkeit. Kempten, 1774. 40 Seiten in 8. Dritte verbesserte Auflage, und vermehrt von Herrn Verfasser selbst. Augsburg, 1775.

Kaum hat der Teufel jemal einen eifrigern Vertheydiger gehabt, der ihm so viel Gewalt, und so viele Menschenkörper zum Wohnsitze einräumet, als Hr. Gaßner ist. Sein kleines Octavbändchen enthält in einem Inbegriffe, was immer alle Hexen- und Zauberkunst-Vertheydiger die lezten sieben Jahre her gesagt haben. Seine Hauptsätze sind, 1) Es giebt böse Geister, die nicht nur den Menschen der Seele nach anfechten, sondern auch 2) dem Leibe nach schaden, und Schmerzen und Krankheiten verursachen können. 3) Mehr Gewalt hat der Satan über jene Menschen, die vielen, und starken Schrecken ergeben sind, wo dann die fallende Sucht, und ausserordentliche Gichter herkämen. 4) Er könnte auch jenen Furchtsamen mehr schaden, die Gespenster, Geister, Teufel, oder auch Unglück, Krankheiten, und andere Uebel bey Tag und sonderlich bey der Nacht fürchten. Dies wüßte nun der schlaue Teufel gar wohl, und deswegen pflegte er die Leute zur Nachtzeit durch erregten Tumult, Krachen und Blendungen zu schrecken, und furchtsam zu machen. Er ließ sich dann öfter in dieser Absicht in Häusern, Kammern, Kellern, und selbst auf der Gasse bald wie ein feuriger, bald weiser Mann, bald in einer fürchterlichen Hundes oder andern Thieres, bald in eines verstorbenen Menschen Gestalt sehen. 5) Der Teufel könnte vor andern jene Personen kränklich machen, die einem heftigen Zorne ergeben sind, und überhaupt die ängstig, schwermüthig, verzagt, und melancholisch wären. 6) Es gäbe drey Gattungen der vom Teufel geplagten Menschen: Circumsessos, angefochtene, obsessos oder maleficiatos, verzauberte, und possessos besessene Menschen. Hier tritt der wohlehrwürdige Christoph Beer mit seinem höllischen Intelligenzzettel auf, der doch nicht in allen Stücken Recht hätte. 7) Daß es eine Zauberkunst, und Hexerey gebe, sey unstreitig, indem es jederzeit Juden, Heyden, Christen, und alle Völker Gelehrte und Ungelehrte geglaubt hätten. Die Bibel, die Väter der ersten Kirche, die Ritualen bewiesen es.) Auch mit dem Teufelsbunde, und der Zusammenkunft der Hexen hätte es seine Richtigkeit. 9) Wie ist nun zu helfen? Der Kranke soll bey dem Ausspruche des Priesters bleiben, der seine Krankheit für unnatürlich hält; weil sonst der Mensch niemal oder genugsam Glauben haben wird. II. Der Mensch soll sich vor Schrecken, Furcht, Zorn, Schwermuth und Melancholie hüten; denn diese hinderten das Vertrauen auf Gott und die geistliche Hülfsmittel. Der Herr Jesus hätte selbst oft seinen Jüngern die Traurigkeit verwiesen. Was seyd ihr trau-

traurig. III. Der Mensch soll selbst Widerstand thun, und dem Satan im Namen Jesu befehlen: vade Satana, packe dich Satan von meiner Seele, und von meinem Leibe hinweg. IV. S. 36. und am Ende kömmt eine Segens- und Befehlsformel vor, die nicht nur den Satan, sondern auch das Schrällein, oder die Trudt von Kindern, und Erwachsnen vertreibt, sondern auch Gefrörnisse, Aufbäumungen, Hindernisse im Schmalzmachen, die durch Malefitz verursachte Hindernisse der Eheleute vertreibt, das Kind im Mutterleibe erhält, die Geburt befördert, die Muttermilch erhält, das Vieh von aller Hexerey, die Häuser von Gespenstern, die Felder von schädlichen Ungeziefer, Hagel, Ungewitter, und die Menschen von allerhand Krankheiten, Gefahren, Unglücke zu Wasser und zu Land bewahrt u. s. f.

Sollte man wohl noch im Jahre 1775. ein Werkchen von dieser Gattung, und ein mit Erlaubniß hoher geistlicher Obrigkeit gedrucktes Werkchen erwartet haben? Wir würden den Inhalt dieses Werkchens nicht so ausführlich angezeigt haben, wenn es nicht zur Geschichte unsers aufgeklärten Jahrhundertes, und zur Geschichte der Religionskenntnisse gehörte, die noch in gewissen Theilen unsers Vaterlandes wenigstens unter der Geistlichkeit, und dem gemeinen Manne die herrschenden sind.

Der neue Schweitzerapostel ist wirklich auf alle die Leute sehr böse, die ihn nicht gerade auf sein Wort glauben; Zweifel aber und Einwürfe kann er gar nicht verdauen. Kaum sagte ihm der Verfasser des münchnerischen Intelligenzblattes, und der Chronickschreiber *) in Augsburg etwas entgegen, das er nicht gerne hörte, fuhr er in einer Hitze mit einem neuen Werkchen und mit Erlaubniß des Ordinariats heraus.

27) **Joseph Gaßners Pfarrers zu Klösterl, Antwort auf die Anmerkungen, welche in dem münchnerischen Intelligenzblatt vom 12. Nov. wider seine Gründe und Weise zu exorciren, wie auch von der deutschen Chronick, und andern Zeitungsschreibern gemacht worden. Mit gnädigster Erlaubniß des hochwürdig Augsburgischen Ordinariats. Augsburg, 1774. 1½ in 8.**

Gleich

*) Die deutsche Chronick, ist eine Art von Zeitung die in Augspurg herauskommt.

Gleich in der Vorrede behauptet der Herr Pfarrer, daß die praktische Zauberkunst nicht läugnen könne, ohne der Schrift zu wider sprechen, und die Religion zu beleidi- und deswegen wäre derjenige verdächtig, und sutus de religione, der im neuen Gesetze die Maleficia und stationes diabolicas läugnen wollte. (Dies ist freylich eichteste Art seine Gegner zu widerlegen, so wie sie bey leranten Theologen die gewöhnlichste ist.) In der ersten he heißt es weiter, „hätte man drey Feinde des Menschen zählt, die Welt, das Fleisch, und den Teufel; im achtnten Jahrhunderte wollte man nun gerne nur zween zäh-, die Welt und das Fleisch; den Teufel hielt man für unuldig, und unthätig, ja man machte ihn gar gerne selbst m Menschenfreunde.„ Den Pfarrer von Klösterle mag l daran liegen, daß es Teufel gebe, die in die Leute fah, und sie plagen, denn wo würde er sonst seine Exorcis-, und sein geheimnißvolles Kuriermittel anbringen? Wo de sonst von ihm geredet werden? Daß aber die Leute, die Schwermuth, Melancholie, Gicht, Krämpfen, hinfaler Krankheit geplagt sind, von Teufel besessen oder doch ihm geplagt seyn sollen, dies befiehlt weder die Religion zu ben, noch läßt es eine gesunde Philosophie vermuthen. geschickter Arzt würde unsers Erachtens in diesem Stücke beste Exorcist seyn.

Der Pfarrer curirt aber auch jene Leute, die von gecktenAerzten nicht curirt wurden! — Gut! So mag er sie Arzt curiren, und sein Arcanum geschickt anzuwenden en, als Priester und Apostel? — — Mit seiner Ernniß glaube ich's (wenigstens ich Unglaubiger) nicht. Alle nkheiten, von denen er redet, sind ganz natürliche Gebre-, und man kann ihren Ursprung gar wohl in dem menschn Körper finden, ohne daß man ihn bey einem Teufel n muß. Behauptet er, daß er einen Teufel ausgetriehätte, so ist er zuvor zu beweisen schuldig, daß ein Teufel inn gewesen, und daß dieser die Krankheit verursachet hat. Wirkungen natürlicher Gebrechen bloß auf die Rechnung armen Teufels schreiben, dies heißt nicht beweisen, son willkührliche Sätze zur Vertheydigung einer Meynung werfen, die man einmal ohne Beweise entweder aus an n Absichten, oder aus Mangel der Kenntnisse blos aus urtheilen, und der Einbildungskraft, die von der Erzie oder dem pedantischen Unterrichte entspringt, einmal anommen, und koste was es wolle, behauptet wissen will. Wenn

der Hr. Pfarrer doch einmal — aber aus ächten Gründen, — die Natur der geistigen Unholden, die entweder in der Luft herum schwärmen, oder in die Leute fahren um sie zu besitzen. Die Seele des Menschen wird nach seiner eignen Meynung ein Geist seyn, wie verträgt sich dieser Geist mit so vielen andern Geistern, und wie wirken sie sämtlich in einen und eben denselben Körper? Was sind für sich bestehende böse Geister ausser dem Körper? Alle diese Dinge sind doch keine unmittelbar geoffenbarte Wahrheiten. Die Religion, wenn sie schon erhabnere Sätze lehret, als sie die natürliche Vernunft begreifen kann, so lehret sie doch niemal Sätze, die widersprechend sind, und wider die gesunde Vernunft laufen; denn sie ist eine Religion für vernünftige Menschen, und der Apostel erlaubet uns selbst alles zu prüfen, und das Gute zu behalten. Die guten Geister haben nach seiner eignen Meynung S. 4. der Natur nach eben dieselben Eigenschaften, die die Bösen haben, und ihre Macht ist weit größer, als jene der Bösen, warum sagt er uns doch niemals, daß ein guter Geist in die Körper der Menschen fahre um sie leibhaftig in Besitz zu nehmen, wie er es von dem bösen Geiste saget.

Mit der Bibel selbst? -- Nein, da kommt der Hr. Pfarrer gar nicht zu Rechte, und man sieht es seinen Verdrehungen an, daß er, selbst unter katholischen Theologen, kein Kirchenlicht ist. Wenn der König David im 55 Psalm um Rettung gegen seine Feinde, die Philister bittet, und saget: multi bellantes adversum me, es sind derer viele, die gegen mich streiten, so wendet er die Stelle geradezu auf die unsichtbaren Feinde des Menschen, auf seine sogenannte geistige Unholden an. Wenn der Apostel Paulus an die Korinther schreibt, daß er ein anders Gesetz in seinem Körper fühle, welches dem Gesetze seines Gemüthes widerstrebt; und daß ihm der Stachel des Fleisches der Engel des Satans gegeben sey, damit er ihn mit Fäusten schlage, so verstehet er dies so buchstäblich materiel von dem leidigen Teufel, und muthet ihm zu, daß er es sey, der das Fleisch angefochten und aufrührisch gemacht hätte. Mich wundert sehr, daß er bey dieser Stelle nicht von wirklichen Schlägen und Ohrfeigen geträumet hatte. So oft er die Worte Teufel, Satan, Geist, böser Geist, in der Bibel lieset, so denkt er auf die Geschöpfe seiner Einbildungskraft die geistigen Unholden, und vermischt die Begriffe davon untereinander. Diese Worte sind in der Bibel nicht allemal von gleicher Bedeutung, dies könnte der Herr Pfarrer unter andern in der erst neuerdings aus dem Englischen

übersetzten Untersuchungen, über die Bedeutung des Wortes Satan, und der Teufel Leipz. 1774. lesen. (Aber freylich, die Zumuthung wäre wohl zu stark, daß der Hr. Pfarrer solche ketzerische Bücher lese.) Die guten Engel haben in der Schrift gar oft nichts anders als göttlichen Schutz und Hülfe, und die bösen Engel nichts anders als menschliche Bosheiten, und bisweilen gräßliche Krankheiten oder schwere Zufälle zu bedeuten. Der Teufel, den Jesus Matth. XVII. austrieb, war es dann ein Teufel nach ihrem Begriffe? die Schrift saget (ich will dem Hrn. Pfarrer aus der Vulgata nach Cartiers Uebersetzung vorlesen.) Es trat ein Mensch zu Jesu, der vor ihm auf die Knie niederfiel, und sagte, Herr! erbarme Dich über meinen Sohn, denn er ist mondsüchtig und wird übel geplaget (lunaticus est, et male patitur) Jesus machte ihn gesund, und die Vulgata saget: exiit ab eo *daemonium*, die Teufeley d. i. die Krankheit wich von ihm weg. Luc. XIII. redet die Vulgata noch deutlicher, von einem Weib, quae habebat *spiritum infirmitatis*, d. i. die eine Krankheit, oder nach der Bibelsprache, einen Geist einer Krankheit hatte. Cartier ist aber geschwinde so gut, und machet in der Uebersetzung einen bösen Geist daraus. „Sieh, ein Weib, welche achtzehn „Jahr lange einen Geist hatte, der sie krank machte,„ wiewol der Text selbst gleich wiederum bey der Mittheilung der Gesundheit, die das Weib von Jesu erhielt, schlechtweg saget: „sie wäre von ihrer Krankheit erledigt„ (dimissa es ab infirmitate tua) Marc. IX. trieb Jesus einen tauben, und stummen Geist aus, d. i. eine Krankheit aus einem tauben und stummen Menschen. Der Geist fuhr aus, d. i. die Krankheit wich, und der stumme Mensch ward wie todt, so daß viele sagten, er ist todt. Cartier ist freylich geschwinde wiederum mit einem Geiste da, der leibhaftig ausfuhr, wie hängt aber die Uebersetzung mit den gerade darauf folgenden Worten Cartiers zusammen, „der Geist schrie, fuhr aus, und er (der kranke Mensch ja, und nicht der Geist?) war gleichsam wie todt.„ Wenn endlich Jesus zu den Juden redet, so redet er nach den Begriffen der Juden (ad hominem) die Juden glaubten, daß die gräßlichen Krankheiten nicht natürliche Gebrechen wären, sondern von einem Teufel herkämen, der im Körper wäre, wenn also Jesus die Krankheiten vertrieb, so sagten die Juden, er trieb die Teufel oder die Teufeleyen aus, und die Evangelisten, die von Geburt aus Juden waren, behielten diesen Ausdruck in der Verfassung ihrer Schriften bey. Der gelehrte Katholik Augustin Calmet beobachtet Tom. VII. comment. lit. in S. Script. f. 165. dies in seiner Auslegung gar

wohl, und wiewol er sonst einer andern Meynung ist, so räumet er doch ein, daß die Reden Christi nach den Begriffen und der Meynung der Juden eingerichtet sind, die der Heyland nicht allemal geradezu widerlegte, besonders wenn es in Umständen geschah, die die wahre Religion selbst nicht unmittelbar angiengen. Sufficit, ut quidquid hic dicitur, explicetur: id vero multo facilius juxta Pharisaeorum hypothesin, de qua verba fecimus. Jesus Christus in sermonibus, ac responsionibus suis plures supposuit vulgares sententias, quas refellere e re non putavit, eo quod nullum Religioni detrimentum erant illaturae.

Mit den Vätern der Kirche darf der Herr Pfarrer gar nicht groß thun; denn er darf nur die Streitschriften der katholischen Gelehrten über die Hexerey, und die Zauberkunst durchlesen, und er wird finden, daß beyde Theile ihre Texte für sich haben, und daß es also willkührlich sey, es mit einem Theile aus beyden halten, mit welchem man will.

Die Hexenprocesse, und Todesurtheile? — Diese sind bereits selbst in katholischen Ländern abgethan, und es dauern uns nunmehr die Opfer der Gerechtigkeit, die nach den Begriffen der unaufgeklärten Jahrhunderte verbrannt wurden, wie die meisten jener unglücklichen, die von den nunmehr allenthalben aufgehobenen Inquisitionsgerichten hingerichtet worden sind.

Die Aussprüche der Kirche, und des römischen Stuhles? — — Diese haben bisher von dieser Sache nichts bestimmtes beschlossen, noch minder aber einen dogmatischen Schluß darüber verfaßt, und den Gliedern der Kirche als ein Dogma unter Verlust der Seligkeit zu glauben anbefohlen. Die Schriften von Tartarotti, Maffei, Muratorius u. dgl. werden in Italien, und selbst in Rom nicht nur geduldet, gelesen, sondern auch geschätzt. In einzelnen Sätzen, die keine wesentliche Verbindung mit dem Religionssystem haben, sind die päbstlichen Aussprüche selbst nach der Lehre katholischer Theologen gar nicht untrüglich. Sie können irren, und haben sich öfter wirklich geirrt, wie z. B. da der Pabst Zacharias die Lehre, daß es Antipoden giebt, verworfen hat; die doch itzt niemand mehr für eine ketzerische Lehre hält, nachdem die neue Welt entdeckt ist. In Portugall weis man um keine besessene Leute mehr etwas, nachdem der König befohlen hat, daß man alle, die sich für besessen ausgeben, in das Zuchthaus sperren soll, welche Cur vielleicht auch in Elwangen noch sicherer anschlagen würde, als die Exorcismen des Hn. Gass-

ners; wer weis die Histörchen von der Marthe Brassire, und der Marie a la Coque nicht? Wenn man alle fromme Betrügerinnen (so saget selbst der katholische Theolog, der zweifelnde Baier S. 28.) bis auf die sogenannte heilige Maria von Burghausen schildern wollte, wie groß würde die Gallerie werden? Der einzige Unterschied zwischen den alten, und neuern ist dieser: vor Zeiten waren sie Sibyllen, Pytacissinen, Prophetinnen, bey uns sind sie Besessene, oder Heilige.

Was schreibt endlich der Hr. Pfarrer für Mittel vor? — I. den Glauben? — Gut! der Glauben, und das Vertrauen auf den Arzt machet den Kranken zum voraus schon halb gesund. Und wen schadet der Glaube, und das Vertrauen auf Gott dabey? II. Schrecken, Zorn, Melancholie u. s. f. sind wirkliche natürliche Hindernisse der Genesung. Also weg damit. III. Der Namen Jesus? Was soll ich sagen: ist bey der Curierart des Herrn Gassners ein wirklich guter Gebrauch, oder ein Mißbrauch des Namens Jesu? Die herumschwärmenden Landärzte machen in Bayern alle ihre Curen in dem Namen Jesu, und der heiligsten Dreyfaltigkeit (die zuhörenden Bauern reisen in einer Viertelstunde dreyßigmal die Hüte vom Kopfe, und erstaunen) ermahnen ihre Zuhörer zum Glauben und Zutrauen, bringen Texte aus der Schrift an, und wenn die Cur entweder nicht gelingt, oder die Krankheit nach der Hand wieder kömmt, so werfen sie die Schuld auf den Mangel des Glaubens, und Zutrauens, oder auf die Sünden derer, die sie curirt haben wollen. Machet aber der Herr Pfarrer seine Curen bloß in dem Namen Jesu, warum giebt er dann seinen hergestellten Patienten natürliche Arzneymittel auf die Reise mit? Warum gelingt die Cur sehr oft nicht, wenn er sich dem Patienten nicht nähern, ihn mit dem Händen nicht anrühren, uud folglich (so vermuthe ich Unglaubiger ihm sein geheimes Kräutchen nicht beybringen kann? Würde der Glauben, und der Namen Jesu nicht eben so gute und kräftige Wirkungen in einer kleinen Entfernung von dem Körper des Patienten machen können?

Wenn ich endlich den guten Pfarrer für einen wahren Apostel Jesu nicht halten kann, so lege er nicht mir, sondern sich selbst die Schuld bey. Seine Sprache ist einmal die Sprache der Apostel Jesu nicht, deren charakteristisches Kennzeichen die Sanftmuth, Demuth und Bescheidenheit war. Er saget aber im stolzen Tone S. 63. Ich betheure vor Gott und der Welt, daß ich die bösen Geister in Namen Jesu,

welcher der Besieger und Schrecker der Hölle ist, beschwö-re. Porro si in digito Dei ejicio daemonia profecto pervenit in vos regnum Dei. *Luc.* Treibe ich aber die Teufel im Namen Gottes aus, so ist wahrhaftig das Reich Gottes zu euch (Ungläubigen) gekommen. Worte, die nur ein Heiland der Welt mit dem bedeutenden Nachdrucke sagen kann.

Und was soll Jemand von der apostolischen Sanftmuth denken, mit welcher er S. 42. seinem Gegner, dem Chronikschreiber in Augsburg, begegnet. Nicht nur, daß er ihm Personaliäten in öffentlichen Blättern vorrucket, auch vertilgt, auch aus Augsburg weggeschaft soll er seyn. „Mich „wird Niemand verdenken können, sind seine apostolischen „Worte, wenn ich ein Erbärmniß mit jener Gemeinde trage, „welche einen Religionsspötter in ihrem Schoose hat. Verächter der evangelischen Gründe sind Verächter der Religion, „Verächter der Religion sind eine Pest in einen Lande. Solche Leute müssen auch aufrichtige Protestanten selbst verabscheuen. Die es nicht thun, müssen eben so wenig Religion als Sie mein Herr Chronikschreiber haben.„

So fein kann der ehrwürdige Mann seinen Gegner als den abscheulichsten Menschen abmahlen. Ganz Recht:

Qui meprise Cotin n'estime point son Roi
Et n'a selon Cotin, ni Dieu, ni Foi, ni Loi.

Bey allen diesen offenbaren Ungereimtheiten, läßt sich kaum denken, wie viel Aufsehen Hr. Gaßner in Bayern und hwaben macht. Von München und aus Bayern überhaupt len fast täglich Leute nach Ellwang abgehen, um sich von sem Pfarrer die Teufel austreiben und von den angezauber-n Krankheiten helfen zu lassen. Sie kommen mit Mirakeln zurück und verbreiten sie. Im December 1774. sind wirklich 2700 Personen in Ellwang gewesen, die ihre Zuflucht zu diesem Pfarrer genommen haben. P. Sterzinger reisete selbst dahin, und soll die Nachricht zurück gebracht haben, daß der Pfarrer solche Kuren machte, die wirklich wahr und fast zum Erstaunen wären, vielleicht hat der gute P. Sterzinger nicht offenherzig reden dürfen. Allein, wiewol man nicht weis, was Hr. Gaßner eigentlich für Mittel heimlich anwende, so macht er doch, als ein wahrer geistlicher Charlatan das Volk glauben, daß alle die Krankheiten, die er kurirt, vom Teufel herkämen, und blos durch Exorcismen, und Anrufung des Namens Jesus vertrieben würden. Einfältige Leute, bilden sich ein, er sey ein Wunderthäter. Das Ordinariat unterstützt ihn und kluge Leute dürfen, ohne verketzert zu werden,

nicht

nicht einmal etwas dagegen sagen. Die allgemeine Sage ist, daß er hauptsächlich die Convulsionen, Krämpfe, Fraisen u. d. gl. auf der Stelle herschaffen kann. Wobey die Einbildungskraft der Patienten wohl das ihrige thun mag. Z. E. die Frau v. ** hatte eine Gattung von einer hinfallenden Krankheit. Sie kam nach Ellwang ganz frisch. Auf Befehl des Pfarrers, der sie aber an dem Kopf und am Genicke anrührte, kam der Paroxisinus augenblicklich so stark, daß sie zu Boden fiel. Auf der Stelle schaffte der Pfarrer den Paroxisinus wieder weg, und er verlohr sich. Ein geschickter würde sagen, dies ließe sich gar wohl natürlich erklären. Der junge Graf *** wollte sich an seinem Magenkrampf von ihm curiren lassen. Allein er bat sich aus, der Pfarrer sollte ihn nicht anrühren. Dieser exorcirte kreuzweise, allein es kam kein Paroxisinus, kein Magenkrampf. Der Graf reisete also fort, wie er gekommen war. Daraus läßt sich wohl schließen, der Pfarrer müsse nebst der Einbildungskraft seiner Patienten, auch ein natürliches Mittel brauchen, das aber von ihm mit einem schändlichen Mißbrauche des Namens Jesus angewendet wird. Des Pfarrers Bildniß ist in Kupfer gestochen, und hängt fast in allen Zimmern andächtiger Leute und der von ihm im Druck gegebene heilige Segen hängt an an allen Thüren einfältiger und abergläubischer Leute. Wir wollen unsern Lesern eine richtige Abschrift davon mittheilen. In protestantischen Ländern, wo man von Zaubereyen und Teufelsbannereyen so wenig höret, würde man sich sonst nicht vorstellen können, welche Ungereimtheiten noch in dem katholischen Oberdeutschlande in Schwange gehen:

„Des wohlehrw. Herrn Johann Joseph Gaßners,
„seeleifrigen Pfarrers im Klösterle.„



 „Weise

*) Im Original ist dieses I. H. S. mit einem Crucifix und mit vielen Engelsköpfen umgeben, welche fein bunt ausgemahlt sind.

„Weise wider die Anfechtungen der Hölle
„zu streiten.„

„Ich befehle im Namen Jesu einem jeden Teufel insonder„heit, und allen insgesammt, daß ihr von meinem „Leibe und der Seele sollet fortweichen mit allen Anfechtun„gen, und inskünftige keine Gewalt mehr haben, mich we„der an der Seele noch am Leibe zu belästigen; denn ich will „stehen in dem Schutze Gottes, und des heiligsten Namens „Jesu. Wer ist wie Gott? Heilig, heilig, heilig ist er, den „ich über alles liebe, weil er das höchste Gut: an den ich „glaube, daß er mir helfen kann, weil er allmächtig: auf den „ich hoffe, daß er mir helfen wolle, weil er unendlich gütig „und barmherzig: mir helfen wird; weilen er es verspro„chen, und in seinem Versprechen unendlich getreu und wahr„haft ist. Ich will streiten im Leben und Tode im Namen „Gottes Vaters † und des Sohns † und des heiligen Gei„stes † Amen.„

„Kürzere Weise zu streiten.„

„Ich befehle dir höllischer Geist, und deinem Anhange durch „die Kraft des allerheiligsten Namens Jesu, daß du „alsbald mit dieser Anfechtung N. N. von meinem Leibe, „und (wenn die Anfechtung an der Seele ist) von meiner Seele „fortweichest, im Namen Gott des Va†ters, und des „Soh†nes, und des heiligen Gei†stes, Amen.„

„J Æ S U S.„

„Augsburg, zu finden bey Johann Georg Bullmann
„in der Fugerey N. 45. 1774.„

Was sagen unsere Leser dazu? Sollte man sich wohl vorstellen, daß Hr. Gaßner noch im Jahre 1774. solche Fratzen treiben dürfe. Gleichwohl will uns ein Brief aus Oberdeutschland versichern, daß der Verfasser der deutschen Chronick wirklich von dem Magistrate aus Augsburg vertrieben worden, und zwar auf Veranlassung des zweyten ungereimten Werkchens des Hrn. Gaßner; das man, wenn es in Sachsen oder Brandenburg erschienen wäre, würde ausgepfiffen haben. Hr. Gaßner soll auch seine Pfarre in Klösterle vorlohren haben. Hingegen wird ihm, sagt man, der Bischof von Regensburg eine in Boiern geben. Wie glücklich wird sich dieses Chursürstenthum bey diesem theuren Manne

befinden. Halb Baiern wird er in kurzer Zeit voll besessener und bezauberter Leute schaffen, und sie denn mit seiner exorcistischen Gauckeltasche wieder wegtreiben. — Wie wäre es, wenn Hr. Gaßner auch nach Brandenburg kommen wollte? Wir laden ihn hiemit, wenn er exorcistische Künste kann, öffentlich ein, nach Berlin zu kommen, und sie da zu zeigen. Sollten denn daselbst gar keine Teufel auszutreiben seyn? Wie muß es wohl kommen, daß der Teufel nur in den rechtgläubigen katholischen Landen hauset, und sich bey uns Ketzern so wenig, und fast gar nicht sehen läßt. Wir verdienten doch eher von ihm geplagt zu werden, als die Rechtgläubigen? —

Sp.

Todesfälle.

Hr. Johann Friedrich Agricola K. Preuß. Hofkomponist, starb zu Berlin im December 1774. Er war ein Mann von seltner Gelehrsamkeit und Einsicht in seine Kunst. Er hat sich durch sehr gründliche musikalische Schriften und durch die Komposition verschiedener Opern und anderer Singstücke, berühmt gemacht. In der A. d. Bibl. hat er von Anfange derselben, den größten Theil der musikalischen Recensionen und Anzeigen, verfertigt.

Hr. G. Heinr. Ayrer, Doct. geheimer Justizrath und ältester Prof. der Rechtsgelahrheit starb nach einer kurzen Krankheit am 23ten April 74. im 73 Jahre seines Alters.

Hr. M. Erdm. Siegm. Basch, erster Diakonus und Hr. Joh. Lud. König, Herzogl. Weimar. Oberkonsistorialassessor u. Archidiakonus starben zu Weimar, der erste am 12t. May, der andere am 15ten Jun. 1773. Beyde haben sich durch einige kleine Schriften bekannt gemacht.

D. J. Heinr. Becker, Prof. der Gottesgel. bey der Rostocker Akademie starb 1774. im 76 Jahre seines Alters.

Hr. D. und Prof. Theodor Berger, starb den 20ten Nov. 73. zu Koburg in einen Alter von 91 Jahren.

1774. Den 13 October starb zu Stettin Hr. Johann Christoph Bischoff Lehrer an den dasigen Akademischen Gymnasium, im 73ten Jahre seines Alters.

Hr. D. Heinrich Brockes, Herzogl. Sächßl. Gothaischer Hofr. und vormaliger ordentlicher Lehrer der Rechte zu Jena, starb zu Lübek den 25ten May 73. als zweeter präsidirender Bürgermeister in einem Alter von 67 Jahren.

1774. 17 May starb zu Zerbst. Hr. Bülau. Fürstl. Hofrath, Syndicus der Stadt, und Lehrer der Rechte an den Fürstl. Anhaltischen Gesammt-Gymnasium. Er hat verschiedene Schriften ohne seinen Namen geschrieben die vornehmste ist ein mit vieler Einsicht und Laune geschriebenes Werkchen: Noch etwas zum deutschen Nationalgeist. 8 Er hat einigen Antheil an der A. d. Bibl. gehabt.

Hr. Prof. Eberh. Christ. Canz, starb zu Tübingen am 16ten Nov. 63. plötzlich im 48 Jahre seines Alters.

Hr. D. Maternus de Cilano, Königl. Dänischer Justizrath und vormaliger Prof. der Naturlehre und Alterthümer beym altonaischen Gymnasio, ein durch seine kritische Kenntniß der Alten bekannter Gelehrter, starb daselbst am 9. Jul. 73. im 78ten Jahre seines Alters.

Im August 73. starb zu Dillenburg der Fürstl. Naußauische Justizrath, Hr. Anton Ulrich von Ehrat, welcher durch verschiedene histor. Schriften, besonders durch seinen Cod. diplomaticum Quedlinburgensem bekannt worden.

Hr. J. G. Estor, geheimer Rath, Kanzler der Universität und erster Rechtsgelehrter zu Marpurg ist neulich, im 74ten Jahr seines Alters verstorben.

Zu Jena ist neulich der aus Kiel vor weniger Zeit dahin gegangne berühmte Hr. Prof. Faber, der eben eine neue philosophische Bibliothek herauszugeben angefangen hatte sehr jung im 29ten Jahr verstorben.

Hr. Matth. Fuhrmann, ein wegen seiner allgemeinen Kirchen und Weltgeschichte von Oesterreich und anderer historisch Schriften bekannter Mann, der Oesterreichischen Provi Generaldefinitor ist im Jahr 1773. zu Wien gestorb

Zu Danzig ist der Hr. Past. Gerber den 11ten Febr. 74. einer der vornehmsten Mitarbeiter dasiger theol. Beri gestorben.

Hr. Mich. Joh. Christoph Hanov Phil. Prof. und B thekarius am Danziger akad. Gymnasio starb 1773. t den 21 und 22ten Sept. im 78ten Jahre seines A von seinem Leben und Schriften wird in den Nov. Erudit. Lipsiensibus ausführl. Nachr. ertheilet.

Am 16 April 74. starb zu Dresden der älteste Churf. Hofmed. Hr. D. Samuel Kretschmar an einer Brustkrankheit.

Den 20ten April 74. starb der um die pohlnische Geschichte und Rechte sehr verdiente Hr. Gottfried Lengnich, beyder Rechte Doktor, Mitgl. der Kais. Akad. der Wiss. zu Petersbl. Syndikus der Stadt Danzig, Königl. Pohlnisch. u. Churf. Sächsischer Legationsrath im 85 Jahre seines Alters.

Hr. Chr. Gottl. Ludwig, Prof. der Therapevtik zu Leipzig, ist am 7ten May zu Leipzig verstorben.

Hr. D. Christ. Theophilus Mayer, der Medicin ausserordentlicher und öffentlicher Lehrer auf der Jenaischen hohen Schule, starb daselbst am 24ten Juli 73. in einem blühenden Alter von 27 Jahren an der Auszehrung.

Hr. G. Joachim Marxk, Prof. der Theologie zu Kiel, starb daselbst am 5ten März in einem hohen Alter.

Hr. D. Ludw. Gottfr. Mogen, ehemaliger Lehrer der Rechte in Gießen, starb im Jahr 1773. zu Erfurth.

Hr. G. L. Mogen, Hofr. und Prof. der Rechte, starb den 10ten März zu Gießen.

Der verdiente Hr. Rektor Müller in Hamb. ist im Aug. 1773. im 74ten Jahre seines Alters gestorben.

Hr. Joh. Joach. Quanz, Königl. Kammermusikus, starb zu Potsdam den 12ten Jul. 73. im 77ten Jahre seines Alters. Er hat den Versuch einer Anweisung, die Fleute traversiere zu spielen, geschrieben, war selbst einer der größten Flötenspieler, ein treflicher Komponist und ein gebohrner Deutscher. Der König hat ihm auf seinem Grabe ein Denkmahl setzen lassen.

Am 19. May 73. starb zu Apolde der Hr. Superintendent Joh. Leopold Reckenberger im 71ten Jahre seines Alters. Er hatte sich vorher auf der Jenaischen Akademie durch seine orient. Sprachkenntniß, durch unterschiedene Schriften und besonders durch sein hebraisches Lexikon viel Beyfall erworben.

Hr. Karl Conrad Reitz., Prof. der Weltweisheit, starb zu Harderwick im Sept. 1773. in einem Alter von 65 Jahren.

D. Georg Gottlob Richter, Königl. Großbritt. Hofrath und Prof. Med. Primarius, auch Senior der Med. Facultät, welcher Göttingen von seiner Stiftung an gezieret, und durch seine Gelehrsamkeit, Dichtkunst, schöne Wissenschaften, Büchern, Schriften und Rechtschaffenheit ein rühmliches

liches Andenken bey der Nachwelt gestiftet, starb am 28ten May 73. im 80ten Jahre seines rühmlichen Alters.

Zu Erfurth starb am 31 Dec. 73. im 80ten Jahre seines Alters Hr. D. Jo. Georg Rumpel, Syndikus und Consulent des Evangel. Ministerii, auch Direktor der Churmainzischen Akademie der Wissenschaften.

Zu Memmingen ist der berühmte Senior Schellhorn in einem Alter von 60 Jahren verstorben.

Hr. Past. Adam Gottl. Schirach zu Kleinbauzen, der sich durch seine Bemühungen in der Bienenkenntniß und Pflege so verdient gemacht, starb den 3 April 73. im 48ten Jahre seines Alters.

Hr. Rektor und Prof. des Anspach. Gymnasii Nik. Schwebel ist am 7 Dec. 73. gestorben. Hat sich durch viel nützl. Einladungsschriften, durch Ausgaben, des Bion u. Moschus, des Onosander Vegetius, Epiktet und Frontinus ungemein verdient gemacht.

Hr. Stemler, D. und Superintendent in Leipzig, starb daselbst am 29ten März 73.

Hr. J. Heinr. Schütte, D. und Landphys. zu Cleve, starb daselbst am 20ten Jan. 1774. im 80 Jahre seines Alters an einem Schlagfluß.

Hr. Jo. Christ. Tilling, ausserordentlicher Prof. der Arzneykunde, der lange Karlsbader Brunnenarzt gewesen und verschiedene kleine Schriften davon herausgegeben, starb im April 1774. in Leipzig.

Hr. Prof. Ernst Thom, starb 73. zu Gießen im 59ten Jahr seines Alters.

Den 26ten Jan. 74. starb zu Frankf. an der Oder Herr D. Töllner, Prof. Phil. Ord. und Theol. extraord. an einer Brustkrankheit.

Den 14ten Jan. 74. starb zu Wernigerode Hr. L. A. Unzer, im 26ten Jahre seines Alters, seine letzte Schrift war die Abh. von den chinesischen Gärten.

Der in der gelehrten Welt durch viele Schriften sehr berühmte Hr. D. Rudolph Augustin Vogel, Königl. Großbrittan. Leibarzt, öffentl. Lehrer der Arzneywiss. ordentl. Mitgl. der Götting. Soc. der Wissenschaften, Mitgl. der Akad. der Naturforscher, der Schwedisch. und Churmainzisch. Societäten, auch Physikus im Fürstenthum Göttingen, starb daselbst im 50 Jahr seines Alters.

Den 22ten Jan. 74. starb zu Danzig Hr. Gottlieb Wernsdorf, Prof. der Beredsamkeit und Dichtkunst, Mitgl. der

Königl.

Königl. Preußl. Akad. der Wissenschaften, im 56ten Jahre seines Alters.

M. Ernst Theodor Adolph Westhof, Konrektor an der Schule zu Plauen, ist am 10ten Jun. 73. daselbst im 33ten Jahre seines Alters an einer Auszehrung gestorben.

Beförderungen.

Hr. Mag. Ancher aus Göttingen, der fürnehmste Arbeiter an der daselbst unter der Aufsicht des Hrn. Konsist. Rath Walchs herauskommenden philologischen Bibliothek, geht als Lektor der oriental. Sprachen nach Kopenhagen.

Der Hr. D. und Prof. J. F. Bahrdt in Leipzig, ist an die Stelle des verstorbenen D. Stemlers zum Superintendenten ernennet worden.

Hr. Prof. Crell ist als ordentl. Lehrer der Arzneygelahrtheit vom Collegio Carolino nach Helmstädt gegangen.

Hr. Carl Fr. Dietrich ist zum ordentl. Prof. des bürgerlichen Rechtes und zum Beysitzer der Erfurtischen Juristenfakultät ernennet worden.

Hr. Johann August Eberhard, Prediger beym Arbeitshause zu Berlin, ist Prediger in Charlottenburg worden.

Der bisherige Prof. Juris ordinarius zu Kiel, Hr. D. Johann Heinrich Frick ist zum Prof. Juris ordinario auf der Hallischen Universität berufen.

Hr. Chr. Benj. Funk, zu Leipzig, hat die durch Haubolds Tod erledigte Stelle der Physik erhalten.

Der Hr. Gen. Superint. und Prof. der Theol. D. Förtsch ist von Göttingen nach Haarburg als Generalsuperint. gegangen.

Hr. Mag. und Adjunktus Gerling in Göttingen, schlägt einen Ruf zu einer Profeßion der Theologie nach Erlangen aus, um als deutscher Prediger der Hofkirche nach London zu gehen.

D. Christ. Gmelin ist an die Stelle des Hrn. Prof. Werners als Prof. Juris ordinarius mit dem Charakter als Hofrath von Tübingen nach Erlangen berufen worden.

Hr. D. Chr. Gottfr. Gruner in Breslau, Verf. der censurae librorum Hippocraticorum, ist zum ordentl. Lehrer der theoretischen Medicin und Kräuterkunde zum 3ten medic. Fakultisten nach Jena berufen worden.

Hr.

Hr. D. Haase, ist zu Leipzig ausserordentlicher Prof. der Med. geworden.

Hr. Emilius Ludw. Homberg zu Vach, Hofger. Rath und Lehrer der Rechte zu Marburg ist daselbst als Vicekanzler, mit dem Range und Titel eines geheimen Regierungsrathes an die Stelle des verstorbenen Kanzlers, Hr. Estors gesetzt worden.

Hr. Prof. Klinkosch in Prag ist zum Kaiserl. Königl. Hofrath ernennet worden.

Hr. D. Ch. L. Lieberkühn ist 1773. zum Prof. Juris ordin. am Stettinischen Gymnasio berufen worden.

Hr. D. Mellmann ist zum öffentl. Lehrer der Rechte auf der Kieler Akademie bestellt worden.

Hr. M. Meyen, Pastor zu Koblenz in Vorpommern, ist zum Prof. Adjunktus der Mathematik und Physik zu Stettin mit einem Interimsgehalt, so lange Herr Prof. Bischof noch lebet, bestellet worden.

Hr. Gabr. Christ. Benj. Mosche, bisheriger Schwarzburg-Sondershäusischer Konsistor. und Kirchenrath, auch Superintendent zu Arnstadt, ist zum Senior des Evang. Ministerii zu Frankf. am M. berufen.

Der Hr. D. und Prof. Joh. Ernst Neubauer zu Jena hat den Charakt. als Weimar. Obervormundsch. Hofrath erhalten und ist zugleich zweeter Fakultist geworden.

Hr. D. Rehkopf in Helmstädt ist, nachdem er die Superintendentur, nebst einer Professurstelle der Theol. zu Göttingen ausgeschlagen, zum Abt von Marienthal ernannt worden.

D. Adolph Fr. Reinhard, Herzogl. Strelitzischer Justizrath und Ritterschaftl. Syndikus ist 1773. zum Konsistor. Rath und ersten Prof. der Rechte nach Bützow berufen worden.

Hr. D. und Pr. Richter, Verf. der chirurg. Bibliothek in Göttingen, ist von da nach Kassel, als zweeter Leibarzt und Oberaufseher des neuerbauten prächtigen Hospitals, mit einem ansehnlichen Gehalte berufen.

Hr. Rosenmüller, bisheriger Prediger zu Königsb. in Franken, hat den Ruf zur vierten theologischen Professur in Erlangen erhalten und angenommen.

Hr. Serain ist in Strasb. an die Stelle des Hr. Hofr. Weisgen, und Hr. D. Röderer an die Stelle des Hrn. D. Fried eingerückt.

Hr. Doktor Seiler in Erlangen, hat einen Ruf nach Göttingen ausgeschlagen, und nebst Vermehrung seines Gehaltes, den Titel eines geheimen Kirchenraths erhalten.

Hr.

Hr. M. Gotth. Hartmann Schramm zu Jena ist daselbst außerordentl. Lehrer der Philosophie geworden.

Der Herzogl. Meklenburgische Leibarzt und Hofr. Hr. Spangenberg zu Ludwigslust, geht als dritter Professor der Medicin nach Bützow.

Hr. J. C. Spitz, vormaliger Prof. in Halle, jetziger geh. Kriegesrath ist an die Stelle des zu Wetzlar verstorbnen Churbrand. Subdelegirten Hrn. J. H. Reuter, ehemaligen Prof. in Halle, nach Wetzlar gegangen.

Hr. Prof. Succow zu Jena ist, nachdem der H. Justizrath Kremer nach Darmstadt berufen worden, an dessen Stelle als Prof. der Oekonomie und erster Sekret. der Churpfälzischen physikal. ökonom. Gesellschaft nach Lautern berufen worden.

Der Hr. Prof. Trendelenburg aus Bützow, wird als Assessor des Königl. hohen Tribunals nach Wismar gehen.

In die Stelle des seel. Hrn. D. Töllners zu Frankf. an der Oder, ist der Hr. Konsist. Rath D. J. C. Steinbart berufen worden.

Hr. D. Weigel in Greifsw. ist bey der dasigen medicinischen Fakultät Adjunkt und Aufseher des botanischen Gartens geworden.

Hr. D. Zickler in Jena hat die zwote Stelle in der theol. Fakultät erhalten, und Hr. Danovius ist an die 3te Stelle in derselben gekommen.

Anzeigen.

Ein Ungenannter hat in einem den 24ten Sept. 1774. datirten Briefe an den Verleger, (der aber erst im Novemb. ber vor. J. eingelaufen ist) von den Verfassern der allgemeinen deutschen Bibliothek, ein theologisches und juristisches Bedenken, über eine gewisse Frage, und die Einrückung desselben in dieses Werk verlangt; da aber die Bibliothek bloß der Anzeige neuer deutscher Bücher gewidmet ist, und folglich die Beantwortung der vorgelegten Frage, in derselben nicht füglich abgedruckt werden kann: so wird der Ungenannte ersucht, dieselben bey dem Verleger mit Vorzeigung des Siegels, womit sein Brief besiegelt gewesen, abfodern zu lassen, oder eine Adresse zu geben, wohin sie geschickt werden kann.

Hr. D. Haase, ist zu Leipzig ausserordentlicher Prof. der Med. geworden.

Hr. Emilius Ludw. Homberg zu Vach, Hofger. Rath und Lehrer der Rechte zu Marburg ist daselbst als Vicekanzler, mit dem Range und Titel eines geheimen Regierungsrathes an die Stelle des verstorbenen Kanzlers, Hr. Estors gesetzt worden.

Hr. Prof. Klinkosch in Prag ist zum Kaiserl. Königl. Hofrath ernennet worden.

Hr. D. Ch. L. Lieberkühn ist 1773. zum Prof. Juris ordin. am Stettinischen Gymnasio berufen worden.

Hr. D. Mellmann ist zum öffentl. Lehrer der Rechte auf der Kieler Akademie bestellt worden.

Hr. M. Meyen, Pastor zu Koblenz in Vorpommern, ist zum Prof. Adjunktus der Mathematik und Physik zu Stettin mit einem Interimsgehalt, so lange Herr Prof. Bischof noch lebet, bestellet worden.

Hr. Gabr. Christ. Benj. Mosche, bisheriger Schwarzburg-Sondershäusischer Konsistor. und Kirchenrath, auch Superintendent zu Arnstadt, ist zum Senior des Evang. Ministerii zu Frankf. am M. berufen.

Der Hr. D. und Prof. Joh. Ernst Neubauer zu Jena hat den Charakt. als Weimar. Obervormundsch. Hofrath erhalten und ist zugleich zweeter Fakultist geworden.

Hr. D. Rehkopf in Helmstädt ist, nachdem er die Superintendentur, nebst einer Professurstelle der Theol. zu Göttingen ausgeschlagen, zum Abt von Marienthal ernannt worden.

D. Adolph Fr. Reinhard, Herzogl. Strelitzischer Justizrath und Ritterschaftl. Syndikus ist 1773. zum Konsistor. Rath und ersten Prof. der Rechte nach Bützow berufen worden.

Hr. D. und Pr. Richter, Verf. der chirurg. Bibliothek in Göttingen, ist von da nach Kassel, als zweeter Leibarzt und Oberaufseher des neuerbauten prächtigen Hospitals, mit einem ansehnlichen Gehalte berufen.

Hr. Rosenmüller, bisheriger Prediger zu Königsb. in Franken, hat den Ruf zur vierten theologischen Professur in Erlangen erhalten und angenommen.

Hr. Serain ist in Strasb. an die Stelle des Hr. Hofr. Weisgen, und Hr. D. Röderer an die Stelle des Hrn. D. Fried eingerückt.

Hr. Doktor Seiler in Erlangen, hat einen Ruf nach Göttingen ausgeschlagen, und nebst Vermehrung seines Gehaltes, den Titel eines geheimen Kirchenraths erhalten.

Hr. M. Gotth. Hartmann Schramm zu Jena ist daselbst außerordentl. Lehrer der Philosophie geworden.

Der Herzogl. Meklenburgische Leibarzt und Hofr. Hr. Spangenberg zu Ludwigslust, geht als dritter Professor der Medicin nach Bützow.

Hr. J. C. Spitz, vormaliger Prof. in Halle, jetziger geh. Kriegesrath ist an die Stelle des zu Wetzlar verstorbnen Churbrand. Subdelegirten Hrn. J. H. Reuter, ehemaligen Prof. in Halle, nach Wetzlar gegangen.

Hr. Prof. Succow zu Jena ist, nachdem der H. Justizrath Kremer nach Darmstadt berufen worden, an dessen Stelle als Prof. der Oekonomie und erster Sekret. der Churpfälzischen physikal. ökonom. Gesellschaft nach Lautern berufen worden.

Der Hr. Prof. Trendelenburg aus Bützow, wird als Assessor des Königl. hohen Tribunals nach Wismar gehen.

In die Stelle des seel. Hrn. D. Töllners zu Frankf. an der Oder, ist der Hr. Konsist. Rath D. J. C. Steinbart berufen worden.

Hr. D. Weigel in Greifsw. ist bey der dasigen medicinischen Fakultät Adjunkt und Aufseher des botanischen Gartens geworden.

Hr. D. Zickler in Jena hat die zwote Stelle in der theol. Fakultät erhalten, und Hr. Danovius ist an die 3te Stelle in derselben gekommen.

Anzeigen.

Ein Ungenannter hat in einem den 24ten Sept. 1774. datirten Briefe an den Verleger, (der aber erst im November vor. J. eingelaufen ist) von den Verfassern der allgemeinen deutschen Bibliothek, ein theologisches und juristisches Bedenken, über eine gewisse Frage, und die Einrückung desselben in dieses Werk verlangt; da aber die Bibliothek bloß der Anzeige neuer deutscher Bücher gewidmet ist, und folglich die Beantwortung der vorgelegten Frage, in derselben nicht füglich abgedruckt werden kann: so wird der Ungenannte ersucht, dieselben bey dem Verleger mit Vorzeigung des Siegels, womit sein Brief besiegelt gewesen, abfodern zu lassen, oder eine Adresse zu geben, wohin sie geschickt werden kann.

Es

Hr. D. Haase, ist zu Leipzig ausserordentlicher Prof. der Med. geworden.

Hr. Emilius Ludw. Homberg zu Vach, Hofger. Rath und Lehrer der Rechte zu Marburg ist daselbst als Vicekanzler, mit dem Range und Titel eines geheimen Regierungsrathes an die Stelle des verstorbenen Kanzlers, Hr. Estors gesetzt worden.

Hr. Prof. Klinkosch in Prag ist zum Kaiserl. Königl. Hofrath ernennet worden.

Hr. D. Ch. L. Lieberkühn ist 1773. zum Prof. Juris ordin. am Stettinischen Gymnasio berufen worden.

Hr. D. Mellmann ist zum öffentl. Lehrer der Rechte auf der Kieler Akademie bestellt worden.

Hr. M. Meyen, Pastor zu Koblenz in Vorpommern, ist zum Prof. Adjunktus der Mathematik und Physik zu Stettin mit einem Interimsgehalt, so lange Herr Prof. Bischof noch lebet, bestellet worden.

Hr. Gabr. Christ. Benj. Mosche, bisheriger Schwarzburg-Sondershäusischer Konsistor. und Kirchenrath, auch Superintendent zu Arnstadt, ist zum Senior des Evang. Ministerii zu Frankf. am M. berufen.

Der Hr. D. und Prof. Joh. Ernst Neubauer zu Jena hat den Charakt. als Weimar. Obervormundsch. Hofrath erhalten und ist zugleich zweeter Fakultist geworden.

Hr. D. Rehkopf in Helmstädt ist, nachdem er die Superintendentur, nebst einer Professurstelle der Theol. zu Göttingen ausgeschlagen, zum Abt von Marienthal ernannt worden.

D. Adolph Fr. Reinhard, Herzogl. Strelitzischer Justizrath und Ritterschaftl. Syndikus ist 1773. zum Konsistor. Rath und ersten Prof. der Rechte nach Bützow berufen worden.

Hr. D. und Pr. Richter, Verf. der chirurg. Bibliothek in Göttingen, ist von da nach Kassel, als zweeter Leibarzt und Oberaufseher des neuerbauten prächtigen Hospitals, mit einem ansehnlichen Gehalte berufen.

Hr. Rosenmüller, bisheriger Prediger zu Königsb. in Franken, hat den Ruf zur vierten theologischen Professur in Erlangen erhalten und angenommen.

Hr. Serain ist in Strasb. an die Stelle des Hr. Hofr. Weigen, und Hr. D. Röderer an die Stelle des Hrn. D. Fried eingerückt.

Hr. Doktor Seiler in Erlangen, hat einen Ruf nach Göttingen ausgeschlagen, und nebst Vermehrung seines Gehaltes, den Titel eines geheimen Kirchenraths erhalten.

Hr.

Hr. M. Gotth. Hartmann Schramm zu Jena ist daselbst außerordentl. Lehrer der Philosophie geworden.

Der Herzogl. Meklenburgische Leibarzt und Hofr. Hr. Spangenberg zu Ludwigslust, geht als dritter Professor der Medicin nach Bützow.

Hr. J. C. Spitz, vormaliger Prof. in Halle, jetziger geh. Kriegesrath ist an die Stelle des zu Wetzlar verstorbnen Churbrand. Subdelegirten Hrn. J. H. Reuter, ehemaligen Prof. in Halle, nach Wetzlar gegangen.

Hr. Prof. Succow zu Jena ist, nachdem der H. Justizrath Kremer nach Darmstadt berufen worden, an dessen Stelle als Prof. der Oekonomie und erster Sekret. der Churpfälzischen physikal. ökonom. Gesellschaft nach Lautern berufen worden.

Der Hr. Prof. Trendelenburg aus Bützow, wird als Assessor des Königl. hohen Tribunals nach Wismar gehen.

In die Stelle des seel. Hrn. D. Töllners zu Frankf. an der Oder, ist der Hr. Konsist. Rath D. J. C. Steinbart berufen worden.

Hr. D. Weigel in Greifsw. ist bey der dasigen medicinischen Fakultät Adjunkt und Aufseher des botanischen Gartens geworden.

Hr. D. Zickler in Jena hat die zwote Stelle in der theol. Fakultät erhalten, und Hr. Danovius ist an die 3te Stelle in derselben gekommen.

Anzeigen.

Ein Ungenannter hat in einem den 24ten Sept. 1774. datirten Briefe an den Verleger, (der aber erst im November vor. J. eingelaufen ist) von den Verfassern der allgemeinen deutschen Bibliothek, ein theologisches und juristisches Bedenken, über eine gewisse Frage, und die Einrückung desselben in dieses Werk verlangt; da aber die Bibliothek bloß der Anzeige neuer deutscher Bücher gewidmet ist, und folglich die Beantwortung der vorgelegten Frage, in derselben nicht füglich abgedruckt werden kann: so wird der Ungenannte ersucht, dieselben bey dem Verleger mit Vorzeigung des Siegels, womit sein Brief besiegelt gewesen, abfodern zu lassen, oder eine Adresse zu geben, wohin sie geschickt werden kann.

Es ist in der Neuen Hamburger Zeitung bekannt gemacht worden, daß ein Buch unter dem Titel

Leben und Meynungen des Hn. Magister Sebaldus Nothanker. Zweyter Band. Frkfh. und Leipzig, 1774. in 8.

erschienen und zu verkaufen sey. Es mag mit diesem sogenannten zweyten Bande für eine Bewandniß haben welche es wolle, so ist so viel gewiß, daß er nicht von dem Verfasser des im Jahr 1773. in meinem Verlag erschienen ersten Bandes ist. Damit sich indessen kein Leser durch den falschen Titel irre machen lasse, so habe ich das Publikum hierdurch benachrichtigen wollen, daß der ächte zweyte Theil von dem Verfasser des ersten Theils seit Anfange dieses Jahrs wirklich unter der Presse ist, und in der zukünftigen Ostermesse unfehlbar in meinem Verlag mit K. Preußl. und Churfürstl. Sächs. allergn. Freyheiten erscheinen wird. Berlin, den 13 Hornung, 1775.

Friedrich Nicolai.
Buchhändler zu Berlin.

Druckfehler.

In des XXII. Bandes II. Stück.

S. 430. Gewissenslehre l. Gewissensehe. S. 467. Z. 6. dem Inhalte und Verstande l. den Inhalt und Verstand. S. 468. letzte Zeile, dem l. den. S. 472. Anfanges l. Anhangs.

In des XXIII. Bandes I. Stück.

S. 141. Z. 27. aufnimmt l. auf einmal. S. 143. Z. 2. von unten 390. l. 399. S. 156. Z. 9. statt einmal l. immer. S. 156. Z. 3. von unten l. der setzt Paulus ihn. S. 157. Z. 4. l. das undeutlichere. S. 240. Z. 14. st. weniger l. wenigen.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03343 572